



Christoph Michl, Jahrgang 1946, ist in streng lutherischen Kreisen groß geworden. Er konnte aber trotz seiner theologischen Ausbildung aus Gewissensgründen nicht ins Pfarramt gehen. In seinem sehr spannungsreichen Leben hat er sich trotzdem ständig mit der Bibel, dem christlichen Glauben und der Kirche auseinandergesetzt. Er, dem es ähnlich wie Luther ergangen war, hat dann, nach seinem inneren Glaubenskampf, eine Gesundheitsbewegung, das Fasten-Wandern, ins Leben gerufen und ein neues religiöses Denken und Empfinden ohne Bibel und Gottesvorstellung entwickelt.

Er arbeitete Luther, die Reformation und Teile der Kirchengeschichte nicht nur gründlich, gewissenhaft und kritisch von den Anfängen der Kirche und der Missionierung Deutschlands bis heute auf, sondern vergleicht die Entwicklung und das Wirken Luthers auch mit Jesus, Paulus, Augustinus, Mohammed, den Vorreformatoren, den Mitreformatoren und mit sich selbst. Besonders beschäftigt ihn, warum es in Deutschland mit dem Thesenanschlag zu einer solchen Erregung und Explosion kommen konnte. Er untersucht deshalb gründlich die damalige gesellschaftliche Wandlung vom Lehnswesen zur produzierenden Wirtschaftsweise.

Er hält Luther bis zu dessen „Turmerlebnis“ für einen Psychopathen. Nach Luthers innerer Wandlung sprudelt dieser jedoch von neuen Erkenntnissen und Reformideen und ist äußerst schöpferisch. Michl bedauert jedoch, dass Luther nicht in der Lage war, seine eigene Entwicklung, seine Vorstellungswelt und die Bibel kritisch zu hinterfragen. Auch habe sich dieser leider in den Wahn versteigert, „Gottes“ Plan mit den Menschen wieder durchschaut zu haben. Außerdem habe Luther weiterhin unter der Angst vor der Hölle gelitten, sonst hätte er nicht so gegen die Humanisten, Juden und Andersdenkende toben können. Trotzdem weiß Michl, Luther gerecht zu werden und ihn zu würdigen, z. B. in Bezug auf die Schaffung des Hochdeutschen und des damit verbundenen aufkeimenden Nationalbewusstseins. Auch ist ihm die Bibelübersetzung, die nun ein Aufarbeiten der religiösen Quellen vereinfachte, und der Ausbau des Schulwesens zu verdanken.

Besonders setzt sich Michl auch mit der Lutherbeurteilung im Kommunismus, in der jetzigen Katholischen Kirche und in den heute noch weltweiten strenggläubigen lutherischen Kirchen auseinander. Ebenfalls vergleicht er die Reformation mit ähnlichen politischen Unruhen, z. B. der Umweltschutzbewegung.

Oft sind ihm die Tränen gekommen, wenn er den Mut Luthers bewunderte und sah wieviel Unrecht den damaligen Menschen sowohl von der Katholischen Kirche wie auch von evangelischer Seite angetan wurde. Es schmerzt ihn auch, wenn er bei heutigen Lutherartikeln lesen muss, wie wenig dieser Lichtträger verstanden wird.

Auch gibt Christoph Michl überall in seinem Lutherbuch Anregungen für eine zeitgemäße und an der natürlichen Ordnung orientierte religiöse Erneuerung.

Der ehemalige Deutschlehrer schreibt in einfachem, klarem Deutsch und gibt bei Unverständlichem Erklärungen.



Christoph
Michl

MIT LUTHER ZU NEUEN UFFERN

Verlag
Mensch
Umwelt
Erde

Christoph Michl

Mit Luther zu neuen Ufern



Die eigentliche Reformation beginnt erst

VERLAG MENSCH-UMWELT-ERDE

Vorwort

Es ist mein Anliegen, möglichst alle Verdienste Luthers voll zu würdigen und das Bahnbrechende, das von ihm und der Reformation ausging, in seiner Tiefe zu erfassen und der heutigen Zeit zu vermitteln. Gerecht kann man Luther jedoch nur werden, wenn man auch untersucht, wie sich sein Wesen und Gemüt, seine Begeisterung und Leidenschaft, sein Glaube und seine Tatkraft entwickelten.

Außerdem muss man sich aber auch darüber im Klaren sein, dass er ebenso wie tausend andere, die von gleicher Ergriffenheit und mit gleichem Feuereifer erfüllt waren, hätte erfolglos bleiben können und vergessen worden wäre. Seine Zeit war aber für einen Umbruch reif. Deshalb ist man genötigt, die gesamte damalige Erregtheit und die damit verbundenen religiösen und politischen Bewegungen mit aufzuarbeiten. Leider wird Luther, der ein so bedeutender Wendepunkt in der Geschichte des Abendlandes war, meistens nicht genügend in die Zeit- und Geistesgeschichte eingeordnet.

Zu Anfang meines Buches berichte ich sehr ausführlich über meine persönlichen Beziehungen zu Luther, damit mir nicht unterstellt werden kann, ich würde ihn nicht genügend verstehen und würdigen, ja ihm sogar Unrecht tun. Ich bin vielmehr seit meiner Kindheit sehr mit ihm vertraut und bewunderte und liebte ihn zeitlebens. Auch wurde ich durch ihn äußerst stark geprägt. Meine Verehrung ging sogar so weit, dass ich mich in der Lutherstube auf der Wartburg verloben wollte.

Durch diese ausführliche Darstellung meiner Beziehungen zu Luther glaube ich, besonders gut in die Reformationsgeschichte und in ihre Folgen einführen zu können. Durch ein derartiges sanftes Aufarbeiten der damaligen Zeit dürften alle Zusammenhänge besser verstanden werden. Sowohl die Vorgeschichte wie auch die Auswirkungen der Reformation sind ja äußerst kompliziert.

Mir selber ist bei der Auseinandersetzung mit Luther und der Reformation bewusst geworden, was eigentlich mit Mittelalter gemeint ist. Wir unterscheiden die Abschnitte Altertum, Mittelalter und Neuzeit. Das Altertum ist die Zeit der Meder, der Perser und der ägyptischen Pharaonenreiche im Vorderer Orient, der Griechen und der Römer. Mit der Germanischen Völkerwanderung (375) und dem Untergang des Weströmischen Reiches (476) begann das Mittelalter, das sich bis zur Reformation hinzog. Mit ihr beginnt dann die Neuzeit, in der wir noch leben.

Auch hatte ich selbst immer größte Schwierigkeiten mit den Hinweisen auf die Jahrhunderte. Ich wollte, weil es anderen auch so ergehen könnte, deshalb auf derartige Angaben ganz verzichten. Das ist aber leider nicht möglich. Deshalb hier meine Erklärung: Wenn vom 4. Jahrhundert die Rede ist, dann ist nicht die Zeit gemeint, wo die Jahreszahlen mit 400 beginnen. 425 gehört also nicht ins 4., sondern bereits in das 5. Jahrhundert. Mit dem 4. Jahrhundert ist das Jahrhundert gemeint, das davor liegt und mit 301 beginnt und mit 400 endet. Das 16. Jahrhundert, also die Zeit der Reformation, beginnt also mit 1501 und endet mit 1600.

Außerdem denke ich, ich muss im Vorweg erklären, was unter Ständen zu verstehen ist, denn die werden immer wieder erwähnt. Im Mittelalter und während der

Reformationszeit gab es hauptsächlich drei Stände: 1.) den hohen (Grafen, Fürsten) und den niederen (Ritter, höhere Verwaltungsbeamte) Adel, 2.) die hohe (Bischof) und niedere (Priester) Geistlichkeit, und 3.) die städtische Oberschicht. Diese Stände bildeten in sich geschlossene Gruppen, die sich durch ihre bevorrechtigte Stellung und durch ein eigenes Lebensideal auszeichneten. Stände geringeren Ranges, die aber keine politische Bedeutung hatten, waren das einfache Bürgertum in den Städten und das freie bzw. das zu einem adeligen Gute gehörige Bauerntum. - Vom „vierten“ Stand, der Arbeiterschaft, redet man erst seit der Französischen Revolution (1789).und im 19. Jahrhundert.

In meinen Texten heißt es immer wieder, dass die Stände einberufen wurden oder sich versammelten. Gemeint sind damit die Fürsten, die Ritterschaft, die kirchlichen Würdenträger und die Vertreter der Städte. Eine Ständeversammlung war damals der Reichstag, vergleichbar mit dem heutigen Bundestag.

Auch sollte verstanden werden, was unter „Bann“ (Kirche) und „Acht“ (Staat) zu verstehen ist. Der Bann ist ein Ausschluss von den kirchlichen Sakramenten bzw. ein Totalausschluss aus der Kirche. Er ist gegen Personen und Gemeinschaften/Gebiete (Städte, Fürstentümer, Länder) gerichtet. Der Bann war für die Menschen damals so schrecklich, weil sie dadurch nach dem Tode angeblich keinen Zugang zum Himmel mehr hatten, sondern nur noch zur Hölle.

Die Acht oder Ächtung war der Ausschluss aus der staatlichen Gemeinschaft und mit dem Verlust des Vermögens verbunden. Jeder durfte, ja musste den Geächteten töten, ohne dass er zur Rechenschaft gezogen werden konnte. Die Reichsacht konnte nur der Kaiser, selbst über mächtige Fürsten, aussprechen. Sie erstreckte sich über das gesamte Reich. Z.Zt. der Reformation war wohl die Zustimmung des Reichstages dazu notwendig.

Wir sprechen auch von „Acht und Bann“. Zur weltlichen Strafe wird also die kirchliche hinzugefügt. In unseren Abhandlungen ist es jedoch gewöhnlich umgekehrt. Erst erfolgt der Kirchenausschluss (Ketzer), dann zieht der Staat mit seiner Acht nach, durch die der Betroffene für „vogelfrei“(ohne jeden Schutz) erklärt wird.

Ebenso möchte ich schon darauf hinweisen, dass Luther und die Reformation zweierlei sind. Durch Luthers Thesenanschlag 1517 wurde zwar der Anstoß zu Veränderungen gegeben. Seit etwa 1525 war die Reformation aber weitgehend eine Angelegenheit der Fürsten und Städte.

Auch wenn Luther weitgehend dem kirchlichen Denken verhaftet blieb. In verschiedener Hinsicht hat er jedoch Hervorragendes geleistet. Er nahm weitgehend den Menschen die Angst vor dem Sterben, er schuf für alle Deutschen eine sie verbindende Hochsprache, er übersetzte die Bibel und machte sie zu einem Volksbuch, er förderte das nationale Bewusstsein und er befreite Deutschland von der Macht und dem Druck der Katholischen Kirche.

Auch möchte ich vorweg betonen, dass Jesus und Christus nicht dasselbe ist. Jesus ist sein Name. Das griechische Wort Christus (Christos) ist ein Titel und bedeutet etwa der (als Priester, König) Gesalbte, der Erhabene. Anstatt Jesus Christus müsste es eigentlich heißen Jesus, der Messias, der Hochgeschätzte, der Gottge-

sandte. Ich habe mich bemüht, den Irdischen und in den Evangelien Dargestellten als Jesus zu bezeichnen, den von den Christen Verehrten, den Erlöser und den im Himmel Angesiedelten Christus zu nennen. - Die beiden Begriffe Jesus und Christus gehen jedoch im allgemeinen Sprachgebrauch wild durcheinander.

Ich bemühte mich auch, möglichst auf Fremdworte zu verzichten. Wenn ich welche verwendet habe, habe ich diesen Erklärungen beigefügt. Die Klammern, auch innerhalb der wörtlichen Rede und der Lieder, stammen immer von mir. Alles, was mir selbst unverständlich erschien, erklärte ich in einfacher Weise. Wenn mir unterschiedliche, widersprüchliche Angaben vorlagen, habe ich manchmal beide gebracht. Auch hätte ich gerne die Geldwährungen und die angegebenen Summen mit heutigen Ausgaben verglichen. Dazu habe ich aber leider keine Hinweise gefunden.

Es fiel mir nicht leicht, dieses Buch zu schreiben, denn damit habe ich sehr stark meine eigene Vergangenheit und Entwicklung aufgearbeitet. In ihm wird deutlich, wie ich selbst immer wieder zu neuen Erkenntnissen kam und mich gewandelt habe. Es erfüllte mich mit tiefem Schmerz und Trauer, wenn ich mir bewusst machte, dass ich ebenso wie Luther vieles, was mir in meiner Kindheit und Jugend hoch und heilig war, aus Gründen der Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit über Bord warf.

Meine persönliche Beziehung zu Luther und meine eigene religiöse Entwicklung

Die Beziehungen Luthers zu Altenburg in Thüringen, der Heimatstadt meines Vaters

Die Lutherbeziehung und -verehrung in meinem Elternhaus

In meinem Elternhaus war immer ganz ehrfürchtig von „Dr. Martin Luther“ die Rede. Dass Luther in unserer Familie eine so hohe Bedeutung hatte, hing hauptsächlich mit dreierlei zusammen: 1. Mein Vater, ein gläubiger, bekennender und sehr aktiver Christ, kam aus einer lutherischen Landeskirche, der Thüringischen. Nach dem Zweiten Weltkrieg lebte unsere Familie ebenfalls in einer lutherischen Landeskirche, nämlich der Hannoverschen.

2. Die Familie meiner Mutter, die aus den preußischen Provinzen Brandenburg und Schlesien stammte, hatte sich bereits um 1830/40 von der preußischen Unionskirche losgesagt und sich der neu gegründeten „Alt-lutherischen Kirche Preußens“ angeschlossen. Nach der Flucht 1945 hielten sich meine Mutter und ihre Familie zu der im Königreich Hannover entstandenen „Selbständig ev.-luth. Kirche“, in der wir Kinder auch groß wurden. 3. Mein Vater stammte nicht nur aus der Heimat und dem Wirkungsgebiet Luthers, nämlich aus Sachsen/Thüringen, sondern in seiner Heimatstadt Altenburg hatte sich Luther auch 15 oder 16mal aufgehalten.

Am Rande sei bemerkt, dass es damals, als Luther wirkte und die Reformation durchgeführt wurde, noch kein Thüringen im politischen Sinne gab. Erst nach der

Niederlage Napoleons 1815 bildeten sich die thüringischen Staaten, die sich 1920 zu Thüringen vereinigten. Ein großer Teil der Lebens- und Wirkungsstätten Luthers lag in diesem Gebiet: Eisenach, wo seine Eltern herstammten (Möhra) und wo er zur Schule ging, Erfurt, wo er sich im Kloster aufhielt, die Wartburg, wo er das Neue Testament übersetzte, und Altenburg. Eisleben, seine Geburts- und Sterbestadt, und die Universitätsstadt Wittenberg lagen nicht im heutigen Thüringen/Sachsen.

Wenn ich etwas ausführlicher auf meine persönlichen Beziehungen zu Luther und auf die Auswirkungen der Reformation eingehe, tue ich dies besonders deshalb, weil dadurch schon viel vom Umfeld Luthers, von seiner Tätigkeit und von seinen Aus- und Nachwirkungen deutlich wird. Außerdem zeigen diese, wie stark sich ein junger Mensch noch über 400 Jahre später diesem Luther verschreiben kann und sich ihm verpflichtet weiß. Außerdem dürfte dieser persönliche Vorspann die gesamte Reformationsgeschichte eindrucksvoller und spannender machen.

Die Geschichte und Bedeutung Altenburgs

Mein Vater und dessen Vorfahren mütterlicherseits stammen aus Altenburg in Thüringen, das ganz im Osten dieses Bundeslandes unmittelbar an der Grenze zu Sachsen liegt, etwa 40 Kilometer südlich von Leipzig. Es wird zuerst 976 urkundlich erwähnt. Das Schloss dort mag allerdings noch älter und ursprünglich eine Burg der Sorben gewesen sein. Es erhebt sich auf einem mächtigen auf zwei Seiten senkrecht abstürzenden Porphyrfelsen (Ergussgestein). 1134 wurde die „Altenburg“ durch Kaiser Lothar Reichsburg und anschließend zum Sitz der Burggrafen von Altenburg, die das gesamte Pleißenland zu verwalten hatten.

Mehrere Hohenstaufen-Kaiser (1138-1254) hielten von Zeit zu Zeit hier Hoflager (regierten von hier aus). Von den Hussiten (tschechische Protestanten) wurde Altenburg 1430 eingenommen und niedergebrannt. 1440 wurde es dann im heutigen Stil wieder aufgebaut. 1445 kam es bei einer Erbteilung an die Kurfürsten von Sachsen, die immer wieder hier Hof hielten (von hier aus regierten). Bis 1919 war es dann der Regierungssitz der Herzöge von Sachsen-Altenburg.

Zur Lutherzeit gehörte Altenburg zu Kursachsen, zum Kurfürstentum Sachsen. Unter den kurfürstlichen Regierungssitzen Torgau (Hauptverwaltung), Weimar und Altenburg war Altenburg wegen seiner zentralen Lage naturgemäß ein Mittelpunkt des damaligen politischen Lebens im Kurfürstentum. Die drei Beschützer der Reformation, Friedrich der Weise (1486-1525), Johann der Beständige (1525-1532) und Johann Friedrich der Großmütige (1532-1547) besuchten es häufig. Altenburg hatte damals (1509) 382 bewohnte Gebäude und, nach den einen 2.000, nach anderen 5.000 Einwohner. Es gab damals in Altenburg, das kirchlich zum Bistum Zeitz-Naumburg gehörte, fünf Klöster und 15 Kirchen bzw. Kapellen. Die älteste und Hauptkirche der Stadt war die 1089 erbaute Bartholomäuskirche.

Die Reformation in Altenburg und Luthers Beziehungen zu dieser Stadt

Mochte die Kirche in Altenburg wie überall in Deutschland in den Jahrhunderten vor der Reformation in großem Segen gewirkt und Bildung, Kultur, Liebestätigkeit und Frömmigkeit gefördert haben, je näher wir uns aber dem 16. Jahrhundert nähern, desto mehr vernachlässigte sie ihre eigentliche Aufgabe. Dass in dieser Zeit von den zahlreichen Klöstern, Kirchen und Kapellen und der Menge der hier lebenden Mönche ein segensreicher Einfluss auf das religiös-sittliche Leben ausgegangen war, ist nicht zu beobachten. Vielmehr ist das Gegenteil anzunehmen. Die Vertreter der damaligen Kirche besaßen nicht mehr viel Ansehen im Volke. Sie wurden vielfach verhöhnt und verspottet. Auch der Gegensatz, der Reichtum der Klöster und die Armut der Bürger, förderte eine Abneigung.

Das Ereignis des 31. Oktobers 1517, der Thesenanschlag Luthers in Wittenberg, blieb für Altenburg zunächst ohne unmittelbare Wirkung, obwohl dortige angesehene Bürger sich bald zu Luther bekannten. Sein erster Aufenthalt hier Anfang Januar 1519 war seine Unterredung mit dem päpstlichen Diplomaten (Abgesandten) Karl von Miltitz. Ihm gelingt es, Luther zur Zurückhaltung zu bewegen. Auch verspricht dieser, er wolle sich um einen gelehrten Bischof bemühen, der mit Luther verhandle und ihm seine Irrtümer nachweise. Von der Bevölkerung wurden diese Auseinandersetzungen aber nicht weiter wahrgenommen.

Nachdem die Altenburger Kirchengemeinde und der Stadtrat sich der Reformation zugewandt hatten, wollten sie einen evangelisch gesinnten Prediger bekommen. Da das aber nicht so recht klappte, griffen einige Bürger im Zusammenhang mit den Anfang 1522 in Wittenberg stattfindenden tumultartigen Unruhen zur Selbsthilfe und änderten in der Bartholomäuskirche die Gottesdienstordnung. Dies war aber ein Eingriff in die Rechte des Bergerklosters, dem diese Kirche gehörte. Deshalb beklagte man sich beim Bischof. Der Stadtrat und die Gemeinde blieben aber dabei, dass in ihr evangelische Gottesdienste gehalten werden sollen.

Kurz nach seinem Wartburgaufenthalt hielt sich Luther hier am 28. April 1522 zum zweiten Male auf, denn die Bilderstürmerei drohte auch auf diese Stadt zugreifen. Er predigte dort in der Bartholomäuskirche, und seine klare, entschiedene Art beruhigte die Gemüter. Der Stadtrat wandte sich bei dieser Gelegenheit mit der Bitte an ihn, den Altenburgern einen geeigneten Prediger zu vermitteln. Immer wieder empfahl dieser dem Kurfürsten welche, doch der willigte wegen der Wittenberger Unruhen nicht ein. Das Jahr 1522 ist als der eigentliche Beginn der reformatorischen Bewegung in Altenburg anzusehen. Von da an griff sie hier sehr stark um sich, und 1528 gab es dort nur noch etwa zehn Katholiken.

Der Beichtvater des Kurfürsten, Spalatin, wendet sich daraufhin in dessen Auftrag an den früheren Generalvikar (Vertreter) der Augustiner, Wenzeslaus Link, und bittet diesen, die Altenburger Predigerstelle zu übernehmen. Am 15. April 1523 traute ihn Luther während seines dritten dortigen Aufenthaltes. Es war seine erste Priestertrauung, zu der auch einige seiner Freunde aus Wittenberg, z.B. Melancthon, mitgekommen waren. Diese Verheiratung muss damals in Altenburg großes Aufsehen erregt haben. 1945 wurden meine Eltern in derselben Kirche getraut.

Oft legte Luther seinen Weg so, dass er durch Altenburg kam, z.B. als er 1529 zum Marburger Religionsgespräch fuhr und von dort zurückkehrte. Auch auf der Reise nach und von Weimar (26.4. und 3.5.1528) und auf seiner Fahrt nach Coburg und zurück (4.4.1530 und 8./9.10.1530) hielt er sich hier auf. Am 1. und 2. Februar 1537 machte Luther auch auf dem Weg nach Schmalkalden hier Halt. Auf Einladung des Kurfürsten wohnte er im Schloss, in dem auch meine Eltern lebten. Meistens übernachtete er mit seinen Begleitern jedoch bei seinem Freund Spalatin.

Spalatin setzt sich für Luther ein und führt in Altenburg die Reformation durch

Der Humanist Georg Spalatin, der seit 1511 am Altenburger Hof tätig war, war dort Hofprediger und Sekretär (Geheimschreiber) Friedrichs des Weisen. Schon vorher war er für den Aufbau der Wittenberger Universitätsbibliothek zuständig gewesen, wohin er auch noch in seinen Altenburger Jahren vierteljährlich fuhr. Diese Aufenthalte nutzte er in echter Humanistenart zum Gedankenaustausch mit alten Freunden, vor allem mit Luther, in dem er auch einen Humanisten vermutete.

Als dieser 1517 seine 95 Behauptungen an die Tür der Schlosskirchen geheftet hatte, dürfte er recht bald einen Nachdruck erhalten haben. Weil er in Luther einen Gesinnungsgenossen erblickte, wollte er ihn nun möglichst auch beim Kurfürsten unterstützen. Wir können davon ausgehen, dass er auf diesen einen großen Einfluss hatte. Er bemühte sich später auch, zwischen ihm und dem „König“ der Humanisten, Erasmus von Rotterdam, zu vermitteln.

Obwohl Spalatin weitgehend am überkommenen Glauben festhielt, konnte Luther ihn doch ein wenig für die Reformationsideen gewinnen. Spalatin setzte sich deshalb für ihn bei seinem Fürsten immer wieder ein und legte ihm dessen Anliegen und besonders dessen Sicherheit ans Herz. Selbst hatte er ja keine Machtbefugnisse. Auch Luthers Entführung auf die Wartburg nach dem Wormser Reichstag 1521 war möglicherweise seine List. Mit Recht durfte er behaupten: „Wenn ich nicht gewesen wäre, nimmer wäre es mit Luther und seiner Lehre so weit gekommen.“ Er war also einer von Luthers Wegbereitern zu dessen Erfolg, und ihm ist es wohl in erster Linie zu verdanken, dass er nicht gleich hingerichtet oder verbrannt wurde.

Als Spalatin ab 1525 voll und ganz als Pfarrer in Altenburg tätig ist, reformiert er dieses vor 1528 noch weiter. Er erkennt sofort die unhaltbaren Zustände in dieser Stadt, wo der Anteil der Vermögenslosen bzw. Armen 48 Prozent beträgt. Neben seiner Predigtstätigkeit befasst er sich deshalb vor allem mit den sozialen Nöten.

Ebenso ist er auch um die Besoldung seiner Mitarbeiter besorgt. Anstelle der früheren Stiftungen für Kirchen und Klöster sollen nun Kollekten eingesammelt werden. Von diesen sollen nicht nur die Prediger, Schulmeister und andere im kirchlichen Dienst Beschäftigte bezahlt und deren Häuser in Stand gehalten werden. Von den Überschüssen sollen vielmehr auch die Kranken, die Heimbewohner und die Armen unterstützt werden. Die Kollekten reichen dafür jedoch leider nicht aus! - Als Aufseher (Visitator) widmete er sich später auch dem Aufbau der sächsischen Landeskirche und übersetzte zahlreiche lateinische Lutherschriften.

Weitere direkte Beziehungen von Luther und seiner Reformation zu Altenburg

Darauf hinzuweisen wäre auch, dass Luthers Frau, Katharina von Bora, aus dem kleinen Dorfe Kieritzsch, das 25 Kilometer nördlich von Altenburg liegt, stammt. Der jüngste Sohn Luthers, Paul, der zuletzt kurfürstlicher Leibarzt in Leipzig war, heiratete 1554 eine Altenburgerin, Anna Warbeck. Aus dieser Ehe stammt der letzte männliche Nachkomme Luthers, Martin Gottlob Luther, Luthers Urenkel.

Von Oktober 1568 bis März 1569, Luther war bereits gestorben (1563), fand das „Altenburger Religionsgespräch“ zwischen den Philippisten (genannt nach Philipp Melanchthon, der etwas freiheitlicher gesonnen war) und den strengen Lutheranhängern statt, verlief jedoch ergebnislos. - Erinnert sei ebenfalls daran, dass man sich in Altenburg bemühte, eine möglichst vollständige Ausgabe der von Luther verfassten Schriften herauszugeben, der „Altenburger Luther-Ausgabe“ von 1662. Auch wurde die Bibel von der „Altenburger Bibelgesellschaft“ gedruckt und veröffentlicht. Sie versorgte zu DDR-Zeiten die dortige Bevölkerung zusammen mit der „Evangelischen Hauptbibelgesellschaft“ in Berlin mit der Heiligen Schrift.

Die Altlutherische Kirche Preußens. Die Beziehungen unserer Familie zu ihr

Die Fürsten bestimmen die Bekenntniszugehörigkeit ihrer Untertanen

Um zu verstehen, was sich kirchlich im Königreich Preußen abspielte und was in meinen Vorfahren vor sich gegangen sein mag, muss ich ein wenig ausholen. Die Reformation spielte dabei eine sehr große Rolle. Dieser ursprünglich religiösen Bewegung hatten sich viele deutsche Landesfürsten, nicht jedoch der Kaiser, angeschlossen. Sie hatten sie für ihre eigenen Interessen übernommen und weiter entwickelt. Die Fürsten liebten nämlich die Katholische Kirche sowieso nicht besonders, da diese das Geld außer Landes brachte und es nicht in den jeweiligen Fürstenstaaten blieb. Außerdem winkte ihnen die weitgehende Übernahme der riesigen Kirchenländereien und des unermesslichen kirchlichen Vermögens.

Es gab jedoch auch viele katholisch-gläubige Fürsten wie auch den Kaiser, die sich nicht von der Vorstellung trennen konnten, dass der von den Juden und Christen erfundene Gott eine weltumspannende Kirche eingerichtet habe, die es zu erhalten und zu beschützen gelte. Außerdem hatten viele von ihnen Angst vor dem Verlust ihres „Seelenheils“, das heißt um ihren Platz im Himmel, den sie sich in ihrer Phantasie vorstellten, wenn sie der Kirche untreu würden. Kein Wunder also, dass viele der Katholischen Kirche treu blieben und es viele Kriege zwischen der katholischen Seite und den „revolutionären“ Protestanten gab.

Die schlimmste dieser Auseinandersetzungen war der 30jährige Krieg, der von 1618 bis 1648 dauerte. Etwa die Hälfte der deutschen Bevölkerung, vielleicht auch wesentlich mehr, kam während dieser Zeit durch Kämpfe, Verhungern und die Pest ums Leben. Dieser Krieg, der wohl der furchtbarste auf deutschem Boden war, wurde, nachdem alle Kriegsparteien müde geworden waren, mit folgender Friedensformel beendet: „Cuius regio, eius religio“, das heißt dem Sinne nach: Wem das

Fürstentum gehört, der entscheidet über die Bekenntniszugehörigkeit seiner Untertanen, oder: Der Landesherr übernimmt die Entscheidung des Bekenntnisses.

Es dufte also nicht der Einzelne über seinen Glaubenszugehörigkeit selbst entscheiden. Eine Möglichkeit hatte man den Gläubigen freilich gelassen. Sie konnten auswandern und in ein Gebiet gehen, das ihren religiösen Vorstellungen entsprach. Besonders hart traf dies die Salzburger, von denen 14.000 im Jahre 1732 nach Ostpreußen übersiedelten. Viele gingen auch nach Nordamerika.

Ein merkwürdiges Ergebnis war dies, da doch während der Reformation die Freiheit des Gewissens und die Freiheit des Bekenntnisses so stark betont worden waren. Statt der mit der Reformation angeblich erkämpften Gewissensfreiheit fand am Ende des 30jährigen Krieges eine politische Entscheidung statt. Diese ist insofern verständlich, weil man endlich Frieden haben wollte.

Auf diese Weise kam man auch der katholischen und christlichen Vorstellung, dass es eigentlich nur eine Kirche und eine Trägerin der Wahrheit gäbe, ein wenig näher. In den einzelnen Gebieten wurden nämlich keine unterschiedlichen Lehrmeinungen geduldet. Für viele war es außerdem auch unmöglich, sich vorzustellen, dass jeder seinen eigenen Glauben entwickeln könne, da Gott doch „eindeutige Richtlinien“ gegeben habe. Insofern akzeptierte man es weitgehend, dass in den einzelnen Fürstentümern eine einheitliche Lehrmeinung festgelegt wurde.

Da die Grenzen der Fürstentümer nach dem 30jährigen Krieg etwa die gleichen waren wie vorher, hatte sich nach diesem die bekenntnismäßige Zugehörigkeit in Deutschland kaum verändert. Gebiete, die vorher evangelisch waren, blieben es auch weitgehend. Katholische Gebiete, besonders die Bistümer, blieben katholisch.

Die Folge dieser politischen Entscheidung war freilich für viele Gläubige recht enttäuschend, denn sie durften selbst im evangelischen Lager nicht nach ihrem eigenen Bekenntnis leben, sondern mussten sich der Entscheidung ihres Fürsten beugen. Auf evangelischer Seite gab es nämlich verschiedene, hauptsächlich zwei, Ausrichtungen. In Deutschland und Nordeuropa hatte man sich weitgehend dem Augsburger Glaubensbekenntnis (Confessio Augustana) angeschlossen und nannte sich lutherisch. In der Schweiz, entlang des Rheines und in den Niederlanden hatte sich hauptsächlich die durch die Schweizer Reformatoren geprägte Richtung durchgesetzt, der Calvinismus. Dieser wurde im Friedensschluss auch anerkannt. Heidelberg z.B. wechselte fünfmal sein religiöses Bekenntnis.

Die Verhältnisse in Schlesien sind besonders kompliziert

In den Kurfürstentümern Brandenburg und Sachsen war die Bekenntnisausrichtung eigentlich von Anfang an klar. Beide hatten sich während der Reformationszeit schon der lutherischen Bewegung angeschlossen, und sie blieben es auch nach dem 30jährigen Krieg. Komplizierter war die Lage in Schlesien (heute zu Polen gehörig). 1327/1342 ging die Lehnshoheit (Besitzrechte) über Schlesien ans Königreich Böhmen (Tschechien), das später wegen der Verbrennung (1415) des Vorreformators Johann Hus einen furchtbaren Groll sowohl auf die Katholische Kirche wie auch auf das Deutsche Reich hatte.

In wenigen anderen Gebieten soll die Lehre Luthers die Herzen so überzeugend angesprochen haben wie gerade in Böhmen, wo sie die alten Gegner, die Hussiten und die Katholiken, also beide, überzeugte und dadurch miteinander versöhnte. Kein Wunder also, wenn sich auch in Schlesien eine große Offenheit für die evangelische Lehre fand. Ein Jahr nach Luthers 95 Thesen (Behauptungen), also 1518, trat hier der erste evangelische Prediger auf. 1523 fanden diese „ketzerischen“ Überzeugungen auch in der Hauptstadt Breslau Anhänger. Die Katholische Kirche verlor hier mit rasender Geschwindigkeit an Boden.

Schlesien war völkisch alles andere als einheitlich. Im Südosten lebten hauptsächlich Slawen, die eine slawische Sprache sprachen. Sie und ganz Oberschlesien blieben in erster Linie katholisch. In Niederschlesien (Nordwesten) hatte sich dagegen bei der deutschsprechenden Bevölkerung die Reformation durchgesetzt. Jetzt ereignete sich jedoch folgendes: 1526 wurde Schlesien habsburgisch, wir würden heute sagen österreichisch. 1527 musste das Land den Habsburgern huldigen (sie anerkennen). Dabei musste Habsburg jedoch allen Ständen (Fürsten, Städten) Zugeständnisse in einem der evangelischen Sache günstigen Sinne machen.

Von dem Breslauer Bistum (Kirchenbezirk) wäre die weitere Ausbreitung des Protestantismus sicherlich nicht verhindert worden. Ebenso wenig feindselig war im Großen und Ganzen die Haltung der Stifte und Klöster. Es hatte sich zwischen den schlesischen Ständen und den katholischen Würdenträgern nämlich ein Zustand gegenseitiger Duldung entwickelt. Die Katholiken beachteten nicht die Strafgesetze, mit denen sie gegen die „Ketzer“ hätten vorgehen können, und die Stände hielten sich bei der Verstaatlichung des Kirchengutes zurück und duldeten die Oberaufsicht des Bischofs. Der Siegeszug der Reformation in Schlesien wurde jedoch dadurch aufgehalten, dass ein Teil des Landes der habsburgischen Zentralgewalt direkt unterstellt war, und diese hielt sich entschlossen an die Katholische Kirche.

Die beiden ersten österreichischen Herrscher haben sich an die 1527 vereinbarten Verpflichtungen auch weitgehend gehalten, freilich mehr aus politischen Erwägungen als aus persönlicher Überzeugung. Eine feindliche Haltung gegen die evangelische Lehre hätte zum Verlust der Provinz Schlesien führen können. In dieser klammerten sich die Herzöge, die Standesherrn, die Ritterschaft und die Stadtverwaltungen nämlich an die Reformation und an die Gleichgesinnten im Reich. Der Augsburger Religionsfriede von 1555, der Schlesische Majestätsbrief Kaiser Rudolfs II. (1576-1612) von 1609 und die diesen bestätigende Antwort des Kaisers Matthias (1612-1619) 1611 bildeten eigentlich die staatsrechtlichen Grundlagen der schlesischen Religionsfreiheit. Einen Schutz gegen die während des 30jährigen Krieges dort durchgeführte Gegenreformation boten sie jedoch nicht. Der so genannte Prager Nebenrecess (Vertrag) von 1635 hatte fast ganz Schlesien der Zwangsrekatholisierung ausgeliefert.

Auch machten die österreichischen Kaiser ab 1648 bis etwa 1711 gnadenlosen Gebrauch von der Vereinbarung, dass der Landesfürst über das Bekenntnis seiner Untertanen zu bestimmen habe. Auf Sonderbestimmungen des Westfälischen Friedens nahmen sie keine Rücksicht. So überzog Schlesien 1653/54 die nach 1629

zweite große Welle der gewaltsamen Gegenreformation. Die dritte Welle überrollte 1675 verschiedene Gebiete, als diese dem Kaiser direkt unterstellt wurden. In ganz Schlesien konnten sich nur die Stadt Breslau und das 1647 in den Besitz der Herzöge Württembergs gekommene Herzogtum Öls von der zwangsweisen Zurückführung in den Katholizismus frei halten. Einsprüche des Königs von Schweden und der evangelischen Reichsstände waren erfolglos geblieben.

Die Genehmigung der Gnadenkirchen

Die Bevölkerung Niederschlesiens hatte sich weitestgehend, bis zu 90 Prozent, zur Reformation bekannt. Als aber die Habsburger 1526, nachdem die Bevölkerung also schon weitgehend evangelisch geworden war, Schlesien übernahmen, duldeten sie, wenigstens in den ihnen direkt unterstellten Gebieten, nicht das evangelische Bekenntnis. Damit war der schlesische Protestantismus also vor seine Existenzfrage gestellt.

Um sich jedoch nicht zu sehr mit der evangelischen Bevölkerung anzulegen, bestand 1648 im Westfälischen Frieden Kaiser Ferdinand III. den protestantischen Schlesiern drei evangelische Kirchen zu, nämlich in Schweidnitz, Jauer und Glogau. Diese mussten aber außerhalb der Stadtmauern und nur aus Holz und Lehm gebaut werden und durften keinen Glockenturm haben. Erst der Vertrag von Altranstädter (westlich von Leipzig) 1707 erlaubte den Evangelischen, den Kirchen Türme hinzuzufügen und Glocken aufzuhängen.

Militärische und politische Ereignisse brachten dann eine bescheidene Wende. Im Zusammenhang mit dem Nordischen Krieg (1700-1721) und dem Spanischen Erbfolgekrieg (1701-1714) griff der Schwedenkönig Karl XII., weil er sich für die Einhaltung der Westfälischen Friedensverträge verantwortlich fühlte, die religiöse Frage in Schlesien auf und zwang Kaiser Joseph I. zum Abschluss der „Altranstädter Konvention“ (Vereinbarung). Diese erneuerte die Sonderbestimmungen der Westfälischen Friedensverträge für Schlesien und machte alle nach 1648 erfolgten Verstöße gegen diese rückgängig. In gewissen Fürstentümern konnte der evangelische Glaube nun frei ausgeübt werden, in den kaiserlichen Erbfürstentümern sollte dagegen die öffentliche evangelische Religionsausübung weiterhin verboten bleiben.

Für die Evangelischen in den kaiserlichen Erbfürstentümern brachten die Altranstädter Konvention und der Exekutionsrezess (Vollziehungsvertrag) eine bescheidene Milderung, jedoch keine Unterbrechung der Gegenreformation. Die Katholische Kirche hatte nämlich die Altranstädter Konvention und den Exekutionsrezess nicht anerkannt. Für die Protestanten wurden 1707 lediglich in Sagan, Freystadt, Militsch, Landeshut, Teschen und Hirschberg weitere „Gnadenkirchen“ genehmigt und gebaut, Gnadenkirchen, weil seine kaiserliche Majestät so gnädig war, diese zu genehmigen. - Ich meine, diese Tatsache deshalb erwähnen zu müssen, weil meine Vorfahren in der Nähe zweier dieser Kirchen lebten (Freystadt und Militsch).

Gegen die, die aus der Altranstädter Konvention das Recht ableiteten, zur evangelischen Kirche zurückkehren zu dürfen, erging schon 1709 eine kaiserliche Bestimmung, nach der Übertritte mit ewiger Landesverweisung und Einziehung des

Besitzes zu bestrafen seien. Auf das „Verbrechen der Ketzerei“ folgte teilweise auch die Gefängnis-, Arbeits-, Galeeren(Ruderer auf Schiffen)- oder sogar die Todesstrafe. Mit der Verordnung vom 22. Dezember 1737 wurde die „Religions- und Eliminations(Beseitigungs/Entfernungs)kommission“ (Ausschuss) wieder eingerichtet, die nach möglichst geheim zu haltenden Anweisungen die Wiederherstellung des katholischen Glaubens zu vollenden hatte.

Dass ich so viel über diese reformatorischen Vorgänge in Schlesien und die darauf einsetzende weitgehend brutal durchgeführte Gegenreformation eingehe, hängt damit zusammen, dass ich mir die 1830 in Breslau entstehende „atlutherische“ Bewegung hauptsächlich nur durch diese üblen Erfahrungen, die hier in Schlesien gemacht worden waren, erklären kann.

Friedrich der Große erobert Schlesien in drei Kriegen

Als Friedrich 1740 im Alter von 28 Jahren den preußischen Thron bestieg, erwartete die europäische Öffentlichkeit eine tolerante und weise ausgerichtete Herrschaft und war umso überraschter, als dieser nach dem plötzlichen Tode des habsburgischen Kaisers Österreich angriff und Schlesien erobern wollte. Kaiser Karl VI. (1711-1740) hatte nämlich keinen männlichen Erben, sondern nur Töchter. Das bereitete ihm große Sorgen, denn nach dem geltenden Erbfolgerecht durfte in Deutschland keine Frau herrschen.

Als im Jahre 1740 der Kaiser starb, beanspruchte deshalb der Kurfürst von Bayern die Herrschaft über Österreich, Böhmen und Ungarn, und ebenfalls die Kaiserkrone. Dazu verbündete er sich mit Frankreich und Spanien. Er ließ sich von diesen Staaten Beistand versprechen und wollte ihnen dafür Gebiete am Rhein, in den Niederlanden und in Italien geben. Die Thronfolge übernahm jedoch die Kaiser-tochter Maria Theresia (1717-1780).

Auch Friedrich II. schaute nicht tatenlos zu. Sein Vater, der „Soldatenkönig“, hatte ihm, auch wenn Preußen noch ein Kleinstaat war, nach Frankreich und Österreich das drittgrößte stehende Heer Europas, wahrscheinlich sogar das schlagkräftigste, hinterlassen. Außerdem hatte er eine sehr zuverlässige Beamtenschaft und wohlgeordnete Staatseinnahmen übernommen. Hinzu kam, dass Friedrich äußerst ehrgeizig und sehr machthungrig war. Er wollte Preußen zum führenden Land in dem kleinstaatlich zerrissenen Deutschland machen. Er soll gesagt haben: „Mein Vater hat das starke Heer geschaffen, aber nichts damit angefangen. Ich will es nun tüchtig benutzen, damit Preußen eine Großmacht wird.“

So aufgeklärt Friedrich in vielen Bereichen des staatlichen Lebens regierte, in der Außenpolitik dachte und handelte er wie andere absolutistische (selbstherrliche) Fürsten. Er bot daher Maria Theresia den Schutz gegen alle ihre Feinde an, wenn sie ihm dafür die reiche Provinz Schlesien überlasse. Auf diese, so meinte er, habe er Erbansprüche, was man aber bei einigermaßen ehrlicher Betrachtung nicht so sehen kann und was er wohl auch gewusst hat. Es kam ihm ja nur darauf an, seine Macht zu vergrößern.

Ohne eine Antwort aus Wien abzuwarten, marschierte er 1740 über die Grenze Schlesiens. Maria Theresia war von diesem Überfall völlig überrascht. Weit verstreut über die Gebiete Österreichs und Ungarns stand ihr Heer. Die Festungen waren heruntergekommen. Für die mit Geschützen ausgerüstete Truppe (Artillerie) fehlte es an Kugeln. Außerdem hatte Maria Theresia bei ihrer Thronbesteigung keine Ahnung davon, wie ein Staat zu regieren sei. Ihr Vater hatte sie stets von den Regierungsgeschäften ferngehalten. Friedrich II. hoffte wohl, dass es bei einem einmaligen Schlagabtausch mit Österreich bleiben werde. Sicherlich schätzte er die Wehrkraft Österreichs und die Fähigkeiten Maria Theresias nicht hoch ein.

Fast ganz Schlesien wurde 1740 von den Preußen besetzt. 1741 kam es dann bei Mollwitz noch zu einer Schlacht, die aber die Preußen letztendlich gewannen. Von Westen her drangen nämlich fast gleichzeitig die Bayern und die Franzosen in die Habsburgischen Erblande, also in Österreich, ein. Da Maria Theresia aber nicht an zwei Fronten gleichzeitig Krieg führen konnte, schloss sie mit Friedrich II. einen Frieden, in dem sie ihm Schlesien überließ. Sie konnte den Verlust ihrer größten deutschen Provinz jedoch nicht verschmerzen.

Für Friedrich II. aber war mit dem Besitz Schlesiens eine Gefahr verbunden, denn er wusste, dass Preußen künftig immer auf der Hut vor Österreich sein müsse. Deshalb fiel er sofort mit seinen Armeen in Böhmen ein, als die habsburgischen Heere siegreich gegen die Bayern und die Franzosen bis ins Elsass vorgedrungen waren. Friedrich aber hatte keinen Erfolg und wurde geschlagen. Im nächsten Jahr drangen die Österreicher sogar in Schlesien ein. Friedrich hatte seine Soldaten aber dieses Mal besser vorbereitet. Bei Hohenfriedeberg, zwischen dem Riesengebirge und der Oder gelegen, kam es zur Schlacht. Dabei zersprengte die preußische Reiterei innerhalb von vier Stunden die österreichische.

Friedrichs Sieg zwang die Kaiserin erneut zum Verzicht. Sie konnte diese für Österreich so wichtige deutsche Provinz aber nicht entbehren. Viele Völker waren der Kaiserin untertan, nicht nur Deutsche, sondern auch Ungarn, Tschechen, Italiener, Kroaten, Slowaken, Rumänen. Mit dem Verlust von Schlesien hätte das Kaiserhaus sehr viele Deutsche verloren, auf die sich hauptsächlich seine Herrschaft stützte.

1756 hatten sich Österreich, Russland und Frankreich zu einem Bündnis zusammengeschlossen. Friedrich erfuhr, dass der Angriff der Verbündeten im Frühjahr 1757 zu erwarten sei. Er beschloss, seinen Feinden zuvorzukommen. Ende August 1756 fiel er in Sachsen ein. Schnell, beweglich und angriffslustig waren die Preußen. Glänzende Siege errang Friedrich, oftmals gegen eine große Übermacht, aber er erlitt, zum Teil durch eigenes Verschulden, auch einige schwere Niederlagen. Preußen blieb in diesem Kampf allein, nur unterstützt durch englisches Geld.

Habsburg hatte jedoch mit den Schweden und der Reichsarmee noch weitere Bundesgenossen gegen Preußen gewinnen können. Auf die Dauer hätten auch die glänzendsten Siege Friedrich den Großen nicht retten können, denn im Jahre 1762 war Preußen so erschöpft, dass nur ein glücklicher Umstand, mehr oder weniger ein Wunder, es vor dem Untergang bewahrte.

Die seit 1741 regierende russische Zarin Elisabeth, die einen persönlichen Groll auf Friedrich hatte, starb 1762 mit 53 Jahren plötzlich und unerwartet. Ihr Sohn Peter, ihr Nachfolger, war 1728 in Kiel geboren und seit 1739 Herzog von Holstein-Gottorp. Er war von Elisabeth kurz vor ihrem Tode nach Russland gerufen und zum Thronfolger bestimmt worden.

Zar Peter III. war jedoch ein glühender Verehrer des Preußenkönigs und schloss mit ihm sofort Frieden. Damit war Friedrich aus der tödlichen Umklammerung durch die Großmächte befreit. Als sich nun Maria Theresia zum Frieden mit ihm entschloss, atmete er auf. Nach dem Siebenjährigen Krieg (1756-1763) behielt Preußen Schlesien. Seine Stellung als Großmacht hatte es damit behaupten können. Schlesien war nun von einem totalitären Staat in einen anderen geraten. Wieweit dieser Wechsel für Schlesien zum Vorteil bzw. Nachteil wurde, müsste sorgfältig und gewissenhaft untersucht werden.

Der Grund für die ausführliche Behandlung der Eroberungszüge Friedrich des Großen ist in den evangelischen Schlesiern zu suchen. Für diese ergab sich, was den kirchlich-religiösen Bereich betrifft, eine große Erleichterung. Sie fühlten sich von vornherein zu dem „toleranten“ preußisch-protestantischen Staatswesen hingezogen und konnten sich nun wunderbar entfalten und ihren religiösen Vorstellungen nachgehen. Es bleibt nur zu fragen, wie viele Protestanten es in Schlesien zu dieser Zeit noch gab. Ich nehme an, dass es höchstens etwa 20 Prozent der niederschlesischen Bevölkerung waren. Trotz des Anschlusses an Preußen erwachte nicht vom neuem eine reformatorische Bewegung.

So glücklich die Evangelischen über diese politische Wende waren, so betroffen mögen die Katholiken, besonders die in Oberschlesien, gewesen sein. Wegen ihres Glaubens wurden sie nun weitgehend unterdrückt. Es wurde sogar die Versetzung aller katholischen Steuer- und Zollbeamten aus den Grenzorten angeordnet, später sogar die Entlassung aller katholischen Beamten. Aus politischen Gründen ist dies durchaus verständlich.

Nach und nach musste sich Preußen nun aber daran gewöhnen, dass es auch Katholiken als Untertanen hatte, denen man in einem angeblich duldsamen, toleranten Staate auch gerecht werden sollte. In dieser Situation hätte das Wort Friedrichs nun praktisch umgesetzt werden können: „Jeder soll nach seiner Fassung (Einstellung) selig werden“. Aber die Sicherung des Landes ging ihm offenbar vor.

Die kirchlichen Vereinigungsbemühungen der „preußischen“ Fürsten und Könige

Die Vereinbarung der Fürsten nach dem tragischen und opfervollen 30jährigen Kriege, bei dem auch in Schlesien weit über 50 Prozent der Bevölkerung umgekommen sein dürften, war: Wem das Gebiet gehört, der hat über das Glaubensbekenntnis seiner Untertanen zu entscheiden. Im Laufe der Zeit veränderten diese Fürstenstaaten jedoch ihre Grenzen, besonders durch die umfangreichen Gebietsveränderungen Napoleons (Rheinbund 1806-1813).

Da in den neu dazukommenden Gebieten manchmal andere Bekenntnisse als im eigenen herrschten, war zu entscheiden, was zu tun sei. Sollte man sich auf die

Abmachungen von 1648 berufen und die neu eingegliederten Gebiete religiös anpassen, oder sollte man so großzügig sein und die Bekenntnisse in den neu hinzugekommenen Bereichen dulden. Das tat man gewöhnlich auch, was freilich dazu führte, dass die Fürstentümer bald sowohl katholische wie evangelische Untertanen hatten, die dann in diesen hin und her zogen und sich so miteinander mischten.

Jetzt muss man sich freilich auch bewusst machen, dass es in den evangelischen Teilen Deutschlands nicht nur die lutherischen Christen gab, sondern auch die Calvinisten bzw. Reformierten. Diese lebten besonders entlang des Rheins, an der niederländischen Grenze und in den Niederlanden.

Die „Preußen“ (eigentlich Brandenburger) hatten nun seit 1614 verstreut am Rhein und an der holländischen Grenze Gebiete: Kleve und Mark, und ab 1744 Ostfriesland. Diese waren, wenigstens teilweise, reformiert. Sie hatten in ihrem Gebiet also nicht nur, wie in Brandenburg und Ostpreußen, Lutheraner, und wie in Schlesien Katholiken, sondern auch Reformierte. Dadurch gab es auf einmal in „Preußen“ und wahrscheinlich auch in einigen anderen Fürstentümern drei nebeneinander existierende Glaubensbekenntnisse, abgesehen von einigen kleineren, die verschiedentlich geduldet wurden, z.B. die Juden, Wiedertäufer, Mennoniten usw.

Das Fürstengeschlecht der Hohenzollern hatte eine sehr enge Beziehung zu den reformierten Niederlanden. Der Große Kurfürst z.B. hat als Prinz dort vier Jahre verbracht und wurde während dieser Zeit von dem dortigen hochentwickelten Staatswesen entscheidend beeinflusst. Er hatte auch seinen Sohn Friedrich Wilhelm (I.) dorthin zur Ausbildung geschickt. So ist es nicht verwunderlich, dass sich das eigentlich lutherische brandenburgisch-preußische Fürstenhaus mehr und mehr dem Calvinismus zuwandte und reformiert wurde.

Für die kirchliche Entwicklung in Preußen spielte nun eine bedeutende Rolle, dass die reformierte Überzeugung in manchen evangelischen Kreisen als aufgeklärter, fortschrittlicher und moderner angesehen wurde. Sie war nämlich frei von manchen schwer nachvollziehbaren lutherischen Lehrsätzen. Zu denken wäre da besonders an die Tauf- und Abendmahlsvorstellungen, die bei Katholiken und Lutheranern recht ähnlich waren. Besonders auch durch den stark sich ausbreitenden Rationalismus (Geistesrichtung) gewann diese „Vereinfachung“ an Interesse. Hauptsächlich Adelige traten nun der Reformierten Kirche bei.

Jeden ernsten Christen muss es sehr schmerzen, dass das Christentum in so viele verschiedene Glaubensrichtungen aufgespalten ist. Er denkt und wünscht vielmehr, dass es nur eine einzige Lehre und eine einzige Kirche geben müsste. Auch einzelne Vertreter des hohenzollernschen Fürsten- bzw. Königshauses, das weitgehend sehr christlich und pietistisch geprägt war, litten ganz sicherlich unter dieser Zerrissenheit, besonders der unter den Evangelischen. Es ist deshalb verständlich, dass es bei ihnen schon recht früh Bemühungen gab, die einzelnen evangelischen Richtungen zu einigen.

Ein anderer Grund für diese Einigkeitsbemühungen war aber sicherlich auch die überkommene fürstliche Vorstellung, dass die Bevölkerung eines Gebietes auch die gleiche „Religion“ haben müsse, da dadurch die Gemeinsamkeit besser zum Aus-

druck komme und andererseits die Untertanen besser zusammen gehalten und regiert werden könnten. War nicht der Landesfürst als Notbischof der oberster Herr über alle Evangelischen, sowohl die lutherischen wie die reformierten!

Der Gedanke, den lutherischen und den reformierten Zweig des evangelischen Bekenntnisses und seine kirchliche Verwaltung zu vereinen, hat in der Geschichte der Reformationskirchen nie ganz gefehlt. Die ersten Schritte in diese Richtung waren die theologischen Vereinigungsverhandlungen, die leider nie zu einer grundsätzlichen Verständigung führten. Umso heftiger wurden aber die Gegensätze diskutiert. Aussichtsreicher schien deshalb, die Lutherischen und die Reformierten zu einer Kirche unter Beibehaltung ihrer Sonderbekenntnisse zu vereinen. In diese Richtung gingen die Bemühungen der Hohenzollern- Fürsten seit Johann Sigismund, der schon 1613 von der lutherischen zur reformierten Kirche übergetreten war.

Bekannt ist auch, wie dessen Enkelsohn, der Große Kurfürst (1620-1688, Kurfürst seit 1640), in den Streit der beiden Konfessionen, besonders der auf den Kanzeln geführte, mit starker Hand eingriff. Nachdem es schon seinem Vorgänger gelungen war, eine gemeinsame Kirchenverwaltung zu schaffen, in der Mitglieder beider Konfessionen zu Vertretern ernannt wurden, gab der Große Kurfürst nun derselben einen einzigen, und zwar einen reformierten Präsidenten. Da kam es verständlicherweise zu Unruhen. Deshalb ging z.B. der begnadete Kirchenliederdichter Paul Gerhardt, weil er zurücktreten musste, von Berlin nach Lübben (Spree-wald) in Sachsen (1669), das dann später, seit 1815, zu Brandenburg/Preußen gehörte. - In der Folgezeit bemühte man sich dann in der Kirchenpolitik in Preußen, die bekennnismäßigen Spitzen abzubauen und zu beseitigen.

Die Entstehung der „Alt-lutherischen Kirche“

Im Jahre 1817, dem 300jährigen Reformationsjubiläum, wurde von König Friedrich Wilhelm III. dann die Vereinigung der Lutheraner und der Reformierten entschlossen und zielbewusst in Angriff genommen. Die „Evangelische Vereinigung“, wie man dies nannte, wurde von ihm als „Wiederherstellung“ des evangelischen Glaubens und als Rückkehr der Kirche zur „christlicher Heilslehre“ angesehen.

Dabei ging es ihm jedoch nicht nur um die Lehrmeinung. Er dachte auch in „tiefer Dankbarkeit“ an die Befreiung Preußens von der Vorherrschaft durch Napoleon und wusste „seinem Gott“ keinen besseren und schöneren Dank darzubringen, als dieses seiner „innersten Überzeugung“ nach Gott wohlgefällige Werk, nämlich die Wiedervereinigung der getrennten Kirchen.

Man könnte sich fragen, ob bei diesen Bemühungen nicht auch an das Urbild der einen heiligen einheitlichen christlichen Kirche gedacht sein könnte. Aber diese angeblich gut gemeinte Zusammenlegung war zugleich ein gewaltsames Überspringen vieler geschichtlichen Entwicklungen und Entscheidungen, wie dies besonders später noch deutlich werden sollte. Eigentlich sollte die Durchführung dieser Vereinigung ja auf freiwilliger Grundlage geschehen. Dadurch aber, dass der lutherische Oberkirchenrat und das reformierte Oberdirektorium von Friedrich Wilhelm (1817

oder 1830) abgeschafft und von ihm eine gemeinsame königliche Verwaltung eingerichtet worden waren, gab es in den evangelischen Gemeinden sehr viel Unruhe.

Von streng lutherischer Seite heißt es zu diesen königlichen Bemühungen in der Broschüre „Die Evangelisch-lutherische (altlutherische) Kirche“ von Kirchenrat Gottfried Nagel: „Seitdem (ab 1613 bei Kurfürst Johann Sigismund, dann bei dem Großen Kurfürsten) trat begreiflicherweise bei den preußischen Regenten (Herrschern) immer wieder das Bestreben hervor, die beiden protestantischen Kirchen in ihrem Lande ... durch eine Union (Zusammenlegung) zu einer Kirche zu vereinigen.“

Solange nun die Lutheraner treu zu Gottes Wort und dem darauf gegründeten lutherischen Bekenntnis standen, widersetzen sie sich diesen Bestrebungen der reformierten Hohenzollern. Als aber in der Zeit des Vernunftglaubens, etwa vom Jahre 1750 an, auch die Lutheraner in ihrem Glauben gleichgültiger (wohl eher nachdenklicher) geworden waren, gelang es dem preußischen König Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1817 bzw. 1830, doch eine solche Union in die Wege zu leiten.

Erst von da ab gibt es in Preußen eine unierte Kirche, der nicht nur die Reformierten beitraten, sondern in die sich leider auch die meisten Lutheraner unbedenklich hineinziehen ließen, weil sie die große Gefahr dieser Kirche nicht erkannten, und weil der König selbst vor Gewaltmaßregeln nicht zurückschrak, um die Union durchzuführen.

So ist denn die unierte Kirche die jüngste unter allen Kirchen in Preußen. Zugleich ist sie eine Kirche ohne einheitliches Bekenntnis. Alle anderen Kirchen hatten ihr einmütiges Bekenntnis. In der unierten Kirche aber sollten ausgesprochenmaßen zwei Bekenntnisse nebeneinander zu Recht bestehen, das lutherische und das reformierte. Diese beiden Bekenntnisse aber widersprechen einander in verschiedenen, (seiner Meinung nach) keineswegs nebensächlichen Glaubenslehren, und obendrein verbietet das lutherische Bekenntnis (Augsburger Konfession, Artikel 7) eine Union (Vereinigung) mit den reformierten Irrlehren. Aber wer dachte daran? Es schien so, als sollte die lutherische Kirche in preußischen Landen ganz still begraben werden.

Da trat in Breslau im Jahre 1830 eine Schar von frommen, klugen und tapferen Männern auf den Plan, die genauso standen (von demselben überzeugt erfüllt waren) wie unser Reformator Luther; an ihrer Spitze drei Universitätsprofessoren: D. (theologischer Doktor) Scheibel, Dr. Huschke und Steffens. Scheibel war Professor der Theologie und zugleich Pastor an der großen Elisabethkirche; Huschke war Professor der Rechtswissenschaft; Steffens Professor der Naturwissenschaften.

Hunderte, ja Tausende schlossen sich diesen Führern an. Mit voller Klarheit erkannten sie, dass die Einführung der Union das selbständige Fortbestehen der 300 Jahre alten lutherischen Kirche in Preußen bedrohte. Dem durften sie nicht tatenlos zuschauen, hatten sie doch erfahren, dass nur das Evangelium in der Reinheit und in dem Reichtum, wie die lutherische Kirche es bezeugt, den angefochtenen Seelen zum vollen Frieden mit Gott und zur unumstößlichen Gewissheit ihres Heils verhelfen kann. Diesen Schatz wollten sie sich und ihren Kindern durch keine Union mit der Irrlehre verkümmern lassen. Darum konnten sie um keinen Preis jene Union

mitmachen. Sie mussten um ihres Gewissens willen der alten lutherischen Kirche, wie sie bisher in Preußen bestanden hatte, die Treue halten.

So baten nun diese Breslauer Lutheraner in wiederholten flehentlichen Eingaben den König Friedrich Wilhelm III., er möge ihnen doch die Erlaubnis geben, weiter in Preußen eine selbständige, wenn auch noch so kleine lutherische Kirche bilden zu dürfen. Das Recht stand auf ihrer Seite. Sicherte doch schon der Westfälische Friede von 1648, der auch für Preußen galt, der lutherischen Konfession ihr selbständiges Fortbestehen.

Außerdem hatte König Friedrich Wilhelm III. seinerzeit ausdrücklich versichert, dass bei Einführung der Union jeglicher Gewissenszwang unterbleiben solle. Als aber jetzt die Lutheraner ihm ihre Gewissensnot darlegten, beschied er sie völlig ablehnend. Er wollte durchaus kein selbständiges Bestehen der lutherischen Kirche neben der unierten Kirche in Preußen dulden.

Jene Lutheraner in Breslau aber, mit denen allmählich ringsum in Schlesien und auch in anderen preußischen Provinzen nicht wenige lutherische Pastoren und Gemeindeglieder sich zusammenschlossen, sagten sich: Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.

Da ging eine schwere Verfolgungszeit für sie an. Die Pastoren wurden ihres Amtes entsetzt. Den Gemeindegliedern wurden die Gotteshäuser fortgenommen, auch wenn ihre Schar die erdrückende Mehrzahl in dem betreffenden Kirchspiel darstellt. Ja, in Hönigern im Kreise Namslau (östlich von Breslau), wo die Gemeinde in rührender Treue Wochen hindurch Tag und Nacht ihre lutherische Kirche bewachte, wurden um die Weihnachtszeit 1834 auf Befehl des Königs 500 Mann Militär aufgeboten, um diese Kirche mit Gewalt für den unierten Gottesdienst zu öffnen.

Verrichteten dann die ihres Amtes entsetzten Pastoren auf die Bitte ihrer Gemeindeglieder doch noch Amtshandlungen, weil sie Gott mehr gehorchen wollten als den Menschen, so wurden sie ins Gefängnis geworfen. Pastor Kellner z.B., der in Hönigern Pastor gewesen war, hat 4 Jahre, getrennt von Weib und Kind, im Kerker gesessen. Konnte man ihrer nicht habhaft werden, so verfolgte man sie steckbrieflich. Jeder Polizist, der einen lutherischen Pastor fing, bekam 50 Taler Belohnung.

Die zum Gottesdienst versammelten Gemeindeglieder wurden von der Polizei auseinander getrieben. Jeder Teilnehmer wurde mit einem Taler Strafe belegt, im Wiederholungsfalle verdoppelte sich die Strafe jedes Mal. Konnten die Leute nicht bezahlen, so wurden sie gepfändet (ihr Besitz weggenommen) oder in Arrest abgeführt. Fast 10 Jahre dauerte diese schwere Zeit der Not. Als Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1840 starb, hob sein Sohn, Friedrich Wilhelm IV., sofort die Verfolgung auf.

Da stand nun die arme, kleine lutherische Kirche in Preußen. Man hatte ihr allen äußeren Besitz genommen. Kein Gotteshaus, kein Pfarrhaus, keinen Kirchhof (Friedhof), nichts von dem reichen Besitz und den Pfarrpfründen (Ackerland der Kirchengemeinden), die einst von Lutheranern für die lutherische Kirche, nicht für die unierte Kirche, gestiftet worden waren, hatten man ihr gelassen. Aber sie war doch nun wieder frei. Ihre Pastoren durften aus den Gefängnissen heimkehren, und die Gemeindeglieder wurden nicht mehr bestraft, wenn sie zu ihren Gottesdiensten

zusammenkamen. Unter Freudentränen dankte man Gott, dass er in seiner Gnade die lutherische Kirche in Preußen trotz aller Verfolgung des Staates nicht hatte untergehen lassen, sondern dass nun in preußischen Landen auch weiterhin eine Kirche bestand, in der nichts anderes gepredigt werden durfte als das lautere (reine) Evangelium, wie es das lutherische Bekenntnis bezeugt.

Seltsamerweise hat man diese Schar immer wieder ‚Separatisten‘ (Abspalter) gescholten, d.h. Leute, die sich unberechtigt trennen. Jeder, der den geschichtlichen Hergang kennt, weiß, wie verkehrt das ist. Sie trennten sich ja gar nicht. Sie blieben bei der schon seit der Reformation bestehenden unionsfreien lutherischen Kirche in Preußen.

Eine Trennung vollzogen vielmehr diejenigen, welche die bis dahin unerhörte Neuerung einer Union einführten und damit eine neue, unierte Kirche ins Leben riefen. Der preußische Staat bezeichnete unsere lutherische Kirche auch nicht einmal mit dem Namen, der ihr nach Recht und Geschichte zukam ‚Evangelisch-lutherische Kirche‘, sondern er nannte sie ‚Von der evangelischen Landeskirche sich getrennt haltende Lutheraner‘. Unter dieser Bezeichnung gab er ihr im Jahre 1845 eine so genannte Generalkonzession (Erlaubnis). Später, im Jahre 1908, wurde der offizielle Name in ‚Evangelisch-altlutherische Kirche‘ geändert.

Der preußische Staat hat unserer Kirche nicht die geringste Geldunterstützung gewährt. Sie musste von Anfang an für alle ihre Bedürfnisse selbst aufkommen. Das ist für eine Kirche keine Schande und kein Schaden. Im Gegenteil, es ist für den Bestand und die Unabhängigkeit einer Kirche viel besser, wenn sie finanziell auf eigenen Füßen steht, anstatt auf Krücken zu gehen und Staatsbrot zu essen.“

Hier beende ich den Bericht von Kirchenrat Nagel. Ich habe absichtlich keine eigene Darstellung gebracht, sondern einen Betroffenen, der voll hinter den damaligen luth. Selbständigkeitsbestrebungen stand, sprechen lassen. Ich selber kann mich zutiefst in diese geistige Einstellung und Haltung hineindenken, bin ich doch durch dieses Denken selbst hindurchgegangen und von ihm sehr stark geprägt.

Sosehr ich diese königlichen Vereinigungsbemühungen verstehen kann, so sehr meine ich auch, dass dieses gewaltsame Vorgehen gegen eine religiöse Gruppe eigentlich nicht mehr in die preußische Politik passt. Friedrich der Große war da mit seiner vorgegebenen Toleranzeinstellung (Duldung) bereits viel weiter als seine königlichen Nachkommen. Hatte der Alte Fritz nicht erklärt, dass jeder nach seiner Fassung (auf seine Weise) selig (glücklich) werden solle! Friedrich Wilhelm III. setzte aber etwa 75 Jahre später für die luth. Schlesier genau das wieder durch, was diese bei den Habsburgern verabscheut hatten, nämlich den Bekenntniszwang.

Die religiöse Entwicklung und die Bildung der Vorstellungen meiner Vorfahren

Dass sich meine Vorfahren um 1830 dieser „altlutherischen“ Bewegung angeschlossen hatten, erfuhr ich spätestens als Dreizehnjähriger im Konfirmandenunterricht. Dass diese das jedoch in drei verschiedenen Gebieten in Preußen gleichzeitig taten, und zwar völlig unabhängig voneinander, nämlich in Schlesien in den

Fürstentümern Öls und Glogau, und in der Priegnitz in Brandenburg, das musste ich mir erst mühsam erarbeiten.

Unmöglich fast ist es jedoch, die Beweggründe herauszufinden, warum sie diesen nicht ungefährlichen Bekenntnisschritt gewagt haben. Wurden sie möglicherweise von ihrem Gewissen dazu getrieben? Ganz sicherlich waren die Erinnerungen an den fast zweihundertjährigen Glaubenskampf unter den Habsburgern in den schlesischen Familien noch lebendig und spielten bei ihrer jetzigen Auseinandersetzung mit der Kirche eine große Rolle.

Wir leben heute von Tagesereignissen, die wir sogar über Filmberichte mehr oder weniger unmittelbar miterleben können. Etwas verächtlich wird deshalb erklärt, dass das Uninteressanteste die Nachrichten von gestern seien. Was uns gestern brühwarm mitgeteilt wurde und uns sehr beschäftigt hat, ist heute schon wieder weitgehend vergessen, weil neue aufregende Meldungen auf uns einströmen.

Der Horizont meiner Vorfahren ging dagegen praktisch kaum über ihre nähere Umgebung hinaus. Das wenige, was sie vom Fürstenhause, aus der Provinzhauptstadt oder gar von Wien, Prag oder Berlin erfuhren, konnte damals weder sichtbar vorgeführt noch überprüft werden. Zeitungen und Bücher, durch die man sich ein genaueres Bild hätte machen können, gab es im Kreise meiner Vorfahren wahrscheinlich kaum. Aber über alles im Dorf, im Kirchspiel und in der Kreisstadt wusste man Bescheid. Von dem dortigen Geschehen hatte man eine lebendige Vorstellung, denn das konnte nacherlebt und überprüft werden. Es wäre also kein Wunder, wenn meine Vorfahren in der damaligen Zeit und auch noch später weitgehend hauptsächlich in ihrer eigenen Vergangenheit lebten und diese immer wieder aufarbeiteten, so auch die Verfolgung der Protestanten in der österreichischen Zeit.

Wie soll ich mir ihr Bewusstsein vorstellen und wie soll ich dieses beschreiben? Zu folgendem Ergebnis bin ich nach gründlichen Auseinandersetzungen gekommen: Erstens: Meine Vorfahren erkannten für sich eine übergeordnete Macht an, die über allem stand und der sie sich bedingungslos unterordneten. Zweitens: Sie hatten ein ausgeprägtes Gewissen, das sich durch die Erziehung im Elternhaus und in der Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt gebildet hatte. Diesem glaubten sie folgen zu müssen. Und drittens hatten sie Charakter. Und dieser Charakter gebot ihnen, ihrer Linie, ihrer Überzeugung treu zu bleiben. Sie waren nicht wie die, die sich von jeder Mode beeindrucken lassen und ihre Meinung von heute auf morgen ändern.

Sie hängten ihr Mäntelchen nicht nach dem Wind. Sie ließen sich nicht von außen beeinflussen (manipulieren) und taten nicht unbedingt das, was ihnen befohlen wurde. Weil sie Standhaftigkeit besaßen, ließen sie sich auch nicht einfach vom König, vom Staat oder der Kirche Veränderungen in ihrem Denken und in ihrer Überzeugung vorschreiben. Sie standen zu dem, was sie verinnerlicht hatten und wovon sie überzeugt waren. Sie waren bereit, für das, was ihnen heilig war, zu kämpfen und Hab und Gut, Leib und Leben zu riskieren. Sie blieben sich treu.

Ihr Bewusstsein sagte ihnen, dass die alles Dasein ausfüllende Kraft das Allererhöchste ist. Und sie waren überzeugt, dass diese sie liebt und dass sie sich als deren Kinder verstehen dürfen. Sie hatten ihre Vorstellungen davon, wie der große

und erhabene Weltgeist ihnen seine Güte erweist. Für sie stand außerdem fest: Die Menschheit ist in ihrer Selbstliebe und in ihrer Überheblichkeit von diesem Allerhöchsten und seinen Ordnungen immer wieder abgewichen. Sie, die Menschen, wollten selbst bestimmen, was sie denken und machen dürfen, was gut und böse ist. Der „Ewige“ aber hatte sie durch Jesus in seinen Weltplan zurückrufen lassen, der die Versöhnung zwischen Gott und Menschen vermitteln sollte. Dieser aber wurde von seinen Zeitgenossen abgelehnt und gekreuzigt. Aber gerade er durfte im Bewusstsein der Christen und meiner Vorfahren der Welterlöser sein. Eine tiefe innere Liebe verband sie mit ihm. Kein Bekenntnis zu ihm war ihnen zu risikoreich.

Ihre Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Gewissenhaftigkeit, Charakterstärke, Treue und Opferbereitschaft sind aber nur die eine Seite von ihnen. Sie waren Bauern und Handwerker, einfache Menschen, ohne viel Bildung. Sie merkten deshalb nicht, wie sehr sie selbst Opfer des Einflusses durch ihre Familie, durch ihre Kirche und durch die Obrigkeit waren. Sie machten sich nicht bewusst, dass alles, was ihnen an Informationen und hohen Werten vermittelt und eingepflegt worden war, sich auch nur in menschlichen Gehirnen entwickelt und ausgebildet hatte.

Sie waren leichtgläubig, einfältig, naiv. Sie hatten Jahrhunderte lang blind das übernommen und geglaubt, was ihnen als Lebensinhalt und letzte Wahrheit immer wieder gepredigt und befohlen worden war. Sie ahnten nicht, wie sehr sie an der Nase herumgeführt worden waren. Sie hatten keine Ahnung davon, dass von dem, was ihnen hoch und heilig erschien, kaum etwas wahr war.

Die Wirkung der Reformation auf die einfältigen Gemüter

Einen Einschnitt in das öffentliche Bewusstsein hatte es allerdings gegeben, nämlich die Reformation. Endlich fand ein Erwachen in Deutschland statt! Die Katholische Kirche war wohl zu weit gegangen, sie hatte es überspannt! Sie hatte die Völker und die Menschen zu sehr ausgebeutet. Und so manches, was sie predigen ließ, konnte von einigen einfach nicht mehr für richtig gehalten werden. Die Zeit war reif für eine Erneuerung.

Aber kaum einer hatte den Weitblick und die Ideen, die notwendig waren, der Bevölkerung eine neue Orientierung zu geben, bis endlich die großen Humanisten und Reformatoren kamen, Diese schienen in das Rad der Geschichte einzugreifen und machten von sich reden. Das bereits sehr wackelige Kirchengebäude wurde nun endlich angegriffen, und ein Jubel und eine Begeisterung brachen in der Bevölkerung aus. Wer aber konnte den damaligen geistigen Umbruch durchschauen? Wer konnte überblicken, wieweit man noch im alten Sumpf steckte bzw. um wie viel man noch hätte weiter gehen müssen. Wahrscheinlich begriffen einige der Humanisten und der Fürsten etwas davon, aber nur wenige in der Bevölkerung. Weitgehend stellte man sich nur in die neue Denkrichtung und Ordnung hinein, ohne zu erkennen, was eigentlich los ist und gespielt wird.

Die Humanisten und Luthers Mitreformatoren waren in ihren Erkenntnissen und Reformbestrebungen weitgehend wesentlich weiter als Luther selbst. Die Humanisten kamen aber mit ihrer Gelehrsamkeit und Weisheit in der einfachen Bevölke-

rung nicht an, Luther dagegen machte durch sein mutiges Auftreten auf sie einen überzeugenden Eindruck. An diesen Hünen und Giganten klammerten sich jetzt hilfeschend die einfältigen Menschen, ebenso wie sie sich vorher an der Katholischen Kirche und ihrer Lehre festgehalten hatten. Im Herzen dieser Kindlichen, Einfältigen und Leichtgläubigen hatte sich aber eigentlich kaum etwas geändert. Nur die Kulisse, die Fassade, das Äußere waren anders geworden.

Menschen, die erkannten, dass Luther auf halbem Wege stehen geblieben war, darf man unter den damaligen einfältigen Menschen wohl kaum erwarten. Sie verkörperten mehr oder weniger den konservativen, das Alte bewahrenden Menschen, der an dem Überlieferten stur festhielt. Dies tut er oft nicht aus einer inneren Stärke, sondern eher sogar aus einer gewissen gefühlsmäßigen Unsicherheit. Freilich, sie hatten die Fronten gewechselt. Auch dazu gehört durchaus Verstand und Mut.

Meine Vorfahren waren beständig, treu und opferbereit, wahrscheinlich aber keine allzu großen Denker. Sie waren wohl kaum in der Lage, das Lehrgebäude der Reformation zu hinterfragen, und erst recht nicht, es eventuell sogar in Frage zu stellen. Sie waren über die Jahrhunderte wohl naiv gläubig gewesen und gaben von Generation zu Generation das weiter, was ihnen als Wahrheit gepredigt und eingepflichtet worden war und was sie vertrauensvoll verinnerlicht hatten.

Dass an Luthers „Wahrheit“ vieles nicht stimmte, konnten sie nicht erkennen. Sie ahnten auch nicht, dass die lutherische Verkündigung eine groß angelegte Fehlentwicklung war. Ihnen wurde nicht bewusst, dass diese Richtung nur eine von tausend christlich-kirchlichen war, die im Grunde alle eine Volksverdummung sind.

In die Köpfe meiner Vorfahren hatte sich die Überzeugung eingegraben, dass es irgendwo jenseits der Wolken oder Gestirne ein Gottwesen, einen personhaften Gott, gebe. Und weil sie sich das Allerhöchste, den Weltgeist, wie eine mächtige Vaterfigur vorstellten, die über alles herrschte, konnte es für sie auch nur eine einzige Weltordnung und eine einzige Heilsordnung geben. Für alle anderen Vorstellungen und Weltdeutungen hatten sie kein Verständnis, ja gingen davon aus, dass diese verkehrt, ketzerisch und vom Teufel seien.

Sie waren davon überzeugt, dass Luther die einzig gültige Wahrheit wieder entdeckt habe und dass sie auf dem richtigen Erkenntnisweg seien. Immerhin versprach dieser Weg auch das ewige Leben im Himmel, das man sich nicht verscherzen sollte, da man sonst damit rechnen müsse, auf ewig in der Hölle zu landen.

Das Festhalten an der richtigen Lehre eröffnete nicht nur einem selber das Paradies. Dieser Kampf war für meine Vorfahren auch deshalb wichtig, weil für die Mitmenschen die „reine“ Lehre erhalten werden müsse. Deshalb wollte man sich nicht wie die Einsiedler glaubensmäßig in einen Winkel zurückziehen, sondern als Kirchengemeinschaft existieren und durch sie die ewige Wahrheit bezeugen. Da hätte es noch so viele Glaubensbekenntnisse und gottesdienstliche Kulthandlungen geben können, da hätte der König von Preußen noch so viele kirchliche Zusammenschlüsse erfinden können. Meine Vorfahren standen in tiefer innerer Sicherheit zu dem, was sich ihnen ins Herz eingegraben hatte. An der streng-lutherischen Ausrichtung hielten sie dankbar fest.

Dem König von Preußen könnte man vorhalten, dass er doch gerade diese Erziehung angestrebt hatte, nämlich dass sich die Bevölkerung treu an die vorgegebene Lehre hält. Meine Vorfahren waren in dieser Beziehung die eigentlich wirklichen „Preußen“, weil sie fest an das glaubten, was ihnen eingepflichtet worden war, und dieses nicht in Frage stellten. Sie waren offenbar preußischer als der König. Die preußischen Fürsten hatten aber offenbar begriffen, dass eine ständige theologische und kirchliche Weiterentwicklung notwendig ist. Nur: Wie bringe ich dem geistig Unbeweglichen und Sturen bei, auf der einen Seite blind zu glauben und zu gehorchen, und auf der anderen sich den notwendigen Änderungen anzupassen.

Diese Haltung meiner Vorfahren nennt man Dogmatismus (übertriebene Betonung einer Lehre) und Fundamentalismus (streng bibelgläubige Richtung). Im Grunde waren sie ebenso stur wie der König, der seine Kirchenvereinigung über die Köpfe der Gläubigen hinweg durchdrücken wollte. In ihren eigenen Familien und Gemeinden gingen sie ja mit den Andersdenkenden ebenso lieblos und brutal um wie der König mit ihnen. Und wie der König seine Haltung meint mit dem Willen Gottes rechtfertigen zu können, so wussten auch die Altlutheraner ihr Denken und ihr Verhalten ihren anders gesonnenen Angehörigen gegenüber mit dem Willen, der Ordnung und den Geboten Gottes zu rechtfertigen.

Eine Verwandte damals, die in Berlin lebte und von einem Soldaten ein Kind bekam, starb zwei Jahre später an einer Lungenentzündung. Es ist nicht auszuschließen, dass sie die Vorwürfe und den familiären Druck wegen dieses unehelichen Kindes, ja den möglichen Ausschluss aus der Familie nicht ausgehalten hatte und davon krank wurde und starb. Das wäre also die Kehrseite dieser Strenggläubigkeit.

Die kirchliche Entwicklung in der Heimat meiner Vorfahren

Meine Vorfahren im Fürstentum Öls, dem späteren Kreis Trebnitz, kann ich zurückverfolgen in den Dörfern Domnowitz, Klein-Ujeschütz und Kainowe. Sie arbeiteten dort weitgehend als Stellmacher (Wagenbauer). Diese Dörfer liegen im Schnitt 18 Kilometer von Militsch entfernt, wo eine der „Gnadenkirchen“ errichtet worden war, zu der sie sich zuerst gehalten haben dürften.

In Militsch begannen die ersten Kirchenaustritte bewusst lutherischer Christen, wie ich den Unterlagen entnehmen kann, im Jahre 1833. Leider weiß ich über den Übertritt meiner Vorfahren zur „Alt-lutherischen“ Kirche nichts. Diese Ausgetretenen hielten sich kirchlich nach Hönigern, Kreis Namslau, und nach Hermannsdorf bei Breslau. 1834 wurden die Lutheraner aber aus beiden Kirchen, in Hönigern gewaltsam, vertrieben. Von nun an fanden erst einmal nur noch Lesegottesdienste statt.

1835 hielt Pastor Lebrecht Krause in verschiedenen Dörfern der Militscher Gegend Sonntagsgottesdienste, sicherlich in Privathäusern. Am 19. Juli 1835 wurde er daraufhin in Schwiebedawe gefangen genommen und in das Kreisgefängnis in Militsch eingeliefert, wo er elf Monate festgehalten wurde. Von hier ging er nach Erfurt. In den Jahren 1837 bis 1838 wirkte er aber wieder in dieser Gegend, war jedoch neuen polizeilichen Nachstellungen ausgesetzt. 1837 gab es in Militsch 87 „Alt-lutheraner“. Nach der Auswanderung von Pastor Krause in die USA wurden die Lu-

theraner hier in den Jahren 1838 bis 1841 von verschiedenen Geistlichen betreut. 1840 kam es dann zur Duldung der „Altlutherischen Kirche“.

Ein Beschützer und Wohltäter der Gemeindeglieder in und um Militsch war von Anfang an Herr von Koszutski aus Groß-Tschunkawe und Schwiebedawe. Er war dann auch der eifrigste Förderer des Kirchbaus in Militsch, den die Gemeinde seit längerem vorhatte. 1843 und 1844 aber wurden alle entsprechenden Anträge von den Behörden abgelehnt. Erst 1845 zeigten sie sich entgegenkommender und bewilligten den Kirchbau. Der Bauplatz war von einem Gemeindeglied geschenkt worden. Herr von Koszutski schenkte 90.000 gebrannte Ziegel. Die Mitglieder selbst stellten über 800 Reichstaler zur Verfügung. Am 21. Dezember 1845 konnte dann schon die Einweihung stattfinden.

Hierhin, also etwa 18 Kilometer weit, dürften meine Vorfahren jeden Sonntag zu Fuß gegangen sein. Dazu benötigte man etwa 3½ Stunden. Man ging also gegen sechs Uhr früh los und kam erst am späten Nachmittag wieder zurück. - Die Militischer Gemeinde erbaute dann zur besseren Betreuung ihrer weit entfernten Gemeindeglieder in den fünfziger Jahren desselben Jahrhunderts in Polnisch-(später Groß-) Hammer eine weitere Kirche. Diese heutzutage etwas verfallene und leerstehende Holzkirche, die ich zweimal besuchte, wurde 1881 eingeweiht. Ihr wurde ein Pfarrhaus angegliedert. 1907 wurde auch in Kainowe noch eine Filialkirche gebaut. In Militsch selbst lebten um 1885 102 Altlutheraner. Die gesamte Gemeinde zählte um 1900 einschließlich der Mitglieder von Großhammer und Kainowe 680 Seelen.

Der Leidensweg des Stellmachers David Riedel und seiner Familie

Mein Urgroßvater David Riedel, geboren am 12. April 1808 in Kainowe, lebte in Klein-Ujeschütz und war, wie die meisten in der Familie, Stellmacher (baute Gestelle für Ackerwagen). Am 17. November 1833 heiratete er Anna Rosina Hella. Sie hatten fünf Kinder. Da jeder Bauer und Gutsbesitzer vom Stellmacher abhängig war, betrieben die Vorfahren also ein geachtetes Handwerk. Wahrscheinlich war David Riedel der einzige Stellmacher im Dorf. Als er mit seiner Familie aus der evangelischen Kirche Preußens austrat, verübelte ihm das besonders der reiche Besitzer der Margaretenmühle, der ihm nun keine Aufträge mehr gab. Das war für ihn und seine Familie ein harter Schlag, denn gerade von ihm war er sehr abhängig.

Wie sie diese Jahre, wo wenige Aufträge eingingen, überbrückten, weiß ich nicht. Vielleicht hatten sie einen großen Garten, wo sie etwas anbauen konnten. Vielleicht handelten sie nun auch mit Beeren und Pilzen, die sie im Wald sammelten. Vielleicht mussten sie auch einige ihrer Möbel verkaufen. Die Not muss jedenfalls sehr groß gewesen sein, so wird es in der Familie berichtet. Sicherlich hat man viel gebetet, und sicherlich haben auch Glaubensbrüder, die selber kaum das Nötigste hatten, geholfen. Aber wie sahen die Zukunftsaussichten für diese Familie aus, wenn der wichtigste Auftraggeber ausfiel?

So lebte man von einem Tag zum anderen, ohne dass sich etwas änderte. Da, als man gerade das Tischgebet gesprochen hatte und beim Frühstück saß, ratterte

es auf einmal auf der Straße, und ein Wagen schien in den Hof einzubiegen. David dachte: „Da will ich doch einmal sehen, was da draußen los ist.“ Er trat vor die Tür und traute seinen Augen nicht. Da stand doch wieder ein Wagen des Müllers. Sein Herz jubelte. Aber sollte er sich zu früh freuen? Er ging auf den ihm vertrauten Kutscher zu, der gerade abgestiegen war, reichte ihm die Hand und fragte erstaunt: „Was ist denn los, Johann, du kommst ja wieder. Wie mich das freut.“ „Ja, Meister“, antwortete dieser, „der Müller hat mich geschickt. Er will seine Wagen wieder zu Euch zur Reparatur bringen. Er hat die Erfahrung gemacht, dass sie nirgends so gut repariert werden wie bei Euch.“

Mein Urgroßvater fiel dem Müllerknecht um den Hals, was sonst nicht so seine Art war. Freudentränen rannen ihm über das Gesicht. Er rief nach drinnen ins Haus: „Hella, komm mal raus!“ An diese Wende hatte er nicht mehr so recht glauben können. So musste er sich an diese Überraschung erst allmählich gewöhnen. Die Not war nun erst einmal vorüber. Da wussten er und seine Familie dem himmlischen Vater zu danken und ihn in der Glaubensgemeinde zu loben.

Die kirchliche Entwicklung bei meinen Vorfahren in Freystadt

Ein Zweig meiner Vorfahren kommt aus Großenborau, das bei Grünberg in Schlesien, neun Kilometer von Freystadt entfernt, liegt. Dort besaßen sie einen Bauernhof. Auch sie bekannten sich zum Luthertum. Während der österreichischen Zeit hatten sie in einem katholischen Gebiet leben müssen und waren sehr vielen kirchlichen und behördlichen Verfolgungen und Schikanen ausgesetzt. Gnädigerweise wurde ihnen 1710 in Freystadt eine der Gnadenkirchen genehmigt, in der sie seit dieser Zeit ihren evangelischen Glauben einigermaßen friedlich leben konnten.

Über die Entwicklung der dortigen „altlutherischen“ Gemeinde schreiben ein A. Hesse und ein Carl Walter in „Die Geschichte der Stadt Freystadt“ folgendes: „Die dreißiger und vierziger Jahre waren für die kirchlichen Verhältnisse unseres Städtchens nicht ohne Bedeutung. Der heftige Streit um die Ordnung des Gottesdienstes führte 1838 bzw. 1845 zur Bildung einer evangelisch-lutherischen (altlutherischen) Gemeinde, die mit dem Namen des Pastors Hirschfeld aufs innigste verknüpft ist.

Beim Abschlussgottesdienst einer nach Jahren (wohl 1834) durchgeführten Kirchenvisitation (Besuchsdienst) ereignete es sich, dass der General-Superintendent eine kurze Ansprache hielt, in der er auch das Fehlen von Pastor Hirschfeld monierte (kritisierte). Als er den Segen sprechen wollte, rief ein Mann von der Empore mit lauter Stimme: ‚Den Segen mögen wir nicht!‘, worauf alle vom Lande, nicht jedoch die aus der Stadt, ohne den Segen abzuwarten, mit großem Geräusch den Türen zuströmten und sich außerhalb der Kirche versammelten.“ - Am 9. Mai 1834 wurde Pastor Hirschfeld nach Breslau bestellt, um sich wegen des ihm zur Last gelegten Verhaltens zu verantworten. An seiner Handlungsweise fand man jedoch nichts auszusetzen. Deshalb durfte er in Freystadt wie vorher weiterpredigen.

Der Schreiber A. Hesse kann die Einstellung von Pastor Hirschfeld jedoch nicht verstehen, bewundert aber dessen große Beharrlichkeit, weil er vermutet, dass hinter seiner Kritik an den kirchlichen Formulierungen eine tiefere Erkenntnis ge-

standen haben müsse. Trotzdem urteilt er: „Leider aber hat er dadurch, wenigstens bei uns, zur Trennung (Spaltung) der evangelischen Gemeinde viel beigetragen, und die Früchte derselben sind eben nicht Segen bringend gewesen.“

Die Gemeindeglieder, welche mit der „altlutherischen“ Bewegung sympathisierten, hielten seit dem Tode von Pastor Hirschfeld eigene gottesdienstliche Zusammenkünfte in einem gemieteten Lokal ab. Sie ließen ihre Kinder durch nicht ordinierte Geistliche (die eigentlich keine Erlaubnis und keinen kirchlichen Segen hatten) taufen und ebenfalls die Trauungen durch solche vollziehen.

Obwohl sie bis 1840 ständig durch die Polizei gestört und mit Geldstrafen belegt wurden, bildete sich aus ihnen eine feste Gemeinschaft. Um für die neue Gemeinde ein Gotteshaus und eine Schule zu errichten, kaufte der Gerbermeister Carl August Schroeter 1845 das ehemalige Torschreiberhaus, ließ es abreißen und ein neues Gebäude errichten. In der unteren Etage befanden sich die Schultube und die Lehrerwohnung, in der oberen die Kirche.

Meine persönliche christliche Entwicklung

Die kirchliche Prägung durch das Elternhaus und meine christlichen Tätigkeiten

Ich bin in einer sehr kirchlich orientierten Atmosphäre aufgewachsen. Mein Vater war ein sehr bewusster und bekennender Christ, meine Mutter war dagegen eher zurückhaltend, und meine Großmutter mütterlicherseits, die bei uns wohnte, legte großen Wert auf ein christlich geführtes Familienleben. Auch meine Großmutter in Altenburg und ihre Schwester, meine Patentante, waren tiefgläubig. Vor und nach dem Essen wurde jedes Mal ein Tischgebet gesprochen, und wenn wir Kinder abends in den Betten lagen, betete unser Vater mit uns. Später versammelten wir uns jeden Abend zu einer Andacht, bei der mein Vater das Gebet frei formulierte und alle Verwandten, Nachbarn, Bekannten und Freunde mit einschloss.

Mein Vater, der erst 1939 in meinen Heimatort Horneburg bei Hamburg übersiedelte, wurde, während er als Soldat in Russland war, bereits in den Gemeindekirchenrat gewählt. Beim Kindergottesdienst war er als Helfer tätig, und in zwei Nachbarorten leitete er diesen selbständig. Uns Geschwister nahm er selbstverständlich immer mit zur Kirche. Im Anschluss daran las er einigen Kindern in unserer Wohnung aus dem Kindergottesdienstblättchen vor. Selbst wenn die Eltern mal spazieren gingen, was leider sehr selten vorkam, nahm er Kinder mit, um ihnen bei einer Rast von Jesus zu erzählen. Meine Mutter war davon, dass immer Fremde dabei waren, verständlicherweise nicht so begeistert.

Dieses religiöse Denken und Verhalten verinnerlichte ich. Kein Wunder also, wenn ich schon mit fünf Jahren Pastor werden wollte. Manchmal spielte ich sogar Pastor, wozu ich mir einen schwarzen Arbeitskittel meiner Mutter als Talar anzog. Mir lag auch schon in der Grundschule daran, meinen Kameraden und anderen den Weg zu Jesus zu zeigen. Sie sollten, wie ich es gelernt hatte und meinte, doch nicht für ewig verloren gehen, sondern einmal die Freuden des Himmels erleben.

In der Schule bemühte ich mich sehr, missionarisch tätig zu sein. So gründete ich einen Bibelkreis, hielt mit Gleichgesinnten jeden Sonnabend in der Großen Pause im Musikraum eine Andacht, die „Morgenwache“, und lud zu Wochenend- und Wochenfreizeiten ein, die wir durchführten. Ich schrieb auch christliche Artikel in der Schülerzeitung und einem Blättchen der Evangelischen Jugend. Bei dieser Arbeit pflegte ich Kontakte zu verschiedenen Freikirchen und ebenso zu den Katholiken. Auch leitete ich über viele Jahre die kirchliche Jugendgruppe in meinem Heimatort, in der sich zu meinem Leidwesen jedoch kaum die Möglichkeit bot, zu verkündigen.

Mein Vater war Mitglied der Hannoverschen Landeskirche, in der wir Kinder auch getauft worden waren. Hier war mein hauptsächliches kirchliches Zuhause. Meine Mutter aber gehörte zu einer lutherischen Freikirche, die in der Kreisstadt Stade für die heimatvertriebenen Altlutheraner eine Predigtstelle eingerichtet hatte. Vierwöchentlich fuhren wir zu den Gottesdiensten. Ich hielt mich aber auch zu der 20 Kilometer entfernten Gemeinde des Pfarrers, wohin ich mit dem Fahrrad fuhr.

Etwas schwierig wurde es, als es um meine Konfirmation und die meiner Schwester ging. Weil wir in der landeskirchlichen Gemeinde als die „Heilige Familie“ galten, wäre es eigentlich selbstverständlich gewesen, wenn wir auch dort konfirmiert worden wären. Es war aber gerade mein Vater, der es vorzog, dass wir in der lutherischen Freikirche wegen des dortigen gründlicheren Unterrichts konfirmiert würden. Dieses war auch der Grund, warum ich selbst es vorzog, dort unterrichtet und konfirmiert zu werden. Ich wollte ja möglichst intensiv in die christliche Vorstellungswelt eindringen.

Da ich Pastor, zeitweise sogar Missionar, werden wollte, stand ich natürlich immer wieder vor der Frage, in welcher Kirche ich denn den Dienst tun sollte. Die Landeskirche reizte mich, weil man dort das kirchliche Fußvolk erreichte und sich mehr missionarische Möglichkeiten boten. Mir lag ja daran, meine Mitmenschen zu erreichen und ihnen die rettende christliche Botschaft zu bringen. Auf der anderen Seite lehnte ich natürlich ihre freiheitlichen Tendenzen und ihre Oberflächlichkeit ab.

Aber auch die Freikirche hatte in meinen Augen ihre Schwachstellen. Es fehlten mir die Lebendigkeit und der Missionseifer. Man war zu sehr mit sich selber zufrieden, innerlich zu erstarrt und zu lehrmäßig ausgerichtet. Am wohlsten hätte ich mich in einer dynamischen, vom Sendungsbewusstsein erfüllten Kirche gefühlt. Derartige Gemeinden hatte ich viele kennen gelernt. Aber bei ihnen fehlte mir wieder die eindeutige bekenntnismäßige Ausrichtung.

„Du bist der zweite Luther“

Ausgerechnet der älteste Sohn des Pastoren, der mich konfirmierte, bezeichnete mich schon damals mehrfach als den „zweiten Luther“. Damit aber hatte er gar nicht so Unrecht, denn schon damals trug ich meine neu gewonnenen Erkenntnisse vor und drängte auf eine geistliche Erneuerung innerhalb der Freikirche, freilich vergeblich. Jetzt, fast 60 Jahre später, hätte er auf alle Fälle mehr als damals Recht, mich so zu betiteln, denn im Laufe meines Lebens bin ich zu vielen Erkenntnissen gekommen, mit denen ich die Kirchen und die Gesellschaft reformieren möchte.

Wenn man Luther mit den Humanisten und einigen Mitreformatoren vergleicht, dürfte man zu dem Ergebnis kommen, dass er nicht weit genug gegangen ist, und aus heutiger Sicht ist er noch nicht einmal auf halbem Wege stecken geblieben. Das ist sehr schade. Aber das könnte mir ebenso passieren. Wer kann schon mit seiner Erkenntnis das gesamte Universum umschließen! Ich bin mir meiner eigenen Grenzen durchaus bewusst, und sicherlich würde man auch mir einmal vorwerfen können, dass ich nur halbe Sache gemacht hätte.

Auf alle Fälle klammere ich mich nicht wie Luther und weitgehend die ganze damalige Zeit an die Bibel und an die überlieferte Gottesvorstellung. Die Bibel ist für mich grundsätzlich ein Buch wie jedes andere. Dabei sind mir natürlich die Besonderheiten und Einzigartigkeiten dieser Schrift durchaus bewusst. Vieles von dem, was Luther und der reformatorischen Kirche heilig war und ist, kann ich einfach nicht mehr übernehmen. Es stellt sich für mich deshalb die Frage, ob sich eine weitere kirchliche Reformation überhaupt noch lohnen würde, ob wir nicht eine ganz andere Ausrichtung als die überkommenen Religionen nötig hätten.

Auch muss unbedingt hinterfragt werden, wie es zu der jüdisch-christlich-muslimischen Gottesvorstellung überhaupt kam. Der christliche Gott ist keine zeitgemäße Vorstellung mehr. Wir haben das Universum entdeckt. Wo ist da noch für einen personhaften Gott Platz? Ebenso gibt es keinen Platz mehr für einen Himmel und eine Hölle. Stattdessen sollten wir Menschen uns mit unseren Anliegen und Zielen auf unsere Erde beschränken, die uns hervorgebracht hat und auf der wir uns entfalten können. Hier können wir uns austoben, im Guten wie im Schlechten. Die einen führen Eroberungskriege und rotten Völker aus, die anderen treten als Heilande auf und möchten die Erde zu einem Paradies machen.

Die Erde und wie sich das Leben auf ihr entwickelte sind ein unbeschreibliches Wunder. Nicht zu fassen ist besonders, was alles im Mensch angelegt ist. Ich denke neben allem Körperlichen z.B. auch an sein Gewissen und an die herrlichen Nacherfahrungen beim Sterben. Bei diesem allen legt es sich freilich nahe, eine großartige Schöpfermacht vorauszusetzen und zu verehren. Aber was können wir über diese aussagen? Bleibt sie nicht für uns ein rätselvolles und ewiges Geheimnis! Insofern wäre die Ehrfurcht die angemessene Einstellung, nicht aber die Überzeugung, alles genau zu wissen.

Mein Glaube gerät in eine Krise

Mein Elternhaus, die Gottesdienste und der Konfirmandenunterricht hatten mich natürlich sehr geprägt. In der Freikirche wurde besonders die so genannte „reine Lehre“ betont. Ich war überzeugt, dass die Bibel eine klare einheitliche lehrmäßige Linie haben würde. Und diese hatte ich nicht nur erkennen wollen, sondern in den Dienst dieser Lehre wollte ich mich auch als Pastor bzw. Missionar stellen. Es schien mir so, als hätte Luther diese Linie am besten entdeckt und herausgearbeitet. Natürlich ahnte ich noch nicht, wie sehr auch ich, besonders durch die Freikirche, beeinflusst und geprägt war.

Es fiel mir immer wieder bitterschwer, mich eindeutig zu der Vorstellungswelt dieser lutherischen Freikirche zu bekennen, denn es regten sich in mir sehr starke Zweifel bezüglich vieler Lehrsätze. Ich wollte zu verschiedenen mir vertrauenswürdigen erscheinenden freikirchlichen Pastoren fahren, um mich beraten zu lassen. Aber dann sagte ich mir immer wieder: Die können ja gar nicht anders, als auf die Richtigkeit ihrer Glaubensgemeinschaft hinzuweisen. Und so unterließ ich diese Beratungsgespräche und versuchte, für meine Probleme mit dieser Kirche eigene Antworten zu finden.

Ich begann mein Studium an der theologischen Hochschule, die die verschiedenen lutherischen Freikirchen in Oberursel im Taunus eingerichtet hatten, und hatte auch vor, dort mein Examen zu machen. Einen so fleißigen Studenten und ein so aktives Gemeindeglied wie mich hatte diese Hochschule wohl noch nicht erlebt. Auf der einen Seite festigte sich meine Vorstellungswelt. Auf der anderen Seite fing aber etliches an zu bröckeln. Einer der Professoren verstand es nämlich, die so genannte historisch-kritische Bibelforschung recht sachlich und verständlich zu vermitteln.

Auch in Hamburg, wo ich weiter studierte, hielt ich mich noch lange krampfhaft an die Oberurseler Lehrmeinungen. Aber ich fühlte mich dabei nicht glücklich. Immer mehr musste ich von meiner recht fest gefügten Vorstellungswelt aufgeben. Dieser Prozess zog sich im Grunde über Jahrzehnte hin. Dabei verlor ich natürlich auch immer mehr die Überzeugung, dass Luther auf dem allein richtigen Weg lag.

So kam es dann auch dazu, dass ich mich von meiner lutherischen Freikirche trennte. Mein geistiger Wandlungsprozess konnte von den dortigen Geistlichen natürlich kaum verstanden werden. So wurde ich zu einem „Verhör“ gebeten, und später erklärte mein damaliger Pastor Gerhard Winterhof seiner Gemeinde mein Verhalten als Opportunismus, ich sei also einer, der sich aus Nützlichkeitsabwägungen der jeweiligen zweckmäßigeren Lage anpasse. Auch wenn sich dieser Pastor bewusst war, welche Entwicklung Luther hatte durchmachen müssen, mir jedenfalls gestattete er diese nicht zu.

Meine eigene geistige Wandlung und meine „Turmerlebnisse“

Luther hatte als Kind die Vorstellung von dem gerechten und deshalb strafenden Gott sehr stark verinnerlicht. Zehn Jahre lang und mehr wurde er deshalb mit seiner Angst vor der Höllenstrafe nicht fertig und wurde innerlich hin und her gerissen. Sein Fragen und Suchen und sein sich selbst Peinigen und Quälen, um Gott gnädig zu stimmen, wurden immer stärker, schlimmer und grausamer.

Ich selbst kann mir kaum vorstellen, dass man durch Überlegungen und Verstandesschärfe, also auf intellektuellem Wege, aus dieser Situation wieder herausfindet. Wenn man erst einmal wie Luther geistig gefangen ist, bedarf es wohl, um Befreiung zu finden, eines inneren Erlebnisses. Wie Luther, so dürfte es auch dem Apostel Paulus ergangen sein. Auch er dürfte aus Angst davor, dass Gott ihn verwirft, seinen religiösen Eifer ins Unermessliche gesteigert haben. Immer neue Ideen hat er wohl entwickelt, um seinem Gott zu gefallen und ihn gnädig zu stimmen.

Möglicherweise hätte er sogar die Christen, die er bereits ins Gefängnis werfen ließ, eigenhändig umgebracht, nur um das Wohlgefallen Gottes zu erlangen. Da überkam ihn ein Erlebnis, das ihn total umkrempelte, ihm seinen Frieden schenkte und ihn mit seinem Gott versöhnte. Wir reden vom Damaskuserlebnis. Bei Paulus wie bei Luther (Turmerlebnis) dürften es also innere Erlebnisse gewesen sein, die ihnen ihre Knoten gelöst und ihnen die Befreiung geschenkt haben.

Mir selber war es nicht anders ergangen. Ich hatte freilich nicht den strafenden Gott und die Hölle verinnerlicht, sondern die Vorstellung von dem liebenden Gott, der seinen Sohn Jesus in die Welt sandte, um die Menschen vor der Hölle zu bewahren und zu sich in den Himmel zu holen. Ich wurde also nicht so fanatisch wie Paulus und so selbstzermarternd wie Luther. Das war natürlich ein Vorteil. Aber diese Verinnerlichung der christlichen Glaubensvorstellungen führte dazu, dass ich mich berufen und verpflichtet fühlte, möglichst vielen die Heilsbotschaft zu bringen, weil ich sie vor der Hölle bewahren wollte. Aus dieser Vorstellungswelt kam ich nicht mehr heraus, ähnlich wie Luther. Ich konnte mich nicht mehr davon befreien.

Als ich nämlich anfang, manches in der Auslegung der Bibel anders bzw. kritischer zu sehen, überkam mich eine furchtbare Angst vor der Strafe Gottes wegen meiner Zweifel. Meine religiöse Unsicherheit bedeutete für mich, nicht genügend Vertrauen zu Gott zu haben. Wegen dieser kritischen Auseinandersetzungen, denen ich mich beim besten Willen nicht mehr entziehen konnte, hatte ich wahnsinnige Furcht, in die Hölle zu kommen, jedenfalls dann, wenn ich während dieser Auseinandersetzungen sterben würde.

Deshalb setzte ich mich möglichst nie im Straßenverkehr mit kritischen religiösen Fragen auseinander. Die Gefahr war zu groß, in einen Unfall verwickelt zu werden und ganz unerwartet und plötzlich zu sterben. Die einzige Möglichkeit, mich mit meinen Fragen ehrlich auseinander zu setzen, war abends im Bett, denn am nächsten Morgen wieder lebendig aufzuwachen war doch sehr wahrscheinlich. Auch heute noch, wenn ich darüber berichte, kann ich diese Ängste nachempfinden, obwohl ich keine Angst mehr davor habe, in der Hölle zu enden.

Damals schon hatte ich mir immer wieder Luthers Seelenkampf vor Augen geführt, der mich etwas tröstete und mir Mut machte. In mir wuchs die Hoffnung, dass es mir ebenso wie ihm ergehen könnte und ich wie er eines Tages eine Antwort auf mein Suchen bekäme. Aber mich überkam ein Grausen bei dem Gedanken, dass ich eventuell wie er über zehn Jahre, vielleicht ein Leben lang, diese Spannungen aushalten müsste. Außerdem hatte ich natürlich keine Gewissheit, dass es für meine quälenden Zweifelsfragen überhaupt eine Antwort und Lösung gäbe.

Ich spielte immer wieder die Lösungen meiner mich beschäftigenden Probleme in meiner Phantasie durch und kam bei diesen Auseinandersetzungen erfreulicherweise langsam voran. Z.B. konnte ich die Evolutionstheorie (Entwicklung der Lebewesen) schon als Schüler übernehmen, denn ich sagte mir: Warum soll Gott nicht über einen unendlich langen Zeitraum sich alles Lebendige habe entwickeln lassen.

Aber immer noch galt für mich, dass die Bibel der Liebesbrief „Gottes“ an die Menschen ist, den ich grundsätzlich und auch in den Einzelheiten nicht in Frage zu

stellen habe. Trotzdem brannte in mir besonders die Frage: „Warum hat sich Jesus am Kreuz hingeopfert?“ Mit dieser Fragestellung schloss ich freilich nicht mehr aus, dass Jesus ebenso ein Mensch war wie jeder andere. Da überkam mich am 6. Juli 1969, als ich 23 Jahre alt war, unerwartet, überraschend und urplötzlich ein tiefes inneres Erlebnis.

In Oldenburg hatte ich in einer der freilutherischen Gemeinden einen Gottesdienst gehalten. Zu predigen fiel mir immer recht schwer, denn ich musste den Ohren der Gemeindeglieder gerecht werden, gleichzeitig wollte ich aber ehrlich bleiben und nicht mehr behaupten, als ich auch innerlich verantworten konnte. Nach dem Gottesdienst gratulierte mir der Organist und erklärte, dass ich recht mutig und verständlich gepredigt hätte. Das freute mich.

Meine Schwester, die in Oldenburg studierte, und ihr Verlobter fuhren anschließend mit mir mit dem Auto an die Nordsee. Ich saß hinten neben meinem Bruder Johannes. Da muss ich auf einmal innerlich weggetreten sein, denn ich „spürte“, dass Jesus auf mich zukam, mich mit seiner rechten Hand an meiner Stirn berührte und mir erklärte: „Das tat ich aus Liebe“. Mein Bruder fragte mich später einmal: „Was war denn damals mit dir los, du erwecktest ja den Eindruck, als seist du gar nicht mehr da.“

Mit diesem Erlebnis war urplötzlich meine innere Spannung gelöst und eine neue Orientierung in mir erwacht. Ich hatte nämlich nicht nur eine „Antwort“ auf die Frage bekommen, warum sich Jesus an das Kreuz schlagen ließ. Er war auf einmal nicht mehr der geheimnisvolle „Gottessohn“, sondern ein Mensch wie wir. Gleichzeitig war mir damit die Freiheit geschenkt worden, kritisch über die Bibel und die christlichen Lehrsätze nachzudenken. An der Nordsee zog ich mich von meinen Begleitern zurück. Ich musste meine große innere Freude ausleben, ohne dass es jemand merkte. Überglücklich war ich und grub mich begeistert in den Sand des Strandes ein. - Was damals mit mir eigentlich geschah, kann ich nicht erklären.

Ein anderes ähnliches Erlebnis prägte ebenso meinen Werdegang. Wie aus heilerem Himmel kam, als ich neun Jahre im Schuldienst und 36 Jahre alt war, unerwartet und plötzlich eine Art Berufungserlebnis auf mich zu. Woher dieses kam, kann ich nicht sagen. Früher hätte ich geantwortet, Gott steht dahinter und hat es in mich hineingelegt. Aber seitdem es diesen Gott für mich nicht mehr gab, bleibt die Antwort offen. Ich kann nur sagen, dass da zwischen „Himmel“ und Erde mehr ist, als wir erfassen und begreifen können.

Mein Gefühl sagte mir nämlich immer wieder, ununterbrochen, über ein halbes Jahr lang, man könnte auch genauer von einer inneren Stimme sprechen: „Entweder du gibst deine Ordnungen auf, und eine große Freude wird dich erfüllen, oder du bleibst in deinen Ordnungen und wirst dabei innerlich vertrocknen.“ Mir war völlig klar, dass mit diesen Ordnungen mein Schuldienst gemeint war.

Gegen dieses Gefühl, gegen diese innere Stimme konnte ich mich nicht wehren, auch wenn ich es immer wieder versuchte. Ich fing an zu heulen. Ich erzählte jedem, auch Kollegen und dem Schulrat, von meiner beabsichtigten Kündigung. Es nützte mir aber nichts. Mir wurde bewusst, dass ich früher immer wieder betont

hatte: „Hört auf die Stimme eures Herzens, tut, was dieses euch rät!“ Jetzt war ich selber betroffen, gemeint! Wie furchtbar! Mir wurde gleichzeitig klar, dass ich mich diesem Empfinden, dieser Stimme, diesem Befehl nicht würde entziehen können.

Setzte ich mich nicht mit großer Begeisterung als Lehrer ein! Machte ich mich nicht für den Umweltschutz und für die ausgebeuteten und armen Völker der Welt stark! Was sollte ich denn anderes und noch mehr tun! Reichte das nicht? Und was hätte aus mir werden sollen? Ich litt ein wenig unter meinem äußerst schwachen Erinnerungsvermögen. Wer sollte mich mit diesem unterentwickelten Gedächtnis denn gebrauchen können? Ich war froh, dass ich Beamter auf Lebenszeit war.

Bei diesem zweiten inneren Erlebnis hatte ich über ein halbes Jahr Zeit, mich zu entscheiden. Mir war klar, dass ich anstandshalber erst zum Ende des laufenden Schuljahres (1983), also zu den Sommerferien, kündigen dürfe. Während dieser inneren Unruhe musste ich auch immer wieder an Luther denken, der bei seinem Turmerlebnis ähnlich alt war wie ich damals. Andere Spätberufene, z.B. Albert Schweitzer, mit dem ich mich damals auch sehr viel beschäftigte, waren bei ihrer Neuorientierung ähnlich alt. Die Auseinandersetzung mit diesen Menschen spornte mich an, das Risiko der Kündigung einzugehen.

Mich erfüllte nach und nach in Bezug auf diese Entscheidung sogar eine gewisse innere Sicherheit, denn ich hatte nun das Gefühl, dass die große Kraft im Dasein, dass das, was andere Gott nennen, mit mir etwas vorhabe, ohne dass ich wusste, was. Ich musste also aus einem tiefen Vertrauen heraus und auf gut Glück kündigen. Das Kündigungsschreiben kam wegen Unverständnis bei den Behörden und wegen angeblicher Formfehler siebenmal zurück. Ich hätte also immer wieder zurück in den Schuldienst gehen können. Aber ich musste mir treu bleiben und wollte die Schicksalsmacht, die mich möglicherweise brauchte, nicht enttäuschen.

Einen solchen seelischen Druck musste ich mein Leben lang nicht mehr aushalten. Als die Asylanten 2015/16 zu Millionen nach Europa eindrangten, habe ich täglich früh und abends für den Weltfrieden und die Betroffenen „gebetet“. Diese Fürbitte, gerichtet an die große und weise Schicksalsmacht, schloss ich immer wieder mit den Worten: „Zeige mir, was ich selbst in Bezug auf die Asylanten tun kann und tun soll und wo meine Aufgaben liegen“. Ich spürte aber nicht einmal in Verbindung mit diesen oftmals furchtbaren Flüchtlingsschicksalen einen inneren Druck, der mich zu irgendeiner Aktivität drängte. Ich musste mir vielmehr die Antworten immer selbst gegeben.

Nach meiner Kündigung setzte ich mich zuerst verstärkt im Bereich des Umweltschutzes ein. U.a. ging ich von Haus zu Haus, um Bücher über die Ernährung, den biologischen Garten- und Landbau und den Umweltschutz zu verkaufen und um mit den Leuten ins Gespräch zu kommen. Ich wollte ja etwas tun und musste von etwas leben. Auch schrieb ich während dieser Zeit einige Bücher, die ich veröffentlichte.

In einem dieser Bücher, „Fastenaktionen. Hungermärsche“, behandelte ich die Protestmärsche, die ich seit 1980 durchführte, um damit auf Umweltprobleme aufmerksam zu machen. Ich schickte es an Zeitungen, Rundfunkanstalten und Fernsehsender. Das Gesundheitsmagazin „Die Sprechstunde“ des ARD (Allgemei-

ner Rundfunk Deutschland) mit Frau Dr. Schaeffer-Kühnemann bat mich daraufhin in der vorösterlichen Zeit zu einer Fernsehsendung über das Fasten und zeigte dabei auch einen Film von einem meiner Fastenmärsche.

Daraufhin kamen die ersten Anfragen an mich, und man bat mich, mitlaufen zu dürfen. Fastenerfahrene hatten das Gespür, dass das „Fastenwandern“ viel mehr ablenkt und viel wirksamer ist als das Fasten zu Hause. Da wusste ich auf einmal, etwa ein Jahr nach meiner Kündigung, warum ich den Schuldienst aufgeben musste. Daraufhin habe ich dann dreißig Jahre lang die Fasten-Wander-Idee mit großem Erfolg in ganz Europa ausgebreitet.

Ein drittes außersinnliches Erlebnis hatte ich noch, das ich der Vollständigkeit halber berichten möchte: Als mich „Das Gesundheitsmagazin“ einlud, erklärte ich, dass ich bei dieser Sendung in Fastenstimmung sein möchte und einen 180-Kilometer-Marsch ohne Unterbrechung in 48 Stunden von Nürnberg bis München durchführen werde. Der Anfang dieser Tour wurde dann gefilmt und in der Sendung gezeigt. Nicht gefilmt und nicht gezeigt wurde ein Erlebnis, das ich in der ersten Nacht und dann nie wieder in meinem Leben hatte und das mir bis heute noch ein großes Rätsel ist.

Ich hatte den Eindruck, dass die Bäume und Büsche links im Hintergrund mitliefen. Mich beunruhigte dieses Erlebnis sehr, denn mir war so etwas noch nie passiert. Ich blieb oft stehen, um dieses geisterhafte Geschehen los zu werden. Dann blieben auch, für mein Empfinden jedenfalls, die Bäume und Büsche stehen. Wenn ich aber weiterging, setzten auch sie sich wieder in Bewegung.

Oftmals sprach ich auch zu ihnen und fragte sie, warum sie mitkämen. Antworten erhielt ich keine, aber sie gingen nach diesen kurzen Pausen immer wieder mit. Erst als es allmählich heller wurde, hörte dieser geisterhafte und beängstigende Spuk auf. Ich war sehr froh, hoffte nun aber, dass ich diese Begleitung auch in der nächsten Nacht erleben würde. Da rührte sich aber nichts.

Was da passierte und was da mit mir geschah, weiß ich bis heute nicht zu erklären. Manchmal erzählte ich von diesem Erlebnis in meinen Fastenwandergruppen. Eine Frau pries mich glücklich und versuchte, mir diese Begleitung so zu erklären: „Siehst du, Christoph, die gesamte Natur will dir die Gewissheit geben, dass sie mit dir ist und dich bei deiner großen Aufgabe der Entwicklung des Fastenwanderns begleitet und dich unter ihren Schutz stellt.“ Wahrscheinlich hatte diese Dame nicht ganz Unrecht! Dieses geisterhafte Erlebnis hatte nämlich unmittelbar zu Beginn meiner „Berufung“ zur Ausbreitung der Fasten-Wander-Idee stattgefunden.

Heute, über 30 Jahre später, komme ich beim Schreiben dieser Zeilen zu der Gewissheit, dass mir dieses Erlebnis tatsächlich sagen wollte: „Christoph, wir, die Natur, sind mit dir, du kannst dich auf uns verlassen!“ Schade, dass ich diese Einsicht erst heute gewinne. Mit dieser Erkenntnis bin ich aber wieder bei Luther, denn ihn verließ trotz aller Anfechtungen und Widerwärtigkeiten nicht die innere Gewissheit, dass „Gott“ bei ihm ist und er unter einem höheren Schutz steht. Wieweit war dieses bei ihm jedoch nur eine persönliche Einbildung?

Dass Luther keine Angst davor hatte, auf dem Scheiterhaufen zu enden, erklärte er damit, dass Gott einen so „toll“ machen kann. Auch in dieser Beziehung ergeben sich Parallelen zu meinem Leben. Ich selbst wusste lange Zeit, dass ich Diabetes und damit verbunden Hautprobleme an meinen Beinen und außerdem eine vergrößerte Prostata (Vorsteherdrüse) habe. Aber ich war voller Vertrauen zur Natur, empfand und ging einfach davon aus, dass sich mein Körper schon selber helfen werde.

Ich war also ebenso „toll“ wie Luther, denn mir war durchaus bewusst, was passieren könnte, ohne dass ich Angst davor hatte, zu sterben. Fast aber wäre ich möglicherweise doch im Januar 2015 an den Folgen dieser Erkrankungen gestorben, wenn mich meine Angehörigen nicht ins Krankenhaus gebracht hätten. Dort wusste man mehrere Tage nicht, ob man mich durchbringen würde.

Auch darf ich in diesem Zusammenhang erwähnen, dass ich eines Morgens früh, ich war etwa 30 Jahre alt, aufwachte und vom Atlantischen Ozean auf Europa blickte, von Spanien bis Russland. Es war die Zeit, wo ich mich besonders stark im Umweltschutz einsetzte. Alles, was ich überblickte, war Wüste, und die menschlichen Gestalten, die ich entdeckte, krochen auf allen Vieren verdurstend vor sich hin. Sollte dieses etwa die Zukunft von Europa sein, fragte ich mich verzweifelt und habe noch heute Angst davor!

Mir passiert es in letzter Zeit auch häufiger, ich bin jetzt 70 Jahre alt, dass ich nachts aufwache, hellwach bin und auf einmal neue klare Vorstellungen habe, die ich zu Papier bringen soll. Heute Nacht nun, am 23. Dezember 2016, wachte ich auf einmal auf und erkannte klar, worüber ich in dem Kapitel „Die Reformation geht weiter. Ihre Folgen und Auswirkungen bis heute. Eine neue Aufbruchsstimmung tut not“ schreiben müsse.

Die germanischen Völker und ihre Missionierung durch die Katholische Kirche

Luther entwickelte leider keinerlei Beziehungen zur frühdeutschen Religiosität

Ein Kapitel über die germanischen Völker scheint mir deshalb angebracht, weil Luther, anstatt sich an die Bibel zu klammern, sich auch seiner germanischen Vorfahren und deren religiösem Empfinden hätte erinnern können. Der junge Luther war geistig wie in einem Gefängnis eingesperrt. Der Knoten, in dem er eingeschnürt war, löste sich zwar. Er fand aus seiner geistigen Bedrängnis und Hilflosigkeit heraus. Er blieb aber zeitlebens ein Gefangener des kirchlichen Denkens. Dem damaligen Zeitgeist folgte er zwar, indem er sich zurück zu den Quellen aufmachte. Aber diese Quellen begrenzte er auf die Bibel und, so muss man wohl sagen, auf seine recht einseitige Auslegung.

Die Bibel spielte natürlich auch in der Katholischen Kirche eine große Rolle, wurde aber entsprechend den katholischen Anschauungen und Interessen ausge-

legt. Sie durfte auch nicht unter das Volk, sonst hätte dieses entdecken können, dass in der Bibel vielfach etwas ganz anderes steht, als die Kirche lehrt. Auch die Vorreformatoren Wyclif und Hus entdeckten die Bibel neu und beriefen sich bei ihren Erkenntnissen auf sie. Wenn Luther der katholischen Bibelauslegung seine eigene entgegenstellte, war dies natürlich in gewisser Weise ein Ausbruch aus seiner Gefängniszelle, aber nicht aus dem Gefängnis. Er blieb weiterhin dem kirchlichen Gedankengut weitgehend treu.

Wahrscheinlich hatte Luther das religiöse Empfinden der Germanen und die Germanenmission, die etwa 800 Jahre zurücklag (Bonifatius), gekannt, auch wenn wir hierüber kaum etwas von ihm erfahren. Ich selbst, der ich in Niedersachsen im Elbe-Weser-Dreieck wohne, erlebte immer wieder, dass sich die Menschen hier an Karl den Großen und seine gewaltsame „Bekehrung“ der Sachsen erinnerten. Möglicherweise hing dieser Rückblick jedoch mit der Erziehung im Dritten Reich zusammen. Es kann aber angenommen werden, dass man sich auch in Thüringen und Sachsen z.Zt. Luthers an die deutsche Frühgeschichte erinnerte.

Aber den Sprung hinaus aus dem Christentum hat Luther nicht gewagt. Dazu war er zu sehr in die religiösen Vorstellungen seiner Zeit und in seine eigenen Erlebnisse und Erkenntnisse eingebunden. Er war nicht in der Lage, diese zu hinterfragen und abzuschütteln. Ich habe den Eindruck, dass er in seiner Gefängniszelle den Stuhl einfach in eine andere Ecke rückte. Vielmehr hat er, was die christliche Lehre betrifft, tatsächlich kaum getan. Wie anders hätte sich seine religiöse Vorstellungswelt geändert, wenn er sich an den germanischen Vorfahren orientiert hätte!

Aber man kann Luther daraus kaum einen Vorwurf machen, denn auch die geistig fortschrittlichen Humanisten und die rebellischen Bauern kamen nicht aus diesem kirchlichen Denken heraus. Ich kenne leider keinen, der damals seine religiösen Fesseln wirklich abgeschüttelt hätte und sich für ein an der Natürlichkeit orientiertes Bewusstsein eingesetzt hätte.

Insofern ist auch anzunehmen, dass Luther vollständig gescheitert wäre, wenn er wirklich ein deutscher Prophet, wie er sich manchmal bezeichnete, gewesen wäre und bei seinen Vorfahren angeknüpft hätte. Kaum einer hätte ihn wahrscheinlich verstanden. So verseucht war schon ganz Europa von diesem christlichen Denken. Auch Mohammed war nicht in der Lage, zu der bei den Arabern verwurzelten Religiosität zurückzuführen, sondern übernahm weitgehend das Juden- und Christentum.

Trotzdem erscheint es mir wichtig, gerade heute, wo man sich wieder auf die Ordnungen und den Wert der Natur besinnt, darauf hinzuweisen, dass es schon damals ratsam gewesen wäre, die christlichen Vorstellungen abzuschütteln und sich an die großartige Weisheit der Natur zu halten. Das wurde damals leider versäumt. Vielleicht ist die heutige Zeit für entsprechende Auseinandersetzungen und für eine derartige Religion reif.

Das religiöse Empfinden der Germanen

Wir müssen zwischen den Hochkulturen des Orients, aus denen das Christentum stammt, und den Völkern des Nordens unterscheiden. Diese Hochkulturen hatten über Jahrtausende einen Menschentypen entwickelt, der im knechtischen Gehorsam seine Bestimmung empfand, im öffentlichen Prunk seine Selbstbestätigung suchte, in der religiösen Begeisterung seine Befreiung fand und in der Unterwerfung unter höhere Mächte sich mit dem Dasein versöhnte.

Anders sah dies bei den germanischen Völkern aus. Bei ihnen gab es keine Sklaven und keine Sklavenmentalität. Jeder hatte Besitz, fühlte sich unabhängig, konnte sich frei entfalten und hatte Freude daran, für sein Recht zu kämpfen. Jeder fühlte sich als Kind der großen Weltordnung und verehrte die Mächte, die ihm Glück und Ansehen verliehen.

Die hohen kulturellen und geistigen Leistungen des Orients sollen mit diesen Aussagen in keiner Weise geschmälert werden. Man täte den orientalischen Völkern Unrecht, wollte man ihnen grundsätzlich eine knechtische Lebenseinstellung nachsagen. Trotz ihrer Sklavenmentalität waren sie äußerst schöpferisch. Und man würde ebenso der freiheitlichen Lebenswelt der nordischen Völker nicht gerecht werden, würde man ihre Freiheit überbetonen.

Der Leser muss sich jedoch bewusst machen, dass die Wesensart besonders der städtischen Bevölkerung im Altertum, z.B. in Italien, eine andere war als die der Menschen im Bereich des heutigen Norddeutschlands und Skandinaviens. Sich zu ducken und sich Demütigungen gefallen zu lassen war für den Großteil der Stadtbewohner im Mittelmeerbereich zur Selbstverständlichkeit geworden, während, so wird es erzählt, ein Germane sich nach einer öffentlichen Bestrafung vor Scham das Leben nehmen konnte. Es muss deutlich werden, dass ein Christentum, das dazu diente, das städtische Proletariat im Mittelmeerraum bei guter Laune, Ruhe und Fleiß zu halten, für die Menschen im Norden Europas eigentlich nicht in Frage kam. Es wäre ihnen fremd gewesen und hätte ihnen fremd bleiben müssen.

Die germanischen Menschen lebten in zerstreuten kleinen Dörfern oder auf Einzelgehöften. Sie liebten ihren Lebensraum, die Jagd und die Seefahrt. Herren, denen sie hätten dienen müssen, gab es für sie nicht. Die Bindungen an die Lebensgemeinschaft, die Sippe, waren sehr stark, aber diese gewährte ihnen auch Sicherheit und Geborgenheit.

Viel stärker als wir heute fühlten sie ihre Abhängigkeit von den Mächten der Natur. Sie verehrten die Sonne, den Mond und den Kreislauf der Sterne. Sie bestaunten ehrfurchtsvoll die Bäume und die Fruchtbarkeit der Erde. Sie zitterten vor dem grollenden Donner und der heimtückischen Gewalt der Meere. Sie opferten an Bäumen und Quellen und gaben sich mit Hellseherei, Weissagungen und Zaubersprüchen ab. Sie beobachteten und deuteten die Tier- und Früchteopfer, die Zeichen am Himmel und den Vogelflug. Für sie gab es keine Götter, vor denen man sich verbeugte oder niederwarf. Vielmehr stand man mit den Natur- und Schicksals-

mächten auf Du und Du. Man fürchtete sich auch nicht, ihnen etwas abzutrotzen oder sie zu überlisten.

Die nordischen Vorfahren empfanden, dass die Natur von Geistern beseelt ist, von deren Macht sie sich abhängig fühlten. Im Rauschen der Quellen und im Plätschern der Bäche hörten sie den Gesang der Nixen. In den Flüssen der Wälder und in den weit ausgedehnten Sümpfen schöpften die Elfen Wasser und gossen es als Tau auf die Wiesen. Im Innern der Berge hausten die Zwerge, die Wächter unermesslicher Schätze. Im Hause trieben die hilfsbereiten Wichtelmännchen ihr Wesen. Gefährlich waren jedoch die Riesen, die Hagel, Kälte, Schnee und Winter brachten und das brausende Meer ins Landesinnere jagten.

Neben diesen gab es ein unübersehbares Heer weiterer Geister und Gespenster, sowohl hilfreicher wie auch schädlicher und boshafter. Später erzählte man von ihnen phantasievoll allerlei märchenhafte Geschichten. Zum Teil leben diese Dämonen und Kobolde noch heute im Aberglauben. Bei dieser innigen Naturverbundenheit waren die christlichen Lehren den Germanen verständlicherweise etwas Fremdes, und es bedurfte Jahrhunderte, bis sie dafür gewonnen werden konnten.

Es gab für die Germanen immer die beiden Grundformen des Opfers, das Dankopfer und das Bittopfer. Mit dem Dankopfer zeigt man sich erkenntlich für das göttliche Entgegenkommen, entsprechend der alten Lebensregel, dass die Freundschaft nur dann erhalten bleibt, wenn Gabe und Gegengabe einander entsprechen. Auf diese Weise sicherte man sich die Gunst der Gottheit auch für die Zukunft.

Durch das Bittopfer aber möchte man die Schicksalsmächte beeinflussen und sie zu einer Gegengabe veranlassen. Gebet und Opfer hatten in der altnordischen Religion immer den Sinn, eine Gottheit zu veranlassen, die Wünsche der Bittenden zu erfüllen und ihnen zu helfen. Es wäre falsch, dieses Verhalten zur Gottheit als eine Art Handel zu betrachten. Es wurde vielmehr, ebenso wie in einer Freundschaft, als sittlich empfunden. Mit dem Opfer will der Gläubige Gott Ehre erweisen in der Gewissheit, dass dieser sich ihm dann auch als Freund erweist.

Auf schwache Mächte wie z.B. Bäche und Winde blickten die Germanen von oben herab. Reizen taten sie vielmehr das Herausfordernde und Starke, das Meer, die Jagd, aber auch fremde Heere. Diese Begeisterung für das Übermächtige war aber nicht nur ihre Stärke, sondern auch ihre Schwäche. So mussten sie erleben, dass „christliche“ Heere sie besiegten. Daraus schlossen sie, dass hinter den feindlichen Truppen eine stärkere Schicksalsmacht als die eigene steht. Indem man diese ebenso verehrte, wie dies die Christen taten, also deren Kult übernahm, hoffte man, sie sich gefügig machen zu können, ohne damit jedoch das eigene religiöse Empfinden aufzugeben.

Aus der deutschen und englischen Bezeichnung der Wochentage können wir vier Naturkräfte, die verehrt wurden, mit Sicherheit feststellen: 1. Ziu oder Tiu, ursprünglich wohl die höchste Lebenskraft, später so etwas wie „Kriegsgott“, bei den Sachsen Saxnot genannt (Dienstag, Tuesday). 2. Wodan, nordisch Odin, der Wütende, dem Namen nach wohl der Sturm, der in den Nächten über die Wälder dahinjagt, der die See aufwühlt, der Totenführer, vertraut mit Zauber und Magie (dänisch,

schwedisch, norwegisch „Onsdag“, niederländisch „Woensdag“, englisch. „Wednesday“). Der Mittwoch hieß im althochdeutschen ursprünglich „Wuotanestag“.

3. Donar, nordisch Thor, der Gewittergott, der Liebling der Bauern, der mit seinem Hammer den Winter besiegt und der mit seinem Regen der verdorrten Saat Erquickung bringt (Donnerstag, Thursday). 4. Fria oder Freia, nordisch Frigga, Frau oder Herrin, Wodans Gattin. Sie steht für die Verehrung des Weiblichen und Mütterlichen (Freitag, Friday).

Die Germanen hatten keinen besonderen Priesterstand und ursprünglich auch keine „Gotteshäuser“. Überall bewunderte man weise Frauen als begabte Seherinnen. Die Naturmächte wurden im häuslichen Bereich oder in heiligen Hainen (Wälder) verehrt. Opfertiere wurden gerne an heiligen Bäumen aufgehängt. Ein solcher war die Donareiche bei Geismar in Hessen, die Bonifatius fällte. Die Schlachtopfer, bei denen das Pferd als heiliges Tier eine große Rolle spielte, dienten für festliche Mahlzeiten. Auch wurden Kriegsgefangene als Menschenopfer sowohl dem Donar wie auch dem Wodan dargebracht. Undeutlich bleiben uns die Jenseitsvorstellungen in der alten Zeit. Später beschrieb man lebendig und anschaulich die Walhalla, in der, wie man meinte, die im Kriege tapfer gefallenen Helden Aufnahme fanden.

Der Glaube an eine Schicksalsmacht, die mächtiger als Menschen und Naturgewalten ist, überzieht später wie eine dunkle Wolke ihre religiöse Vorstellungswelt. Wenn Wodan, der unheimliche und unzuverlässige Gott der Toten, anstelle des Ziu bzw. Tiu tritt und zur höchsten Naturmacht aufsteigt, wird hieran deutlich, dass für sie das Leben dunkel, rätselhaft und unheimlich geworden war, dass der Glaube an die Naturmächte ihnen keinen Trost und keine Hilfe mehr brachte.

Deshalb gab es später auch nicht wenige, die übermütig prahlten, sie glaubten weder an Donar noch an Wodan, sondern nur noch an ihre eigene Stärke und Macht. Im Alt-Isländischen redet man von Ragnarök, zu Deutsch dem Götterschicksal, dem Untergang von Göttern und Welt vor Anbruch eines neuen Weltzeitalters. Von Richard Wagner wird dieser Begriff fälschlicherweise mit Götterdämmerung übersetzt. - Von alledem finden wir bei den Reformatoren und während der Reformationszeit leider nichts!

Die germanische Völkerwanderung und ihre Hinwendung zum Christentum. Das Lebensgefühl, das aus den romanischen und gotischen Kirchen spricht.

Mit dem Jahre 375 beginnt die germanische Völkerwanderung. Dem Ansturm der Hunnen, die vom Osten her aus dem heutigen Russland kamen, wichen die Westgoten im heutigen Rumänien nach Süden über die Donau ins römische Gebiet aus. Ihnen folgten bald andere Germanenstämme. Gleichzeitig drängten die im heutigen Deutschland lebenden Stämme über den Rhein und stießen nach Westen und Süden vor. Gallien (das heutige Frankreich), Italien, Spanien und Nordafrika wurden von ihnen erobert. West- und Ostgoten, Vandalen und Sweben, Burgunder und Franken teilten unter sich das Weströmische Reich auf.

Bis zur Völkerwanderung waren die germanischen Stämme nur wenig mit dem Römischen Reich in Berührung gekommen. Nun aber lernten sie eine Hochkultur mit ihren für sie bewundernswerten Bauwerken kennen. Da unsere Vorfahren aber keine stumpfsinnigen Menschen waren, interessierten sie sich natürlich für die römischen Leistungen, und in ihnen wuchs verständlicherweise der Wunsch, auch entsprechendes vollbringen zu können.

Da sich die Germanen von ihren Schicksalsmächten gelenkt wussten, gingen sie sicherlich davon aus, dass auch die Römer von solchen beeinflusst und zu derartigen hohen Kulturleistungen befähigt wurden. Da sie außerdem den Germanen, trotz deren Tapferkeit, oft auch militärisch weit überlegen waren, konnten diese auch diesbezüglich davon ausgehen, dass die römischen Götter stärker waren als die eigenen. Sie waren es, die ihren Anhängern diese Überlegenheit verliehen. Deshalb lag es für sie nahe, sich selbst diesen auch anzuschließen.

Einen inneren Zugang zur Religion der Römer, dem Christentum, hatten sie freilich nicht. Die Lehrsätze und den Kult der Christen konnten sie sicherlich nicht nachvollziehen und verstehen. Diese blieben ihnen fremd. Da aber viele der Germanen selbst nicht mehr so recht an ihre eigenen Gottheiten und deren Macht glauben konnten und die germanische Religion angeblich im Niedergang begriffen war, was ich leider nicht nachprüfen kann, lag es nahe, dass sie eine neue Orientierung suchten. Nun stießen sie in diesem zusammenbrechenden Römerreich auf eine Religion, die von einer gewaltigen inneren Kraft erfüllt war. Sie übernahmen nun deshalb wahrscheinlich erst einmal einfach die äußeren Ordnungen.

Es fällt auf, dass alle germanischen Stämme (außer den Franken), die sich auf die Völkerwanderung begeben hatten, sich dem arianischen Christentum anschlossen. Woran das lag, vermag ich nicht mit Sicherheit zu sagen. Die Goten begannen mit der Wanderung und kamen zuerst mit dem Oströmischen Reich in Berührung, wo diese Form des Christentums üblich war. Womöglich haben sich die Burgunder, die Wandalen und die Sweben dann dieser Richtung angeschlossen, ohne dass sie für die damit verbundenen theologischen Streitereien ein Verständnis hatten.

Die christliche Religion predigte, ganz im Gegensatz zum germanischen Schicksalsglauben, den Sieg des Lichtes über die Finsternis. Nicht das Böse siegt über das Gute, wie in der germanischen Helden- und Göttersage, nicht der Tod über das Leben, sondern umgekehrt das Gute über das Böse und das Leben über den Tod. So jedenfalls wird es weitgehend dargestellt. Wieweit dahinter möglicherweise eine kirchliche Propaganda und Fälschung steht, vermag ich leider nicht zu beurteilen.

Dieser Glauben an den angeblich siegenden Christus, der „Tod“ und „Teufel“ überwindet, begeisterte, so ist es anzunehmen, auch die kriegerischen Germanenstämme. Die nach neuer Orientierung suchenden Menschen öffneten sich in ihrem Innersten deshalb nach und nach dieser neuen Botschaft. Es dauerte aber wahrscheinlich noch sehr lange, bis sie auch ein tieferes Verständnis für den leidenden Christus und für Schuld und Sündenvergebung gewannen.

Wenn die germanischen Völker wie etwa zweihundertfünfzig Jahre später die Araber schon eine einheitliche religiöse Überzeugung und ein entsprechendes Sen-

dungsbewusstsein gehabt hätten und gemeinsame vorgegangen wären, sie hätten, wie im Osten der Islam, Westeuropa und Nordafrika ihre Vorstellungswelt und ihr religiöses Empfinden ausdrücken können. Die Leistungen von Mohammed (ca. 570-632), von den Arabern und dem Islam sind erstaunlich. Innerhalb eines Jahrhunderts haben sie etwa die Hälfte der christlichen Welt überrannt und sind bis tief ins Innere Asiens vorgestoßen.

Wahrscheinlich wäre den germanischen Völkern ein ähnlicher religiöser Erfolg nicht gelungen, da nicht nur das Christentum schon zu sehr in der Bevölkerung verankert war, sondern ihre Naturreligion den Mittelmeervölkern doch zu fremdartig vorgekommen wäre. Außerdem hätten die Germanen auch einen begnadeten Führer hervorbringen müssen, der nicht nur ihre naturverbundene Lebenseinstellung zu einer tragenden Religion weiterentwickelt, sondern sie auch geeinigt hätte! Sie hätten das weitgehend unnatürliche und abartige Christentum ablösen und eine an der Natur orientierte Religion ausbreiten können. Dann hätten Europa und der Vordere Orient nicht unter der Last des Christentums und des Islam zu leiden gehabt.

Wie anders das Empfinden und das Lebensgefühl der nordischen Menschen im Vergleich zu den Mittelmeervölkern waren, erlebt man z.B. beim Besuch einer romanischen (von Rom abgeleitet) bzw. einer gotischen (von Goten) Kirche. Wirkt die romanische Kirche nicht wie ein Gefängnis mit ihrer flachen Decke! Der Mensch wird niedrig gehalten, erdrückt, er muss sich einfügen, abplagen, ist ohne Hoffnung; er kann sich nicht befreien.

Die gotische Kirche dagegen, obwohl der romanischen weitgehend nachempfunden und nachgebaut, zeugt doch von einem ganz anderen Lebensgefühl. Es ist dem Besucher zumute, als wäre das Kirchengebäude gar nicht da. Sein Blick geht nach oben und wird vom Mauerwerk in den unendlichen Raum des Himmels weitergeleitet. Er wird nicht vom Dasein abgeschnitten, sondern fühlt sich in die Ewigkeit hineingezogen. Ihm ist zumute, als wandle er durch einen Buchenwald. Dessen „Gewölbe“ ist kein trennendes, sondern ein schützendes Dach.

Das Kirchengebäude war den nordischen Menschen fremd. Die Naturmächte und Schicksalsmächte wurden dort verehrt, wo man ihnen unmittelbar begegnete. Die Begeisterung für die Steinbauten muss jedoch groß gewesen sein. Nun bemühten sich die Germanen, ihr naturnahes, in die Unendlichkeit strebendes Lebensgefühl in diesen Steinkolosse zum Ausdruck bringen. Die gotischen Kirchen sind eigentlich nicht „christlich“, sie waren Ausdruck einer großen Freiheit und einer unendlichen Liebe zum Dasein.

Die Mittelmeervölker hielten ihren Kirchenbau mit seiner die menschliche Freude und den Willen zerbrechenden Architektur jedoch nicht aus. Wer hält es schon aus, wenn ihm immer wieder gesagt wird, wie klein und unbedeutend er ist und dass er schön brav sein muss! Die romanischen Kirchen mussten daher mit Prunk überladen werden, damit dem eingesperrten Menschen seine Gefangenschaft nicht so bewusst und etwas angenehmer gemacht wurde. Wie schlicht waren dagegen ursprünglich die gotischen Kirchen! Der gotische Kirchenbau ist für mich ein Zei-

chen dafür, dass die germanischen Völker trotz der Missionierung noch lange Zeit ihrem Lebensgefühl treu geblieben waren.

Eines meiner eindrucksvollsten Erlebnisse hatte ich im Jahre 1964 in der Lieb-Frauen-Kirche in München, als ich gerade auf einer Klassenfahrt von Rom zurückkam. Ich konnte diese prunküberladene Ausstattung der Kirchen in der Ewigen Stadt nicht mehr ertragen. Sie nahmen mir die Luft weg, sie erstickten mich. Wo man auch hinsah, überall bunte Bilder und Figuren.

In der gotischen Lieb-Frauen-Kirche kam es mir vor, wie wenn ich aus einer ver-räucherten Stube an die frische Luft gekommen wäre. Ich konnte wieder tief durch-atmen; der Druck war von meiner Seele gewichen. Ich fühlte mich unendlich glück-lich und heimisch. Hier, so hatte ich das Gefühl, kann ich dem Höchsten begegnen und es verehren. Ich fühlte mich in dieser Kirche wie in einem Rausch. Wohl eine halbe Stunde lang blickte ich nach oben in diese „Unendlichkeit“. Es war so befrei- end, das Gefühl zu haben, dass der Zugang zum Ewigen unmittelbar ist und nicht durch religiöse Übungen oder Priester vermittelt werden muss. Ich trillerte unabläs- sig die Worte eines Kirchenliedes vor mich hin: „Wie groß bist du, wie groß bist du!“.

Die Lehrstreitigkeiten über die Göttlichkeit Jesu

Der so genannte sechzigjährige Arianische Streit, der unter Kaiser Konstantin d. Gr. (Alleinherrscher 324/25-337) und seinen Söhnen stattgefunden hatte, wurde nach dem Priester Arius (Alexandria/Ägypten, gest. 336) benannt. Er behandelte die Frage, ob Jesus Christus in seiner vorirdischen Zeit mit Gott wesenseins oder nur ein „Halbgott“ gewesen sei.

Arius erklärte, Jesus sei dem Wesen Gottvaters nicht verwandt (gleich), sondern nur ein aus dem Nichts erschaffenes Geschöpf. Aber wegen seiner sittlichen Be-währung habe ihm Gott die Würde seines Sohnes verliehen. Wegen dieser Auffas-sung wurde er 320 auf einer Synode (Versammlung) in Alexandria vom Bischof abgesetzt. Er fand jedoch bei vielen Bischöfen des Vorderen Orients Zustimmung.

Zur Schlichtung dieses Streits berief nun Konstantin 325 das erste allgemeine christliche Konzil nach Nicäa (im Nordwesten der heutigen Türkei), das Arius ver-dammte und die volle Wesenseinheit von Jesus und Gottvater zum Lehrsatz erhob. Die abendländische Kirche meinte nämlich, die Erlösung in Jesus Christus könne nur dann wirklich geschehen sein und nur dann dem Menschen vollständiges Heil bringen, wenn Jesus auch vollkommener Gott sei. Gottvater muss also nicht nur durch ihn, sondern in ihm für den Menschen gehandelt und deren Heil bewirkt ha-be. Wie verstandesmäßig denkt man hier!

Da sich das Morgenland gegen diese neue Glaubensformel auflehnte, wandte nun Konstantin seine Gunst den Arianern zu. Arius wurde aus der Verbannung zu-rückgeholt. Nun wurden seine Gegner, besonders Athanasius, der Bischof von Ale-xandria, verfolgt. Nur der Tod des Arius (Konstantinopel 336) verhinderte die Auf-hebung der 325 getroffenen Entscheidung.

Das Abendland (Rom), das sich zu dem Lehrsatz der Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater bekannte, stellte sich nun hinter den verfolgten Athanasius. Im Morgenland bemühte man sich dagegen, zu vermitteln. Die Anhänger dieser Gruppe behaupteten statt der Wesensgleichheit die Wesensähnlichkeit und wurden deshalb seit 358 von den „Orthodoxen“ (Rechtgläubigen/Strenggläubigen) unzutreffend als Halbarianer bezeichnet. Kaiserlicherseits versuchte man nun, durch Ausgleichsformeln den Gegensatz zwischen diesen beiden Deutungen zu überbrücken und zu beseitigen.

Nach der allgemeinen christlichen Kirchenlehre besteht das „göttliche Wesen“ trotz seiner Einheit aus drei Personen, dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist. Diese Lehre von der Trinität (Dreieinigkeit) bildete sich in der christlichen Kirche aber erst allmählich heraus und erhielt am Ende des 4. Jahrhunderts ihre lehrmäßige Formel, in welcher sie seitdem in allen öffentlichen Bekenntnisschriften der christlichen Kirchen auftritt, ausgenommen in denen der Richtung der Unitarier.

Man stellte für die Trinitätslehre Formeln auf, welche die Gottheit des Sohnes und des Heiligen Geistes ausdrücken, gleichzeitig aber den Monotheismus, den Glauben an einen einzigen Gott, festhalten sollten. Diese Formeln waren zum Teil erst erfunden worden, zum Teil aber auch der Bibel entnommen, z.B. „Taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“ (Matth. 28,19). Dort finden sie sich jedoch nirgends in dem Sinne, dass Vater, Sohn und Heiliger Geist gleichberechtigt nebeneinander stehen.

Im Arianischen Streit ging es nur um die volle Gottheit des Sohnes und des Heiligen Geistes. Ein abendländisches Anliegen, den Heiligen Geist zugleich vom Vater und vom Sohne ausgehen zu lassen, war erst 589 in Toledo (bei Madrid, Spanien) ins „Nicänische Glaubensbekenntnis“ aufgenommen worden.

Dieses Bekenntnis gilt in den lutherischen Kirchen ebenso wie das Apostolische Glaubensbekenntnis und lautet: „Ich glaube an einen einigen allmächtigen Gott, den Vater, Schöpfer Himmels und der Erden, alles, das sichtbar und unsichtbar ist. - Und an einen einigen Herrn Jesus Christus, Gottes einigen Sohn, der vom Vater geboren ist vor (zeitlich) der ganzen Welt; Gott von Gott, Licht von Licht, wahrhafter Gott vom wahrhaftigen Gott; geboren, nicht geschaffen; mit dem Vater in einerlei Wesen, durch welchen (Jesus Christus) alles geschaffen ist. Welcher um uns Menschen und um unserer Seligkeit willen vom Himmel gekommen ist und leibhaftig (Mensch) worden durch den Heiligen Geist von der Jungfrau Maria und Mensch geworden; auch für uns gekreuzigt unter Pontius Pilatus, gelitten und begraben und am dritten Tag auferstanden nach der Schrift und ist aufgefahren gen Himmel und sitzt zur Rechten des Vaters und wird wiederkommen mit Herrlichkeit, zu richten die Lebendigen und die Toten; des Reich kein Ende haben wird. - Und an den Herrn, den Heiligen Geist, der da lebendig macht; der vom Vater (und dem Sohn) ausgeht; der mit dem Vater und dem Sohne zugleich angebetet und zugleich geehrt wird; der durch die Propheten geredet hat.“ (Das Glaubensbekenntnis geht weiter auf die Kirche, die Taufe und das ewige Leben ein.)

Ich erinnere mich, dass ich als Kind meine Großmutter immer wieder bedrängte, mir zu erklären, was unter „Heiligem Geist“ zu verstehen sei. Sie konnte mir keine Erklärung geben, und ich selber kann mir bis heute darunter nur wenig vorstellen.

Als ich dann zu Anfang meines Theologiestudiums in der Kirchen- und Dogmen(Lehrsätze)geschichte von diesen Auseinandersetzungen und Streitereien erfuhr, wurde mir speiübel. So also ist die Lehre, die für mich von so hoher Bedeutung war und für die ich mein Leben zur Verfügung stellen wollte, entstanden, verbunden mit ständigem gegenseitigen Austricksen und überheblichen Verdammungsurteilen. Nein, das konnte nicht die christliche Lehre sein, die ich verkündigen wollte.

Es dauerte aber noch Jahre, ja Jahrzehnte, bis ich mich wirklich von diesen mehr oder weniger intellektuellen Streitereien und von diesem theologischen Schwachsinn innerlich trennen konnte. Wahrscheinlich hat auch Luther um die Entstehung dieses Bekenntnisses gewusst. Leider ist er nicht darüber gestolpert.

Die Germanen in „Deutschland“ werden Christen

Die erste Bekanntschaft mit der christlichen Religion haben diejenigen Germanen gemacht, die ihre Wohnsitze in römischem Gebiet hatten, die also westlich des Rheins und südlich der Donau lebten. Nach der Anerkennung des Christentums im Römischen Reich werden sich verschiedene den christlichen Gemeinden angeschlossen haben. Ihre Hinwendung zum Christentum wurde dann möglicherweise bald durch die beginnende Völkerwanderung wieder rückgängig gemacht.

Die Germanenstämme der Völkerwanderung übernahmen das arianische Christentum allmählich freiwillig. Wer hätte es auch wagen können, diesen gefürchteten Kriegerern einen fremden Glauben aufzuzwingen! Die Religion war bei ihnen jedoch nicht eine Angelegenheit der einzelnen, sondern der Stammesgemeinschaft. Deshalb trat mit ihrem Herzog stets das gesamte Volk zum Christentum über.

Es ist seltsam, dass sich Luther mit dieser Art der Bekehrung seiner Artverwandten nicht auseinandersetzt. Er war sicherlich glücklich darüber, dass Europa christlich war. Auch bringt er den Arianismus, dem sich diese zugewandt hatten, nicht zur Sprache oder schließt sich diesem möglicherweise sogar an. Unnachgiebig ging er von der vollen Gottheit Jesu und des Heiligen Geistes aus. Das hing natürlich mit seiner Vorstellung und Überzeugung zusammen, dass Jesus als „Halbgott“ die Menschen nicht hätte erlösen können.

Ähnlich wie die Germanen jenseits des Rheins und der Donau waren auch Teile der Bevölkerung im heutigen England, das damals römische Provinz war, im 4. Jahrhundert christlich geworden. Nach dem Rückzug der Römer wurde aber auch ihr Christentum ein Opfer zunächst der noch heidnischen Pikten und Schotten und später dann der germanischen Angeln und Sachsen. Diese hatten sich, vom heutigen Nord-Schleswig-Holstein kommend, in „England“ festgesetzt und die Briten in die westlichen Randgebiete der Insel verdrängt.

Es ist deshalb begreiflich, dass die Briten, soweit sie christlich geblieben waren, keine Neigung verspürten und wohl auch keine Möglichkeit sahen, diesen germanischen Eroberern die christliche Botschaft zu bringen. Sie gingen vielmehr zu den Iren und Schotten, und es bildete sich die Iro-schottische Kirche. Diese entwickelte ein eigenartiges mönchisch-enthaltames Christentum ohne feste bischöfliche Ordnung. In den zahlreichen Klöstern kam dieses aber zu einer wunderbaren Entwicklung und zu seiner eigentlichen Blüte. Zum Festland und zur Katholischen Kirche hatte man dabei keine Beziehung.

Von Irland aus zogen dann die iro-schottischen Missionare in Teile des heutigen Englands und in die Bretagne (am Kanal im heutigen Nordfrankreich). Über das Fränkische Reich, zu dem damals das heutige Frankreich und Westdeutschland gehörten, kamen sie schließlich auch zu den Hessen und Thüringern. Sie waren eifrige Musiker, besonders auf der Harfe, und große Künstler im Schreiben und Ausmalen von Handschriften. Sie waren aber auch als Ackerbauern praktische Leute und verstanden sich außerdem vorzüglich auf den Fischfang. Da sie von ihrer eigenen Hände Arbeit lebten, gewannen sie hohes Ansehen.

Die Bevölkerung suchten sie in ihren Häusern auf und bemühten sich, diese durch persönliche Gespräche für den christlichen Glauben zu gewinnen. Erst wenn ihnen dieses gelungen war, taufte sie und bauten Kirchen und Klöster. Sie wendeten keinen Zwang an und verabscheuten Massenbekehrungen, denn sie wussten, dass dabei doch nicht immer echter Glaube geweckt würde. In Franken, Hessen und Bayern haben sie große Erfolge gehabt und dort viele Kirchen gebaut. Sie erkannten den Papst nicht als den Herrn der Kirche an. Nur die Bibel war ihre Richtschnur. Auch war ihren Priestern die Ehe gestattet.

Die bedeutendsten iro-schottischen Missionare waren Columban, gest. 615, der wie sein Schüler Gallus in der Umgebung des Bodens (Gründung von St. Gallen) und des Zürchersees wirkten, Kilian, der in den Gebieten am Main arbeitete, und Emmeram, der im Donautal bei Regensburg die christliche Botschaft verkündigte. Ein stärkerer Zusammenhalt fehlte diesen ersten Missionaren und ihren Gemeinden. Ihr Werk wäre möglicherweise untergegangen, wenn nicht der Anschluss an die Katholische Kirche gekommen wäre. Für diesen sorgten später die angelsächsischen (englischen) Missionare, und sie versuchten, den römisch-katholischen Christenglauben gewaltsam einzuführen.

Die Angelsachsen im heutigen England wurden weitgehend durch Missionare Papst Gregors I. (590-604) bekehrt. Sie standen deshalb von Anfang an in enger Verbindung zu Rom und haben ihrerseits ihre Missionsgebiete an die Katholische Kirche angeschlossen. Gregor I. verstand es, sich in das Empfinden der heidnischen Völker hineinzudenken, und wies seine Missionare deshalb an, klug und behutsam vorzugehen. Man müsse die Germanen vorsichtig von ihrem „Götzendienst“ zur Verehrung des wahren Gottes führen. Dem Volke müssen seine Andachtsstätten erhalten bleiben, aus ihnen sollen nur die Gottesdarstellungen entfernt werden. Nach Ablegung ihres „Irrglaubens“ sollten sie sich wieder willig in ihren Kultstätten, an die sie gewöhnt waren, versammeln.

Weil die Germanen bei ihren „Götzenopfern“ Stiere schlachteten, müsse man auch dies zu einem christlichen Brauch umgestalten. Es sollten keine „Teufelsopfer“ mehr gebracht werden, sondern die Tiere sollten zur Ehre Gottes getötet und anschließend beim kirchlichen Festmahl in Dankbarkeit gegen den Spender aller guten Gaben verzehrt werden. Diesen ungebildeten Menschen alles Gewohnte zu nehmen, sei nicht richtig. Jedem, der religiös zu neuen Erkenntnissen kommen solle, müsse Zeit gelassen werden. - Ähnlich gingen nun die angelsächsischen Missionare im heutigen Deutschland vor. Sie wandten sich aber weniger an den einzelnen, sondern vielmehr über die Fürsten an die Gesamtheit eines Stammes.

Bonifatius (auf deutsch: der, der Gutes tut) bzw. Winfried, wie er eigentlich hieß, wurde zwischen 672 und 675 in Wessex (= Westsachsen) in Südengland geboren. Er entstammte einer vornehmen Familie und sollte später am Königshof eine hohe Stellung bekleiden. Als er in einer Klosterschule für seinen zukünftigen Beruf ausgebildet wurde, wurde er von der Bibel und den Lehren des Papstes innerlich so ergriffen, dass er sich von allen weltlichen Plänen abwandte und Mönch wurde.

Als er nun von der schwierigen Missionsarbeit bei den Friesen hörte, unter denen seit längerem mit wechselndem Erfolg Willibrod (658-739) wirkte, zog er 716 nach Friesland. Nach einem erfolglosen Jahr kehrte er aber wieder zurück, denn er erkannte, dass die Frankenkönige die Mission nur als ein Mittel zur Ausbreitung und Sicherung ihrer Herrschaft missbrauchten.

Deshalb sah er sich nach einem Auftraggeber um, bei dem er nicht ständig in die germanischen Stammeskämpfe mit hineingezogen wurde. Dieser war der Papst, von dem er 718 als Missionar nach Thüringen geschickt wurde. Die noch nicht christlichen Germanen hörten seinen Predigten im Allgemeinen ruhig zu, ohne dass es zu zahlreichen Bekehrungen gekommen wäre.

Er fand aber zahlreiche bereits vorhandene christliche Gemeinden der Iro-Schotten und der fränkischen Missionare vor, die aber ziemlich planlos entstanden waren und keine Verbindung untereinander hatten. Bonifatius wollte nun die verstreuten Gemeinden der Katholischen Kirche unterstellen. Deshalb zog er wieder nach Rom und wurde zum Missionsbischof geweiht. Durch ihn wurden die Christengemeinden, besonders in Hessen, teilweise mit Gewalt fest zusammengeschlossen.

Vom Papst hatte er sich auch Empfehlungsschreiben an die Fürsten mitgeben lassen, denn er meinte, dass diese ihre Völker mit Gewalt zum Christentum zwingen könnten. In Hessen gelang es ihm daraufhin, zwei Fürsten für die Katholische Kirche zu gewinnen, die durch die Iro-Schotten bereits bekehrt worden waren. Die Gemeinden wehrten sich aber gegen die Annahme des katholischen Christentums, als sie merkten, dass dies anders war als das weitgehend freie der Iro-Schotten.

Es wird erzählt, dass bei Geismar in Hessen, nahe der Stadt Eschwege, eine bedeutende Donarseiche von seltener Größe gestanden haben soll. Dortige Christen empfahlen dem Bonifatius nun, diese zu fällen, um dadurch den Germanen die Machtlosigkeit ihrer Götter zu zeigen.

An einem Festtage, als sich das Volk um diese Eiche versammelt hatte, begann Bonifatius nun, den Baum zu fällen. Die umstehenden Germanen ballten die Fäuste

über diesen Frevel, wagten aber wegen der Macht ihrer Fürsten, die es mit Bonifatius hielten, nicht einzuschreiten. Sie hofften aber, ihr Gott Donar selbst werde den Frevler strafen und ihn mit einem Blitz zerschmettern.

Ein Zittern ging zwar durch den Baum, aber kein Blitz fuhr hernieder. Als Bonifatius erst wenig zugeschlagen hatte, soll dieses stolze Heiligtum zur Erde gestürzt und dabei in vier gleich große Teile zerbrochen sein. Der fallende Baum traf ihn nicht, weil er zur Seite gesprungen war. Bonifatius glaubte nun, die Machtlosigkeit der germanischen Götter bewiesen zu haben.

Wäre Bonifatius dieses Fällen nicht gelungen und hätte es auch nur den geringsten Zwischenfall gegeben, die Hessen hätten dieses als Zeichen ihres Gottes angesehen und den unerschrockenen und draufgängerischen Missionaren getötet. Weil es ihm aber gelang, sollen die soeben noch fluchenden Hessen gläubig geworden sein und den Christen-Gott gepriesen haben. Bald sollen sich auch viele andere Germanen bekehrt haben und sich haben taufen lassen. Bonifatius baute aus den vier Stammteilen ein Bethaus. Keiner soll es gewagt haben, die Macht des Christengottes durch Beschädigung oder Zerstörung dieser Kapelle herauszufordern.

732 wurde Bonifatius Erzbischof. Nun bemühte er sich, überall Klöster zu gründen und Kirchen zu erbauen. Er richtete auch einige Bistümer (Amtsbezirk eines Bischofs) ein, in denen sein Werk fortgesetzt werden sollte. Er selbst erhielt später das Bistum Mainz. Von dort aus gründete er das Kloster Fulda, das ein deutsches Musterkloster wurde.

Die Bedeutung des Bonifatius liegt weniger in seiner Wirksamkeit als Missionar, sondern darin, dass er die schon bestehenden christlichen Gemeinden zu einer einheitlichen Kirche zusammenfasste und sie der Katholischen Kirche eingliederte. Sehr schwer waren die iredioschottischen Gemeinden zu diesem Anschluss zu bewegen. Leider soll er nun auch äußere Machtmittel angewendet haben. Durch die Fürsten ließ er z.B. manche ihrer Kirchen schließen und deren Priester absetzen. Verheiratete Priester sollen auch gezwungen worden sein, ihre Ehen aufzulösen. Viele iredioschottische Christen mussten fliehen. Nun wurde die germanische Religiosität dem Christentum leider nicht mehr zur Gefahr.

Zum Pfingstfest, wohl des Jahres 754, zog Bonifatius in seinem hohen Alter, er war inzwischen etwa 80 Jahre alt, mit 52 Begleitern nach Norden zu den Friesen, denn er wollte noch einmal versuchen, auch diese für das Christentum zu gewinnen. Als ob er sein Ende geahnt hätte, führte er sein Sterbehemd mit sich.

Als er bei Dokkum (754/55) in den Niederlanden, westlich von Groningen, Rast machte, erschien plötzlich eine Gruppe bewaffneter Friesen und drang in sein Lager ein. Sie wollten sich an Bonifatius rächen, weil er einen heiligen Hain (Wald) betreten hatte, der für ihre Gottesdienste bestimmt war. Nun wollten sich seine Mitarbeiter gegen die Angreifer verteidigen. Da trat Bonifatius aus dem Zelt heraus, verbot dieses mit allem Nachdruck und rief ihnen zu: „Höret das Gebot des Herrn! Vergeltet nicht Böses mit Bösem. Lasset ab vom Kampf und seid stark in dem Herrn. Er trägt dankbar, was er uns gnädig schickt.“ Mit seinen 52 Begleitern starb Bonifatius daraufhin den Märtyrertod.

Chlodwig, König der Franken, und Karl der Große

Chlodwig, der König der Franken (regierte von 481 bis 511)

Der bedeutendste germanische Stamm zur damaligen Zeit waren die Franken, die die Grundlagen für Frankreich und das spätere Deutsche Reich schafften. Als ihr König Chlodwig das gesamte Gallien (heute Frankreich) unterwarf, stieß er auf Reste christlichen Glaubens aus römischer Zeit. An sie knüpfte er bei seinen Christianisierungsbemühungen an. Er erkannte nämlich schon sehr früh, welche außerordentliche Macht die Katholische Kirche hatte. Diese wollte er sich für seine politischen Ziele dienstbar machen und über sie seine Stammesgenossen mit den Unterworfenen verschmelzen. Deshalb sorgte er auch dafür, dass die westgermanischen Stämme den Weg zu dieser Kirche fanden.

Der äußere Anlass für seinen Übertritt zum Christentum war ähnlich wie bei Kaiser Konstantin. Vor einer entscheidenden Schlacht gegen den germanischen Stamm der Alemannen legte er nämlich ein sehr bezeichnendes Gelübde ab: „Jesus Christus, Chlotilde (seine Frau, Christin) sagt, du seist der Sohn des lebendigen Gottes. Hilfe sollst du den Bedrängten, Sieg denen geben, die auf dich hoffen. Ich flehe dich demütig um deinen Beistand an. Wenn du mir jetzt den Sieg gewährst, dann will ich an dich glauben und mich taufen lassen.“ Er siegte. Jetzt schien sich für ihn die Taufe zu lohnen, die er noch 496 in Reims (Frankreich) an sich und 3.000 seiner Männer vollziehen ließ.

Chlodwigs Christentum war berechnend, primitiv und barbarisch. Der Bischof Gregor von Tours (zwischen Paris und dem Atlantik) berichtet über ihn etwa so: Wenn er seine Gegner getötet hatte, übernahm er ihre Reiche und ihre Schätze. Auch seine nächsten Verwandten ließ er ermorden. So breitete er seine Herrschaft über ganz Gallien (Frankreich) aus.

Als einmal seine Angehörigen um ihn versammelt waren, soll er in Bezug auf seine Verwandten, die er doch teilweise eigenhändig umgebracht hatte, klagend ausgerufen haben: „Wehe mir! Ich bin als Fremdling unter Fremden zurückgeblieben. Keinen einzigen Vetter habe ich mehr, der mir helfen könnte, falls mir etwas zustoßen sollte!“ Aber nicht der Schmerz über diesen Verlust legte ihm diese Worte in den Mund. Es ging ihm darum, herauszufinden, ob er nicht noch einen Verwandten finden und ermorden könnte. Chlodwig glaubte töten zu müssen, weil er davon ausging, sonst selbst unweigerlich von den Verwandten umgebracht zu werden.

Es wundert uns nicht, dass dieser rücksichtslose und gewalttätige Herrscher eine Kirche hinterließ, die bedingungslos dem Willen des Königtums und den höheren politischen Staatsinteressen unterworfen war. Außerdem war in seinem Lande der Besitzer von Grund und Boden, also meistens der Adel, auch der Herr des Kirchengebäudes. Damit war die bischöfliche Verwaltung weitgehend aufgehoben. Sie hatte nur noch gewisse Aufsichtsrechte.

Mit dem politischen und sittlichen Verfall des Merowingerreiches (fränkisches Königsgeschlecht, zu dem Chlodwig gehörte) verwehrte auch die Kirche immer mehr. Erst nach langen und zähen Kämpfen hatte diese die Einrichtung der Eigen-

kirchen/Privatkirchen wieder beseitigen können. Die merowingische Kirche hat nicht versucht, die benachbarten Stämme im Innern Germaniens zu missionieren.

Karl der Große (747-814, König seit 768, Kaiser seit 800)

Schon viele Jahrzehnte vor Karl dem Großen tobten zwischen dem Königreich der Franken und den Sachsen (heute etwa Niedersachsen) erbitterte Grenzkämpfe, die manchmal auch bis tief ins Innere ihrer Stammesgebiete reichten. Karl Martell, Reichsverwalter der Merowinger und Großvater Karls d. Gr., drang z.B. 718 bis zur oberen Weser vor, und sowohl Karlmann wie auch Pippin der Jüngere (Söhne Karl Martells) haben in den Jahren 743, 753 und 758 Rachefeldzüge ins Sachsenland unternommen. 751 waren die Merowinger durch die Karolinger abgelöst worden.

Karl der Große hatte sich nun vorgenommen, die Sachsen seinem Reiche einzugliedern und das Christentum und die Mittelmeerkultur bis zur Elbe vorzuschieben. Die Grenzen seines Reiches waren nämlich im Osten offen und besonders durch die heranstürmenden Slawen bedroht. Deshalb brauchte er angeblich die Sachsen, die auch östlich seines Reiches lagen, um diesen zu widerstehen. Diese alleine wären sicherlich auch zu schwach gewesen, den Slawen auf Dauer zu widerstehen.

Die Sachsen aber waren mit den Franken wegen der ewigen Grenzstreitigkeiten erbittert verfeindet, so dass sie niemals bereit gewesen wären, sich mit ihnen gegen die Slawen zu verbünden. Deshalb, so die Annahme, entschloss sich Karl, sie gewaltsam dem Gesamtreich, zu dem bereits fast alle übrigen mitteleuropäischen germanischen Stämme gehörten, einzugliedern.

Bei seinem ersten Waffengang von 772 bis 774 zerstörte Karl die Eresburg (Marsberg, südl. von Paderborn) und die dortige Irminsul (Irminsäule). Diese war ein Eschenbaum mit zwei oben weit ausladenden Ästen. Dieses Heiligtum war über und über mit Runen(Kult)zeichen bedeckt. An seine Stelle setzte er eine Holzkirche. Unerschrockene Priester sollten von dort aus die „frohe Botschaft“ verbreiten.

Kaum aber war das fränkische Heer außer Landes, da gingen die errichteten Kirchen in Flammen auf, und die Priester wurden getötet oder sogar dem Wotan geopfert. Es folgten blutige Straffeldzüge. Zum Schein lassen sich Tausende von Sachsen taufen. Hintenherum aber versammeln sie sich bei dem westfälischen rothaarigen Hünen Herzog Widukind, der sie mit den Worten zu einem neuen Befreiungskampf anfeuert: „Sind wir Sklaven des Frankenkönigs geworden?“, und er fährt fort: „Schämen muss sich vor den Vätern, wer treulos die Götter verrät!“

Von 775 bis 777 führt Karl mit voller Entschlossenheit und Energie einen weiteren Feldzug gegen sie. Er verfolgt die Absicht, die Sachsen entweder zur Unterwerfung und zur Taufe zu zwingen, oder sie zu vernichten. Ihre Unterwerfung entbrannte in aller Heftigkeit. Drei Tage lang dauerte die erbitterteste Schlacht bei Detmold. Widukind wurde geschlagen und floh. In einem furchtbaren Vernichtungszug zog Karl daraufhin bis zur Elbe. Die von der Sommerhitze trockenen Wälder wurden in Brand gesteckt, die Feldfrüchte vernichtet, die Häuser niedergerissen und die Brunnen zugeschüttet. Wenn ein Sachse angetroffen wurde, der nicht geflohen oder zu stolz dazu gewesen war, wurde er niedergemetzelt.

Mit harten Gesetzen wurde das Christentum in dem unterworfenen Land durchgesetzt. Immer wieder hieß es in ihnen zum Schluss, wenn von der Taufe, der Einhaltung der Fastentage, dem Abnehmen der geopfertem Pferdeschädel vom Dach und dem Verbot, gewaltsam in Kirchen einzudringen, die Rede war: „Wer diese Anweisung nicht hält, der soll des Todes sterben!“ Es unterwerfen sich nun die Ostfalen, dann die Engern (zu beiden Seiten der Weser) und nach längerem Widerstand auch die Westfalen. Nachdem eine weitere Erhebung des Jahres 776 niedergeschlagen war, führte Karl nun im Jahre 777 in Paderborn den ersten Reichstag auf sächsischem Boden durch.

Der Götterglaube soll sich bei den Sachsen eigentlich in voller Auflösung befinden haben. Der christliche Glaube aber wurde als „fränkisch“ und damit als feindlich abgelehnt. Karl sah das Festhalten am „Heidentum“ deshalb als das Erkennungszeichen an, unter dem sich die Widerstandsgruppen zusammenfanden. Dar- aus erklären sich auch seine harten Bestimmungen, die er gegen diese erließ.

Da sich die Mehrzahl der feindlichen Führer ihm unterworfen und ein großer Teil der Bevölkerung die Taufe angenommen hatte, glaubte Karl, dass sich das Land nun fügt. Er sollte aber bitter enttäuscht werden. Während seines Kampfes in Spanien gegen die Mauren (Moslems) empörten sich die nördlichen Gebiete unter Widukinds Führung von Neuem, und dessen Rachefeldzug zog sich bis zum Rhein hin. Als Karl herbeieilt, werden die Sachsen auf ihrem Rückzuge geschlagen und müssen aufs Neue ihre Unterwerfung geloben.

Die Jahre 780-782 bilden eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe. Karl überschreitet zum ersten Male die Oker (bei Braunschweig), durchzieht ohne Kampf den Bardengau (Gebiet um Bardowick bei Lüneburg) und hält zwei Reichsversammlungen (780 und 782) in Lippspringe bei Paderborn ab, auf denen die Einführung der fränkischen Verfassung für Sachsen beschlossen und durchgeführt wird.

Die furchtbare Strenge, die aus den Gesetzen spricht, trieb die Sachsen aber zur Verzweiflung und hatte die Großkampffahre 782-785 zur Folge. Als eine fränkische Heeresabteilung zum Kampf gegen die Sorben (slawisches Volk zwischen Erfurt und Dresden) zieht, wird diese bei Hannover von den Sachsen vernichtet. Karl zog nun bis zur Allermündung (Weser) und ließ hier bei Verden sehr viele Sachsen hinrichten. Die Überlieferungen sind jedoch nicht ganz eindeutig.

Nach dem Verdener Blutbad geht ein Aufschrei durch das ganze Sachsenvolk. In großen Massen treten diese in offenen Feldschlachten den Franken nun wieder entgegen. Sie werden aber 783 zweimal geschlagen. Damit ist dann das letzte Aufbäumen der sächsischen Freiheitskämpfer gebrochen. Strafend und verheerend zieht Karl nun durch das erschöpfte Land und vernichtet den letzten Widerstand. Im Jahre 785 kehrt mit der Taufe Widukinds Ruhe ein. Die Glaubensboten können ihre Tätigkeit wieder aufnehmen.

Dieser Ohnmachts-Friede dauerte bis 792. Ein neues Geschlecht war herangewachsen und nahm den Kampf der Väter wieder auf. Er begann damit, dass im Juli 792 die fränkischen Heeresabteilungen an der Niederelbe vernichtet wurden. Im folgenden Jahre ist ganz „Nordniedersachsen“ in Aufruhr. Die Kirchen werden zer-

stört und die Glaubensboten verjagt. Karl war gerade in den Avarenkrieg (türkisch-mongolisches Nomadenvolk im heutigen Ungarn, das erst 781-803 endgültig besiegt wurde) verwickelt und konnte erst 794 herbeieilen. Noch mehrere Kriegszüge waren bis 797 erforderlich.

Der Kaiser kehrte ins heutige Frankreich zurück, nachdem sich ihm das ganze Sachsenvolk ergeben und Geiseln gestellt hatte. In den nächsten Jahren hatte er noch mehrmals mit den nördlich der Elbe wohnenden Nordalbingern (Nordelbier) zu tun. Im Jahr 804 tritt dann endgültig Ruhe ein.

Die Historiker berichten, dass der im Jahre 800 zum Kaiser gekrönte Karl nach der Art orientalischer Herrscher viele sächsische Familien fortführen ließ und dafür fränkische, z.B. dort, wo ich zu Hause bin, ansiedelte. Wenn die Zahl der Weggeführten mit 10.000 angegeben wird (angesiedelt z.B. in Sachsenflur bei Bad Mergentheim, evtl. auch in Sachsenhausen bei Frankfurt und Wüstensachsen in der Rhön), so muss man damit ebenso vorsichtig umgehen wie mit der Nachricht, dass 4.500 Adlige im Jahre 782 an der Roten Beeke bei Verden hingerichtet worden seien.

Der „30jährige“ Sachsenkrieg und die damit verbundene Christianisierung waren etwas Furchtbares, und es ist zu fragen, ob diese Kämpfe und dieses Vorgehen Karls wirklich zu verantworten waren. Der letzte bis dahin selbständige Westgermanenstamm wurde dadurch nicht nur politisch dem Frankenreich einverleibt, sondern auch in den Kulturbereich des Abendlandes einbezogen. Hätte Karl die Sachsen nicht unterworfen, würden sie wahrscheinlich bis heute ein eigenes Reich wie die Dänen und Schweden bilden.

Karl überzog nun das gesamte Sachsenland mit einem Netz von Bistümern (Kirchenbezirken), in die er Bischöfe einsetzte oder sich wenigstens vorbehielt, diese zu bestätigen. Diese wurden rechtlich dem Hohen Adel (Herzöge, Fürsten) gleichgestellt, aus dessen Reihen sie auch hauptsächlich kamen, freilich aus anderen Gebieten. Mit reichlichem Landbesitz wurden sie ausgestattet.

Auf den Kirchenkonzilien (Versammlungen) im Frankenreich, die er selber berief, führte er auch den Vorsitz und griff entscheidend in Lehrstreitigkeiten ein. Praktisch war er der oberste Bischof. Die Kirche widersprach seinen Entscheidungen nicht. Allerdings lag darin die Gefahr, dass die Kirche schließlich vom Staat bevormundet und ein Instrument im Dienste staatlicher Macht werden konnte, wie dies bei der Bildung der Landeskirchen in der Lutherzeit war,

Der Kaiser fühlte sich aber auch für die Erziehung innerhalb seines Reiches und der Kirche verantwortlich. Er gründete Schulen, die vor allem dem geistlichen Nachwuchs dienen sollten, dessen Lebenswandel und Verkündigung er gelegentlich auch persönlich überprüfte. Auch für die Ausbreitung des christlichen Glaubens fühlte er sich verantwortlich. Die mörderischen Sachsenkriege und die gewaltsame Christianisierung entsprangen allerdings vorwiegend politischen Interessen. Der christliche Glaube sollte das alle zusammenhaltende Band in seinem Reiche sein.

Wie schnell die Sachsen das Christentum wirklich annahmen, bleibt offen. Ich, der ich in Niedersachsen groß wurde und lebe, bin nicht davon überzeugt, dass sie

dieses vollständig verinnerlicht haben. Noch heute nimmt man hier Karl d. Gr. nicht nur seine Feldzüge, sondern auch die gewaltsame Christianisierung übel. Es gibt Gebiete, da ging und geht man einfach nicht zur Kirche. Ob das jedoch noch etwas mit der damaligen Sachsenbekehrung zu tun, vermag ich nicht zu beurteilen.

Liege ich verkehrt, wenn ich annehme, dass Luther von dieser Verbreitungsart des Christentums gewusst hat! Muss man sich nicht schämen, wenn man dieses alles erfährt, und kann man da noch an die Christlichkeit unserer Kultur glauben! Warum erzähle ich das alles? Weil ich sehr traurig über diese Entwicklung bin. Man muss sich bewusst machen, dass die Reformation auf diese aufgebaut hat, anstatt sie wieder rückgängig zu machen und nach neuen Ansätzen zu suchen.

Wenn wir uns heute mit der Luther-Reformation beschäftigen, müssen wir uns überlegen, wie wir das wieder gut machen können, was da seit 1.000 Jahren, auch während der Reformationszeit, an Fehlentwicklungen gelaufen ist. Mir ist freilich bewusst, dass die Machtfrage eine größere Rolle spielt als die religiös-ethische. Wenn wir uns aber in dieser Richtung nicht besinnen und neu beginnen wollen, besteht die Gefahr, dass wir weiterhin die Entwicklung der Gier und dem Krieg überlassen.

Die Überfremdung der Germanen und ihres Lebensgefühls durch die Kirche

Landolf soll die Heide-Bewohner mit dem Sieg Karls d. Gr. überzeugt haben

Ludwig Harms (1808-1865), der Erweckungsprediger in der niedersächsischen Lüneburger Heide, erzählt von dem Missionaren Landolf, einem Ostfalen, folgendes: Dessen erste Predigt in der Heide soll etwa folgenden Inhalt gehabt haben: „Ihr Männer, liebe Brüder, vor 100 Jahren haben zwei fromme christliche Priester euren Vätern das Evangelium verkündigt. Diese aber haben sie auf diesen Steinen dem Wodan geschlachtet. Seit dieser Zeit zürnt euch der wahre Gott, der Gott der Christen. Eure Väter waren sicherlich ebenso zahlreich und tapfer wie die Franken. Doch Karl, der Franke, hat sie besiegt.

Warum? Gott kämpfte mit Karl und gegen sie, denn sie hatten seine Priester erschlagen. Ihr könnt jetzt auch mich erschlagen. Ich fürchte den Tod nicht. Gottes Zorn wird aber nicht von euch weichen, wenn ihr nicht Christen werdet. Eure Götter haben nicht bestehen können vor dem Christengott. Wo ist eure Irminsäule? Karl hat sie zerschlagen. Wo ist eure Wodanseiche (eine bei Verden a. d. Aller)? Karl hat sie zerhauen. Nun bin ich, auch ein Priester Jesu Christi, zu euch gekommen. Sagt, soll ich unter euch predigen, oder wollt ihr mich auch töten? Hier bin ich. Auch mitten unter euch stehe ich unter der Hand Gottes.“

Die ganze Versammlung soll still zugehört haben. Nun schwieg Landolf. Da erhob Harm, der Stammesälteste, seine Stimme und sprach etwa so: „Landolf, mein Gast, du hast gut geredet. Brüder, lasst uns nun beschließen, dass er frei im Lande herumgehen und predigen kann. Es ist keine Schande, vor dem Gott die Knie euren heugen, der Karls und der Christen Gott ist.“

Da trat ein alter Mann mit weißen Haaren hervor und sprach: „Werft das Los!“ Die jungen Männer schnitzten nun Stäbchen. Einer der Heidenpriester schüttelt sie in seinen Händen und wirft sie dann in die Höhe. Als die Stäbchen zur Erde fallen, liegen sechs mit den Zeichen nach oben. Das wird bekannt gegeben, und die ganze Versammlung ruft: „Der Christengott hat gewonnen!“

Landolf zeigte auf den Opferstein und sprach freudig zu Harm: „Dort soll meine erste Kirche stehen!“ Begeistert fing er nun tagsüber mit ihrem Aufbau an, und abends predigte und lehrte er. Schon nach einem Vierteljahr war die Holzkirche fertig, und am Tage der Einweihung wurden Harm, seine fünf Söhne, seine drei Töchter und der größte Teile seiner Verwandten und seines Hofgesindes getauft. - Ludwig Harms beendet diesen Bericht mit der Feststellung: „So gesegnet war seine Wirksamkeit, dass das ganze Land zum Christentum bekehrt wurde.“

Diese Beweise für die angebliche Stärke des Christengottes sind doch lächerlich! Ich muss an die Erkenntnis denken: Gott ist bei den stärksten Kanonen. Es ist doch eine Schande, dass der verehrte Ludwig Harms so etwas erzählt und evtl. sogar so denken kann! Diese Einstellung ist aber typisch für viele Christen: Wenigstens die Mitmenschen sind Christen geworden, wie, das spielt für sie keine Rolle. Hier klingt fast die Weisheit und das Bekenntnis der Jesuiten durch: „Der Zweck heiligt die Mittel“. Es kommt also auf den Erfolg an!

Im Heliand wird die Welt Jesu auf einmal weitgehend deutsch

Ein besonderes Bekenntnis zum neuen Glauben ist das Gedicht „Heliand“ (Heiland). Der Sohn Karls, Ludwig der Fromme (778-840, Kaiser 813/14-833/34) wollte den Evangelien-Inhalt auch dem einfachen Volk erschließen und beauftragte daher einen uns unbekannten Verfasser mit diesem Gedicht, dem ein syrisch-lateinischer Text zugrunde lag.

In derben Stabreimen, das nordische Lebensgefühl ansprechend, werden die Jesusgeschichten erzählt. Der Dichter überträgt alles aus dem fernen, unbekannten Morgenlande in die vertraute niederdeutsche Heimat. Die Städte Judäas werden zu Burgen, da es hier noch keine Städte gab, die Wüsten zu großen Wäldern. Jesus reitet nicht auf einer Eselin in Jerusalem ein, sondern auf einem Ross. Die Hirten von Bethlehem hüten nicht Schafe, sondern Pferde. Die Jünger werden als tapfere Männer vorgestellt, die ihrem Herrn die Gefolgschaftstreue halten. Maria und Martha sind Edelfrauen. Der See Genezareth wird zur stürmischen Nordsee. Der Dichter will damit ausdrücken, dass Jesus nicht nur vor vielen hundert Jahren zu den Juden, sondern ebenso zu den Sachsen gekommen ist.

Obwohl die Jesusgeschichten in deutschem Kleide erscheinen, ist ihr Kern aber weitgehend unverfälscht geblieben. Mag der „Heliand“ auch an bekannte Vorstellungen wie etwa der Sippen- und Gefolgschaftstreue anknüpfen, er lehrt: Die Sippe ist nicht das Höchste, sondern alle Menschen sind Brüder. Die Sippentreue darf nicht zur Gewalttat oder Blutrache verpflichten, diese zerstört vielmehr die Gemeinschaft und gilt als Mord. Die Feindesliebe, den Germanen gänzlich unverständlich und verächtlich, wird hier betont.

Und über allem steht die Gestalt des Vatergottes und seines Sohnes. Dieser lenkt und regiert alles. Er ist bereit, immer wieder zu vergeben und mit dem Menschen täglich neu zu beginnen. Er holt uns nach diesem Leben zu sich in sein ewiges Reich. Der dunkle Schicksalsglaube ist also durch das Vertrauen auf Gottes Güte überwunden. Der Stolz und die Selbstsicherheit den Göttern gegenüber und das Pochen auf die eigene Leistung werden abgelöst durch den Glauben an Gottes Gnade. Für den Menschen gehört es sich, Jesus voller Dankbarkeit, demütig (Demut = Dienemut) und gehorsam zu verehren. Ihm muss die bedingungslose Gefolgschaft geleistet werden.

Die Überfremdung der Germanen und ihres Lebensgefühls durch die Kirche

Die Katholische Kirche schaffte es durch ihre gute Organisation, ihr Sendungsbewusstsein und ihre Macht, die nordischen Völker für das Christentum zu gewinnen und mit diesem zu überfremden. Nach und nach wurde der gesamte religiöse Mittelmeerkult in den Norden getragen: die Priestergewänder, der Weihrauch, die Form der Messe, der Rosenkranz, die Heiligenverehrung, die Beichte und selbst die Ehelosigkeit der Priester. Was der nordische Mensch nie gekannt hatte, das wurde ihm durch geschickte Erziehung nach und nach eingeimpft.

In ihm wurden religiöse Sehnsüchte geweckt, die hergeholt, unglaublich, nichtssagend und abartig waren, die aber sein Leben und sein Empfinden nun weitgehend vollständig bestimmten. Überall mischte auf einmal die fremdartige Kirche mit, ohne dass sich der nordische Mensch dessen richtig bewusst wurde. Von Kindheit an wurde ihm beigebracht, dass kirchliche Lehre nicht nur die bestmögliche, sondern die einzig richtige sei, sowohl im religiösen wie auch im gesellschaftlichen wie auch im politischen Leben. Dies hatte er weitgehend verinnerlicht.

Die kirchliche Erziehung hatte den nordischen Völkern ihre geistige Überlieferung und damit auch ihre Wurzeln und ihre geistige Selbständigkeit geraubt. Die Frage war nur: Wird es der Kirche gelingen, den nordischen Menschen dieser Vorstellungs- und Empfindungswelt auf ewig anzupassen, oder wird er eines Tages erwachen und sich dagegen aufbäumen?

In der Reformation brach endlich dieser nordische Freiheitswille wieder ein wenig durch. Es hätte freilich passieren können, dass auch die Deutschen, die Skandinavier und die Engländer sich ebenso Rom angepasst hätten wie die Italiener und Spanier. Es ist doch sehr auffällig, dass sich die Reformation nur im germanischen Bereich durchgesetzt hat. Während dieser ging man jedoch nicht weit genug. Sie war ein Anfang, der fortgesetzt wurde und weitergeführt werden muss.

Das Zurückbleiben der deutschen Nation

Der Übergang vom Lehnswesen in die gewinnbringende Produktionsweise

Sehr entscheidend für den plötzlichen Ausbruch der reformatorischen Bewegung in Deutschland dürfte die allmähliche Umwandlung vom Lehnswesen (zu Lehen geben, leihen) in die gewinnbringende Produktionsweise gewesen sein. Nicht mehr das Verleihen von Land und Ämtern förderte nun die Macht, sondern die Erzeugung notwendiger Artikel und der Handel damit.

Dieses beides ruinierte mehr oder weniger die lehnsabhängigen, feudalen Einrichtungen, z.B. die Ritterschaft und die Fürsten. Davon war aber auch die alles überragende Macht des Mittelalters, die Kirche, betroffen. Als größte Landbesitzerin unterlag sie nämlich den gleichen Entwicklungen wie der Großgrundbesitz. Um die landwirtschaftliche Produktion nun als Geldquelle nutzen zu können, ruinierte sie die Bauern. Man riss nicht nur ihre Gemeindewälder und -wiesen an sich, sondern verjagte sie auch weitgehend oder presste sie in unbarmherzigster Weise aus.

Die päpstliche Weltherrschaft war u.a. deshalb wichtig geworden, weil die christlichen Völker durch auswärtige Feinde, besonders die Moslems, bedroht waren. Als ihre Führerin gewann sie dabei immer mehr Einfluss, der seinen Höhepunkt während der Kreuzzüge hatte. Gerade aber diese förderten den Handel mit dem Orient und damit gleichzeitig die Warenproduktion. Die durch die Warenproduktion und den Handel geweckte Geldgier ergriff auch die Kirche, und diese erwachende Habsucht veranlasste sie, ihre Armenpflege mehr und mehr einzuschränken. Die Naturaleinkünfte, von deren Überfluss sie früher gerne gespendet hatte, waren jetzt nämlich zu verkäuflichen Waren geworden.

Durch diese Vernachlässigung der Bedürftigen machte sie sich freilich immer verhasster. Sie konnte auf ihre Armenpflege jedoch nicht ganz verzichten, wenn sie ihre Beziehung zu den Massen nicht vollständig verlieren wollte. Deshalb bildete die Kirche noch immer einen bescheidenen Schutzwall gegen die Verwahrlosung der Unterschicht in den Städten und auf dem Lande. Der Besitzlose war der Ausplünderung noch nicht vollständig ausgeliefert.

Besonders verlustreich für die Kirche war auch, dass sie nun nicht mehr in der Bildung als Lehrerin und Leiterin wie früher auftreten konnte, denn die Warenproduktion und der Handel entwickelten eigene Forschungen, Ausbildungsarten und Verwaltungseinrichtungen in den Städten. Für den ländlichen Bereich und die Menschen dort war sie freilich noch wichtig und unentbehrlich. Bedeutungslos und überflüssig wurden jedoch die Klöster und das Papsttum.

Das Papsttum lag wie ein Schrecken über vielen Völkern Europas. Sie alle hatten das dringende Bedürfnis, sich von diesem Druck zu befreien. Aber gerade die wirtschaftlich am meisten entwickelten Länder wie Italien, Frankreich und Spanien empfanden diesen Druck weniger. Besonders die Italiener wurden umso päpstlicher, je mehr sich die Warenproduktion entwickelte, denn die Herrschaft des Papsttums bedeutete für sie die Vormachtstellung Italiens über die übrige Christenheit.

Ebenso wenig dachten Frankreich und Spanien daran, sich vom Papsttum zu trennen. In beiden Ländern konnte zuerst der moderne Absolutismus, die Macht des Königs, erstarken. Den Herrschern in Frankreich gelang es schon im 15. Jahrhundert, die Kirche in ihrem Lande in hohem Grade von Rom unabhängig zu machen und sich selbst zu unterwerfen. Der König erhielt ein entscheidendes Mitspracherecht bei der Besetzung der höheren kirchlichen Stellen.

Gelderhebungen für den Papst waren ohne Zustimmung des Königs sowohl in Frankreich wie auch in Spanien verboten, wo die kirchlichen Ketzergerichte sogar ein Werkzeug der königlichen Gewalt wurden. Diese Länder hatten sich also von der römischen Ausbeutung zu befreien gewünscht. Sich ganz vom Papst loszureißen, lag ihnen umso ferner, da sie nun daran denken konnten, den Papst selber zu ihrem Werkzeuge zu machen und durch ihn über die gesamte Christenheit zu herrschen.

Als Herren des Papstes wollten sie die christlichen Völker von sich abhängig machen und ausbeuten. Weitgehend aus diesen Gründen blieben sie bei der Reformation auch katholisch. Diese wirtschaftlich weiter entwickelten Länder waren auch geistig fortschrittlicher als Deutschland. Nirgends stand die rein weltliche Bildung der Zeit so hoch wie in ihnen, hauptsächlich in Italien. Aber auch die Bildung blieb katholisch, um dadurch den Einfluss auf die Kirche zu verstärken.

Hauptsächlich Deutschland musste ahnungslos gehalten werden, wenn in Italien unter dem Schutze des Papsttums Kunst und Wissenschaft blühen sollten. Deshalb konnte nur noch ein Sieg Deutschlands mit seiner Rückständigkeit über die italienische Bildung den Weg öffnen, der deutschen Nation einen Aufschwung zu geben. Die Reformation, die in Deutschland ihren bedeutendsten Schauplatz hatte, war in gewisser Weise ein Kampf der Zurückgebliebenen gegen die Zivilisation.

Deutschland hatte durchaus einen Anteil an dem Wohlstande, der durch die Warenproduktion geschaffen wurde. Die Gewerbebetriebe der Städte arbeiteten bereits für einen weiteren Umkreis als früher und für entlegene Märkte.

Mit der Industrie hatte sich gleichzeitig der Handel entwickelt. Der große Handelsweg von Indien nach dem Norden ging immer noch durch Deutschland. Augsburg war immer noch der große Stapelplatz für italienische Seidenfabrikate und indische Gewürze. Städte wie Augsburg und Nürnberg waren die Mittelpunkte eines für jene Zeit ansehnlichen Reichtums.

Ebenso hatte sich die Förderung von Rohstoffen bedeutend erweitert. Die deutschen Bergleute galten im 15. Jahrhundert als die geschicktesten der Welt. Auch der Ackerbau hatte das Aufblühen der Städte gefördert. Ausgedehnte Strecken öden Landes waren urbar gemacht worden. Man baute auch Farbenkräuter und andere Pflanzen, die vorher eingeführt worden waren, an. Der wirtschaftliche Aufschwung in Deutschland, so bedeutend er an sich auch war, konnte sich aber immer noch nicht mit dem in anderen Ländern messen.

Die Zivilisation existierte nur um einzelne Mittelpunkte der Industrie und des Handels. Diese lagen weit auseinander und hatten kaum untereinander Kontakte. Keine Stadt war Industrie- und Handelszentrum des ganzen Landes wie London in England oder Paris. Entfernt von den schiffbaren Flüssen und Handelsstraßen lag

eine Anzahl kleinerer Städte, die vom großen Verkehr ausgeschlossen waren und deshalb immer noch ungestört in den mittelalterlichen Bedingungen fortlebten.

Deshalb konnte sich in Deutschland auch nicht wie in wirtschaftlich entwickelteren Ländern das moderne Königtum entfalten, das dadurch entstanden war, dass die aufblühende Industrie und der Handel die wirtschaftlichen Interessen des ganzen Landes miteinander vereinten. Den Kaisern gelang nicht die Umwandlung der feudal-mittelalterlichen in die moderne, straff zentralisierte Herrschaftsweise.

Während in Frankreich die großen Lehnsherren von dem König in ihrer Macht beschränkt wurden, entwickelten sie sich in Deutschland zu nahezu unabhängigen Fürsten, denn hier kam es nur zu gebietsbezogenen Interessengemeinschaften. Damit aber wurde die politische Zersplitterung Deutschlands noch mehr gefördert. Der Kaiser wurde immer mehr zum Ersten unter Gleichen.

In Italien beginnt der Humanismus und entwickelt ein neues Menschenbild

Was die Kirche versucht hatte, war die Bildung eines Einheitsmenschen, der das Gefühl und Bewusstsein haben sollte, dass die Kirche die große Mutter ist, von deren Gnade er lebt. Das schloss jedoch ein, dass er sich erst einmal, wie Luther es später ausdrückte, als armer, elender, sündiger Mensch vorkommen musste, der auf die kirchliche Gnade angewiesen ist. Ein Selbstbewusstsein, ein Gewissen, eine eigene Vorstellungswelt durfte er nicht entwickeln. Der Kirche, die das Leben bis in den letzten Winkel seines Lebens geregelt hatte, musste er sich fügen. Und diese behauptete zusätzlich in rücksichtsloser und menschenverachtender Weise, dass Gott dem Menschen bis in seine letzten Geheimnisse nachspitzte und ihn für seine Abweichungen von der kirchlichen Lehre, ihrer Vorstellungswelt und ihren Ordnungen unbarmherzig bestrafe.

In Italien entwickelt sich nun mit der Renaissance (Wiedergeburt) ein neues Denken und Menschenbild. Es hatte nämlich unter der Überfremdung durch germanische Völker gelitten. Seit dem letzten weströmischen Kaiser Romulus Augustus (abgesetzt 476) herrschten sie hier, die kein großes Verständnis für die römische Kultur und Lebensweise hatten. Mit ihnen war die große kulturelle Schöpferkraft der Vergangenheit leider untergegangen, nicht jedoch die Erinnerungen an sie.

Mit dem Untergang des Römerreiches hatte sich jedoch die päpstliche Macht gefestigt, die geschickt den Herrschaftsanspruch des alten Roms mit dem christlichen Sendungsbewusstsein verband und in abgewandelter Form die römische Weltherrschaft erhielt, fortsetzte und bis in die heutige Gegenwart rettete.

Den Herrschaftsanspruch des Papstes auf Petrus zurückzuführen ist hergesucht und irreführend und soll lediglich davon ablenken, dass der Papst gewillt war, an die Stelle des römischen Kaisers zu treten und dessen Herrschaft fortzusetzen. Zu erinnern sei an die Konstantinische Schenkung, angeblich eine Urkunde Kaiser Konstantins I. (Kaiser 324/25-337), in der dieser dem Papst Silvester I. Rom und

die Westhälfte des Römischen Reiches übertragen haben soll. Dieses ist eine Fälschung aus der Mitte des 8. Jahrhunderts.

Beim Erwachen Italiens um 1350 mit der Renaissance richtete sich der Kampf aber nicht lediglich gegen die als solche empfundene kulturelle Barbarei durch die herrschenden Germanen, sondern ebenso auch gegen die Katholische Kirche. Diese hatte nämlich den Menschen Glaubensvorstellungen und Pflichten auferlegt, die sie mit Spitzfindigkeiten begründete.

Die Renaissance brauchte sich jedoch nicht erst eine neue Kunst, Wissenschaft und Weltanschauung mühsam erarbeiten, sondern fand die ihren Bedürfnissen entsprechende Denkform in den Schriften des Klassischen Altertums vor, in denen man ewig gültige Grundlagen der Weisheit und Kultur entdeckte. Mit ihnen beschäftigte man sich, um die Gegenwart besser zu begreifen.

Die Erinnerung an diese Texte war in Italien und überhaupt in den Mittelmeerländern nie völlig erloschen, da diese weiter überliefert worden waren. Nach vielen Jahrhunderten des Schlafes war Italien aber zu einem neuen Aufbruch herangereift. Die Erinnerungen an die Leistungen der Vorfahren regte auch die Forschartätigkeit an. Die geistige Richtung, die sich unter dem Einfluss dieses Studiums entwickelte, nannte sich Renaissance (Wiedergeburt, nämlich des Altertums) bzw. Humanismus (Streben nach rein menschlicher Bildung, im Gegensatz zur engstirnigen kirchlichen Theologie, die sich angeblich mit göttlichen Dingen befasste.).

Welche Befreiung fühlte man außerdem, als man entdeckte, dass die Vorstellungen, Lehren und Ansprüche der Kirche gar nicht von Anfang da waren und deshalb auch nicht ewig gültig sein konnten, sondern sich erst allmählich entwickelt und ständig verändert hatten. Deshalb wagte man auch, ein neues Menschen- und Gesellschaftsbild auf der Grundlage des Altertums zu entwerfen, in dem der Mensch aus seiner mittelalterlichen Enge befreit und zu angemessener Selbstentfaltung befähigt wurde. Man fühlte sich am Anfang eines neuen Zeitalters.

Mit ihrer Begeisterung und Ausrichtung am Altertum standen diese Humanisten, wie sie sich nannten, in scharfem Widerspruch zur christlichen Kirche. So sehr sie auch das Mönchtum und den Papst bekämpften, sie blieben jedoch brave Katholiken, weil ein völliger Bruch mit dem Papsttum sie auch von den anderen geistig und wirtschaftlich ebenso entwickelten Ländern getrennt haben würde. Sie wurden aber zu den eifrigsten Vorkämpfern des modernen Absolutismus (Regierungsform, in der alle Gewalt uneingeschränkt in der Hand des Herrschers liegt), weil sie erkannten, dass in diesem die treibende Kraft der wirtschaftlichen und kulturellen Weiterentwicklung liege.

Die Unzufriedenheit in Deutschland mit der Kirche und dem Papst

Unter dem Einfluss der neuen Produktionsweise entwickelte sich die deutsche Gesellschaft im 16. Jahrhundert ähnlich wie in den anderen Ländern: Die Ritter-

schaft, also der Niedere Adel, war in unaufhaltsamem Verfall begriffen. In den Städten kämpften die Handwerker mit den Stadtvätern mit wechselndem Erfolg um die Herrschaft. Gleichzeitig war die unterste städtische Schicht, die der Lohnarbeiter, noch völlig unentwickelt. Die Bauernschaft bildete den gewaltigen, aber bis aufs Blut gequälten Unterbau des ganzen gesellschaftlichen Organismus.

In Deutschland litten alle Bevölkerungsschichten gleich schwer unter der päpstlichen Ausplünderung, da sich diese umso mehr auf unser Land konzentrierte, seitdem die übrigen Kulturnationen sich gegen den Papst sperrten. Man konnte sich hier nicht einfach wie in Frankreich oder Spanien von der Vorherrschaft des Papstes befreien und ihn als Werkzeug für die eigenen Interessen gebrauchen. Selbst die ausbeutenden Schichten wie z.B. die Fürsten murrten immer stärker unter dieser unerträglichen Last. Kein Wunder also, dass man überall unzufriedener wurde.

Alle höheren kirchlichen Stellen, wenn man z.B. Bischof werden wollte, waren nun zu Handelsartikeln geworden. Ämterkäuflichkeit und -häufung waren an der Tagesordnung. Diese wurden vielfach als reine Versorgungseinrichtungen angesehen und waren sogar für nicht entsprechend Geweihte zu haben. Vor allem in Deutschland nahm das Drängen nach Bischofssitzen und die häufige Doppel- und Mehrfachbesetzung von hohen geistlichen Ämtern zu. Bevorzugt wurden besonders Angehörige aus dem Adel. Die Vermittlungsgebühren waren nicht unerheblich. Hinzu kam, dass es in bestimmten Ämtern, z.B. als Propst (Würdenträger), Dekan (Leiter einer Einrichtung) oder Kantor, kaum etwas zu tun gab. Viele Inhaber geistlicher Ämter zogen es auch vor, ihre politischen Aufgaben wahrzunehmen.

Ungeheure Summen flossen dafür jahrein, jahraus nach Rom und entgingen so der Produktion, den Kaufleuten und den Fürsten. Je mehr der Papst nun den Rahm abschöpfte, desto wütender wurde man auf ihn. Auch der sonstige Sittenverfall während dieser Zeit war wesentlich stärker als vorher. Im 15. Jahrhundert zeichnete sich der Zusammenbruch der Katholischen Kirche ab. Sie zeigt sich nicht lernfähig.

Bei den Massen waren besonders die gut ausgebildeten und reichen Bischöfe und Kloster-Äbte (und mit ihnen die Mönche) zutiefst verhasst, während die ungebildeten Pfarrer in der Stadt und auf dem Lande eher beliebt waren. Diese interessierten sich dann auch später weitgehend für die um sich greifende reformatorische Bewegung und setzten sich für sie ein.

Dieses waren die eigenartigen deutschen Zustände, als Luther am 31. Oktober 1517 seine Thesen (Lehrsätze) gegen den Ablass an die Tür der Schlosskirche zu Wittenberg schlug und damit, ungewollt und ungeahnt, das Signal zum offenen Ausbruch der Empörung gegen Rom gab, die seit Jahrzehnten in der deutschen Nation gährte. Die Weiterentwicklung knüpfte bei uns also nicht beim Humanismus, sondern bei der Reformation an.

Die katastrophalen Zustände in der Kirche

Die Entstehung des Papsttums und sein Einfluss

Die Bischöfe von Rom waren sicherlich weltweit die tüchtigsten, denn wo hatte man sonst unter den Christen eine so große Auswahl an hervorragenden Persönlichkeiten wie in dieser Weltstadt. Es ist deshalb verständlich, dass im untergehenden Weströmischen Reich die kirchlichen Würdenträger zum römischen Bischof aufschauten und ihn bald Papst = Papa = Vater nannten.

Jeder römische Bischof fühlte sich dabei nicht nur als Nachfolger des Apostels Petrus, der angeblich in Rom gekreuzigt und begraben worden war, sondern auch als der Felsen, auf dem die gesamte Kirche ruht. Heißt es doch in Matth. 16,18-19: „Du bist Petrus (=Fels), und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle (die Macht der Hölle) sollen sie (die Kirche) nicht überwältigen (beseitigen). Ich will dir die Schlüssel des (für das) Himmelreichs geben. Was du auf Erden binden wirst (für den Himmel bestimmen), das wird auch in den Himmeln gebunden sein (gelten). Und was du auf Erden lösen wirst (den Kontakt zum Himmel unterbinden, abbrechen, ablehnen), das wird auch in den Himmeln gelöst sein (von den Himmeln los sein, dort abgelehnt, verworfen werden).“ Der Papst in Rom fühlte sich mit dieser Vollmacht als der Stellvertreter Christi bzw. Gottes auf Erden.

Das Ansehen des römischen Bischofs steigerte sich noch, als die Völkerwanderung einsetzte und germanische Stämme diese Stadt bedrohten. Die römischen Kaiser hatten nämlich während dieser Zeit ihren Regierungssitz nach Konstantinopel (heutiges Istanbul, Türkei) verlegt.

Damit war der Papst sozusagen nicht nur der Herrscher in Rom, sondern übernahm auch allmählich die Rolle des dortigen Kaisers. An die Stelle des Weströmischen Reiches trat nun also die Katholische Kirche. (Die Entwicklung verlief in Ost-römischen Reich wesentlich anders!) Das Reich, das Jesus gekreuzigt hatte, wurde nun also von der Katholischen Kirche weitergeführt und, man kann fast sagen, regiert. Man nannte es zwar christlich, hatte aber die Machtinstinkte und das Herrschaftsstreben Roms übernommen und verinnerlicht.

Gerade in jener bewegten Zeit lag das Bischofsamt Roms in besonders fähigen und geschickten Händen. Gelegentlich griffen die Päpste sogar notgedrungen in die weltlichen Ereignisse ein. Es wird berichtet, dass Bischof Leo I. (440-461) dem Hunnenkönig Attila (asiatisches Reitervolk) in feierlichem Schmuck entgegen geritten sei und ihn durch seine würdige und mutige Erscheinung zur Umkehr bewegt habe. Rom war gerettet.

Ebenso soll es ihm gelungen sein, den bedeutenden Vandalenkönig Geiserich vor Rom zur Umkehr zu bewegen. Es ist verständlich, dass dann, wenn solche Heldentaten erzählt wurden, das Ansehen des römischen Bischofs immer mehr stieg. Mit diesem Ansehen wuchsen aber gleichzeitig auch seine Herrschaftsansprüche. Jahrhunderte später gehörte der Kirche tatsächlich ein großer Teil Mittelitaliens, wo der Papst als Fürst/König regierte (Kirchenstaat).

Gregor I. (590–604) entwickelte die Überzeugung, Stellvertreter Christi auf Erden zu sein, so weit, dass für ihn das irdische „Gottesreich“ eins war mit der Papstkirche, dass Papst, Bischöfe und Priester ein besonderer Stand seien, der keinem weltlichen Gericht unterstand, dass der Papst nicht nur über die Seelen der Menschen Herr sei, sondern auch befugt, Kaiser und Könige ein- und abzusetzen.

Bald wurde diese Kirche, die sich die katholische, die „allumfassende“, nannte, nicht mehr von den Gemeindeversammlungen, sondern nur noch vom Papst und seinen Priestern regiert, die auch darüber bestimmten, welches die richtige Lehre sei. Sie fügten der Botschaft Jesu immer neue Anweisungen hinzu, die dessen Verkündigung bald überwucherten und oft ins Gegenteil verkehrten. Außerdem setzten sie mit ihrem Anspruch, dass es außerhalb der Kirche kein Heil (Erlösung) gäbe, alle Christen, besonders die freizügig und kritisch denkenden, unter sehr starken Druck.

Die Erbsünde

Das Christentum aller Konfessionen geht bis in unsere Tage von einer Welt- und Menschenschöpfung durch „Gott“ aus. Diese Schöpfung sei absolut vollkommen gewesen. Aufgrund der Erzählung, dass das erste Menschenpaar im Paradiesgarten Eden eine Anordnung Gottes durch Einflüsterung der Schlange (Teufel) übertreten habe, entwickelte die Kirche seit dem Kirchenvater Augustinus (354-430) die Lehre von der Erbsünde. Diese werde auf alle Menschen durch die biologische Fortpflanzung übertragen. Wegen dieser angeborenen Schuld konnte sich das, was Gott eigentlich mit den Menschen vorhatte, nicht mehr unter diesen entfalten. Für das Erdenleben habe die Erbsünde Leid, Not und Tod zur Folge.

Durch die Taufe werde nach katholischer Lehre die Erbsünde zwar aufgehoben, nicht jedoch deren Folgen, nämlich die sinnlichen Begierden und das Sterben. Nach evangelischer Auffassung besteht die Erbsünde in der Verdorbenheit der menschlichen Natur und in dem im Menschen angelegten ständigen Hang zur Sünde. Besonders das alttestamentliche Wort, dass „das Denken und Verhalten des Menschen böse von Jugend an sei“ (1.Mose 8,21), blieb für Luther und das ganze Luthertum als Beleg für die Erbsünde äußerst wichtig. Dabei findet sich diese negative Sicht über den Menschen keineswegs durchgängig in der Bibel.

Luther und Calvin schließen aus der angeblichen Erbsünde die totale Verdorbenheit des Menschen und dessen tiefe Trennung von Gott. Dieses beides schlosse den Verlust der ursprünglich von diesem vorgesehenen Gotteskindschaft und damit die ewige Verdammnis in sich. Diese könne nur durch eine besondere göttliche Zuwendung, die dann im Opfertod Jesu geschehen sei, überwunden werden.

Das Fegefeuer und die Hölle

„Lässliche“ (unbewusste, unbeabsichtigte, unerhebliche) Sünden sind leichte Vergehen, auf die zeitlich begrenzte (also keine ewigen!) Strafen folgen. Sie schließen von der Gnade Gottes nicht aus. Schwere Sünden können dies jedoch tun. Durch sie kann der Mensch die versöhnende Gnade und die ewige Seligkeit verlieren und zur ewigen Verdammnis verurteilt werden. Eine schwere Sünde sei aber

bereits eine bewusste Übertretung der göttlichen, gemeint sind die kirchlichen Gesetze, denn sie ist eine Abwendung von dem von der Kirche gelehrtten Gott.

Durch die kirchliche Vergebung, z.B. nach der Beichte, werde wohl die einzelne Schuld getilgt, nicht aber die aus der Erbsünde fließende Neigung des Herzens, zu sündigen. Diese böse Neigung bedarf nach katholischer Lehre einer Läuterung nach dem Tode, ehe die Gläubigen zur Herrlichkeit Gottes eingehen können. Im Fegefeuer wird dieser Hang zum Sündigen durch schweres Leiden beseitigt.

Meistens sieht man aber im Fegefeuer nur den Ort oder Zustand, an dem die zeitlich begrenzten Sündenstrafen, die den Gläubigen, z.B. nach der Beichte, auferlegt worden sind, abgebußt werden, soweit sie nicht schon hier auf Erden bereinigt wurden. Jeder, dem die Gnadenmittel zustehen, muss also im Fegefeuer die auf Erden nicht gebeichteten bzw. vergebenen lässlichen (einfachen) Sünden und die noch nicht ausgeübten Strafen für Sünden unter furchtbaren Schmerzen abbüßen.

Ohne diese „Gnadenmöglichkeit“ (Fegefeuer) würde der Mensch in dem sündhaften Zustand seiner Todesstunde erstarren und damit keine Möglichkeit mehr haben, in den Himmel zu kommen. Viele Fragen über das Fegefeuer wie, wo es stattfindet und wie lange es dauert, bleiben offen. Hier treibt die menschliche Phantasie üppige Blüten. Die Reformation hat diese Lehre grundsätzlich verworfen.

Die Lehre vom Fegefeuer hängt auch ganz eng mit der Lehre vom Ablass (Nachlass von Strafen) zusammen. Der Ablass hebt die von den Priestern verordneten zeitlich begrenzten (also nicht die ewigen) Sündenstrafen teilweise oder sogar ganz auf und kann auch die Läuterungszeit im Fegefeuer verringern. Die Lebenden können durch den Ablass (z.B. durch ihre Fürbitte) auch für die bereits Verstorbenen die Fegefeuerzeit verkürzen. Die von den Priestern auferlegte Fürbitte gilt also auch als Ablassmöglichkeit, sie ist sozusagen eine stellvertretende Leistung.

Gleichzeitig mit der Verweltlichung der Kirche verstärkte sich auch die Lehre von dem zürnenden Gott. Die Katholische Kirche verkündigt einen Gott, der nichts durchgehen und nichts ungestraft lässt, um damit den Gläubigen Angst einzujagen. Gleichzeitig wird aber auch dessen „Güte“ betont, denn er bietet eine unübersehbare Fülle von Gnadenmöglichkeiten, deren Anwendung es den Menschen ermöglicht, sich den Sündenstrafen zu entziehen.

Diese Gnadenmöglichkeiten verwalte die Kirche, und mit ihnen könne sie den Gläubigen helfen. Sie kann ihnen eine teilweise oder sogar völlige Befreiung von den noch zu leistenden Bußübungen anbieten. Als eine Art Stellvertretung kann sie ihnen z.B. die übermäßigen Liebestaten anderer Menschen vermitteln und übertragen. Gedacht ist dabei an Gebete, Besuch von Messen, Geldspenden, Wallfahrten, Fastenübungen usw., die diese für ihr eignes Seelenheil gar nicht mehr nötig haben.

Die Hölle wird noch wesentlich grausamer als das Fegefeuer dargestellt. Sie muss man jedoch unterscheiden vom Totenreich, wie wir es aus dem Alten Testament, dem Altertum und anderen Religionen kennen. Dort leben angeblich sämtliche Verstorbene unterschiedslos in einem Schattendasein weiter.

Im Unterschied zum Totenreich bezeichnet die Hölle den jenseitigen Straf- und Leidensort für die verstorbenen reuelosen Sünder. In der christlichen Glaubenslehre

ist unbekannt, wo sie sich befindet, aber sie sei durch unendliche Zwischenräume vom Himmel getrennt. Für die katholische Lehre gilt die Hölle als Strafort für jede Todsünde, die nicht durch die Sakramente der Taufe und der Buße vergeben ist. In sie werden nach dem Jüngsten Gericht die Verdammten verstoßen, um dort gemeinsam mit den bösen Engeln und Dämonen auf ewig gequält zu werden.

Die Höllenstrafen haben kein Ende und dauern ewig. Wie furchtbar, wie lieblos! Dabei berief man sich sowohl auf neutestamentliche Stellen wie auch darauf, dass durch grobe Sünden „Gott“, ein alles umfassendes und ewiges Wesen, übermäßig beleidigt worden sei. Nur durch eine ewig dauernde Höllenpein könne er genügend „versöhnt“ werden. Das muss ja ein furchtbarer Gott sein! Die Hölle untersteht also ihm, der beim Jüngsten Gericht das „Schuldbuch“ öffnet, die Strafe diktiert und die verurteilten Seelen den Teufeln dorthin zur ewigen Quälerei zuweist.

Überall in den mittelalterlichen Kirchen, besonders an ihren Eingängen, finden sich Darstellungen dieser Höllenpein. Und sehr viele gläubige evangelische Engländer und US-Amerikaner haben in ihren Fluren ein Bild hängen mit dem schmalen Weg, der in den Himmel, und dem breiten, der in die Hölle führt. Himmel und Hölle waren darauf auch dementsprechend dargestellt. Die eigenen Kinder werden damit auf den „rechten“ Weg getrimmt, und Besuchern soll gezeigt werden, was auf sie zukommt, wenn sie nicht bereit sind, den „schmalen“ Weg zu gehen.

Fegefeuer, Hölle und Himmel sind rein erfundene Bereiche. Der Phantasie, sich diese Zustände auszumalen, waren keine Grenzen gesetzt. Man könnte seitenlang beschreiben, wie die einzelnen christlichen Richtungen und Kirchenlehrer sich das Fegefeuer, die Hölle und den Himmel vorstellten.

Alles dieses ist meiner Meinung nach nichts anderes als eine krankhafte menschliche, ja teuflische Phantasie und allerübelste Angstmacherei. Schlimm genug, wenn damit den Menschen nicht nur Furcht eingejagt wird, sondern sie zusätzlich auch in ein bestimmtes gewünschtes Verhalten eingestimmt und damit gleichzeitig unter Druck gesetzt werden.

Am Beispiel Luther sehen wir, wie schnell diese abartige und krankhafte Vorstellungswelt Kinder in Zwangs- und Panikvorstellungen führt und sie geistig-seelisch zu pathologischen Krüppeln macht. Viele kommen zeitlebens aus dieser Vorstellungswelt nicht mehr heraus! Sie können alles über die Entstehung dieser Vorstellungen wissen. Die unbeschreibliche Angst und Panik bleibt bei ihnen ein Leben lang. Luther hatte großes Glück, dass er da wieder herausfand!

Die Lehre von den Sakramenten

In den Anfängen der Kirche galten alle „Glaubensgeheimnisse“, auch die Kirche selbst, als „Mysterien“ (Geheimnisse). Die lateinische Übersetzung dieses griechischen Worts ist Sakrament. Der Kirchenvater Augustinus war der erste, der Interesse an einer genauen Begriffsbestimmung hatte und erklärte: „Das Wort (Gottes) kommt zum Element (zu einem Gegenstand) und macht daraus ein Sakrament“.

Im frühen Mittelalter wurde dieser Begriff auf bis 30 Kulthandlungen beschränkt. Es entwickelte sich aber nach und nach eine genaue christliche Sakra-

mentslehre, die seit dem 12. Jahrhundert auf die heute noch in der Katholischen Kirche üblichen sieben Sakramente beschränkt ist: Taufe, Abendmahl, Beichte, Priesterweihe, Ehe, Firmung/Kommunion (Konfirmation) und Letzte Ölung (Tod).

Zu einem Sakrament gehören ein materieller Stoff (Wasser, Wein, Brot, Öl) bzw. eine Handlung (z.B. die Beichte) und ein Einsetzungswort der Heiligen Schrift bzw. eine genau vorgeschriebene Formel. Außer der Taufe, die jeder Christ vollziehen kann, und der Eheschließung, die von beiden Brautleuten durchgeführt wird, können die übrigen Sakramente nur von einem Bischof oder Priester vollzogen werden.

Damit sie gültig sind, muss der, der sie durchführt, die Absicht haben, mit den Anschauungen der Kirche übereinzustimmen. Auch muss er die vorgeschriebene Handlungsweise beachten und genau vollziehen. Ihre Gültigkeit hängt jedoch nicht von der Rechtgläubigkeit und der sittlichen Haltung des Durchführenden ab. Häretikern (Ketzer) und Schismatikern (Kirchenspalter) dürfen keine Sakramente gereicht bzw. gespendet werden.

Ein Sakrament ist eine die Gnade Gottes vermittelnde Handlung, deren Einsetzung auf Jesus selbst zurückgeführt wird. Nach katholischem Verständnis sind die Sakramente heilsnotwendig und bewirken bzw. übertragen diese Gnade oder vermehren sie. Ihre Wirksamkeit liegt im Handeln Gottes, nicht im persönlichen Glauben des Spenders oder Empfängers. Das durch sie vermittelte Geschenk ist die Aufhebung der Sündenschuld und die Förderung des christlichen Glaubenslebens. Der Christ erlebt im Sakrament angeblich die Nähe Gottes persönlich.

Luther bezeichnet in seinen Anfängen die Taufe, das Abendmahl und die Buße (Beichte) als Sakramente, weil sie mit dem Neuen Testament begründet werden können. Er sieht in ihnen die Hauptgnadenmittel neben dem verkündigten Wort.

Später kennt die Reformation aber nur zwei Sakramente, nämlich die Taufe und das Abendmahl, weil sie angeblich von Jesus selbst eingesetzt sind. Sie betont den notwendigen Glauben des Empfängers an die göttlichen Zusagen, die mit den Sakramenten verbunden sind. Firmung/Konfirmation, Ehe, Priesterweihe und letzte Ölung seien der Bibel als besondere göttliche Gnadenmittel unbekannt und werden deshalb nicht als Sakramente anerkannt.

Merkwürdig ist freilich, dass sich die als Sakramente abgelehnten „Gnadenmittel“ in den lutherischen Kirchen doch gehalten oder wieder eingeschlichen haben. Das hängt sicherlich damit zusammen, dass sie in den Gläubigen so tief verwurzelt waren, dass diese nicht hätten verstehen können, warum diese sie stärkenden Handlungen abgeschafft werden sollten.

So wurde aus der Kommunion/Firmung die Konfirmation, aus der Priesterweihe die Ordination der Geistlichen (Feierliche Einsetzung. Selbst eine Gemeinédiakonin wird eingesegnet und muss sich der Heiligen Schrift und den Bekenntnissen gegenüber verpflichten). Bezüglich des Ehesakraments wurde die kirchliche Trauung beibehalten (unter Zivilehe habe ich diese Veränderung abgehandelt), und anstelle der Letzten Ölung wurde dem Sterbenden das Abendmahl gereicht, das freilich als Sakrament galt. Diese Handlungen, die keine Sakramente mehr waren, wurden bei den Gläubigen aber sicherlich genauso empfunden wie früher. Im Grunde ging es

also nur um eine Begriffsbestimmung, nicht um eine Veränderung des Erlebniswertes.

In der lutherischen Freikirche, in der ich groß wurde, lehnte man den Ehevertrag vor dem Standesbeamten als die eigentliche Eheschließung ab: „Wir geben uns das Ja-Wort und schließen unsere Ehe vor dem Traualtar, vor Gott!“ Damit waren die strenggläubigen Lutheraner im Grunde wieder hinter Luther zurückgefallen, der die Vermählung in die Hände des Staates gelegt hatte. Aber ich verstehe diese Einstellung. Ich habe als Jugendlicher in meiner „frommen“ Zeit ebenso gedacht.

Die Reformationskirchen sind sich von Anfang an aber uneins im Abendmahlsverständnis. Während die lutherischen Theologen, ebenso wie die Katholische Kirche, zu der Ansicht neigen, dass Christus tatsächlich in Brot und Wein gegenwärtig ist, verstehen die Reformierten die Austeilung als ein zeichenhaftes Erlebnis: Wie Brot und Wein sich mit dem Gläubigen vereinen, so soll auch Christus ganz in uns aufgehen. Die späteren, vor allem im englisch-nordamerikanischen Raum sich ausbreitenden protestantischen Kirchen (Methodisten, Baptisten, Kongregationalisten) können mit dem Abendmahl recht wenig anfangen und lassen dieses in der Regel immer weiter in den Hintergrund treten.

Die guten Werke und die Werkgerechtigkeit

Den zürnenden, vergeltenden und strafenden Gott könne der Mensch durch entsprechende Taten wieder umstimmen, versöhnen und zur Gnade bereit machen. So wurden Fastenübungen, Wallfahrten, Almosengeben, das Einrichten von Stiftungen u.a. als gute Werke angesehen und als Wiedergutmachung Gott gegenüber.

Wer in ein Kloster ging oder Priester wurde, stand schon dadurch vor Gott besser da. Und wer in seinem frommen Eifer mehr getan hatte, als dieser „forderte“, konnte vom Papst heiliggesprochen werden. Sein Überschuss an guten Werken wurde den noch lebenden „Sündern“, aber auch den bereits Toten angerechnet, damit diese vor dem Fegefeuer bewahrt werden oder es wenigstens verkürzt würde.

Das Rosenkranzgebet

Das Rosenkranzgebet geht in seiner heutigen Form bis höchstens ins 13. Jahrhundert zurück und steht in engem Zusammenhang mit der Entwicklung der Marienfrömmigkeit. Volle Bedeutung erlangte es aber erst seit Ende des 16. Jahrhunderts, als Gregor XIII. (1572-1585) ihm den Seesieg über die Türken bei Lepanto 1571 zuschrieb. Es ist in der Katholischen Kirche außerhalb der Gottesdienste die am meisten geübte Gebetsform, die mit Hilfe einer Perlenkette ausgeführt wird.

Der Rosenkranz ist ein Gebet zu Ehren Marias und besteht aus fünf Gesätzen (Abschnitten), die das Leben Jesu als freudенreicher, glorreicher und schmerzhafter Rosenkranz betrachten. Zu jedem Abschnitt gehören ein Vaterunser und zehn Ave Maria mit verschiedenen eingefügten „Geheimnissen“, z.B. „den du, o Jungfrau, geboren hast“. Jeder der fünf Gesätze wird mit einer Besinnung eingeleitet. Dann folgen jeweils zehn Sätze, die mit „Jesus“ beginnen und die etwas über sein Leben bzw. seine Taten aussagen.

Der freudenreiche Rosenkranz, das erste Gesätz, beginnt wie alle Abschnitte mit einer Besinnung: Unsere Erlösung entsprang in den Tiefen der Liebe Gottes. Der einzige Sohn, aus Gott geboren vor aller Zeit, steigt vom Himmel zu uns herab. Er verbindet sich mit uns und nimmt unsere Knechtsgestalt an. Er wird ein Menschenkind im Schoße der Jungfrau Maria. Er liefert sich ganz ihrer Liebe aus.

Es folgen zehn Einzelsätze: 1. Jesus, den du, o Jungfrau, vom Heiligen Geist empfangen hast, 2. Jesus, der aus Gott geboren ist vor aller Zeit, 3. Jesus, der vom Himmel zu uns herabgestiegen ist, 4. Jesus, der dich (Maria) zu seiner Mutter erwählt hat, 9. Jesus, der in allem uns gleich geworden ist außer in Bezug auf die Sünde, 10. Jesus, in dem sich Gott mit uns verbunden hat.

Die Kirche lehrt, dass wir den Himmel mit dem Rosenkranzgebet stürmen sollten, denn es beschenke uns mit großen Vorzügen und dem besonderen Beistand der Gottesmutter. Es sei ein mächtiger Schutz gegen die höllischen Mächte und stehe uns besonders in den Versuchungen bei. Außerdem bewirke es das Wiederaufblühen der Tugendhaftigkeit. Leider sei seine Wirksamkeit und Stärke sehr in Vergessenheit geraten.

Besonders Leo XIII. (1878-1903) sah in ihm ein wirksames Mittel gegen die Übel in unserer Gesellschaft. Der Oktober wurde von ihm zum Rosenkranzmonat erklärt. Zuletzt betonte Papst Johannes Paul II. (1978-2005) die Bedeutung und Wichtigkeit dieses Gebetes. Deshalb empfiehlt er, es selber treu zu beten und auch alles zu tun, damit es weite Verbreitung finde. Den Rosenkranz mehrmals täglich zu beten wird gerne als Übung nach der Beichte empfohlen. Außerdem werden für das Beten des Rosenkranzes zahlreichen Ab(Nach)lässe gewährt.

Die angebliche Wirkung des Weihwassers

Der Priester weilt Wasser als Stellvertreter und im Namen der Kirche. Wenn die Gläubigen etwas davon nehmen, andächtig das Kreuzzeichen schlagen und dabei sprechen „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“, reagiert Gott auf ihre Probleme und sendet seine Gnade in überreichem Maße. Ein Tröpfchen ihm dargebrachtes Weihwasser gelte als Gebet der Kirche, nicht des einzelnen, und habe deshalb oft eine größere Wirkung als lange, dahingeplapperte Bitten. Da das Weihwasser aber ein Gebet der Kirche sei, gefalle es Gott in jedem Augenblick und an jedem Orte.

Im Glauben und Vertrauen auf die Gnade Gottes sei es überaus segensreich für Leib und Seele. Wenn man daher mit einem Tropfen entweder sich selbst oder eine an- oder abwesende Person besprenge, steige dieses Gebet der Kirche zum Himmel empor und ziehe Gnaden über denjenigen herab, der mit ihm besprengt wurde.

Weihwasser verscheuche auch die Gewalt der bösen Geister. Ein Christ sollte nie auf längere Zeit das Zimmer verlassen, ohne drei Tröpfchen Weihwasser zu sprengen: Eines für sich und seine Angehörigen, damit Christus sie vor allen Schäden an Leib und Seele bewahre. Ein zweites für die sterbenden Sünder, damit Gott diesen noch in der letzten Stunde die Bekehrung ermögliche. Das dritte endlich für die armen Seelen im Fegefeuer.

Wie viel Heil und Segen würden wir durch diese so einfache Übung für uns selbst und andere erreichen! Außerdem würden wir dadurch auch viele, die für uns beten, besonders wenn wir sterben und im Fegefeuer sind, gewinnen. Tausende und Abertausende seien durch den gläubigen Gebrauch des Weihwassers schon geheilt und von Unglück zuhause, unterwegs, am Arbeitsplatz, auf den Feldern, im Viehstall und bei Geldgeschäften bewahrt worden. Durch einen Tropfen Weihwasser werde außerdem ein Ablass von 300 Tagen gewährt, der den Seelen im Fegefeuer zugewendet werden könne.

Besonders stark sehnten sich die Verstorbenen im Fegefeuer nach dem Weihwasser. Wenn wir ihnen etwas davon zukommen ließen, könnten sie ihre Hände bittend zum Himmel emporheben, und Gott würde sie erhören. Könnten wir doch ihr Flehen und Seufzen nach einem Tröpfchen geweihten Wassers hören, wir würden uns bemühen, sie morgens, abends und auch öfters am Tage damit zu erquicken.

Die Ablässe

Seit dem 7. Jahrhundert kamen von der englischen Kirche die so genannten Bußbücher in Umlauf, die in tabellarischer Übersicht einen Umtausch der Kirchenstrafen boten, der in vielen Fällen auch eine Vereinfachung, evtl. sogar Erleichterung bedeutete, z.B. für Fastenübungen das Beten von Psalmen oder Geldspenden.

Auch war eine Stellvertretung durch einen Ersatzmann möglich geworden. Ein anderer konnte also die auferlegte Strafe übernehmen. Seit den Kreuzzügen wurde es üblich, für alle zeitlichen Sündenstrafen einen vollkommenen Ablass (Nachlass) zu gewähren. Anfangs war dies nur bei einer Beteiligung an diesem möglich; später auch für Kreuzzugsspenden.

Das Geldbedürfnis der Kirche führte daraufhin zu einer immer größeren Ausdehnung des Ablasses. Ganz unmerklich begann dieser auch die von Gott angeblich wegen seines Gerechtigkeitssinns auferlegten ewig dauernden Strafen zu umfassen. Er wurde nun an eine Geldabgabe geknüpft, die im Verhältnis zu dem Vermögen des einzelnen stand, und sollte für die wachsenden kulturellen und fürsorglichen Aufgaben der Kirche verwendet wurde.

Den Hintergrund für diesen so genannten Almosen-Ablass bildete der germanische Brauch, persönliche Schuld in sachliche umzuwandeln. Eine mit gegenseitigem Totschlag sich ausbreitende Sippenfehde konnte durch eine Geldzahlung beendet werden. Damit war der Anfang zu dem späteren Missbrauch des Ablasses als einer Einnahmequelle der Kirche gemacht. Dabei verschwanden bei den Gläubigen Anstand, sittlicher Ernst, Reue und die Bereitschaft zur Wiedergutmachung.

Nach heutiger katholischer Lehre ist bei der Beichte zu unterscheiden zwischen der Vergebung der Sünden und den auferlegten Sündenstrafen. Die Sündenschuld wird durch die Lossprechung im Anschluss an die Beichte beseitigt. Die zu verrichtenden Sündenstrafen müssen im Allgemeinen aber entweder zu Lebzeiten oder danach im Fegefeuer abgebußt werden.

Der Ablass ist nun eigentlich der Nachlass einer von der Kirche nach der Beichte auferlegten Bußleistung, also einer zeitlicher Strafen. Er wird von der Kirche aus

ihrem aufgehäuften „Schatz“ gewährt. Er besteht aus den Verdiensten Jesu Christi und den übermäßigen Leistungen der Heiligen. Erklärt der Papst, dass für diese oder jene von den Heiligen bereits erbrachte Leistung bzw. für ein bestimmtes Gebet dieser soundso viel Straferlass geschenkt werden soll, dann spricht man vom Ablass. Dieser setzt freilich voraus, dass die Sünden bereits vorher vergeben und die geforderten Ablassauflagen tatsächlich auch durchgeführt werden.

Der Ablass ist eine durch Gott geschenkte Möglichkeit, die Folgen des Schuldigwerdens zu überwinden. Deshalb steht er auch im Dienste der Heiligung des Menschen und besonders seiner Versöhnung mit Gott. Deswegen wird der Ablass auch immer in Verbindung mit dem Bußsakrament (Beichte) und dem Empfang des Heiligen Abendmahls erworben.

Beim Ablass handelt es sich um ein Geschenk Gottes, das von ihm erbeten wird und das er frei gewährt. Dazu ist selbstverständlich auch erforderlich, dass der Mensch eine möglichst große Bereitschaft zur inneren Reinigung und zu seiner Heiligung mitbringt. Wo die Kirche diesen Ablass gewährt, tut sie es als Leib Christi. Sie vertraut darauf, dass ihr Gebet erhört wird und Gott auch wirklich Versöhnung und Heiligung schenkt. - Dieses ist eine einfachere, übersichtlichere Ablassregelung, die beim II. Vatikanischen Konzil 1965 geschaffen wurde und die die verschiedenen Missverständnisse beseitigen soll.

Zum Schluss noch ein Ablassgebet, mit dem man sich heute bei den Katholiken vor göttlichen Bestrafungen zu retten glaubt: „O Jesus Christus, ich huldige dir als dem Könige des Weltalls. Alles, was gemacht worden ist, wurde für dich geschaffen. Übe alle deine Rechte an mir aus. Ich erneuere meine Taufgelübde und entsage dem Teufel, aller seiner Pracht und allen seinen Werken und verspreche dir, ein christliches Leben zu führen. Besonders verspreche ich dir, nach allen meinen Kräften die Rechte Gottes und deiner Kirche zu fördern. Göttliches Herz Jesu: Ich opfere dir meine armseligen Werke, damit alle Herzen dein heiliges Königtum anerkennen und so dein Friedensreich auf der ganzen Welt fest begründet werde. Amen.“

Der Zölibat (Ehelosigkeit der Priester)

Der Zölibat ist die zur Pflicht gemachte Ehelosigkeit der Priester. Während im Urchristentum die Ehe noch hoch geschätzt wurde, verbreitete sich in der frühen Kirche jedoch die Meinung, der ehelose Stand verdiene den Vorzug. Diese Entwicklung hängt eng mit der frühchristlichen Entsagungs-Bewegung (Askese) zusammen, in der alles Geschlechtliche als unrein empfunden und beurteilt wurde. Besonders das sich ausbreitende Mönchtum förderte dieses Bewusstsein. Deshalb wurde innerhalb dieser Bewegungen und besonders auch für die Priester die sexuelle Enthaltsamkeit gefordert.

Der priesterliche Zölibat gewann im 2. Jahrhundert zunächst mit der weitgehenden freiwilligen Meidung der Ehe, dann mit der Forderung nach sexueller Enthaltsamkeit der Priester und schließlich mit der sich einbürgernden Anstellung unverheirateter Priester immer mehr an Boden. Die Synode von Elvira (ca. 300) machte dann den Zölibat den Priestern zu Pflicht, wenn sie noch unverheiratet waren.

Anfang des 5. Jahrhunderts war es auch allgemeine Sitte, sich mit der Bischofsweihe von seiner Frau zu trennen. Leo I. (440-461) und Gregor I. (590-604) dehnten den Zölibat dann auch auf Subdiakone (Gehilfen der Priester, erste Stufe der höheren katholischen Weihen) aus. Durch die Abtötung der sinnlichen Natur könne, so begründete man dies, der Priester sich mehr der ungeteilten Hingabe an Christus widmen und freier und entschlossener die Aufgabe wahrnehmen, die Mitmenschen der Herrschaft Christi zu unterstellen.

Das katholische Verständnis des Zölibats hängt auch mit der Lehre zusammen, dass die Kirche die jungfräuliche Braut Christi sei. Deshalb brauche die jungfräuliche Kirche auch ein jungfräuliches Priestertum. Obwohl die Ehe weiterhin in der Kirche hoch geachtet wurde, wurde behauptet, dass Ehelosigkeit besser und gottwohlgefälliger sei. Diese Höherstellung des ehelosen Standes ist jedoch nicht biblisch. Auch dürfte dieser nicht ermöglichen, dass man sich sittlich besser verhalte.

Der Zölibat wurde während des 1. Jahrtausends sehr unterschiedlich eingehalten und schließlich weithin beseitigt. Im 11. Jahrhundert nahm die Reformbewegung von Cluny (Frankreich) jedoch den Kampf gegen die Priesterehe wieder auf und rief, besonders durch das Eingreifen Papst Gregors VII. (1073-1085), die frühere Einstellung neu ins Bewusstsein.

Der Zölibat ist jedoch erst nach der Reformation und seit dem Konzil in Trient (1545-1563) nur allmählich überall durchgesetzt worden. Vorstöße gegen den Zölibat in der Aufklärungszeit, im 19. Jahrhundert und nach dem 1. Weltkrieg, damals besonders in der Tschechoslowakei, sind ohne Folgen geblieben. Da der Zölibat rein kirchlichen, nicht göttlichen Rechts ist, könnte er eigentlich aufgeben werden. Für diesen gibt es nämlich keine ernst zu nehmende theologische Begründung. Die Katholische Kirche ist jedoch theologisch wie geschichtlich auf ihn festgelegt.

In den Ostkirchen (bei den Orthodoxen, z.B. in Griechenland/Russland) durften die, die bereits vor den höheren Weihen verheiratet waren, die Ehe fortsetzen. Es blieb die Entscheidung des Trullanischen (Trullos = Name des Sitzungssaales, Konstantinopel) Konzils von 692 bis heute in Kraft, nach der erlaubt ist, eine Priester-ehe vor den Weihen zu schließen. Die Folge war, dass die ostkirchlichen Geistlichen vor ihren Weihen heiraten. Das Heiratsverbot galt aber für alle, die die höheren Weihen bereits empfangen hatten. Die orthodoxen Bischöfe, die nicht verheiratet sein dürfen, stammen durchweg aus dem Mönchtum, wo es sowieso keine Ehe gibt.

Am Zölibat hat sich in der Katholischen Kirche trotz der Reformation bis heute kaum etwas geändert, obwohl die sexuelle Sehnsucht auch vor katholischen Geistlichen nicht Halt macht. Hinzu kommt, dass es Frauen im katholischen ebenso wie im evangelischen Bereich besonders auf Geistliche abgesehen haben dürften.

Trotz Priestermangels und steigender innerkirchlichen Kritik hält die Katholische Kirche jedoch stur am Zölibat fest, und es gibt keinerlei Aussicht auf eine Veränderung. Sicherlich werden wir noch lange darauf warten müssen, bis über den Zölibat offen gesprochen wird und sogar Änderungen durchgesetzt werden können. Das Entscheidende ist: Es muss die Begründung verschwinden, dass Gott dieses Opfer, mit dem für viele das persönliche Glück zerstört wird, will.

Tatsache ist und bleibt leider, dass es Tausende von Priester-Kindern gibt. Die Katholische Kirche lädt mit dieser Verheimlichung eine sehr große Schuld auf sich, denn die Kinder, die Mütter und Väter sind dadurch sehr belastet. Dieselbe Einrichtung, die die zwischenmenschliche Zuwendung dem Partner und den Kindern gegenüber als von Gott gegeben überschwänglich preist, würgt diese durch ihre Zwangsmaßnahmen ab, wenn sie in den Reihen der Priester ausgelebt werden möchte. Sollte die Kirche sich nicht ehrlich zu den Priesterkindern bekennen, für sie dankbar sein und sagen, dass auch sie wie Engel in unser Leben gekommen sind.

Durch den Zölibat trennt man Mensch und natürliche Ordnung, Gefühl und Körper, Priester und Gemeinde. Wahrscheinlich will man diese Spaltung, da man sie machtpolitisch nutzen kann und die Priester damit besser im Griff hat. Es ist weitgehend eine Unfreiheit und Qual, die die Katholische Kirche mit dem Pflichtzölibat den Priestern bewusst auferlegt und zumutet. Außerdem ermöglicht dieser durch die niedrige Besoldung der Priester der Katholischen Kirche gewaltige Gehaltseinsparungen. Und in der Regel übernimmt diese auch das Erbe der Priester.

Der Spiegel (52/2002) berichtet unter der Überschrift "Gottes heimliche Kinder": „Es darf sie nicht geben, die Kinder, die einen Priester als Vater haben. Viele werden abgetrieben, aber manche gibt es doch, und sie werden geleugnet oder versteckt. So wird für den heimlichen Nachwuchs der katholischen Geistlichen das Leben oft zur Hölle auf Erden.“

Erklärend heißt es: „Unerbittlich aber hält der amtierende Papst Johannes Paul II. dem entgegen: ‚Der Wert des Zölibats als Geschenk des Herrn an seine Kirche muss sorgfältig geschützt werden‘. Diese freudlose, 1.700 Jahre alte Sichtweise ist aber selbst unter ranghöchsten Würdenträgern umstritten. Rund 100.000 Priester haben weltweit in den vergangenen 30 Jahren vor allem wegen des Zwangs zur Enthaltsamkeit der Kirche den Rücken gekehrt. Spektakulär waren die Rücktritte eines irischen und eines Schweizer Bischofs, nachdem ihre Vaterschaft öffentlich wurde.

Britische, kanadische, brasilianische und australische Bischöfe halten eine Aufhebung des Zwangszölibats für durchaus möglich und sinnvoll, nur in Deutschland ist man päpstlicher als der Papst, trotz Priestermangel und sexueller Missbrauchsfälle. Am Zölibat will keiner der 27 deutschen Bischöfe und Erzbischöfe rütteln. Der Bischof von Speyer, Anton Schlembach, erklärt: Die ‚Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen‘ sei ‚eine freie Entscheidung‘. – Aber auch grundsätzlich gebe es keinen Wunsch nach Veränderung, ‚weil die Kirche Macht aufgeben würde. Selbst viele Priester wollen in Wahrheit keine Veränderung, weil sie dann keine besonderen Männer mehr wären‘.

Viele sind heute mit den früheren Priestern verheiratet. Ihre Kinder haben den Vater von Geburt an gekannt. Und dennoch klagen auch viele dieser Kinder über die innere Abwesenheit ihrer Väter, und die Frauen über ihre oftmals zeitlebens verklemmten, gebrochenen Gottesmänner. – Bislang jedenfalls verliert gerade jene Instanz, die sich ganz dem Kampf gegen Abtreibung verschrieben hat, über die Opfer in den eigenen Reihen kein Wort. Dabei sind das nicht wenige, wie Partnerinnen von Priestern beklagen.“

Ein Beispiel wird gebracht: „Er drohte mir mit Selbstmord, falls ich das Kind austragen würde, erzählt eine Maria. All mein Flehen und Betteln nützte nichts. Ich hab ihn sogar mitgenommen zum Ultraschall, der Embryo war schon fast drei Monate alt. Ich hab so gehofft, er würde nachgeben, oder dass der Arzt ihm die Abtreibung ausreden würde. Aber kein Wunder geschah, ganz unkatholisch wurde das werden-
de Leben vernichtet. Nach dem Eingriff, sagt sie, hab ich mich im Pfarrhaus allein ins Bett gelegt und stundenlang gekotzt. Ihr Geliebter führte nebenan eine Gruppe von Schulkindern durch sein Gotteshaus. In dem Moment war für mich Schluss mit der Kirche. Über das verlorene Kind konnte sie mit dessen Vater nie reden. Statt Trauer wollte er Sex, immerzu, jeden Tag.

Vier Monate nach der Abtreibung mochte sie nicht weiterleben. Mit Cognac spülte die heimliche Priester-Geliebte Schlaftabletten hinunter. Erst als ihr kleiner Sohn (offenbar hatte sie bereits ein Kind) nebenan wach wurde und nach ihr rief, kam sie zur Besinnung. Statt die Welt und ihre Kinder zu verlassen, verließ sie den Vater.“

Für Luther ist der Zölibat abartig, weil die menschliche Natur den sexuellen Kontakt bedürfe und fordere. Gott, der die Triebhaftigkeit in den Menschen hineingelegt habe, zeige dadurch, dass er den sexuellen Austausch will und den Menschen dazu zwingt. Ebenso gut, ruft er den katholischen Glaubenshütern zu, hätten sie das Scheißen verbieten können, denn auch die Notwendigkeit des Austretens habe Gott in die menschliche Natur gelegt.

Er geht mit dieser Bemerkung und diesem Beispiel freilich etwas zu weit. Auf sexuellen Kontakt müssen viele Tiere und Menschen verzichten, wer aber nicht seinen Kot ausscheidet, wird krank, wird innerlich zerstört und stirbt. Luther will jedoch sagen: Wir haben uns der höheren Ordnung zu fügen und dürfen die Menschen nicht zu einer widernatürlichen Lebensweise zwingen.

Alle selbst entwickelte Moral, alle widernatürlichen Verbote und alle für Luther absurden Lehren sind für ihn nichts anderes als Listen des Bösen (des Teufels), der dem Menschen einflüstern möchte, er könne durch „sittliche“ Anstrengungen Gottes Wohlwollen erlangen.

Gegen solche menschliche Anmaßung hilft, so Luther, offenbar nur vermehrte Ausschweifung. Man müsse sich durch Gelage und vermehrten Sex dagegen wehren. Selbst seine Ehe sei für ihn in erster Linie ein Protest. Für seine Heirat mit der entlaufenen Nonne Katharina von Bora, mit der er sechs Kinder zeugte, kann er „keine besondere Ursache dazu“ angeben, „außer dass ich es dem Teufel mit seinen Schuppen (wie Fischschuppen. Ironisch! Lächerlichmachung!), den großen Hansen (von Hans, erniedrigend, verachtend, gemeint sind Fürsten und Bischöfe), Fürsten und Bischöfen, zum Trotze getan habe“.

Ich selbst hatte sehr unter der Zerrissenheit der christlichen Kirchen gelitten. Als Schüler und am Anfang meiner theologischen Ausbildung wollte ich die Kirchen möglichst wieder zusammenführen. Deshalb wollte ich auch erst einmal auf eine Ehe verzichten, um für die Katholiken glaubwürdig zu sein. Natürlich hatte ich damals den Zölibat abgelehnt. Aber ich spürte, dass ich dieses Opfer bringen müsse.

Damals hatte ich auch engen Kontakt zu katholischen Theologiestudenten in Königstein im Taunus. Ich erlebte mit, wie sich diese wegen des damaligen Zweiten Vatikanischen Konzils (Beginn 1965) Hoffnungen darauf machten, dass der Zölibat aufgehoben würde. Einer hatte sich sogar verlobt, was offenbar erlaubt war. – Um für dieses Aufeinanderzugehen zu arbeiten, schaffte ich mir damals für meine Studien und für die Kontaktaufnahme mit den katholischen Brüdern auch das zehnbändige katholische „Lexikon für Theologie und Kirche“ an, anstatt das entsprechende evangelische Werk.

Die Heiligenverehrung

Die ersten Heiligen, die die junge christliche Kirche kannte, waren ihre Märtyrer, also die, die wegen ihres Glaubens getötet worden waren. Diese wurden ursprünglich hauptsächlich in ihren Heimatgemeinden verehrt. Nach Bildung der Katholischen Kirche breitete sich ihre Verehrung aber über deren ganzes Gebiet aus.

Neben die Märtyrer traten bald besondere Bekenner und solche, die sich zu einem entbehrungsreichen Leben in die Einsamkeit zurückgezogen hatten. Erst nach dieser Ausweitung konnte auch Maria in den Kreis der Heiligen einbezogen werden, da sie ja nicht umgebracht worden war. Im Mittelalter bildete sich dann die Sitte heraus, diese als besondere Fürbitter vor Gott in einzelnen Notfällen anzurufen. So wurden sie zu Schutzheiligen einzelner Länder, Städte oder auch Berufsgruppen.

Die Heiligenverehrung lag zunächst bei den einzelnen Gemeinden. Eine kirchliche Bestätigung für die Heiligen oder sogar ein Heiligsprechungsverfahren gab es noch nicht. Je mehr aber Rom alles in den Griff bekommen wollte, umso stärker wurde auch das Bemühen, diesen Bereich der Frömmigkeit an sich zu ziehen. Die erste römische Heiligsprechung war die von Ulrich von Augsburg im Jahre 993. Im Jahre 1170 bestimmte Papst Alexander III., dass niemand ohne die päpstliche Erlaubnis als Heiliger verehrt werden dürfe.

Das Heiligsprechungsverfahren bestimmt, dass nur diejenigen Personen öffentlich verehrt werden dürfen, die nach kirchlicher Entscheidung zu Seligen bzw. zu Heiligen erklärt worden sind. Der Heiligsprechung muss die Seligsprechung vorausgehen. Zur Heiligsprechung wird das gleiche Verfahren wie bei der Seligsprechung wiederholt, jedoch müssen zwei weitere Wunder im Leben oder nach dem Tode dieses bzw. dieser zum/zur Heiligen vorgesehenen Person nachgewiesen werden. Dabei verließ man sich früher weitgehend auf Legenden (Erzählungen), die diese Personen umrankten, während man heutzutage genauere Untersuchungen anstellt.

Das Konzil zu Trient (1545-1563) unterstreicht besonders die Nützlichkeit der Gebete zu den Heiligen: „Die Heiligen herrschen (im Himmel) zusammen mit Christus, sie bringen ihre Gebete für die Menschen (vor) Gott dar. Es ist gut und nützlich, sie um Hilfe anzurufen und zu ihren Gebeten, ihrer Macht und Hilfe Zuflucht zu nehmen, um von Gott durch seinen Sohn Jesus Christus, unseren Herrn, der allein unser Erlöser und Heiland ist, Wohltaten zu erlangen.“ – Die Gebete zu ihnen müssen unbedingt von der Anbetung Gottes unterschieden werden! Die Heiligen werden nicht angebetet, sondern nur um Hilfe und um Vermittlung angerufen.

Wegen der Betonung der Göttlichkeit Jesu und seines Auftretens im Endgericht als Weltenrichter suchte sich die Volksfrömmigkeit verstärkt in den Heiligen, nicht in Christus, die Mittler zwischen Gott und den Menschen. Die Heiligenverehrung mit ihren zahllosen Heiligsprechungen, Heiligenfesten, -legenden, -bildern, -reliquien (Überresten) und Wallfahrten erreichte am Ende des Mittelalters ihren Höhepunkt. Die Heiligenverehrung gilt aber nicht als heilsnotwendig, um in den Himmel zu kommen. Der Heilige bereichert vielmehr durch seine „überschüssigen Verdienste“ den Schatz der guten Werke, aus dem die Kirche die Ablässe vermitteln kann.

Unübersehbar ist, dass die Heiligen vielfach an die Stelle vorchristlicher Gottheiten traten, Maria z.B. an die Stelle der Göttermutter Hera/Juno. Das finde ich sehr sympathisch. Viele vorchristliche Vorstellungen konnten so lebendig bleiben. Diese Übernahme hat wohl auch vielfach die Annahme des Christentums erleichtert. Mit der Heiligenverehrung wurde auch der vorchristliche Totenkult weiter gepflegt.

Die Heiligenverehrung ist eines der wichtigsten Unterscheidungsmerkmale zwischen dem Katholizismus und den reformatorischen Kirchen. Die Reformation lehnte die Heiligen keinesfalls ab, sie fühlte sich mit denen, die sich für Christus hingeben und geopfert haben, vielmehr auf das Engste verbunden. Sie bekennt auch, dass die „Heiligen“ fürbittend vor Gott stehen, lehnt es aber ab, sie um ihre Fürbitte anzurufen, da Jesus uns beim Gebet direkt an den Vater verweist. Die Reformatoren betonten auch, dass die „Heiligen“ uns Vorbilder im Glauben sein können und sollen. Jemanden zum Heiligen zu erklären hieße aber, das Urteil Gottes im Endgericht vorwegzunehmen.

Die Verehrung der „Gottesmutter“ Maria

Nach neutestamentlicher Darstellung begegnet der Engel Gabriel der vermutlich etwa 15jährigen Maria aus Nazareth mit der Ankündigung, dass sie einen besonderen Sohn zur Welt bringen werde (Lukas 1,26-38). Dieser kommt dann angeblich im Stall von Bethlehem zur Welt. Nach einem Traum Josefs fliehen die Eltern nun nach Ägypten, um Jesus vor den angeblichen Mordabsichten des Herodes zu bewahren.

Genauere und glaubwürdige Angaben über Maria finden sich nur in Markus 3,31 und 6,3. Jesus scheint der erste Sohn Marias und ihres Mannes Joseph gewesen zu sein. Außer Jesus hatte sie wahrscheinlich noch mindesten fünf weitere Kinder, u.a. den Jakobus, der die Urgemeinde in Jerusalem leitete. Der Jakobus des Jakobsweges war dagegen ein Anhänger, ein Jünger Jesu.

Die katholische Lehre bestreitet aber, dass Maria außer Jesus noch weitere Kinder bekommen habe. Die vorhandenen Kinder wären Kinder Josefs aus seiner, wie man behauptet, ersten Ehe. Nach der Geburt Jesu soll Maria lebenslang weiter Jungfrau geblieben sein. Dem öffentlichen Wirken Jesu scheint Maria verständnislos gegenübergestanden zu haben (Markus 3,21/31-35). Die Apostelgeschichte (1,14) zählt sie ohne besondere Hervorhebung zu den Mitgliedern der Urgemeinde.

Die ältesten christlichen Berichte bis zur Mitte des 2. Jahrhunderts erwähnen Maria nicht. Bei Justin (um 100-165) und Irenäus (gest. um 200) erscheint sie zum

ersten Male wieder. Die phantasievolle Ausgestaltung ihres Lebens erfolgte vor allem im so genannten Jakobusevangelium (aus der Mitte des 2. Jahrhunderts).

Bis zum 7. Jahrhundert gab es in der Katholischen Kirche kaum Äußerungen über Maria. Die Anfänge ihrer Verehrung liegen erst im 7.-8. Jahrhundert. Für sie ist vor dem 7. Jahrhundert auch kein einziger sicherer Beleg für ein Marienfest vorhanden, anders als in der Ostkirche, die bereits im 5. Jahrhundert damit beginnt. Dort waren die Marienfeste ursprünglich weitgehend Feste zur Ehre Jesu und sind dann, besonders seit dem 7. Jahrhundert, zur besonderen Verehrung Marias übernommen oder neu eingerichtet worden. Marien-Hauptfeste der Katholischen Kirche sind Mariä Lichtmess (2.2.), Mariä Verkündigung (25.3), Mariä Himmelfahrt (15.8.), Mariä Geburt (8.9.), das Rosenkranzfest (7.10.) und Mariä Empfängnis (8.12.). Als Mutter des Königs Christus ist Maria auch Königin und wird daher zur Himmelskönigin (Fest seit 1954).

Vier Mariendogmen (Lehrsätze) sind besonders hervorzuheben: 1. Beim Dogma von der Jungfräulichkeit beruft sich die Kirche auf Matth. 1,18-25. Wenn Maria also als Jungfrau bezeichnet wird, so ist und bleibt sie das ein Leben lang. 2. Maria wird 431 auf dem Konzil von Ephesus zur Gottesgebälerin erklärt. 3. Die angebliche Jungfräulichkeit wird auch so verstanden, dass Maria niemals mit der Erbsünde belastet gewesen sei (Dogma seit dem 8.12.1854). Sie war frei von jeder bösen Begierde und konnte einfach nicht sündigen. 4. Da die Sünde über Maria keine Macht hatte, hatte auch der Tod keine über sie. Es gehörte sich auch, dass Jesus, der seine Mutter liebte und ehrte, sie nicht verwesen lassen konnte. Darauf gründeten sich die Vorstellung und das Dogma (1.11.1950) ihrer leiblichen Himmelfahrt.

In der Theologie und der Frömmigkeit wird sie hauptsächlich als Mutter Gottes und als Fürbitterin verehrt. Da sie angeblich Jesus bei seinem Erlösungswerk unterstützt habe, ist sie damit gleichzeitig auch zur Vermittlerin aller göttlichen Zuwendungen aufgestiegen. Schließlich war sie es ja, die der Welt den Erlöser geschenkt habe. Als Mutter Jesu ist sie damit auch gleichzeitig die Mutter aller Gläubigen. Der Katholik betet zu ihr, dass sie ihm im Himmel ihren Sohn zeigen möge. Sowohl als Gottesmutter wie auch als Himmelskönigin sei sie die zuverlässigste Fürsprecherin. Sie sei es auch, die den Menschen am sichersten zu Christus führe.

Nach katholischer Lehre steht Maria da für unerschöpfliche Liebe. Sie ist mitempfindende Trösterin, Ratgeberin in jeder Krise und gütige Mittlerin der göttlichen Gnade. In der Volksfrömmigkeit spielt sie als die Fürbitterin die Hauptrolle. Jede katholische Kirche hat einen Marienaltar, und vor ihnen findet man die meisten und auch die andächtigsten Beter. Der Rosenkranz ist das bedeutendste Mariengebet neben dem Ave Maria, das jedem Vaterunser angeschlossen wird.

Vor allem sammeln sich die Gläubigen um die zahlreiche Stätten mit angeblich wundertätigen Marienbildern. Diese sind z.T. geradezu zu Nationalheiligtümern geworden wie etwa die Schwarze Madonna von Tschentochau für die Polen. Während der deutsche Katholizismus sich in diesem Punkte zurückgehalten hat, legt der südländische in diese Art von Verehrung seine ganze Leidenschaft.

Besonders zu erwähnen sind die Marienerscheinungen in Lourdes 1858 (Frankreich, mehr als zwei Millionen Pilger jährlich), Fatima 1917 (Portugal) und Medjugorje 1981 (Balkan). Da Maria auch als die Zertreterin der Schlange (1. Mose 3,15), also des Bösen und des Teufels, angesehen und verehrt wird, wurde sie auch zur Schutzheiligen der Gegenreformation, die in ihrem Namen geführt wurde. Neben die Herz-Jesu-Verehrung trat auch eine Verehrung des Herzens der Maria.

Die Reformation stand der Marienverehrung zunächst recht unbefangen gegenüber. Luther beging anfangs noch die Marienfeste. Es lassen sich auch in seinen Werken, besonders der Frühzeit, manche Äußerungen finden, nach denen er ein Marienverehrer gewesen sein muss. Aber er sieht auch sehr bald die Gefahr, „dass man sie höher hält, denn man soll, ... dass Christus dadurch verkleinert wird, indem dass man mehr hat die Herzen auf Maria gestellt denn auf Christum selbst.“

Der Haupteinwand gegen die Marienverehrung war letztlich, dass sie nicht mit der Bibel begründet werden konnte. Luther drückt ihre Mutterrolle und ihre Jungfräulichkeit in einem Weihnachtslied so aus: „Gelobet seist du, Jesus Christ, dass du Menschen geboren bist, von einer Jungfrau, das ist wahr, des freuet sich der Engel Schar. Kyrieleis (Erbarme dich, Herr)“. An anderer Stelle im gleichen Lied heißt es: „Den aller Welt Kreis nie beschloss, der liegt nun in Marien Schoß.“ Für Luther verkörperte Maria die Grundhaltung des bedingungslosen Glaubens: „Ich bin des Herrn Magd. Mir geschehe, wie du gesagt hast.“ (Lukas 1,38) Das machte sie für ihn zum Vorbild auf das Hören und auf die persönliche Annahme der Botschaft und der Aufträge Gottes. Bezüglich der Marienfeste traf er eine Auswahl.

Von katholischer Seite wird die Marienverehrung als ein großer Vorzug angesehen, von dem man sich besonders in der Missionsarbeit große Erfolge verspricht. Maria hat zweifellos als die Verkörperung der Mütterlichkeit eine starke natürliche Anziehungskraft. Wenn sie nur als Ausdruck dieser Güte des Daseins verehrt würde, schiene mir das angemessen. Die Marienverehrung geht mir jedoch viel zu weit.

Das Verhalten der Päpste und die Tyrannei der Kirche

Die Beseitigung Andersdenkender

Die Katholische Kirche verkündete, dass nur mit ihrer Hilfe das ewige Heil, der Himmel, zu erlangen sei, denn sie sei die einzige Mittlerin zwischen Gott und den Menschen. Auf der Verbreitung dieser Anschauung beruhten ihr Einfluss auf und ihre Macht über die Gläubigen und deren Geldbeutel, denn sie ließ sich ihre Mittlerdienste gut bezahlen.

Weil diese die kirchlichen Wahnvorstellungen vertrauensvoll hinnahmen, hatte sie die Menschen vollständig im Griff. Ein Infrage stellen ihrer Einrichtung und ihrer Lehren wurde deshalb von ihr nicht nur als etwas Verwerfliches, sondern als ketzerisch und teuflisch angesehen und musste deshalb mit dem Leben bezahlt werden.

Die Albigenserkriege (1209-1229), zu denen Papst Innozenz III. aufgerufen hatte, führte für sie Frankreich durch und rottete diese Gruppe der Katharer, die auf

extreme Enthaltsamkeit achteten, weitgehend auf grausame Weise aus. In Deutschland erließ der staufische Kaiser Friedrich II. (1212-1250) erbarmungslose Gesetze gegen die so genannten Ketzer. Die Engländer brachten die Anhänger des Vorreformators Wyclif ebenso wie die Jungfrau von Orleans (1431 in Rouen, Nordfrankreich) auf den Scheiterhaufen. Italien erlebte die Hinrichtung des Buß- und Sittenpredigers Savonarolas (1498). In Spanien war die Inquisition, d.h. das Aufspürung und Bestrafen der von der kirchlichen Lehre Abweichenden, geradezu eine staatliche Einrichtung geworden (vor allem im 15. Jahrhundert, erst 1808 aufgehoben).

Die Zustände in der Kirche und das Verhalten der Päpste

Als landwirtschaftliche Musteranstalten, als Lehrer der Bevölkerung, als Betreuer der Armen und als Bewahrer von Kunst und Wissenschaft waren die Klöster nicht mehr notwendig. Sie ernährten stattdessen Tausende von faulen Mönchen, anstatt diese zur Arbeit anzuhalten. Ohne besondere Aufgaben im religiösen, gesellschaftlichen und staatlichen Leben, unwissend, träge, dabei aber unermesslich reich, versanken sie in immer tiefere Liederlichkeit und alle möglichen Laster. Sie wurden zu einem Gegenstand der allgemeinen Verachtung.

Ebenso führten die Päpste ein lasterhaftes und wüstes Leben, das stark dazu beitrug, ihr Ansehen in den Augen der Christen zu erschüttern. Diese nahmen umso größeren Anstoß an deren Verhalten, je tiefer sie noch in den überkommenen Anschauungen lebten und von der Heiligkeit des Papsttums durchdrungen waren.

Inzwischen war das Papsttum nämlich zu einer ebensolchen Ausbeutungsmaschine geworden, wie es vorher schon eine riesige Verdummungsmaschine war. Die direkten Steuern, die das Papsttum von den Gläubigen erhob, der so genannte Peterspfennig, waren verhältnismäßig unbedeutend.

In der Entwicklung indirekter Steuern waren die Päpste des 15. und 16. Jahrhunderts äußerst erfinderisch. Sie erkannten im beginnenden Zeitalter der Warenproduktion ganz richtig, dass der Handel das idealste Mittel war, die Bevölkerung zu prellen und sich große Reichtümer rasch zu erwerben. Sie fingen sogar damit an, mit den Kirchenämtern einen schwunghaften Handel zu betreiben. Hauptsächlich aber begannen sie, mit der Vergebung der Sünden, mit den Ablässen, sich zu bereichern. Diese wurden von Jahr zu Jahr ungehöriger. Mit diesem allen machten sich die Päpste den Völkern gegenüber immer unbeliebter und verächtlicher.

Fast jede Papstwahl war auch mit Bestechungen vor sich gegangen. Ebenfalls war der Verkauf der hohen (Bischof) und mittleren geistlichen Ämter üblich geworden. Die Kardinäle selbst drängten den Papst bei Geldknappheit oft zu diesem bewährten Mittel. Ebenso hatte sich das Vergeben von drei, vier, auch zehn oder fünfzehn hohen Ämtern an eine einzige Person eingebürgert. Das war zwar im kirchlichen Recht verboten, aber wer richtete sich danach! Von den Kardinälen der Lutherzeit gab es kaum einen, der nicht über vier bis fünf höchst einträgliche Ämter verfügte, davon vielfach einige im Ausland, damit das nicht so auffiel.

Die Neffen- und Vetternwirtschaft der Päpste, die seit Jahrhunderten bestand, entwickelte sich nun besonders stark. Die Papstfamilien begannen, über große

italienische Herzogtümer und Königreiche zu herrschen. Diese mussten freilich irgendjemandem abgenommen werden.

Die Feldzüge und Kriege, die dazu notwendig waren, wurden nicht nur mit dem Schwert, sondern auch mit dem Kirchen-Ausschluss, damit aus dem Himmel, geführt. Italien wurde zum Schlachtfeld, vor allem, als Frankreich, Spanien und Deutschland mit herein gezogen wurden. Die Vorgänge in der Reformationszeit und die im Schicksal Luthers sind ohne diese Auseinandersetzungen nicht zu verstehen.

Aus ganz kleiner Handwerkerfamilie stammte die Familie Rovere. Als Bettelmönch war Sixtus Rovere bis zum Obersten eines Ordens aufgestiegen, ehe er durch Bestechungen zu Papst Sixtus IV. (1471-1484) wurde. Sein Neffe Julius war einer der ersten, die er sogleich zum Kardinal ernannte. Außerdem bekleidete er noch vier andere Neffen und einen seiner unehelichen Söhne mit diesem höchsten Amt. Sein Sohn Girolamo Riario sollte Herzog bzw. König von Neapel werden.

Sixtus IV. wollte auch Florenz seiner Familie sichern. Der älteste Medici der dortigen führenden Familie wurde deshalb im Dom während des Gottesdienstes auf ein Zeichen, das sein Neffe, wahrscheinlich Julius, gab, umgebracht. Der Anschlag auf den schwer verwundeten jüngeren Medicibruder misslang jedoch.

Sixtus IV. erließ daraufhin heuchlerisch den Bann (Kirchenausschluss) gegen diese „aufsässige“ Stadt. Eine Zusammenkunft der Toskana-Bischöfe (um Florenz) erwiderte diesen Bann mit einer Denkschrift, die den Papst als Vergewaltiger seiner Mutter, der Kirche, und als Stellvertreter des Teufels bezeichnete.

Unter dem Einfluss seines Onkels, Sixtus IV., war Julius Rovere herangewachsen und einflussreich geworden. Unter dem Nachfolger von Sixtus IV., Innozenz VIII. (1484-1492), galt er bereits als Nebenpapst. Auf Innozenz VIII. folgte Alexander VI. (1492-1503), unter dem Julius nach Frankreich flüchten musste. Damit kam es zum ersten Kriegszug der Franzosen nach Italien, der von Julius angeführt wurde.

Die Politik und die Kriege der Päpste um Gebiete blieben außerhalb Italiens meistens noch recht unbeachtet. Es kam damit aber zu einer Verstrickung in die Weltpolitik, aus der die Päpste nicht mehr herauskamen. Man rief die Franzosen, wollte sie aber aus Italien wieder loswerden, wenn sie zu mächtig wurden. Deshalb verbündete man sich mit anderen Mächten gegen sie. U.a. wurden Schweizer Söldnertruppen ins Land geholt. Über ein halbes Jahrhundert ging das hin und her.

Furchtbar waren auch die schrecklichen Bannflüche, die entsetzlichen Aufforderungen zu Kreuzzügen und die geschmeichelten Worte vom Völkerfrieden, den der Heilige Vater angeblich sichern wollte, während er einen Feldzug nach dem anderen führte. Diese ständige Kriegführung hat Luthers Zeitgenossen sehr viel mehr erregt als das muntere Treiben hinter den hohen Vatikanmauern.

Während des Aufenthalts Luthers in Rom 1510/11 herrschte als Papst der gewaltige Julius II. (1503-1513), der Neffe von Sixtus IV. Nachdem er Venedig gedemütigt hatte, führte er weiter Krieg, nun gegen den bisherigen Bundesgenossen Frankreich, und wollte Gebiete in der Poebene, die Frankreich für sich beanspruchte, erobern. Die Kardinäle, soweit sie auf Frankreichs Seite standen, versammelten

sich nun in Pisa zu einem Konzil, das den Papst absetzen sollte. Julius II. berief aber gleichzeitig ein Gegenkonzil, das diese Kardinäle verfluchte.

Bei jeder Papstwahl fand so etwas wie eine Revolution statt. Die bestehenden Besitz- und Machtverhältnisse wurden wieder in Frage gestellt und umgestoßen. Die neuen Familien begannen damit, die Verwandten des vorhergehenden Papstes soweit wie möglich zu enteignen und zu berauben, um damit die eigene Herrschaft zu vergrößern. Die neuen Besitzverhältnisse waren dann von der Dauer des jeweils regierenden Papstes abhängig.

Für die Zeitgenossen war Papst Julius II. mehr noch als die anderen Päpste der Epoche der furchtbarste. Er war es auch, der die Unruhen vorbereitete, die dann die Reformation in Deutschland mehr oder weniger ermöglichten. Dass die Unterdrückung dieser trotz der Machtmittel der Kirche letztlich scheiterte, hatte auch ganz wesentlich damit zu tun, dass sich die zu Lebzeiten Luthers herrschenden Päpste immer nur gelegentlich mit diesem Erzketzer beschäftigten. Hauptsächlich waren sie mit inneritalienischen Problemen und der Versorgung ihrer Familien beschäftigt.

Mit den Türken war eine neue orientalische Macht aufgetreten, die 1453 Konstantinopel eroberte und von hier aus Europa bedrohte. Aber dieser Angriff richtete seine Wucht nicht gegen Italien, wo der Papst herrschte, sondern gegen die Länder an der Donau, zunächst gegen Ungarn, dann auch gegen „Österreich“ und Polen.

Damit aber wurde der Kampf gegen die Türken vom Papst nicht mehr als eine Angelegenheit der gesamten Christenheit angesehen, sondern nur noch dieser bedrohten Völker selbst. Wenn der Papst auch Unterstützungsmittel zum Kampfe gegen die Türken sammelte, begann er doch bald, sie für sich selbst zu nutzen.

Die Macht des Papsttums und der Glaube an seine weltgeschichtliche Bedeutung waren bis ins 12. Jahrhundert hinein eine Möglichkeit gewesen, die christlichen Völker vor dem Islam zu schützen. Da sich der Papst nun aber nicht mehr selbst bedroht fühlte, hatte er auch kein Interesse mehr an der Türkengefahr.

Die Geschichte ist allzu oft nur mit dem Blick auf die Päpste selbst betrachtet worden. Nicht weniger kriminell jedoch waren auch die Kardinäle, andere hohe Würdenträger, die päpstlichen Verwandten und die bedeutenden Adelsfamilien. Wenn sich Kardinäle gegen die Päpste und gegen das, was in Rom vor sich ging, erhoben, geschah dies weniger, um Reformen einzuleiten, sondern weil diese ihrerseits sich von der ungeheure Beute etwas sichern wollten und dies teilweise sogar mit Waffengewalt taten.

Luthers Vorwürfe der Kirche und dem Papst gegenüber

Luther beschäftigte sich weniger mit diesem Machtstreben der Kirche und des Papstes. Er warf der Kirche vielmehr vor, dass sie seit langem die biblischen Wahrheiten rücksichtslos verdrehe und mit ihren Verfälschungen die Gläubigen betrüge. Außerdem behauptete er, dass sich der Papst selbst anmaßend zum Herrn der Christenheit erklärt habe. Ebenso machte er aber auch diesen und die hohen geistlichen Würdenträger in Rom und Deutschland für die schamlose Ausbeutung

Deutschlands verantwortlich. Für ihn habe eine verweltlichte Kirche keinen Anspruch darauf, die Gläubigen zu führen.

Beim Schreiben seiner Bücher hatte ihm die lange Beschwerdeliste der Deutschen gegenüber der Römischen Kurie (päpstliche Zentralbehörde) vorgelegen. Diese Vorwürfe und eigene Erlebnisse in seiner Tätigkeit als Distriktvikar (stellvertretender Bezirksleiter) der Augustinermönche brachte er zu Papier und ließ seine Schriften lang und scharf im Ton werden. Nach ihrem Erscheinen fürchteten besorgte Freunde, dass die Kurie auch gegen ihn unerbittlich vorgehen werde. Dieser aber verteidigte seine Erkenntnisse und Ansichten umso hartnäckiger aus der Bibel und den Schriften der Kirchenväter. Und, anstatt in Worms zu widerrufen, veröffentlichte er 1523/24 noch weitere Schriften gegen das Papsttum.

Das so genannte Reform-Konzil von Konstanz

Da Papst (ein Gegenpapst) Johannes XXIII. (1410–1415) keine Möglichkeiten sah, die eingetretenen Missstände und die kirchlichen Streitigkeiten in der Kurie (päpstliche Zentralbehörde) zu beenden, lud er am 9.12.1413 die Kirchenoberen nach Konstanz am Bodensee zu einem Konzil ein.

Aus allen Himmelsrichtungen strömten nun die Bischöfe und Kardinäle (höchste Würdenträger) dorthin, um über die zum Himmel schreienden, unhaltbar gewordenen Verfehlungen und Ungerechtigkeiten innerhalb Kirche zu beraten. Gleichzeitig sollen aber auch Hunderte von Freudenmädchen dorthin gekommen sein, wenn man den zu Übertreibungen neigenden Berichterstattern Glauben schenken darf.

Die Auseinandersetzungen beanspruchten vier Jahre. Als Schwerpunkte wurden verhandelt: 1.) Die Sache des Glaubens (causa fidei), 2.) Die Einheit der Kirche (causa unionis), 3.) Die Verbesserung der kirchlichen Zustände (causa reformatio-nis), und 4.) Die Klärung der Papstfrage.

Der in Rom regierende Papst Gregor XII. (1406–1415) tritt zurück, um dieses Reform-Konzil zu ermöglichen. Der gerade in Spanien sich aufhaltende, doch in Avignon in Frankreich herrschende Papst Benedikt XIII. (Gegenpapst) kann nach langwierigen Verhandlungen zum Abdanken gezwungen werden.

Jetzt muss man nur noch den Gegenpapst Johannes XXIII. abwählen. 37 Zeugen werfen ihm vor, dass er scheußliche Geschäftemacherei mit Ämtern und Ehebruch, Blutschande (Beischlaf mit Verwandten) und Geschlechtsverkehr mit Tieren betrieben habe. Niemand, sein persönlicher Sekretär, sagte sogar aus, dass er in Bologna, wo er 1410 zum Gegenpapst gewählt worden war, einen Harem von 200 Mädchen unterhalten habe. Außerdem wurde ihm vorgeworfen, mehr als 100 Nonnen verführt und sogar seinen Vorgänger vergiftet zu haben. (Ob das freilich alles stimmt?)

Dieser „Papst“ bequeme sich endlich am 1.3.1415, die ihm diktierte Abdankung öffentlich zu verlesen. 20 Tage später zeigte er aber sein wahres Gesicht. Er widerruft und erklärt „kraft seines Amtes“ als „rechtmäßiger“ Papst diese Enthaltung für ungültig. Als Postknecht verkleidet flieht er nach Schaffhausen. Dem

Markgrafen von Brandenburg gelingt es, ihn wieder einzufangen. Das Konzil erklärt nochmals seine Absetzung.

Die neue Papstwahl gestaltete sich zäh. Erst nach 40 Sitzungen am 11.11.1417 wird ein Mitglied der römischen Fürstenfamilie Colonna zu Papst Martin V. gewählt. Dieser aber eignet sich die kriminellen Verhaltensweisen seiner Vorgänger an. Ausserdem entgleitet ihm die große Kirchenpolitik, denn er ist schwach.

Das Papsttum fühlte sich aber trotz des Scheiterns des Konzils sicherer als vorher und dachte nun vor allem an seine eigene Stärkung. Es wandte sich dabei fast ausschließlich den italienischen Verhältnissen zu und kümmerte sich um die übrige Welt nur soweit, wie es Abgaben von ihr erhielt. Diese waren freilich sehr hoch.

Für die Abschaffung von Missständen trat das Papsttum jedoch nicht ein. Diese waren, zusätzlich zu den erwähnten, ein sehr starkes Gefälle zwischen dem Bischof und dem Landpriester und ein Mangel an wirklicher Seelsorge an der Bevölkerung. Unbefriedigend war außerdem die Ausbildung der Geistlichen. In vielen Klöstern wurden außerdem die Gelübde nur sehr oberflächlich befolgt. Auch wurden weitgehend die Pilgerversorgung und die Krankenpflege trotz des Überflusses an Geistlichen vernachlässigt. Diese wohnten oft weit entfernt von ihren Aufgabengebieten.

Die Vorreformatoren

Bis zur Zeit Luthers hat es viele Reformbewegungen innerhalb der Katholischen Kirche gegeben. Bedeutende waren z.B. die der Franziskaner unter Franz von Assisi (1181/82-1226), die der Waldenser (Waldes, Frankreich, gest. zwischen 1184 und 1218) und die von Johann Hus. Diese Bewegungen wurden entweder von der Katholischen Kirche anerkannt und unterstützt oder mit Stumpf und Stiel vernichtet.

Letzteres war offenbar trotz aller Bemühungen und Anstrengungen seitens der Katholischen Kirche während der Zeit der Reformation nicht mehr so ohne weiteres möglich, denn die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse waren schwieriger und Deutschland war zu einem hochexplosiven Pulverfass geworden.

Wyclif, Wyclef, Wiclif, Wycliffe, John, geb.um 1320 – 1384 (Mittelengland)

John Wyclif stammte aus einem vornehmen Geschlecht in Yorkshire und studierte und lehrte in Oxford an einem College (Hochschule/Universität) Mathematik, Philosophie und Theologie (vor allem Dogmatik und Kirchenrecht). Durch sein Bibelstudium gelangte er dabei zu seiner Grundforderung einer bescheidenen, besitzlosen Kirche auf der Grundlage der Apostel. Seine Tätigkeit im öffentlichen Dienst ist durch sein beharrliches und zielbewusstes Eintreten für kirchliche Reformen gekennzeichnet, das sich jedoch zunächst durchaus in Grenzen hielt.

Seit 1365 sprach er sich in seinen Vorlesungen jedoch verstärkt gegen die Oberherrschaft des Papstes über England aus und lehnte überhaupt offen den politischen Einfluss der Kirche ab. Für weltliche und politische Angelegenheiten stellte er den König über den Papst. Auch verwarf er das Klosterwesen. Für die Besteuerung der seit 1292 in kirchlichem Besitz befindlichen Ländereien setzte er sich ebenfalls ein.

Mit diesem allem stimmte er mit den Vorstellungen des englischen Parlaments überein. Durch seine hervorragenden Schriften, in denen er besonders gegen die Vorrangstellung des Papstes und gegen das kirchliche Besitzrecht, besonders von Ländereien, zu Felde zog, gewann er größten Einfluss.

Er verurteilte auch die Verfälschung der christlichen Lehre durch Zusätze und forderte ihre Reinigung aufgrund der Bibel. Deshalb verwarf er die Ohrenbeichte und bestreite besonders die Vorstellung, dass im Heiligen Abendmahl Brot und Wein zum Leibe und Blute Christi werden. Ebenso wies er auf die Unnatürlichkeit der Ehelosigkeit der Priester und Mönche hin. Auch setzte er sich für eine Aufwertung der einfachen Gläubigen gegenüber den Geistlichen ein. Durch diese viele Kritik erregte er ziemliche Unruhe.

Als Verfechter einer von Rom unabhängigen Nationalkirche geriet er zunehmend in den Verdacht, ein Parteigänger des britischen Adels und ein Befürworter dessen Bestrebungen, Kirchengut einzuziehen, zu sein. 1374 finden daraufhin Verhandlungen zwischen ihm und päpstlichen Abgeordneten in Flandern (belgische Nordseeküste) bezüglich der Abstellung von Fehlentwicklungen innerhalb der englischen Kirche statt. Auch dort kämpft er gegen die Ehelosigkeit der Priester, die Heiligen- und Reliquien(Überreste)verehrung, die Ablässe und die Wallfahrten. Er fordert, dass die Bürger ein Recht hätten, die ihnen vorenthaltene Bibel kennen zu lernen.

Bei diesen Auseinandersetzungen gewinnt er tiefe Einblicke in die katastrophalen innerkirchlichen Verhältnisse, sodass er daraufhin das Papsttum verwirft. Für ihn sind die priesterliche Rangordnung mit ihren acht Stufen und das Papsttum mit seinem Stolz und der damit einhergehenden Gier nach Macht ein krankhaftes Gewächs. Diese Ansichten legt er in seiner Schrift *Triologus* (Dreiergespräch) nieder.

Der Papst schickte im Mai 1377 an die Erzbischöfe von Canterbury und London ein Schreiben (Bulle) mit der Aufforderung, Wyclif zu verhaften und zur Verantwortung zu ziehen. Vor einem Ausschuss in London erschien dieser in Begleitung des Herzogs von Lancaster und des Lords Percy und verteidigte mit gründlicher Gelehrsamkeit und großem Mut seine Ansichten. Trotzdem wurden 18 seiner Behauptungen durch Papst Gregor XI. verurteilt. Diese Verwerfungen ließen sich jedoch auf englischem Boden nicht durchsetzen.

Nach dem Tode König Edwards im Juli 1378 musste sich Wyclif dann noch einmal vor kirchlichen Würdenträgern in London einfinden. Die Regierung und das Volk unterstützen ihn bei den Verhandlungen aber so, dass er nicht verhaftet, sondern zu einer schriftlichen Klärung aufgefordert wurde. Wyclif fuhr jedoch mit Wahrheitsliebe fort, seine Grundsätze durch Schriften, auf der Kanzel und an der Universität zu verbreiten. Nach mehrfacher Verurteilung seiner Vorstellungen durch die Kirche

musste er sich jedoch 1381 aus der öffentlichen Lehrtätigkeit zurückziehen. Im selben Jahr zerstörte auch der große Bauernaufstand, für den er verantwortlich gemacht wurde, die Verwirklichung seiner Reformpläne.

Eine im November 1382 in London tagende kirchliche Zusammenkunft (Synode) lud ihn abermals vor sich und forderte ihn zum Widerruf auf. Wyclif aber verteidigte sich unerschrocken. Das Unterhaus (parlamentarische Volksvertretung) erklärte sich entschlossen gegen das gegen Wyclif eingeleitete Ketzergericht. Deshalb verurteilte man nur einen Teil seiner Auffassungen und beschloss lediglich seinen Ausschluss von der Universität. Man ließ ihm aber seine Pfarrstelle. Hier wirkte er reformatorisch weiter und vollendete seine schon früher begonnene Übersetzung des Neuen Testaments ins Englische. Aber schon wird er als der größte Ketzer des Mittelalters bezeichnet.

Wyclifs radikale Kirchenkritik erwächst aus einer Theologie, die biblische Ansichten, die Lehren des Kirchenvaters Augustinus und vernunftgemäße Erkenntnisse miteinander verknüpft. Er schafft es jedoch nicht, die Ergebnisse aus diesen drei verschiedenen Herkunft zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen.

Seine Bibelnähe und seine denkerischen Erkenntnisse machen ihn trotzdem zum bedeutendsten Vorreformatoren. In seinen Anschauungen ähnelt er weitgehend Luther. Zu der Erkenntnis der geschenkten Gnade Gottes, zu der Luther kam, kommt er jedoch nicht. Dazu ist sicherlich bei ihm auch keine Notwendigkeit vorhanden. - Kurz vor seinem 1384 durch einen Schlaganfall herbeigeführten Tod wird er durch die päpstliche Anordnung überrascht, sich in Rom wegen der von ihm verbreiteten ketzerischen Ideen zu verantworten.

Mit seinem Tode war seine Wirksamkeit jedoch noch nicht erloschen. Die Zahl seiner Anhänger wuchs, hauptsächlich in den höheren Schichten. Obwohl man diese weitgehend tötete, hielten sich in verschiedenen Familien seine Ansichten bis zur deutschen Reformation.

Auch in Deutschland und Böhmen (Tschechien) verbreiteten sich seine Ansichten durch seine Schriften. Das hing vor allem damit zusammen, dass die Schwester des Böhmenkönigs (wahrscheinlich Kaiser Wenzel, 1378-1419) Königin von England wurde. Böhmisches Studenten studierten daraufhin in Oxford und brachten die Ideen und Schriften Wyclifs mit nach Prag.

Hauptsächlich Johann Hus und Hieronymus von Prag wurden seine Anhänger. - Das Konzil zu Konstanz erklärte Wyclif dann am 4. Mai 1415 zum Ketzer, verurteilte 45 der von ihm geschriebenen Artikel und ordnete an, seine Bücher in die Flammen zu werfen und seine Knochen zu verbrennen, was aber erst 1428 geschah.

Johann (Jan) Hus, geb. um 1369 - 1415

Johann Hus war zu Beginn des 15. Jahrhunderts der Führer der religiös-nationalen Reformbewegung in Böhmen (Tschechien). Von besonders nachhaltiger Wirkung waren die von Hus 1409 veranlasste Tschechisierung (Vorlesungen auf

Tschechisch) der Universität Prag (erste deutsche Universität, gegründet 1348 durch den späteren Kaiser Karl IV.) und seine Schaffung der tschechischen Schriftsprache, in die er das Neue Testament übersetzte. Er war ein Mann von großer sittlicher Strenge und tiefer Frömmigkeit. 1400 wurde er zum Priester geweiht. Von den Schriften Wyclifs zutiefst ergriffen, hielt er seit 1403 flammende Predigten gegen die Verweltlichung der Kirche und die Laster der Geistlichen.

Hus war beides, Gemeindepfarrer und Professor der Theologie an der Prager Universität. Dort wetterte er gegen den Papst als kirchliches Oberhaupt, gegen die Ohrenbeichte und gegen den Ablass, den er als widersinnig ansah, weil dieser weder mit der Heiligen Schrift noch mit dem Geiste Jesu zu vereinbaren sei.

Auch bestritt er die von den Päpsten behauptete Fähigkeit, dass Priester Sünden vergeben könnten. Ebenso lehnt er mit großer Leidenschaft die Verehrung von Reliquien (Überreste der Heiligen), das Fegefeuer, die letzte Ölung (vor dem Sterben) und das Verbot, den Gläubigen beim Abendmahl den Kelch zu reichen, ab. Diese Gedanken fasst er 1413 in seiner Schrift „Von der Kirche“ (De ecclesia) zusammen. Mit Wyclif ist für ihn die Kirche die Gemeinschaft der Erwählten, und er bezeichnet es als die Pflicht der ernsthaften Christen, den von der Bibel abweichenden Priestern den Gehorsam zu verweigern.

Weil er auch schonungslos die sittlichen Entartungen des geistlichen Standes geißelt und Ordnung, Zucht und Sittlichkeit unter den Priestern und Mönchen wieder herstellen möchte, gehen seine Gegner zum Gegenangriff über. Der Erzbischof verbietet ihm 1408 das Predigen.

Als Hus sich weigert, wird über ihn der Bann (Ausschluss aus der Kirche) verhängt. Der Adel hielt jedoch größtenteils zu ihm. Ebenso steht die Bevölkerung auf seiner Seite und legt beim König für ihn Fürsprache ein. Bei diesen Unruhen stirbt der Erzbischof vor Aufregung. Der neue bedrohte nun im Auftrage des Papstes den bereits Gebannten (Bann) auch noch mit der Acht (Ausschluss aus der Volksgemeinschaft) und der Stadt Prag mit dem Verbot kirchlicher Amtshandlungen (Interdikt). Damit haben die Prager keine Möglichkeit mehr, in den Himmel zu kommen.

Hus setzte sich für eine Reform der Kirche „gemäß der Bibel“ ein. An dieser, „dem Gesetz Christi“, seien seiner Meinung nach alle kirchlichen Einrichtungen einschließlich des Papsttums und die acht kirchlichen Rangordnungen (zwischen Gemeindepfarrer und Bischof) zu messen. Hus besteht auf seinen Forderungen, sofern sie nicht durch die Heilige Schrift widerlegt würden. Die katholische Lehren von der Werkgerechtigkeit, von der Transsubstantiation (Umwandlung beim Abendmahl), vom Fegefeuer, von der Marienverehrung und die Auffassung von der Kirche als der von Gott eingerichteten Heilsanstalt tastet er jedoch kaum an.

Bei seinen Auseinandersetzungen mit der Kirche hatte Hus mehrmals ein Konzil gefordert. Als nun das zu Konstanz (1414-1418) einberufen wurde, sah er sich genötigt, dorthin zu gehen, um seine Ansichten darzulegen. Neben der Wiederherstellung der kirchlichen Einheit (Beseitigung der Gegenpäpste) sollten vor allem die ketzerischen Lehren und eine innere Kirchenreform behandelt werden. Besonders

sollte es auch um die kirchlichen Unruhen in Böhmen gehen, für die Hus ja weitgehend verantwortlich gemacht wurde.

Ihm wurde auf seinem Hinweg in Nürnberg ein königlicher Geleitbrief ausgehändigt, der seine Sicherheit garantierte: „König Sigismund nehme Hus in des heiligen Reiches Schutz und Schirm und habe allen Reichsangehörigen die Anweisung erteilt, ihn ohne alle Hindernisse auf das Konzil und wieder zurück ziehen zu lassen.“

Hus wurde aber bereits kurz nach seiner Ankunft am 28. November 1414, noch vor der Ankunft von König Sigismund, in Konstanz auf Anweisung des Papstes verhaftet. Als der König eintraf und Einspruch erhob, wurde Hus jedoch nicht mehr freigelassen. Sigismund wird vielmehr entsprechend dem „geistlichen Recht“ bewiesen, dass er nicht verpflichtet sei, einem Ketzer sein Wort zu halten. Außerdem wurde dieser zu der Zusicherung gedrängt, dem Konzil in Glaubensangelegenheiten freie Hand zu lassen und allein diesem die Beurteilung von Ketzern zu überlassen.

Das Verfahren gegen Hus (5.–8. 6. 1415) wird nun eröffnet. Die Kardinäle (höchste Würdenträger) waren im Gegensatz zu den meisten übrigen Teilnehmern überwiegend reformfeindlich. Hinzu kommt, dass die Ankläger vor allem seine erbittertesten Feinde aus Böhmen waren. Diese „Bevollmächtigten“ übereichten dem Konzil dessen Bücher mit dem Versprechen, sie ihm wieder zurückzugeben. Diese wurden Hus vorgelegt, und er erkannte sie als die von ihm verfassten an.

Am 8. Juni wurden die Verhandlungen, wieder in Gegenwart des Königs, fortgesetzt. Man legte Hus 39 Sätze vor, welche man, wie man vorgab, seinen Büchern entnommen habe. Diese betrafen weniger die Glaubenslehren als vielmehr den Papst, die Geistlichkeit und die Kirchenverbesserung. Hus erkannte viele dieser Sätze als seine Meinung an.

Da er letztlich aber auch die Machtvollkommenheit des Konzils bezüglich der kirchlichen Lehre bestritt, war er von vornherein ein Todgeweihter. Trotzdem lehnte er den Widerruf ab. Sein Auftreten hatte den Unbefangenen größte Achtung eingeflößt. Nun war es aber gerade der König, der das Todesurteil als erster beantragte.

Vier Wochen lang blieb Hus daraufhin noch im Gefängnis. Von den wenigen ihm Wohlgesonnenen wurden Versuche unternommen, ihn zu retten. Sie wollten ihn zu einem belanglosen Widerruf bewegen. Diese aber scheiterten an seiner Charakterstärke. Er war fest entschlossen, nicht sein Gewissen zu verraten, sondern sein Leben hinzugeben.

Am 6. Juli 1415 wurde er dann auf einer Bodenseeinsel vor den Toren der Stadt verbrannt. Kurz vorher sprach er noch: „Ich habe die Hoffnung zu Gott, er werde den Kelch des Heils nicht von mir nehmen. Ich bin zuversichtlich und hoffe darauf, dass ich ihn heute noch in seinem Reiche trinken werde. Ich leide alles gern um der Wahrheit und des Namens Jesu Christi willen.“

Hus schritt nun freudig zu seinem letzten Gang. Dabei sah er noch, wie seine Bücher verbrannt wurden. Er schaute sich das ruhig an und lächelte. Auf der Insel angekommen, fiel er auf seine Knie nieder und betete laut den 30. (Dank für Rettung aus Todesnot) und den 50. (Der rechte Gottesdienst und das rechte Opfer) Psalm. Darauf bat er Gott noch um Vergebung für seine Widersacher und Mörder.

Ehe der Holzstoß angezündet wurde, fragte Herzog Ludwig (welcher?) Hus noch einmal, ob er seine Irrtümer erkennen und abschwören wolle. Aber mit heller Stimme rief dieser ihm zu; „Was sie mir durch falsche Zeugen auferlegt haben, habe ich nicht gelehrt. Die Wahrheiten aber, welche ich verkündigt habe, stimmen mit Gottes Wort überein. Die will ich behalten und mit meinem Tode besiegeln.“

Als der Rauch bereits aufstieg, soll Hus noch mit lauter Stimme gesungen haben: „Christus, du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme Dich meiner“. Dann schlug ihm der Wind die Flammen ins Gesicht, und bald erstickte seine Stimme. Später nahm man seinen halbverkohnten Leichnam, zerstückelt ihn, zerbricht die noch warmen Knochen und wirft alle Überreste dieses aufrichtigen Bekenntners auf einen Holzstoß, um sie noch weiter zu verbrennen. Die Asche und die Erde unter ihr, welche man ausgrub, warf man in den Rhein, der hier vorbeifließt.

Ein Jahr später loderte ein weiterer Scheiterhaufen in Konstanz. Hieronymus von Prag, ein Weggefährte und Vertrauter von Hus, war ebenfalls als Ketzer verhaftet worden. Nach einer Kerkerhaft und nach einem von ihm zurückgenommenen Widerspruch folgte er seinem Lehrer, Freund und Vorbild in den Glaubenstod. Andersdenkende werden in der Kirche also nicht geduldet.

Trotzdem muss man grundsätzlich vom Konstanzer Konzil sagen, dass es sich durch Erörterungen und Beratungen statt durch den Gebrauch von Gewalt auszeichnete. Die theologischen, gesellschaftlichen und politischen Probleme der Zeit wurden überwiegend im Gespräch gelöst, während gleichzeitig ganz Europa durch Konflikte wie den Hundertjährigen Krieg zwischen England und Frankreich (1339-1453) erschüttert wurde. Ein großer Erfolg des Konstanzer Konzils war die Beendigung der Kirchenspaltung mit der Wahl von Martin V. zum neuen Einheitspapst.

Die Väter des Konzils und Sigismund glaubten, die kirchlichen Wirren in Böhmen durch den Tod von Hus zu beseitigen. Sie haben aber gerade das Gegenteil erreicht. Die Ablehnung der Katholischen Kirche breitete sich nun dort umso mehr aus.

Das u.a. deswegen für 1423 zusammengerufene Konzil von Siena (Toskana) sollte Abhilfe schaffen. Die Fürsten der Christenheit werden dort aber aufgefordert, möglichst schnell bei dem „guten Werk“ der Ketzerverfolgung zu helfen, falls sie der göttlichen Rache entgehen wollen. Außerdem wird den Gläubigen der Verkehr mit den angeblichen Ketzern in Böhmen verboten, vor allem der Tausch und Handel mit Lebensmitteln, Kleidern, Blei, Pulver und Waffen. Das Ergebnis waren die Hussitenkriege, die Europa dann 15 Jahre lang verunsicherten. Mit dem Konzil von Basel (1431-1449) gelingt es jedoch, dort vorübergehend Ruhe und Frieden herzustellen.

Hus war in jeder Beziehung der entscheidendste Vorkämpfer der deutschen Reformation. Eine spätere Legende stellte eine Beziehung zwischen ihm und Luther her und erzählte, Hus habe auf dem Scheiterhaufen noch ausgerufen: „Heute bratet ihr eine Gans (mit Anspielung auf seinen Namen: Hus ist böhmisch und bedeutet Gans). Aber nach hundert Jahren wird ein weißer Schwan kommen, den ihr nicht mehr werdet verbrennen können.“

Girolamo Savonarola, 1452–1498 (Norditalien)

Der Dominikanermönch Girolamo Savonarola ist der wohl gewaltigste und bedeutendste Sittenprediger des späten Mittelalters. In seinem Glauben an seine göttliche Erwählung war er aber leider nicht ohne Schwärmerei und Fanatismus.

Empört wendet er sich gegen den Sittenverfall in den Regierungen, bei der Geistlichkeit und bei der Bevölkerung. Gleichzeitig kämpft er mit brennendem Eifer für das „Seelenheil“ der Menschen. Er persönlich verhielt sich sittlich einwandfrei und war gläubig. Sein Denken war jedoch noch total den kirchlichen Lehren verhaftet. Seine Reformen bezogen sich deshalb lediglich auf die Sitten, die Staatsordnung und die Rettung der Menschen vor der Höllenstrafe. Es ging ihm nicht wie Luther um ein neues Gottesverständnis.

Ab 1490 möchte er das städtische Leben in Florenz nach wirklich christlichen Grundsätzen und strenger Enthaltsamkeit ausrichten. Auf die Volksmassen gewann er dabei großen Einfluss und konnte dadurch die Bevölkerung veranlassen, den mächtigen Piero de Medici aus Florenz zu vertreiben. Damit und mit dem Erscheinen der Franzosen in Italien begann seine großangelegte politische Wirksamkeit. Ihm wurde nämlich die diktatorische Gewalt über die Stadt übertragen, die er zum Aufbau einer christlich gefärbten Demokratie (Volksherrschaft) nutzte (1495).

Religiöses und Weltliches miteinander verknüpfend hatte er vor, einen „Gottesstaat“ aufzubauen, in dem politische Verwaltung und kirchlichen Angelegenheiten miteinander verschmelzen. Er träumte von einer Herrschaftsform, in der die Staatsgewalt religiös verankert sei und sich gleichzeitig auf den Volkswillen gründete.

Die Vorhaben Savonarolas gingen jedoch weit über die Grenzen von Florenz hinaus und hatten die Errichtung einer italienischen Nationalkirche zum Ziel, die die weltlichen Machthaber und Einrichtungen überwachte. Diese Vorstellungen und Aktivitäten führten jedoch zu Spannungen mit dem regierenden Papst Alexander VI., der ihm 1495 das Predigen verbietet und ihn nach Rom zitiert.

Savonarola lehnte jedoch den Gang nach Rom unter Berufung auf sein Gewissen ab und wird deshalb 1497 aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen (exkommuniziert). Er nimmt dieses aber nicht an, sondern verschärft stattdessen seine Angriffe auf das Papsttum und den Verfall des Anstandes am päpstlichen Hof. Vor allem wehrte er sich nun auch gegen den Verkauf bzw. Kauf von geistlichen Ämtern.

Seine Forderungen nach asketischer Strenge und sein übertriebenes prophetisches Selbstbewusstsein rufen in verschiedenen Kreisen der Bevölkerung Widerstand hervor. Auf Betreiben seiner Feinde wird er gestürzt, verhaftet und vor ein Gericht gestellt, welches aus lauter entschiedenen Gegnern bestand. Um Geständnisse zu erpressen, wandte man sogar qualvolle Foltermethoden an.

Man scheute sich nicht, als er das unter furchtbarer Quälerei Ausgesagte widerrief, die Protokolle (Niederschriften) zu fälschen. Der Papst erklärte ihn zum Ketzer wegen falscher Lehren, zum Zerstörer der kirchlichen Ordnungen, zum Kirchenspalter (Schisma) und zum Volksverführer. Savonarola wurde vom Florenzer Stadtrat

zusammen mit seinen Mitstreitern Dominico da Pescia und Sylvester Maruffi am 23. Mai 1498, also 19 Jahre vor Luthers Thesen, gehängt und dann verbrannt.

Die Anerkennung der Vorreformatoren und der Reformatoren durch die Katholische Kirche steht noch aus

1996 leitete der katholische Erzbischof von Florenz eine Anerkennung und sogar Heiligsprechung Savonarolas ein, der bei einem Teil der Evangelischen als einer der Vorreformatoren gilt. Als solcher ist er auf dem Weltdenkmal der Reformation in Worms neben den drei anderen Wyclif, Hus und Waldes dargestellt. In der Katholischen Kirche gilt er dagegen bis jetzt als ein angeblich zu Recht zum Scheiterhaufentod verurteilter Ketzler.

Ebenso möchte auch der Erzbischof von Prag die Aufhebung der Verurteilung von Hus und eine entsprechende Richtigstellung einleiten und erreichen. Nach seiner Meinung müsste freilich noch geklärt werden, inwieweit der Hauptschuldige an seinem Mord der damalige König oder die Amtsträger der Kirche gewesen ist.

Zu bedauern ist, dass Papst Johannes Paul II. bei seinem dritten Deutschlandbesuch im Lutherjahr 1996 (450. Todestag) nicht zu den Lutherstätten in Ostdeutschland reisen wollte oder durfte und schon gar nicht dort die in Worms schon 1971 beantragte Richtigstellung der damaligen Vorgänge vornahm. Das wäre ein besseres Zeichen gegenüber der protestantischen Mehrheit der Deutschen im Reformationsland gewesen als die lobenswerten Auftritte in Paderborn und Berlin.

Aber wahrscheinlich konnte der Papst nicht anders, da sonst die damaligen kirchlichen Sauerereien zu sehr zur Sprache gekommen wären. Es wäre aber an der Zeit, dass mit Savonarola, Hus und Luther auch der englische Wyclif und der französische Waldes (Valdes, gestorben zwischen 1184 und 1218) anerkannt und möglicherweise zu Heiligen erklärt werden. Ich denke, das wäre im gesamtkirchlichen und gesamtchristlichen Interesse notwendig. Dadurch würde nicht nur die Katholische Kirche an Glaubwürdigkeit gewinnen, sondern auch auf ihre getrennten Glaubensbrüder zugehen.

Der Humanismus. Luthers Auseinandersetzung mit ihm

Das neue Erziehungsziel der Humanisten war der Mensch

Wie in Italien, so breitete sich auch in Deutschland der Humanismus unter den Gelehrten aus. Während man im Mittelalter eine allgemeine „christliche“ Reichskultur als Ziel hatte, über die das ewige Leben im Jenseits erreicht werden sollte, wurde jetzt von den Humanisten eine geordnete, übersichtliche, angemessene und für jeden befriedigende Stadtkultur angestrebt

Dabei stand der einzelne Mensch im Mittelpunkt. Dieser sollte Gelegenheit finden, selbständig zu denken, seine Persönlichkeit zu entfalten und sein Selbstbewusstsein zu fördern. Körper und Geist sollten harmonisch aufeinander abgestimmt und die Fähigkeit entwickelt werden, in Selbstverantwortung kraftvoll die Gegenwart mit zu gestalten. Jedem Bürger sollte die Möglichkeit verschafft werden, durch Bildung alle in ihm liegenden Fähigkeiten zu entwickeln. Er sollte in einer freien Gesellschaft ein Leben in unabhängiger geistiger Entfaltung führen können.

Als die deutschen Gelehrten mit dem Altertum, den Quellen des Christentums und den Kirchenvätern in Berührung kamen, erweiterte sich ihr Vorstellungshorizont ungewöhnlich, und ihr Drang, weiter zu forschen, verstärkte sich außerordentlich.

Sie und die gebildeten Theologen zogen es nun vor, anstatt der lateinischen Bibel, der Vulgata, die Bibel in ihrer Ursprache, in Hebräisch bzw. Griechisch, zu lesen und zu studieren. Dabei kamen sie zu neuen Erkenntnissen und bemühten sich, die alten zu überarbeiten und neue Grund- und Glaubenssätze zu entwickeln.

Man lehnte es nämlich nun auch ab, sich von der Kirche bevormunden zu lassen. Sie waren jedoch nicht wie Luther in seelische Konflikte, in einen inneren Zwiespalt und in Ängste vor der Hölle geraten. Auch waren sie in ihrer Gottesvorstellung nicht so festgelegt und gefangen wie dieser. Bei ihnen lief deshalb alles recht ruhig ab. Die eine und andere Gewohnheit und Überzeugung wurde aufgegeben, und an deren Stelle traten neue, die aber auch wieder überarbeitet werden konnten.

Erstaunlich schnell verschwanden selbst in den kleinsten Schulen die alten kirchlichen Lehrbücher und wurden durch Schriften aus dem Altertum und durch neue Handbücher ersetzt. Der neue Schultyp der Humanisten wurde das Konvikt, zu Deutsch das Heim bzw. die Wohngemeinschaft. Das ständige Zusammenleben der Schüler und Lehrer schuf eine familiäre Atmosphäre. Hier wechselten Leibesübungen, Spaziergänge, Schwimmen, Jagen und Tanzen mit Unterrichtsstunden, die immer auch wirtschaftliche, wissenschaftliche und sittliche Bildung anstrebten.

Der italienische Humanismus hatte sich nicht ohne weiteres auf Deutschland übertragen lassen, denn bei uns gab es andere geistige Voraussetzungen. Hier war er an der überkommenen Entwicklung und Geschichte ausgerichtet und vaterlandsliebend. Man verstand das „Heilige Römische Reich deutscher Nation“ nach wie vor als göttliche Einrichtung, nicht als das Ergebnis menschlicher Aufbauarbeit. Außerdem waren Mystik (Hingabe an Gott) und öffentliche Frömmigkeit weit verbreitet.

Deshalb bewirkte der deutsche Humanismus mehr eine Steigerung der persönlichen Religiosität als eine freie weltliche Bildung. Auch bemühte man sich bei der Geschichtsforschung mehr darum, die überlieferten Texte aus der Zeit, in der sie entstanden waren, zu verstehen, als sie als allgemein gültige Wahrheiten anzusehen. Dabei sind ein aufkeimendes Nationalbewusstsein und eine heftige Ablehnung der kirchlichen Überfremdung durch Rom unüberhörbar.

Der deutsche Humanismus betonte die Selbständigkeit des Menschen im religiösen Leben. Er ordnete sich nicht einfach der kirchlichen Autorität unter. Jeder sollte sich frei Gott gegenüber fühlen und sich seine persönliche Religion schaffen.

Reuchlin (1455–1522), der erste deutsche Erforscher des Hebräischen, wollte mit dem Humanismus das Christentum erneuern, und Erasmus von Rotterdam, der König der Humanisten, vertrat einen christlichen Humanismus, der aus der Verbindung von Frömmigkeit und Bildung eine Erneuerung des Abendlandes schaffen sollte. Er setzte sich dafür ein, dass die tiefen Kräfte des Menschlichen dieses durchdrangen, und wollte die Duldung anderer Meinungen und die Gewissensfreiheit, verbunden mit christlicher Liebe und Glaubenszuversicht, zu einer Selbstverständlichkeit werden lassen.

Die Ausbreitung des humanistischen Gedankengutes stieß auf keinen nennenswerten Widerstand, wurde doch die Erforschung des Altertums von den Päpsten unterstützt. Gleichzeitig förderte deren Wiederentdeckung aber das kritische Denken. Dem stand die Kirche nun machtlos gegenüber.

Auch holten die Fürsten Humanisten an ihre Höfe, denn die waren für die damaligen Machthaber ungefährlich. Sie wurden von diesen sogar begrüßt, weil sie die Durchführung längst überfälliger Reformen einleiten und ermöglichen sollten. Auch gab der Humanismus der Kirche einen gewissen Auftrieb. Es gelang ihm jedoch nicht, der Gesellschaft und der Kirche einen neuen Geist und neues Leben einzuhauchen.

Erasmus von Rotterdam, geb. um 1466 - 1536

Luther war nicht der erste und einzige deutsche Reformator zu dieser Zeit. Vor ihm war es bereits der 17 Jahre ältere Erasmus von Rotterdam, der bedeutendste der europäischen Humanisten, die höchste wissenschaftliche und gelehrte Autorität der Zeit. Er war weltoffener, weitsichtiger und zukunftsweisender als Luther.

Wohl hatte er die Gelehrtenwelt auf seiner Seite und sah sich als den eigentlichen Reformatoren an, aber er konnte das Volk nicht für seine Ideen begeistern und gewinnen. Es wäre in vieler Hinsicht sicherlich besser gewesen, wenn er sich durchgesetzt hätte. Das hätte sich wahrscheinlich auch nach und nach ergeben, wenn Luther nicht auf einmal und mit solcher Wucht aufgetreten wäre.

Geboren wurde er in den Niederlanden und lebte dort zuerst als Mönch in einem Augustinerkloster bei Gouda. Seit 1492 stand er dann im Dienste des Bischofs von Cambrai (nordfranzösische Stadt). Darauf studierte er 1495-99 in Paris und hielt sich anschließend abwechselnd in den Niederlanden und in England auf. Auch machte er eine Reise nach Italien.

So lernte er die geistigen Zentren seiner Zeit kennen. Besonders wurde er vor allem von italienischen Schriften und dem in ihnen enthaltenen Grundsatz „Zurück zu den Quellen!“ angeregt. Überall bemühte er sich nun, noch mehr zu lernen und in den Auseinandersetzungen mit gelehrten Männern seinen Verstand zu schärfen und seine Weltsicht zu erweitern. 1516 wurde er Hofrat des späteren Kaisers Karl V. Ab 1521 nahm er seinen dauernden Wohnsitz in Basel. Als dort die Reformation eingeführt wurde, zog er nach Freiburg im Breisgau.

Seit dem ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts war er in der gesamten gebildeten Welt äußerst bekannt. Bei den deutschen Humanisten steigerte sich die Bewunderung seines Geistes, seines Schafsinns und seiner wissenschaftlichen Leistungen zu förmlicher Verehrung. Er wirkte besonders durch seine Herausgebertätigkeit. Mehr als den Schriftstellern des Altertums wandte er sich jedoch den biblischen Büchern und den Kirchenvätern zu. 1516, also noch vor Luthers Thesenanschlag, gab er eine von möglichst allen Ungenauigkeiten und Zusätzen gereinigte kritische Ausgabe des griechischen Urtextes des Neuen Testaments heraus, die Luther dann als Grundlage für seine Übersetzung ins Deutsche diente.

Erasmus bekämpfte jede Engherzigkeit und Gewaltanwendung, auch in der Pädagogik. Am entscheidendsten wirkte er jedoch als Schriftsteller für Reformbestrebungen. Mit Ernst und mit den Waffen des Spotts trat er gegen eingewurzelte Irrtümer, besonders der Scholastik (Wissenschaft bezüglich der Lehrsätze), auf und setzte sich für vernunftgemäße Anschauungen ein.

Seine kritische Haltung gegenüber der Kirche und den Geistlichen formuliert er so: „Vielleicht wäre es besser, die Theologen mit Stillschweigen zu übergehen. Sie quellen über von neu ersonnenen Worten, von lächerlichen Ausdrücken. Die heiligen Geheimnisse befolgen sie aber nach ihrem Gutdünken. Sie wissen, wie die Welt erschaffen und eingerichtet wurde, durch welche Kanäle der Schmutz der Erbsünde in den Nachkommen Adams geflossen ist, auf welche Weise, in welcher Größe und in welcher Zeit Jesus im Schoß der Jungfrau entstand, wie ins Heilige Abendmahl Fleisch und Blut von Christus hineingelangen.“

Weiter macht er sich lustig über die Priester, indem er erklärt: „In ihren Augen ist es eine kleinere Sünde, tausend Menschen hinzumetzeln, als am Sonntag einem Armen den Schuh zu flicken. Es sei besser, die ganze Welt, wie man sagt, mit Mann und Maus untergehen zu lassen, als eine kleine harmlose Lüge zu erfinden. Zahllose Einrichtungen (wohl Wissenschaften) mit einer Vielfalt von Methoden, die ins Unendliche gehen, machen die spitzfindigen Spitzfindigkeiten noch spitzfindiger.“

Leichter fände man sich in den Windungen eines Labyrinths zurecht als in den Winkelzügen, in denen sich Nominalisten, Thomisten, Albertisten, Ockamisten und Scotisten gefallen. Dabei nenne ich nur die wichtigsten Gruppen. Wer hätte die Kirche von all den Irrtümern befreien können (Man wäre gar nicht auf den Gedanken gekommen, gegen sie vorzugehen!), die kein Mensch jemals beachtet hätte, wären diese Irrtümer nicht durch die feierliche Verdammung der Unkenntnis entrisen worden. Doch diese Verdammung erfüllt die Kaste (Gruppe) der Theologen mit dem höchsten Glücksgefühl.

Nach den Theologen sind die am glücklichsten, die man gemeinhin Klosterbrüder und Mönche nennt. Zwei höchst unpassende Bezeichnungen, denn die meisten sind nicht fromm, und an allen Ecken und Enden läuft man ihnen (den Mönchen) über den Weg. Das Volk verwünscht sie so sehr, dass es eine Begegnung mit ihnen als böses Vorzeichen ansieht.

Diese aber haben die allerhöchste Meinung von sich selbst. Sie halten es für die größte Frömmigkeit, die Unwissenheit so weit zu treiben, dass sie nicht einmal le-

sen können. Plärren sie mit ihren Eselsstimmen in den Kirchen ihre wohl abgezählten, doch unverständenen Psalmen herunter, so halten sie das für eine Gott wohlgefällige Musik. Viele bilden sich auch etwas auf ihren Schmutz und ihre Bettellei ein. Wie Ochsen brüllen sie vor den Türen und betteln um ein Stück Brot. Es gibt keine Herberge, keine Kutsche, kein Schiff, wo sie sich nicht haufenweise hindrängen, zum großen Schaden der Bettler, die wirklich versorgt werden müssten.

Diese liebenswerten Gestalten mit ihrem Dreck, ihrer Unwissenheit, ihrem ungehobelten Benehmen und ihrer Dreistigkeit halten sich für Ebenbilder der Apostel. Was gibt es Erfreulicheres als zu sehen, wie sie alles nach der Vorschrift tun? Ihre Sandalen müssen so und so viel Knoten haben, so muss der Gürtel gefärbt, aus so viel verschiedenen Stücken die Kutte, aus solchem Stoff die Gürtel gemacht sein. So ist die Kapuze geformt, und so und so viel Getreide muss sie fassen. So viele Finger breit muss die Tonsur (kahl geschorene Stelle auf dem Kopf) sein, und so und so viel Stunden darf man schlafen.

Sie sind stolz auf diese Albernheiten. Ihr ganzes Leben und Trachten geht darauf hinaus, ihr Leben nicht wie die anderen zu führen. Dabei geht es ihnen nicht darum, Christus ähnlich zu sein, sondern vielmehr darum, sich von der normalen Bevölkerung zu unterscheiden. Ein gut Teil ihres Glücks besteht in ihrem Namen. Die einen haben ihre Freude daran, Franziskaner zu heißen, und die unterscheiden sich noch in Coletaner, Minoriten, Minimiten, Bullisten. Dann gibt es die Benediktiner, Bernhardiner, Brigittiner, Augustiner, Wilhelmiten, Jacobiner usw.“

Besonders abgesehen hatte es Erasmus auf die Abergläubischen, den Ablasshandel, die Berechnung der Fegefeuerzeit und den geistlichen Selbstbetrug: „Zur selben Kategorie zähle ich die, welche in dem falschen, doch süßen Glauben leben, dass einer, der zufällig die Figur oder ein Abbild der Sagengestalt des heiligen Christopherus anschaut, an diesem Tag vom Tod verschont bleibt, dass einer, der in den vorgeschriebenen Worten die Statue der heiligen Barbara anruft, den Wechselfällen des Kampfes (Krieges) entkommen wird, oder dass der, der an bestimmten Tagen bestimmte Kerzen vor dem Bild des heiligen Erasmus anzündet und dabei bestimmte Gebete spricht, bald ein reicher Mann sein wird.

Was soll man erst von jenen sagen, deren Gewissen trüg einschläft (keine persönliche Verantwortung mehr übernimmt) im Glauben an den trügerischen Ablass, und von jenen, die im Voraus die Dauer des Fegefeuers mit der Uhr berechnen und mit mathematischer Genauigkeit auf Jahrhunderte, Jahre, Monate, Tage und Stunden bestimmen, ohne einen Irrtum zu befürchten?

Andere zählen auf zauberkräftige Sprüche oder Gebete, die ein frommer Betrüger zu seiner Belustigung erfand oder um mit ihnen Geld aus seinen Zuhörern herauszulocken, und erhoffen davon allen Reichtum, Ehren, Freuden, eine gute Mahlzeit, beständige Gesundheit, ein langes Leben, ein rüstiges Alter und im Himmel den Vorzugsplatz neben Christus. Doch wohlverstanden: So spät wie möglich. Sie ersehnen sich die ewigen Freuden erst für die Zeit, wo sie die irdischen zu ihrem großen Leidwesen und ihrer verzweifelten Abwehr zu verlassen haben.

Da opfert ein Händler, ein Soldat oder ein Richter einen Taler aus dem Gewinn so mancher Dieberei und glaubt, das sei genug, in einem einzigen Augenblick den ganzen Dreck seines Lebens wegzuwaschen. Jeder falsche Eid, jede Ausschweifung, Völlerei, jeder Streit, Mord, Betrug, Verrat könne gleichsam vertraglich wieder gutgemacht werden, und zwar so gründlich, dass sie sogleich die ganze Reihe ihrer Verbrechen ganz von vorne beginnen dürfen. Gibt es aber eine größere und zugleich noch trostreichere Torheit, als sich der höchsten Glückseligkeit sicher zu wähnen, wenn man bloß jeden Tag sieben Verse aus den Psalmen daher sagt?“

Besonders bedeutsam war sein religiöser Reformeifer. Er bekämpfte die kirchlichen Missbräuche, die Verweltlichung des Religiösen und den Dogmenzwang. Sein Ideal war eine einfache, bescheidene tiefe innerliche Gläubigkeit, die ganz selbstverständlich das Sittliche einschloss. Seine bissige Kritik an Geistlichen, Mönchen und geheiligten Einrichtungen führte zwar zu einer stärkeren Selbstkontrolle innerhalb der Kirche und zur Bildung kleiner Bewegungen. Grundsätzlich änderte sich jedoch nichts, und zu einem Aufbruch und einer Revolte im Volke kam es erst recht nicht. Sein Ansehen war in den einfachen Kreisen vielmehr stark im Schwinden. Er galt ihnen als zu duldsam und zu vernünftig.

Immerhin hatte Erasmus das gekonnt, was Luther vor seiner inneren Umorientierung und vor seinem Thesenanschlag nie fertig gebracht hatte, nämlich der Katholischen Kirche gegenüber wirklich kritisch zu sein und Reformideen zu entwickeln. Den Bemühungen Luthers stand Erasmus zuerst durchaus freundlich gesonnen gegenüber. Wegen seiner bissigen Kritik an kirchlichen Missständen wurde er nach Luthers Auftreten von vielen deshalb sogar als Vorläufer und möglicher Anhänger der Reformation angesehen. Zeitweise galt und wirkte er sogar als das europäische Haupt einer dritten, zwischen dem Katholizismus und dem Protestantismus stehenden Partei.

Er trennte sich aber von der reformatorischen Bewegung, als er erkannte, dass Luther in einen unüberbrückbaren Gegensatz zur Kirche geriet. Das konnte er nicht verantworten. Es darf auch gesagt werden, dass er sich mit seinem Kampf als den eigentlichen „Reformator“ ansah und meinte, dass Luther ihm die Schau stehle.

In der Tat ist es auch aus meiner Sicht sehr bedauerlich, dass die reformatorische Bewegung nicht mit Erasmus ausbrach und an ihn anknüpfte. Wahrscheinlich wäre alles sachlicher, behutsamer und friedlicher abgelaufen! Möglicherweise wäre es auch nicht zum Bruch mit Rom gekommen. Eine Revolution lag jedoch in der Luft, und die wollte zum Ausbruch kommen. Diese entzündete sich jedoch nicht durch Erasmus. Ich fühle mich aber nicht in der Lage, zu beurteilen, wie die Entwicklung, besonders bei den „Schwärmern“, den Bauern und den Fürsten, weiter verlaufen wäre, wenn Erasmus zum Reformationshelden geworden wäre.

Sein Vorgehen bei einer Kirchenreform, wie er sich diese vorstellte, hat Erasmus den Evangelischen gegenüber einmal so formuliert: „Die Gönner der evangelischen Partei (die Lutheraner) mögen ihre Gunst einfach und klug beweisen (darstellen), keinen geheimen Verschwörungen sich hingeben und keine Schmachbücher ausgehen lassen gegen Papst und Fürsten, denn durch solche Dinge verschaffen

sie den Angegriffenen (Papst und Fürsten) Lob (Beachtung) und bereiten den Verteidigern (der Wahrheit, also sich selbst) Schaden.

Daher sollen die Gelehrten (die Evangelischen), deren Wissen durch solch lautes Polten geschädigt wird (würde), miteinander zusammenkommen, um den Zwiespalt der Welt zu beenden,(.) sie mögen das zum Heil der Christenheit und zum Ruhme Christi ihnen (selbst) Gut(er)scheinende in geheimen Briefen Kaiser und Papst an-geben (schreiben), redlich und offen auftretend, wie vor Gott.“ Wie weise sind diese Ratschläge! Aber trotzdem kam Erasmus damit bei der damaligen Bevölkerung nicht an, denn das war für sie nichts Befreiendes geschweige denn etwas, das den Verunsicherten eine neue Orientierung und seelische Bindung hätte gegeben können. Sie brauchten einen Umbruch.

Der Mensch wurde bei den Humanisten im Grunde alleine gelassen, denn an die Stelle dessen, was ihm genommen wurde, wurde ihm nichts angeboten, was er als gleichwertig oder überlegen empfunden hätte. Wenn sie keine Heiligenbilder und Zeremonien, keinen Ablass und keine gewohnten Gebete mehr gehabt hätten, was die Humanisten planten, dann wäre bei ihnen eine Leere eingetreten, die sie noch mehr belastet hätte als der katholischen Rummel und Seelenbetrug. Sie hätten allen Halt und alle Hoffnung verloren.

Die Gelehrten, die die Verwirklichung ihrer neuen Menschen- und Gesellschaftsvorstellungen im Kopf hatten, hatten mit diesen Ritualen sowieso nichts mehr anfangen können. Im Gegensatz zu ihnen hatte Luther durch seine höllische Verzweiflung und durch sein unerwartetes Erlebnis der „Gnade Gottes“ eine unfassbare Tiefe erreicht und dadurch eine Leidenschaft und Kraft entwickeln können, denen diese Gelehrten nicht gewachsen waren. Bei ihnen waren ihre Erkenntnisse über den Verstand abgelaufen, bei Luther aber über das Gemüt und das Herz, und das war für die einfache und im Innern weitgehend hilflose Bevölkerung und für ihre seelische Sicherheit sehr wichtig.

Vom freien und unfreien Willen

Die humanistische Bewegung war schon lange vor der Reformation da. Deshalb informiere ich über diese, wie auch über die Vorreformatoren, bevor ich Luther behandle. Erasmus war jedoch ein Zeitgenosse von diesem. Um den gesamten Humanismus in einem Block abzuhandeln, muss ich deshalb bei der Beschäftigung mit Erasmus schon einiges über Luther vorweg nehmen, obwohl dieses noch gar nicht dran wäre und eigentlich erst richtig verstanden werden könnte, wenn wir den Lebensweg Luthers behandelt haben.

Erasmus hatte seiner eigenen Meinung nach allen Grund, sich von Luther und der Reformation zu trennen. Es ging ihm dabei weniger darum, dass er der Überzeugung war, schon vor Luther und Zwingli reformatorisch gewirkt zu haben, und dass er nicht länger als ein heimlicher Luther-Anhänger gelten wollte.

Besonders trennte diese beiden die Anschauung vom und die Einschätzung des freien Willens. Das machte spätestens seine Schrift „De libero arbitrio“ (Vom freien Willen, 1524) deutlich. Nur wenn nach Meinung von Erasmus sichergestellt sei, dass der Mensch über einen freien Willen verfüge, dürfe man sittliche Forderungen an ihn stellen. Andernfalls wäre kein Mensch letztlich mehr für sein Tun verantwortlich. Daher lehnt er auch die Formel Luthers „allein durch Glauben“ ab, mit der dieser das Vertrauen in die göttliche Gnade überbetone. Erasmus geht es dagegen um die menschliche Würde. Nur als eine wirklich freie Person könne der Mensch Partner Gottes und dessen Mitarbeiter sein. Er stellt ihn bei seinen Taten also in die persönliche Verantwortung,

Als die Schrift von Erasmus in Luthers Hände gelangte, griff dieser sogleich zur Feder und verfasst die Gegenschrift: „Vom unfreien, geknechteten Willen“, veröffentlicht im Dezember 1525. In dieser Schrift geht Luther nicht von logischen Überlegungen aus, sondern von seiner ganz persönlichen Glaubenserfahrung, von der aus er nun auch die Bibel auslegt. Dabei räumt er zwar ein, dass Gott, der verborgene Gott, manchmal seine Worte auch in Dunkelheit, also in Unverständlichkeit, hülle. Aber er erklärt: Wenn wir den Begriff „freier Wille“ nicht aufgeben wollen, was seiner Meinung nach sicherlich das Beste wäre, so sollten wir ihn jedenfalls nicht für unsere Erlösung, sondern nur für praktisch-weltliche Dinge gebrauchen.

Er meint, dass der Mensch in Sachen der ewigen Seligkeit letztlich keinerlei Einfluss habe durch sein frommes Verhalten und Leben, da diese ein Geschenk Gottes sei. Der Mensch sei also von dem Druck, sich selbst erlösen zu müssen, befreit. Es ist schade, dass Luther überall die Werkgerechtigkeit, die Selbsterlösung durch gute Werke, wittert, die er aufgrund seines „Turmerlebnisses“ ablehnen muss.

Erasmus geht es doch gar nicht um diese, weil er in Luthers Tiefen nicht hinabsteigen musste, sondern einfach um ein sittliches Verhalten. Luther ist offenbar nicht in der Lage, dieses beides zu trennen. Bei dem, der aus freiem Willen ein sittliches Verhalten an den Tag legt, vermutet er gleich, dass dieser dies wegen seiner Seligkeit tue. Hier ist Luther offenbar sehr begriffsstutzig! Er selbst meint doch, dass Liebestaten und damit gute Werke aus der Dankbarkeit für die Erlösung erwachsen. Diese Liebedienste dürften doch auch dem menschlichen Willen zuzuordnen sein! Und damit würden doch Erasmus und Luther auf einer Linie liegen!

Geht es bei dieser Auseinandersetzung etwa nur um theologische Missverständnisse und Spitzfindigkeiten? Man möchte sagen: Ja. Man muss jedoch bedenken, dass es in der Begegnung dieser beiden bedeutenden Männer darum geht, dass der eine keine persönlichen Probleme mit Gott kennt und sich auf seine Erkenntnisse verlässt, während der andere von einem ganz persönlichen tiefen inneren „Gottes- und Erlösungserlebnis“ bestimmt ist. Bei dem Humanisten geht es um die verstandesmäßige Suche nach Klarheit bezüglich des sittlichen Handelns. Bei Luther geht es darum, wie er den majestätischen Gott und dessen Zuwendung zum Menschen annehmen soll, der seiner Meinung nach nicht mit Menschenmaß und dem Verstand beurteilt werden kann und darf.

Für Luther ist nur und allein Gott entscheidend und Maßstab, der dem sündigen, verlorenen und verdammten Menschen gegenüber handelt und sich dessen erbarmt, indem er selbst die Höllenstrafe auf sich nimmt und erträgt und ihn so erlöst, zu seinem Kind macht und in den Himmel aufnimmt. Seine Dankbarkeit kleidet Luther in sein Bekenntnis vom unfreien Willen, und damit will er die Ehre, die Gott gebührt, zum Ausdruck bringen. Es ist schade, dass Luther so sehr an sein Erlösungserlebnis gebunden war, dass deshalb diese beiden großen Geister und Helden der Reformation aneinander vorbeireden und sich trennen. Dabei meinen sie, denke ich jedenfalls, in Bezug auf das sittliche Verhalten im Grunde das gleiche!

Luthers traurige und schändliche Beurteilung des Erasmus

Im Gegensatz zu manchen Humanisten, die zu Anfang der Reformationszeit laut und lärmend Anklagen gegen die kirchlichen Missstände erhoben, hielt sich Luther in dieser Beziehung weitestgehend zurück. Wahrscheinlich sah er diese Probleme noch nicht. Sein Anliegen in den so genannten stillen Jahren von 1513-1517 war vielmehr eine Reform der theologischen Ausbildung, für welche er den kurfürstlichen Bibliothekar, Sekretär und Hofprediger Georg Spalatin, einen Humanisten, gewinnen konnte. So wichtig die sich nun über Spalatin anbahnenden Verbindungen zu den Humanisten für die Sache Luthers auch waren, so wenig konnte dieser sie wegen deren immer wieder veröffentlichten Streitschriften, für die er offenbar kein Verständnis hatte, schätzen.

Es darf deshalb auch nicht unerwähnt bleiben, in welcher Schärfe und mit welcher beleidigenden Grobheit Luther dem führenden Vertreter der humanistischen Bildung entgegentritt. Erasmus ist für ihn ein Skeptiker, ein Verächter der Heiligen Schrift, ein Heuchler, Lästere und Gottesleugner. Vor allem aber gebe er sich zweideutig und sei unaufrichtig. Luther findet, etwa in den Tischreden der dreißiger Jahre, in der Maßlosigkeit seiner Verurteilung keine Grenzen: Erasmus trage sowohl in seinem Gesicht wie auch im Stil seiner Schriften Verschlagenheit zur Schau. Er verlache Gott und den Glauben. Und er erklärt: „Das hinterlasse ich als mein Testament und rufe euch als Zeugen in dieser Sache an, dass ich den Erasmus für den größten Feind Christi halte, wie es in tausend Jahren keinen gegeben hat.“

Luther scheut sich nicht einmal, den von ihm einst Verehrten und Bewunderten noch über dessen Tod (1536) hinaus zu verleumden: Er führte angeblich einen Lebenswandel ohne Gott, lebte in völliger Selbstsicherheit und starb ebenso. Er war ebenso wie Judas (Jünger Jesu) ein Verräter Christi. Luther kann sich so äußern, und von seinem Befreiungserlebnis her und aus seiner Sicht ist es sogar richtig, weil er davon ausgeht, dass man sich erst einmal als Luder (Luther) und Dreckschwein, ich scheue mich, noch anstößigere Wörter zu verwenden, vor Gott vorzukommen muss, ehe man dessen Gnade in Anspruch nehmen und würdigen kann. Einer meiner Pastoren gebrauchte in seinen Predigten wiederholt den Ausdruck „Ich

stinkender Madensack“ und dürfte dabei auf den Sprachgebrauch Luthers zurückgegriffen haben, der sich wahrscheinlich selbst so bezeichnet haben dürfte.

Ist das aber nicht auch eine Art Werkgerechtigkeit, sich erst einmal als Abschaum vorkommen zu müssen! Die Annahme der Gnade Gottes verlief dagegen bei Erasmus völlig anders. Bei ihm spielte das „Sündigsein“ keine so große Rolle. Er war überzeugt, Gott getrost in die Augen blicken zu können. Er kannte, wie wohl fast alle anderen Menschen auch, diesen Ekel vor sich selbst nicht, Er wusste sich als anständiger Mensch, mit dem Gott zufrieden sein konnte. Er hatte ein gesundes Selbstbewusstsein, auch vor Gott. Das schloss natürlich nicht die Dankbarkeit aus, die für Erasmus sicherlich auch sehr wichtig war. So scheint es mir selbst auch in Ordnung zu sein. Der Mensch braucht Selbstbewusstsein, auch „Gott“ gegenüber. Diese Gesinnung war für Luther jedoch eine Beleidigung Gottes, teuflisch.

Luther merkt anscheinend überhaupt nicht, wie er sich nicht nur über das normale, gesunde Empfinden der Menschen hinwegsetzt, sondern sich sozusagen selber an die Stelle Gottes setzt, ja ihn entthront, indem er bestimmt, wer rechthgläubig ist und in den Himmel kommt. Damit aber macht er sich zum „Stellvertreter Gottes“ auf Erden und setzt sich an die Stelle des Papstes, den er doch gerade deswegen so verteufelte. Es wäre zu fragen, ob die Äußerungen Luthers, die er Erasmus gegenüber machte, nicht teuflisch waren. Auch mich selbst, den „zweiten Luther“, wie man mich gelegentlich betitelte, hätte er sicherlich verteufelt.

Es ist schade, dass Luther so wenig Verständnis dem Erasmus entgegenbrachte. Das dürfte meiner Meinung nach daran liegen, dass ihn sein „Turmerlebnis“, sein Erlösungserlebnis, so stark geprägt hat, dass er keine anderen Erkenntnisse neben denen, die ihm „dummerweise“ zuteilwurden, gelten ließ und duldete. Die Erfahrung, die er für sich persönlich machen durfte und die ihn befreite, setzte er leider total und absolut. Das ist sehr schlimm, enttäuschend und unerträglich, denn dadurch hat er alle von der Hoffnung auf ein Leben „bei Gott“, die durch ihre Erfahrungen und Erkenntnisse zu einer anderen Überzeugung kamen, ausgeschlossen.

Damit hat er auch, ohne dass er es wahrscheinlich merkte, den Druck, die Last, die Angst, die ihn selbst fast wahnsinnig hatte werden lassen, auf alle die gelegt, die mit ihm zu tun hatten oder sich zu ihm bekannten, aber in manchen Vorstellungen abwichen. Es ist jedoch hoffentlich davon auszugehen, dass diese nicht so krankhaft veranlagt waren wie er, denn seine entsetzliche Angst vor der ewigen Höllestrafe war schon mehr oder weniger krankhaft. Und nach seiner „Bekehrung“ wurde aus ihm leider kein normaler, harmonischer Mensch, sondern er blieb im Grunde der gleiche wie vorher. Aus seiner ursprünglichen Wahnsinnsangst wird nun eine krankhafte Ablehnung und Bekämpfung alles dessen, was seiner angeblichen Erkenntnis nicht entspricht.

Wahrscheinlich ist Luther seine Angst vor der Hölle nie losgeworden. Für einen Augenblick fand er freilich sein Gleichgewicht, aber nun musste er eine unvorstellbare Angst davor gehabt haben, diese seine innerlich erlebte Erkenntnis nicht lupenrein weiterzugeben und auch nur einen Fingerbreit davon abzuweichen. Das wäre für ihn eine Beleidigung Gottes gewesen. Wahrscheinlich hatte er, ohne dass

er sich dessen bewusst war, weiterhin panische Angst vor dem Zorne Gottes und davor, der ewigen Verdammnis ausgeliefert zu werden und in die Hölle zu kommen, wenn er nämlich nicht seinem Gott die Anerkennung und Ehre zuteil lassen würde, die diesem seiner Meinung nach gebührt.

Insofern ist er ein Leben lang bei einer äußerst fragwürdigen Werkgerechtigkeit geblieben, die er doch eigentlich so verteufelte. Früher wollte er sich über die Möncherei den Himmel erwerben. Jetzt tat er es, indem er „Gott“ dadurch Verehrung zuteilwerden ließ, dass er die, die nicht so dachten wie er, radikal ablehnte und verhöhnte. Dass Luther seine Angst vor der ewigen Höllenstrafe Zeit seines Lebens nicht mehr loswurde, scheint mir das Tragischste für die gesamte reformatorische Bewegung zu sein. Das Jahr 1525, in dem er heiratete, war für ihn leider auch ein Jahr der Trennungen. Wegen seines geängstigten Gewissens trennte er sich sowohl von den Humanisten wie später auch von den Reformierten.

Die Humanisten hatten wenig Zugang zu den reformatorischen Vorgängen

Die Reformation war ein gewaltiger Aufbruch und hatte in Deutschland ihren hauptsächlichen Schauplatz. Sie war in gewisser Weise ein Kampf des Ursprünglichen gegen die Zivilisation. Das sollte man nicht vergessen, wenn man die großen Umwälzungen des 16. Jahrhunderts richtig verstehen will.

Man darf sich nicht dazu verleiten lassen, die damalige Bewegung zu unterschätzen. Sie war ein Zusammenprall der italienischen und der deutschen Kultur. Die eine war geprägt von der Renaissance, von der die politischen, wirtschaftlichen und geistigen Verantwortlichen südlich der Alpen seit einem Jahrhundert begeistert waren. Sie fühlten sich dementsprechend als die wahren Erben des Altertums. Die angeblich unzivilisierten und barbarischen Deutschen erfüllte dagegen eine Mischung aus Unterlegenheits- und Überlegenheitsgefühl.

Dass sich führende Köpfe der Humanisten von Dürer bis Hutten sofort auf die Seite der Reformation stellten, hängt sicherlich mit dem aufkeimenden Nationalismus in der frühen Neuzeit in Deutschland zusammen. Seine Bedeutung für die Reformation und die Kirchenspaltung wurden in der Forschung lange Zeit unterschätzt. Sobald den Humanisten aber klar wurde, dass die Reformation das völlige Losreißen von Rom bedeutete, kehrten sie fast alle in den Schoß der Katholischen Kirche zurück. Das hängt damit zusammen, dass sie die bedrohte Zivilisation retten wollten.

Dabei übersahen sie, dass die katholische Kultur die Unwissenheit und die Ausbeutung der deutschen Volksmassen zur Grundlage hatte. Sie waren sich nicht bewusst, dass hauptsächlich Deutschland arm und unwissend gehalten werden musste, wenn in Italien unter dem Schutze des Papsttums Kunst und Wissenschaft blühen sollten. Sie waren sich auch nicht darüber im Klaren, dass nur noch die Beseitigung der katholischen Überfremdung durch eine Revolution einen Aufschwung der deutschen Nation sichern konnte.

Die Humanisten hatten nämlich für die Bedürfnisse der Massen weder ein Verständnis noch großes Interesse. Sie wurden deshalb auch bald von der revolutionären reformatorischen Bewegung beiseitegeschoben. Nur einzelne von ihnen wie die großen Dichter Dante und Petrarca in Italien, der hervorragende Spötter Rabelais in Frankreich, der bedeutende Denker More in England, der der erste moderne Sozialist war, und der große Kämpfer Ulrich von Hutten in Deutschland haben die Ursache für das Elend der Massen und ihren Aufstand begriffen.

Aus dem Kreise der Humanisten kommen auch viele Luther- und Zwingli-Anhänger. Ihre zunehmende Zurückhaltung ist jedoch nicht zu verkennen. Männer wie der um die ungestörte Weiterentwicklung seiner Bewegung besorgte Erasmus wurden besonders durch Begleiterscheinungen wie die Schwärmer und der Bauernkrieg sehr beunruhigt und irritiert.

Er konnte deshalb das, was damals ablief, nicht mehr verantworten und mitmachen. Er lässt deshalb einmal verlauten: „Wäre doch Luther nur meinem Rat gefolgt und hätte sich von seinen Hass und Aufruhr verursachenden Aufrufen frei gemacht. Deren Schärfe ist nämlich so stark, dass selbst dann, wenn alles, was er geschrieben hat, die reinste Wahrheit wäre, die Erneuerungsbewegung keinen glücklichen Ausgang nehmen könnte.“ Erasmus macht Luther hier für die Unruhen verantwortlich. Dieser ist jedoch auch nicht darüber glücklich, dass er missverstanden wurde.

Den Volksmassen waren die humanistischen Angriffe gegen die Kirche unverständlich und fremd geblieben. Luthers Behauptungen, die den Humanisten als bloßes Mönchsgezänk erschienen, müssen sie dagegen vielmehr beeindruckt und berührt haben. Dieser griff nämlich bald nach seinem Thesenanschlag die kirchlichen Lehren an, die den Menschen eingepflegt wurden.

Um die kirchlichen Anschauungen zu zerstören, mussten diese erst einmal als widergöttlich und kriminell entlarvt werden. Die Menschen damals waren also nicht unbedingt von blinder Ergebenheit erfüllt und bereit, alles das zu übernehmen und zu tun, was die geistlichen und weltlichen Obrigkeiten vorschrieben. In ihrem Innern gehrte und rebellierte es vielmehr, denn große Ereignisse (Wiederentdeckung Amerikas) und neue umwälzende Erkenntnisse (die Erde dreht sich um die Sonne) hatten sie aus ihrer Gelassenheit und Sicherheit gerissen. Außerdem empörten sie sich gegen die Ausbeutung durch die Kirche, den Adel und die Fürsten.

Luthers Kindheit, Studienzeit, und sein Gewitter-Erlebnis. Seine Ängste vor der Hölle und sein Eintritt ins Kloster

Luthers Kindheit, Jugend, Ausbildung. Unrechtsbewusstsein bei Kindern

Martin Luthers Eltern, Hans und Margarete Luder/Lüder (Luther), kamen 1483 aus dem thüringischen Möhra bei Eisenach, wo die Vorfahren Bauern waren, ins Mansfelder Land nach Eisleben (westlich von Halle). Hier wird ihnen am 10. No-

vember ein zweiter Sohn geboren. Tags darauf wird er in der benachbarten Peterskapelle nach dem Heiligen des Tages auf den Namen Martin getauft. Die Luder zogen im Jahr darauf ins benachbarte Mansfeld, wo sich ihnen im dortigen Bergbau die Möglichkeit des Broterwerbs bot.

Eisleben, die Geburts- und Sterbestadt Luthers, liegt, eingebettet in die Hügellandschaft der Mansfelder Mulde, im östlichen Harzvorland. Es ist eine der ältesten Städte zwischen Harz und Elbe. Das Stadtzentrum mit dem mittelalterlichen Markt, dem Rathaus, den Stadtschlössern der Mansfelder Grafen sowie den stattlichen Bürgerhäusern vermittelt einen Eindruck von der einstigen Atmosphäre. Eisleben wurde erstmals 994 urkundlich erwähnt und erhielt im 12. Jahrhundert das Stadtrecht. Im 15. und 16. Jahrhundert entwickelte es sich aufgrund seiner Lage am Schnittpunkt zweier großer Handelsstraßen und vor allem durch den Abbau und die Verarbeitung von Kupferschiefer zur bedeutendsten Stadt in der einst mächtigen Grafschaft Mansfeld.

Die Erziehung des jungen Luther und seiner zahlreichen (6/8?) Geschwister war durch eine für die damalige Zeit nicht unübliche Strenge gekennzeichnet. Sein Vater war von harter, wenn auch gerechter Schroffheit und züchtigte den kleinen Martin mit Hingabe, bei seiner Mutter brach des Öfteren der Jähzorn durch. Martin hatte es also in seiner Jugendzeit nicht leicht. An diese Strenge erinnerte er sich noch Jahre später, und er vermied sie möglichst bei seinen eigenen Kindern.

Er erzählte u.a.: „Mein Vater stäupte (prügelte) mich einmal also sehr, dass ich ihn floh und ihm gram wurde, bis er mich (wieder) zu ihm gewöhnte. Meine Eltern haben mich hart gehalten, dass ich darüber gar schüchtern wurde. Die Mutter stäupte mich um einer geringen Nuss willen, dass hernach das Blut floss, und ihr (der Eltern) ernst und gestreng Leben (Erziehung), das sie mit mir führten, das verursachte mich, dass ich danach in ein Kloster lief und ein Mönch wurde. Aber sie meinten's herzlich gut, konnten aber die Veranlagungen (das, was vorgefallen war) nicht unterscheiden (richtig einordnen, beurteilen), danach die Strafe einzurichten. Denn man muss also strafen, dass der Apfel neben der Rute sei. Wenn ich jetzt in meines Vaters Haus käme, so sollte mich viel anders ansehen als ehemals (würde man anders mit mir umgehen). Es ist dahin (vergangen). Dass mein Vater mich erzogen hat, das ist das Beste, das von diesem gut geraten ist.“

Wir finden bei Luther also trotz aller Kritik an seinen Eltern eine liebevolle und ehrfürchtige Achtung vor diesen. Sie sind und bleiben für ihn immer trotz ihrer Eigenarten Gottes Stellvertreter. - Man beachte auch, dass Luther rückblickend die Härte der Erziehung für den Eintritt ins Kloster mitverantwortlich macht. Seine mögliche Neigung zur Schwermut und Grübelei wurde durch diese eventuell verstärkt.

Die Eltern und Lehrer Luthers haben ihm und den damaligen Kindern sehr viel Unrecht angetan. Wir sollten uns deshalb fragen: In welchem Alter entwickeln Kinder ein Rechtsbewusstsein? Kinder müssen dafür erst lernen, Eigentum zu respektieren. Und das kann man mit ihnen bereits im Kindergartenalter üben. Wenn das Kind etwa das Spielzeug eines anderen einfach einsteckt, sollten Eltern klar erklären: Das geht nicht, du musst es morgen zurückbringen und um Entschuldigung

bitten. Ab etwa zehn Jahren entwickelt sich das Bewusstsein für Recht und Unrecht. Kinder stehlen dann nicht mehr aus Unwissenheit, sondern aus anderen inneren Antrieben wie z.B. einer Mutprobe.

Auch wenn es widersprüchlich klingt: Bis zu einem gewissen Maß gehören kleine Vergehen wie Lügen oder etwas mitgehen zu lassen zur Entwicklung von Jugendlichen dazu. Wenn sie in der Pubertät sind, wissen sie oft nicht, wie sie mit ihrer Energie umgehen sollen. Sie müssen ausprobieren, wie weit gesetzte Grenzen auch für sie gelten und was passieren kann, wenn sie sich nicht an die Ordnungen halten. Es ist für den Heranwachsenden also eine wichtige Erfahrung, gewisse Grenzen zu überschreiten, wenn dadurch nicht ein schwerer Schaden angerichtet wird.

Eltern müssen zwar klar sagen, dass auch kleine Vergehen nicht in Ordnung sind, aber im Innern sollten sie eine wohlwollende Haltung einnehmen. Wenn herauskommt, dass das Kind ein Unrecht begangen hat, egal ob es sich um die Kirschen aus Nachbars Garten oder um einen Ladendiebstahl handelt, sollte man dieses mit ihm besprechen, aber nicht anklagend, sondern mit dem Wissen, dass es eine Entwicklungsphase ist und dass jeder Erwachsene in seiner Jugend gewiss auch einmal geflunkert oder Unrecht getan hat. Man sollte dem Kind erklären, dass das nicht richtig war, und es auffordern, zu überlegen, wie es dieses wieder in Ordnung bringen kann. Strenge Strafen bewirken meistens nur einen Trotz. – Alles dieses war den Luthereltern wohl noch unbekannt. Sie meinten vielmehr, dass das Strafen helfen würde, die Gebote Gottes besser zu befolgen.

Mit viereinhalb Jahren kommt Martin in die städtische Schule in Mansfeld und lernt Lesen, Schreiben und Singen und bekommt einen Einblick in die lateinische Sprache. 1491 wechselt er in die Trivial(drei)schule und wird vor allem im Sprachaufbau (Grammatik), im Überlegen (Dialektik), in der Gesprächsführung (Rhetorik) und in Latein unterrichtet. Auch hieran erinnert er sich mit größtem Unbehagen.

Über das Schulleben jener Zeit, das die Kinder durch harte, ungerechte Strafen einschüchterte, schrieb er: „Ein Teil Schulmeister sind grausam wie die Henker. So wurde ich einmal vormittags fünfzehn Mal gestäupt, ohn’ alle Schuld. Denn ich sollte deklinieren (Hauptwörter beugen) und konjugieren (Zeitwörter beugen) und hatte es nicht gelernt (gemeint ist wohl im Unterricht). Viel ungeschickte Schulmeister verderben feine Begabungen mit ihrem Poltern, Stürmen, Streichen (schlagen) und Schlagen, wenn sie mit den Kindern nicht anderes (auf andere Art und Weise) denn gleich als ein Henker oder Stockmeister mit einem umgehen. Wenn er (der Lehrer) ein Wüterich ist, so macht er entweder verzagte oder verzweifelte Kinder (aus ihnen), die tun danach (später), was sie sonst wohl ließen.“

Kinder zur Schule zu schicken war damals sehr kostspielig, und der Vater hatte im Bergwerk dafür sehr hart zu arbeiten. Aber weil Martin das älteste lebende Kind war, ließ sich der Vater dessen Ausbildung etwas kosten. Natürlich glaubte er deshalb auch, über den beruflichen Weg des Sohnes entscheiden zu können. Neben die Strenge tritt also auch seine Fürsorge.

Nach seiner Schulzeit in Mansfeld wurde Luther 1497 für ein Jahr nach Magdeburg, vermutlich auf die dortige Domschule, geschickt. Von 1498 bis 1501 besuch-

te er die Georgenschule in Eisenach. Er war dort als fleißiger, begabter und bescheidener Junge bei Lehrern und Schülern beliebt. Er erinnerte sich immer gerne an seine dortige Schulzeit und nannte Eisenach „meine liebe Stadt“. - Zu seiner Zeit haben die Kinder wohlhabender Eltern vor den Türen der Bürger, um Brot zu erhalten, gesungen (Kurrendesingen), damit sie später die Wohltätigkeit nicht vergessen.

Im April 1501 begann Luther in Erfurt ein vierjähriges Philosophiestudium im „Collegium maius“ (gehobene Schule). Dieses Grundstudium der Sieben Freien Künste schloss er 1505 erfolgreich als „Magister Artium“ (Meister der Künste) ab. Dort hatte er sich auch dem humanistischen Kreise angeschlossen, der sich an dieser „Universität“ gebildet hatte. Dadurch fand er zu den römischen Schriftstellern. Mit seiner humanistischen Bildung war es aber nicht weit her. Er blieb innerlich strenger Katholik.

Luthers Erlebnis bei Stotternheim. Die Höllenängste. Der Eintritt ins Kloster

Im Sommersemester 1505 begann Luther, besonders auf Drängen seines Vaters, das Studium der Rechtswissenschaften in Erfurt. Der Sohn sollte es als Jurist einmal besser haben als er selber. Doch dieses schloss er nie ab. Sechs Wochen nach Semester(Vorlesungs)beginn, am 20. Juni 1505, reiste er nämlich, wahrscheinlich aus familiären Gründen, nach Mansfeld.

Auf dem Rückwege am 2. Juli veränderte dann ein einschneidendes persönliches Erlebnis sein Leben voll und ganz. Bei dem Dorf Stotternheim, sechs Kilometer nördlich von Erfurt, entlud sich nämlich über ihm unerwartet ein Gewitter, und neben ihm schlug plötzlich ein Blitz ein (Baum?), wodurch Martin zu Boden geschleudert worden sein soll. So wird es jedenfalls immer wieder erzählt. Luther soll dabei einen furchtbaren Schrecken bekommen und in seiner Todesangst ein Stoßgebet an die Heilige Anna gerichtet haben, der er gleichzeitig gelobte, Mönch zu werden.

Wir können uns hier fragen, wie andere auf einen Blitzeinschlag reagieren. Waldarbeiter in Südtirol erklärten mir: Wenn wir uns bei jedem Gewitter zurückzögen, kämen wir ja kaum zum Arbeiten. Wenn ich mit meinen Fasten-Wander-Gruppen bei einem Gewitter unterwegs war, ging es einfach weiter. Wir haben jedoch nie erlebt, wie ein Blitz in unmittelbarer Nähe einschlug. Gewitter können große Schäden anrichten. So ein Blitzeinschlag muss furchtbar auf das Gemüt wirken! Aber danach dürfte bei fast allen trotzdem das Leben ganz normal weitergehen.

Bei Luther kam bei diesem Erlebnis jedoch die Vorstellung und Einbildung zum Durchbruch, dass er, wenn ein Blitz ihn träfe, unmittelbar vor dem Richterstuhl Gottes stünde und in die Hölle verdammt würde. Weil er so spontan bereit war, ins Kloster zu gehen, nehmen deshalb viele an, dass diese Entscheidung offenbar schon seit langem vorbereitet war. Ich bin mir da jedoch nicht so ganz sicher.

Freilich, das Unterschwellige kam bei diesem schrecklichen „Todeserlebnis“ zum Durchbruch, aber ein klarer Plan, ins Kloster zu gehen, brauchte deshalb bei Luther noch nicht vorgelegen zu haben. Sein Gelübde war einfach, dem Zeitgeist entspre-

chend, die Flucht nach vorne. - Zeitgenossen, die Luthers Leben beschrieben, malten dessen Schockerlebnis noch weiter aus. Melanchthon weiß dagegen möglicherweise nichts von einem Unwetter. Er spricht nur von einem Schrecken Luthers vor Gottes Zorn, der diesen zum Eintritt ins Kloster veranlasst habe.

Luther sagte später, er sei so benommen gewesen, dass er diese Entscheidung sozusagen willenlos getan habe, und nannte sie ein gezwungen und gedungen Gelübde. In dem Widmungstext einer seiner Schriften vom November 1521 macht er darauf aufmerksam, er sei im Moment seines Versprechens „eingemauert gewesen von Entsetzen und Todesangst“. Er habe einem höheren Willen folgen müssen. Seine Feststellung aus dem Jahr 1531 kann man deshalb auch gut verstehen: „Ich bin nicht gerne Mönch geworden.“ Acht Jahre später formuliert er noch härter; dass er „durch Gewalt Mönch geworden“ sei, durch die Gewalt Gottes, und sein Gelübde hätte er um seiner Seligkeit willen, also um in den Himmel zu kommen, getan.

Es wird häufig daran erinnert, dass die Bergleute an Kobolde und Gespenster aller Art glaubten. Luther, der in dieser Atmosphäre groß geworden war, teilte sicherlich diesen Glauben seiner Umgebung und lebte noch lange tief in einer Welt aus Geistern, Elfen, Zauberern und Teufeln, die ihm unmittelbar greifbar erschienen. Im Kloster hat er den Satan hinter dem Speisesaal-Ofen gehört. Nachts, berichtet er, ist der Versucher an seinem Bett erschienen, um ihm seine Sünden vorzuhalten.

Weil er diese Vorstellungswelt, diesen Aberglauben, verinnerlicht hatte, rief er nicht ohne Grund in seiner inneren Not und Angst die heilige Anna an, die Schutzpatronin der Bergleute. - Offenbar hatte er beim Erzählen dieses Gewitter-Erlebnisses auch von einer Erscheinung gesprochen, denn sein Vater hatte ihm später vorgehalten: „Wie, wenn's ein Gespenst war?“ Dabei kann das Wort Gespenst entsprechend dem damaligen Sprachgebrauch auch im Sinne von Täuschung gemeint sein.

Aber musste er denn gleich geloben, Mönch zu werden? Auf alle Fälle strebte er schon lange vorher nach der höchsten Vollkommenheit. Deshalb kam seine plötzliche Entscheidung sicherlich nicht aus heiterem Himmel, sondern war bereits in seinem Unterbewusstsein vorbereitet. Aus den uns vorliegenden Texten erfahren wir leider so gut wie nichts darüber. Es ist schade, dass Luther nicht aus dem Bannkreis der Kirche herauskam, sondern sich in diesen immer mehr verstrickte.

Es handelte sich bei seinem Gelübde nämlich nicht nur um die persönliche Problematik eines jungen Mannes, der diese mit eigener Kraft zu lösen versuchte. Das ganze Zeitalter litt unter dieser Spannung von Höllenangst und Himmelssehnsucht. Im Blick auf die damalige Zeit kann man deshalb sagen, dass die Entscheidung Luthers, ins Kloster zu gehen, durchaus verständlich war, und man kann ihm glauben, wenn er nach vielen Jahren erklärte, dass er sich deshalb dafür entschieden habe, um nicht verloren zu gehen, sondern das ewige Leben zu erreichen.

Er selbst erzählte später seinen Hörern in der Vorlesung über das 1. Buch Mose, dass er aus der tiefen Überzeugung ins Kloster gegangen sei, Gott dadurch den Gehorsam leisten zu können, den dieser von ihm forderte. „Um meines Heils willen habe ich das Gelübde gehalten (ausgeführt)“, erklärte er.

Die Angst vor der Hölle war nämlich allgegenwärtig. Die meisten damaligen Menschen dürften sich wegen ihrer guten Werke, ihrer Geldopfer und ihrem Besuch von Gottesdiensten und Festen freilich nicht so sehr betroffen gefühlt haben, denn sie hatten dadurch ein gutes Gewissen und gesundes Selbstbewusstsein und hielten sich für anständige Menschen, die sicherlich in den Himmel kämen.

Luther aber war feinfühlig. Er hatte das Bewusstsein, dass er Gott nicht gerecht werden könne und deshalb die Hölle verdiene. Es lässt sich nicht ausschließen, dass Luthers schwermütiger Zustand zusätzlich durch die damalige allgemeine Weltuntergangsstimmung hervorgerufen worden war, die nämlich zu Beginn des 16. Jahrhunderts überall herrschte. Diese bedrückte damals die Menschen und suchte sie in sich wiederholenden Wellen heim. In bis dahin nicht gekanntem Umfang fürchtete jeder Gläubige, dem verborgenen und finsternen Gott im Endgericht gegenüberzutreten zu müssen. Dieselbe Einrichtung, die den Menschen die Vorstellung von einem freudvollen ewigen Leben einpflanzte, zerstört ihnen aber also gleichzeitig diese Hoffnung, weil sie Gott als ein strafendes Ungeheuer hinstellte.

Die Vorstellungswelt des jungen Luther über das Endgericht, den Himmel und die Hölle ist ganz und gar in der Sicht des Spätmittelalters verwurzelt und beunruhigte sein Gewissen. Viele, die sich ohne besondere Schuld und Sünde wussten, waren von diesen Ängsten vor etwas Unbekanntem oftmals ebenso betroffen und geschüttelt wie wirklich Schuldige, die ganz genau wussten, weshalb sie sich vor dem angeblichen Endgericht fürchten mussten.

Die Angstvorstellungen seiner Zeit haben auf Luther abgefärbt. Wir wissen ja, wie leicht diese übertragbar sind. Wenn Eltern z.B. Angst haben, auf den Friedhof zu gehen, überträgt sich oftmals diese Furcht automatisch auf die Kinder. So dürfte sich auch die Angst vor Gott und vor der Hölle auf den kindlichen und jugendlichen Luther übertragen haben. Und jedes Mal, besonders wenn er es mit dem Sterben zu tun bekam, brach sie bei ihm unerbittlich durch.

Bei Stotternheim war es ja auch nicht das erste Mal, dass er sich vom Tode bedroht fühlte. Man denke an seine vorausgegangene schwere Beinverletzung und an den Tod eines Freundes, der jäh aus dem Leben gerissen worden war.

In einem Brief aus dem Jahr 1528 schreibt Luther, dass religiöse Verzweiflung und Schwermut ihm seit seiner Jugend nicht unbekannt gewesen wären. Ebenso stellte sich bei ihm Traurigkeit so häufig ein, dass sie als zu seinem Wesen gehörig angesehen werden muss. Er hält sie deshalb für etwas dem Menschen Angeborenes und ergänzt, dass der Teufel persönlich den Geist der Traurigkeit (*spiritus tristitiae*) nähre und fördere. Wie schwer der Mensch mit ihr fertig werden kann, wird aus folgenden seiner Worte deutlich: Ich zürne mir oft, dass ich so viel vorgelesen, gepredigt, geschrieben habe, wie diese Versuchung der Traurigkeit zu überwinden sei. Bin ich aber selber versucht, so kann ich die Traurigkeit nicht verscheuchen.

Es gehört nicht viel Einfühlungsvermögen dazu, nachzuerleben, wie der Bergmannssohn schon vor dem Erlebnis von Stotternheim des Nachts von seinem Gewissen gequält wurde. Möglicherweise waren die Ängste damals so hartnäckig, dass Luther an den Rand der Verzweiflung geriet. Schließlich wendet er sich an

diejenige Gestalt, die der Vater in rechter Bergmannsfrömmigkeit als seinen Nothelfer ansah, nämlich an die heilige Anna, die Mutter der „Gottesmutter“ Maria, die die Schutzpatronin der Bergleute bis in unsere Zeit ist. Luther dürfte sich aber auch ohne sein Gewittererlebnis früher oder später vor der Klosterpforte eingefunden haben. Zu Luthers Zeiten kam es noch oft vor, dass jemand aus der Welt plötzlich in die Abgeschiedenheit des Klosters ging.

Nach diesem Unwettererlebnis begab sich Luther nun gegen den entschiedenen Willen seines Vaters, der für ihn eine Laufbahn als Jurist, als Rechtsgelehrter, vorgesehen hatte, am 17. Juli 1505 zum Schwarzen Kloster der Augustinermönche, einer strengen Richtung, in Erfurt. Er wählte diese, eine seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bestehende Vereinigung.

Eine gemäßigte Form klösterlicher Gemeinschaft kam für den bis zum Letzen Entschlossenen nicht in Frage. Strenge geistliche Rituale (z.B. Gebete) und Enthaltsamkeitsübungen (z.B. wenig Schlaf, Fasten) nach einem genau geregelten Tagesablauf und das wissenschaftliche Studium bestimmten nun über Jahre hinweg sein Leben. Dieser Orden war nämlich auch wegen seiner Gelehrsamkeit berühmt.

Seine Freunde waren sehr überrascht, als sie von seinem plötzlichen Entschluss hörten, Sie verstanden diesen aber. Und doch rieten sie ihm ab, ihn zu vollziehen, denn sie meinten, sein Gelübde sei nicht bindend. Andere, auf deren Urteil er besonderen Wert legte, warnten ihn jedoch, die Bedeutung seines Gelübdes herunterzuspielen. Sein Entschluss sei unwiderruflich. Wie er zustande gekommen sei, spiele keine Rolle. Nichts könne ihn davon befreien. Im Grunde sieht es Luther ebenso.

Die beiden Wochen, die dem Gewittererlebnis folgten, scheinen keine Zeit des Schwankens gewesen zu sein, obwohl Luther dieser Schritt offenbar nicht leicht fiel. Er meinte vielmehr, dass Gott ihm selbst mit dem Gewitter ein Zeichen gegeben habe, gleichgültig, ob ihm der Eintritt ins Kloster recht war oder nicht.

Es ist zu fragen, ob Luther bei seinem Gewittererlebnis sich nicht auch hätte sagen können: Diese Ängste vor Gott und die Höllenphantasien sind alles Quatsch. Wir müssen uns eine neue Glaubensgrundlage suchen. Anstatt ins Kloster zu gehen, hätte er sich dann evtl. der germanischen Religiosität zuwenden können, sich also auf seine Vor-vorfahren zurückbesinnen können.

Näher hätte es für die damalige Zeit freilich gelegen, sich dem Humanismus, einer am Menschen ausgerichteten Bewegung, zuzuwenden, dort anzuknüpfen und dort sein Heil zu suchen. Aber dazu war er innerlich, ja zeitlebens nicht in der Lage. Er war total der katholischen Vorstellungswelt und der Angst vor der Hölle verhaftet. Davon konnte er sich trotz seines späteren Erlebnisses der Gnade Gottes sein ganzes Leben nicht mehr befreien.

Als ich selbst in meine theologische und glaubensmäßige Krise geriet, hätte ich mich ja auch noch stärker den luth. Freikirchen oder einer Bewegung wie „Kein anderes Evangelium“ verpflichtet fühlen können. Aber nein, ich wurde innerlich dazu gedrängt, weiter die geschichtliche Wahrheit zu suchen, und fühlte mich besonders zur historisch-kritischen Forschung hingezogen. Außerdem schloss ich mich damals einem in meinen Augen sehr freiheitlich gesinnten etwas älteren Studien-

freund an, dessen Vorstellungswelt ich freilich kaum verstand, von dem ich aber den Eindruck hatte, dass er das Lehrmäßige der Kirche hinter sich gelassen hatte.

Luthers Höllenängste steigern sich. In der Beichte findet er keinen Frieden

Nach einer Generalbeichte wurde Martin Anfang September 1505 in den Augustinerorden aufgenommen. Er empfing die Tonsur (ausgeschorene Kopfstelle), erhielt die schwarze Kutte mit der großen Kapuze und dem weißen Skapulier (Überwurf über Brust und Rücken) und wurde bei einer Versammlung von allen Brüdern mit dem Kuss des Friedens für eine Probezeit als Novize (Neuling) aufgenommen.

Oft suchte er nun mehrmals am Tage Zuflucht in der Beichte, um seine Bedenken, dass er Gott nicht genug diene, und um seine Sorge, dass er ein verlorenes Kind Gottes sei, durch die Vergebung des Priesters los zu werden. Aber vergebens. Unmittelbar nach jeder Beichte hatte er ständig das Gefühl, dass es trotz Vergebung immer noch nicht richtig um ihn stehe. Jedenfalls meinte er, dass er sich entsprechend der kirchlichen Lehre eigentlich frei fühlen müsse. Stattdessen trat der Teufel des Nachts immer wieder auf ihn zu, um ihm seine Sünden vorzuhalten.

Er führte die Tatsache, dass die Beichte bei ihm keine Wirkung zeige, allein darauf zurück, dass er noch nicht in der rechten Weise gebeichtet habe. Er zweifelte keinen Augenblick daran, dass die Kirchenlehre, nach welcher der Mensch durch die Lossprechung rein und gleichzeitig frei vor und in Gott sei, irrig sein könne.

Während die anderen Novizen und Mönche durch die Sündenvergebung, soweit sie überhaupt Wert darauf legten, auch zur inneren Ruhe und Beschaulichkeit kamen und alles recht locker sehen konnten, führte Luther ein äußerst ernstes und strenges Leben. Er betet, beichtet, fastet, friert und praktiziert die schwersten Bußübungen. Er legte sich weit über die Ordensregeln hinausgehende Entbehrungen und Züchtigungen auf. Doch trotz aller Selbstquälerei steckt er weiterhin voller Angst und überlegt immer wieder, ob alle diese seine Anstrengungen wirklich genügen. Er kommt jedoch nicht auf dem Gedanken, dass in seiner Vorstellungswelt irgendetwas nicht stimmen könnte, und erklärte später: „Niemals dachte ich, das Kloster zu verlassen. Ich war der Welt ganz abgestorben.“

Er fragt sich sogar manchmal in seiner Verzweiflung, ob der „gnädige“ Gott hier, hinter den Klostermauern, tatsächlich zu finden sei. Möglicherweise dachte er dabei an das Einsiedlerdasein und fragte sich, ob das vielleicht der richtige Weg sei. Das Herz in ihm zitterte und zappelte.

Bisweilen kommt er sogar auf den Gedanken, dass Gott „ein bößwicht sey“ (Bösewicht sei). „Ich hasste den gerechten Gott, der die Sünder straft“, erinnert er sich später. „Als ob es nicht genug sei, dass die elenden Sünder, die auf ewig durch die Erbsünde verloren seien, mit aller nur denkbaren Not durch das Gesetz der Zehn Gebote bedrückt (belastet) wären“. Er fügt hinzu, „Gott (habe) noch (zusätzlich) durch das Evangelium (also durch die Verkündigung Jesu) Schmerz auf Schmerz

hinzugefügt und durch das Evangelium (Jesus) selbst uns seine Gerechtigkeit und seinen Zorn angedroht“. Dem strafenden Gott – ihm sagt Luther den Kampf an.

Luther ist voller Angst, voller Angst wegen seiner Sünden, voller Angst vor seiner Todesstunde, voller Angst vor dem Fegefeuer, voller Angst vor der Höllenstrafe, die ihn letztlich ereilen werde. Immer wieder quält er sich mit der einen Frage, die für ihn im Mittelpunkt steht: „Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?“ Er hatte sein Gleichgewicht verloren. Für ihn gab es keinen Halt, keine Orientierung und keine Sicherheit mehr. Sein natürliches Selbstvertrauen war zerstört. Wer konnte ihm noch Hoffnung schenken? Bei unseren Betrachtungen und Erklärungsversuchen dürfen wir jedoch nicht bei „Gott“ und dessen Gerechtigkeit ansetzen. Das Problem sind vielmehr die Vorstellungswelt, das Gewissen und die Angst Luthers.

War es nicht die Kirche, war es nicht seine Zeit, die ihm nach dem Tode immerwährendes Glück, die ewige Seligkeit und nie endende Freude in Aussicht stellte! Luther hatte diese Vorstellungswelt voll verinnerlicht, sie war seine Welt. Das Leben, so hatte er als Kind gelernt, sei nur ein Übergang, eine Bewährungszeit. Ihren Lebenssinn und ihr Lebensziel hatten seine Zeit und damit auch Luther vollständig in die Zukunft, in die Zeit nach dem Tode, gelegt. Und jetzt sollte auf einmal die Höllenstrafe auf ihn warten! Nein, das konnte er nicht fassen, nicht so stehen lassen, nicht annehmen. Dagegen musste er etwas unternehmen, sich wehren.

Dass die Bibel auch etwas Befreiendes und Erlösendes zu sagen und zu vermitteln hat, dessen ist sich der Mönch zu diesem Zeitpunkt noch nicht bewusst. Er steht erst am Anfang eines harten Weges. Der religiöse Leistungsgedanke beherrscht ihn noch über Jahre, und schwerste innere und äußere Kämpfe stehen ihm bevor, in denen sein alter Glaube durch das Feuer der Selbstvorwürfe gehen muss.

Die Seelsorge seines Beichtvaters von Staupitz und Luthers Priesterweihe

Luthers Seelsorger und Beichtvater Johann von Staupitz bot ihm in dessen Ver zweiflung und Ausweglosigkeit mehr oder weniger echte Hilfe an, denn er konnte ihn gut verstehen, da er anscheinend selbst von ähnlichen Anfechtungen heimgesucht worden war. Er lenkte dessen Aufmerksamkeit von den Einzelsünden auf die Verdorbenheit der menschlichen Natur als solcher und wollte damit zum Ausdruck bringen, dass es bei Luther nicht um dessen Fehlverhalten gehe, sondern um die Last der Erbsünde. Luther verspürte dabei die mitfühlende Anteilnahme und sichere Führung seines geistlichen Leiters.

Nach eigenen Zeugnissen hatte Luther seinem Ordensobersten immer wieder gründlich gebeichtet. Dabei ging es ihm nicht um die Beziehungen zu Frauen, sondern um die „rechten Knoten“, also um die Beleidigung und Verletzung Gottes und um sein ewiges Leben. Luther hatte also ein anderes und wohl tieferes Verständnis von Sünde und Beichte als seine Zeitgenossen, die äußerliche Vergehen aufzählten.

Er erklärte: „Wo mir Doktor Staupitz oder vielmehr Gott durch Doktor Staupitz nicht aus den Anfechtungen herausgeholfen hätte, so wäre ich darinnen ersoffen

und längst in der Hölle. Ich hab all mein Ding von Doktor Staupitz, der hat mir dazu verholffen“, und er schrieb ihm später dankbar: „Durch Dich ist mir das Licht des Evangeliums in meinem Herzen aufgegangen.“

Staupitz lässt nicht nach, Luthers Sündenangst als übertrieben, ja als selbstgemacht hinzustellen. Als dieser klagt: „O meine Sünde, Sünde, Sünde!“, wirft ihm der Beichtvater entsprechend dem allgemeinen Verständnis von Sünde vor, er habe gar keine echten, rechtschaffenen Sünden zu beichten, etwa Elternmord, öffentliche Lästerung, Ehebruch, Verletzung der Heiligkeit Gottes und dergleichen, und er versucht, ihm die Ursache seiner Verzweiflung bewusst zu machen, indem er ihm erklärt: „Gott zürnt nicht mit dir, sondern du zürnst mit Gott“. In seinen Tischreden später nennt Luther dies ein herrliches Wort.

In einem Brief an Staupitz schreibt er: „Da nahm ich Euer Wort wie eine Stimme vom Himmel in mich auf, dass es keine wahre Buße (Umkehr) gibt als die, welche mit der Liebe der (zur) Gerechtigkeit und zu Gott anfängt. Und dass eben dies (die Liebe zu Gott) vielmehr der Anfang der Buße ist, was von jenen (gemeint sind wohl die Priester und die Gläubigen) als ihr Ziel und ihre Vollendung erachtet (angesehen) wird. Dieses Euer Wort haftete in mir wie die scharfen Pfeile eines Starken, und ich begann es alsbald mit den Schriftstellen (der Bibel) zu vergleichen, die von der Buße (Umkehr) handeln.“

Staupitz gibt Luther also Hilfestellungen, aus dem Teufelskreis einer leistungsorientierten Gerechtigkeitsfrömmigkeit herauszukommen. Gleichzeitig bemüht er sich, den an sich selbst verzweifelnden Mönch vor Aufgaben zu stellen, die zu dessen Problematik passen und auch für seine Begabungen angemessen sind.

Er will ihn offenbar durch eine intensive und verantwortungsvolle Beschäftigung aus seinem in sich selbst Verkrümmtsein herausführen. Das ist aus psychologischer und pädagogischer Sicht sehr gut gemeint und hilft vielen. Er fordert ihn auf, Prediger zu werden, Theologie zu studieren und den Doktor der Bibel zu machen und erklärt immer wieder: „Herr Magister, Ihr solltet den Doktorgrad erwerben (und Prediger werden), so kriegt Ihr etwas zu schaffen.“ Er bedenkt freilich nicht, dass er durch die Empfehlung dieser Studien bei Luther erst einmal das Gegenteil erreicht, nämlich dass sich dieser immer mehr in seine Wahnvorstellungen hineinsteigert.

Luther setzt sich heftig zur Wehr und schützt mancherlei Gründe vor, dass er nicht der geeignete Mann für solche Aufgaben sei. Auch gebe es gesundheitliche Probleme. Die geschwächte Gesundheit Luthers ist wohl eine Folge der klösterlichen Strapazen. Staupitz bleibt die Antwort aber nicht schuldig: „Wisset Ihr nicht, dass unser Herrgott viel große Sachen auszurichten hat? Da bedarf es viel kluger und weiser Leute dazu, die ihm (Gott) raten helfen (zur Seite stehen). Wann immer Ihr dann auch sterbet (bis ihr sterbet), so müsst Ihr sein Ratgeber (Mitarbeiter) sein.“ Bald fügt sich Luther.

Im April 1507 wird Martin Luther zum Priester geweiht und liest am 2. Mai in der Augustinerkirche seine erste Messe (Abendmahlsfeier). Dabei erdrückt ihn fast das Bewusstsein, vor dem Angesicht der Majestät Gottes zu stehen, denn innerlich ringt er weiter mit diesem. Er möchte den Altar verlassen, statt gemäß der erlangten

Amtsvollmacht die heilige Wandlung zu vollziehen. Er berichtet: „So bin ich einst, als ich noch Mönch war und erstmals bei der Messe die Worte las: ‚Dich also, gnädiger Vater‘, und weiter: ‚Wir opfern dir, dem Lebendigen, Wahren und Ewigen‘, völlig starr und entsetzt gewesen ob (wegen) diesen Worten. Denn ich dachte: Wie soll ich eine Majestät von solcher Größe anreden, da schon beim Anblick oder der Unterredung mit einem Fürsten oder Könige alle verzagen müssen.“

Nach der Priesterweihe begann er mit dem Studium der Theologie und begab sich dazu bereits 1508/09 nach Wittenberg, wo Staupitz einen Lehrstuhl für Bibelauslegung hatte. 1512 geht Luther dann auf dessen Empfehlung ganz an die dortige 1502 neu gegründete Universität, um Professor zu werden. Aber nur unwillig verließ er Erfurt, denn er hatte diese Stadt sehr geliebt. Freundschaften aus jener Zeit hielten ein Leben lang.

Es geht im Leben um echte und tiefe Geborgenheit

Die Frage nach Geborgenheit beschäftigt den Menschen damals wie heute

Unangemessene Angst und Panik

Was ist eigentlich Angst? Es ist die empfundene Vorwegnahme eines oft katastrophalen Erlebnisses, das auf einen zukommen könnte. Ängste treten bei manchen Menschen sogar in Situationen auf, die den meisten anderen völlig unbedrohlich erscheinen. Erinnert sei nur an die Flugangst. Es fürchten sich rund ein Fünftel der Deutschen vor dem Fliegen, obwohl die Wahrscheinlichkeit eines Absturzes verschwindend gering ist. Es gäbe angeblich kein sicheres Verkehrsmittel, wenn man von Flugkilometern pro Passagier ausgeht. Bei Flugstunden pro Passagier soll die Zahl der Todesopfer jedoch über dreimal so hoch wie bei der Bahn liegen. Ich kann diese Angaben leider nicht überprüfen.

Es gab Soldaten, die nicht in der Lage waren, mit einem Fallschirm abzuspringen, und die dann, wenn sie gestoßen wurden, in furchtbare Panik gerieten. Andere können nicht über Brücken gehen oder sich an einer Hafenmauer aufhalten. - Auf der anderen Seite gibt es auch Menschen, die ihr natürliches Verhältnis zur Angst verloren haben, weil diese Furcht besonders in der Kindheit gewaltsam unterdrückt und verdrängt worden ist. Diese Menschen sind dann in ihrem Leben, weil sie sich nicht mehr richtig vorsehen, sehr gefährdet.

Die Angst befällt die Furchtsamen unangemessen stark und oft sehr lange. Sie ist für sie nahezu unkontrollierbar. Die Sinne werden überwältigt, noch ehe der Verstand etwas regulieren kann. Dieser bleibt gewöhnlich machtlos gegen die Eindrücke. In einem solchen Falle beherrscht diese Menschen nicht mehr eine sachlich begründete Angst, sondern eine Panik. Die Vorstellung eines Unfalls wirkt auf ihr Gemüt genauso, wie wenn sie tatsächlich einer Katastrophe ausgesetzt wären.

Statt die eingebildeten Gefahren nicht zu beachten, erfüllt diese Menschen eine verzweifelte Hilflosigkeit und manchmal sogar ein Panikanfall, der vielen Betroffenen wie ein Herzinfarkt vorkommt und sie Todesängste ausstehen lässt. Ihre Ängste sind völlig unbegründet und vom logischen Denken nicht nachzuvollziehen. Trotzdem tun diese Furchtsamen alles, um den Auslösern aus dem Wege zu gehen, anstatt diese Ängste aufzuarbeiten, mit ihnen fertig zu werden und sie zu überwinden. Behandlungsbedürftig wird die Angst spätestens dann, wenn die Betroffenen sehr stark unter ihr leiden oder wenn diese beginnt, ihr Leben spürbar zu belasten.

Die Erfüllung des Lebens: Damals der Himmel, heute der Wohlstand

Heute bestimmt nicht die Kirche allein (man könnte wohl eher sagen kaum noch) das allgemeine Denken, die menschliche Vorstellungswelt und das persönliche Empfinden, sondern in erster Linie die Wirtschaft und von ihr abhängig die Politik, die Zeitungen, das Fernsehen und die schulischen Einrichtungen.

Was wird denn unseren Kindern bezüglich der Sinnerfüllung und des Lebensglücks übermittelt und beigebracht? Denken sie nicht: Wenn ich einmal groß bin, dann kaufe ich mir ein Auto, baue mir ein Haus, habe zwei Kinder und verreise viel. Beim Erreichen dieser Ziele werde ich zufrieden sein und mich glücklich fühlen. Wird ihnen dieses nicht auf den Werbeprospekten, in den Illustrierten und bei der Fernsehwerbung ständig vorgegaukelt und eingehämmert! Alle Gesichter in der Reklame machen doch einen äußerst glücklichen Eindruck.

Wir dürfen uns nicht daran stoßen, dass einmal die Erfüllung des Lebens in die Zeit nach dem Tode und einmal in das Erwachsenenleben gelegt wird. Der Kirche brachte es mehr Einfluss und Macht, wenn sie den eigentlichen Sinn des Lebens und die Lebenserfüllung in die Zeit jenseits des Todes legte. Der Wirtschaft würde diese Ausrichtung auf das Jenseits kaum Machtzuwachs bringen. Also siedelt sie das Lebensziel im Diesseits an. Weil die Menschen damals aufgrund der Verkündigung der Kirche das Weiterleben nach dem Tode für eine Wirklichkeit hielten, glaubten sie auch allen damit verbundenen Unsinn.

Und heute glaubt man ebenso naiv an das, was uns die Wirtschaft vortäuscht. Der Mensch ist der gleiche geblieben. Er ist vertrauensselig und lässt sich, heute wie damals, nur zu leicht beeinflussen, egal ob das Vergnügen angeblich erst im Jenseits liegt oder schon hier auf Erden zu finden ist. Weil er zu wenig kritisch ist, kann er nicht anders denken und empfinden, als es ihm eingetrichtert wird.

Unsere Wirtschaft heute arbeitet also nicht anders als die Kirche damals. Auch sie verspricht den Himmel, dieses Mal den irdischen. Und jedermann ist begierig, an diesem Wohlstandsparadies teilzuhaben. Aber der Weg dorthin führt, so lehrt es die Wirtschaft gleichzeitig, nur über den Verbrauch. Wer nicht konsumiert, gemeint ist einkauft, kann am irdischen Paradies keinen Anteil haben. Nur: Um kaufen zu können, braucht man Geld. Und wer Geld haben will, der muss normalerweise arbeiten.

Weil gewisse Menschen nun so manches besitzen möchten, auch wenn sie es im Grunde gar nicht wirklich benötigen, arbeiten sie sich kaputt. Und wer verdient daran in doppelter Weise? Natürlich die Wirtschaft, wie ehemals die Kirche, denn

einmal zahlt sie teilweise Hungerlöhne, zum anderen bringt der Umsatz Geld und Gewinn. Unsere Wirtschaft ist heute teilweise ebenso raffgierig, verdorben, skrupellos und zur Bestechlichkeit bereit wie damals die Kirche.

Das Wohlstandsparadies ist heute für viele ein ebensolches Ziel wie damals der Himmel. Heute erwirbt man sich den Wohlstand durch Arbeit und Geldverdienen. Damals verdiente man sich den Himmel durch das Halten der Gebote Gottes, durch Beichten, Fasten, Wallfahrten, Almosengeben und Ablasszahlungen.

Das heutige übertriebene Arbeiten ist, wenn man so will, ebenso aufwändig wie das damalige Erfüllen der Kirchenvorschriften. Dabei wäre es heutzutage gar nicht nötig, „alles“ haben zu wollen, z.B. ein großes Haus, einen Wohnwagen, ein Motorboot oder weite Urlaubsreisen. Und damals wäre es nicht notwendig gewesen, sich den Himmel erzwingen zu wollen, weil es diesen gar nicht gab. Aber wer ahnte das!

Jetzt war die Kirche aber so gemein, mit einer gnadenlosen ewigen Höllenstrafe zu drohen, vor der man in panische Angst geriet. Das erhöhte die damaligen persönlichen Bemühungen und Aktivitäten, um in den Himmel zu kommen. Heute ist der, der nicht so viel Geld zur Verfügung hat, eben arm, arm dran, aber er kann sich trotzdem, wenigstens in unserer Gesellschaft, mehr schlecht als recht durchschlagen und zusätzlich einige Freuden genießen.

Angenommen, man arbeitet nicht so viel. Ist es da nicht auch himmlisch, für seine Familie, seine Ideen, seine gesellschaftlichen Aufgaben und sich selbst mehr Zeit zu haben! Damals dagegen warteten auf den, der in seinem Gemüt sehr empfindsam war und nicht genügend für sein Heil leistete, die ewigen Feuerqualen. Das Leben damals war also noch wesentlich leidvoller, verzweifelter, trost- und aussichtsloser als in unserem Wohlstandsstaat heute.

Aber auch heute droht die Wirtschaft ständig mit Wirtschaftsrückgang und Arbeitslosigkeit und macht uns auf diese Weise ebenso Angst wie damals die Kirche. Dadurch kann sie auch zu ihrem Vorteil menschenverachtende Forderungen und teuflische Parteiprogramme durchdrücken.- Ginge es freilich nur nach der Wirtschaft, hätten viele in der Tat nichts zu lachen und würden verhungern.

Luthers Frage nach dem gnädigen Gott ist im Grunde keine andere als die nach einer starken Sicherheit und einer tiefen Geborgenheit im Leben. Weil in der Kirche leider immer noch die Phantasievorstellung von einem personhaften Gott lebendig ist, wurde in dieser bis heute nicht begriffen, dass es sich im ausgehenden Mittelalter bei der Frage nach dem gnädigen Gott um nichts anderes handelte, als um die Suche nach einem Behütetsein im Leben. Das Verständnis von Geborgenheit ist in jedem Kulturkreis und in den unterschiedlichen Zeitepochen anders. Im ausgehenden Mittelalter sehnte man sich nach dem Himmel und wurde auf dem Wege dorthin durch die Kirche und ihre Ordnungen und Gesetze eingeengt, verunsichert und verängstigt. Heute möchte man sich in seinem Erdenleben wohl fühlen, weiß sich dabei aber gleichzeitig vielfach durch die Wirtschaft gegängelt.

Kaum ein Mensch merkt jedoch die inneren Widersprüche und den Betrug seiner Zeit, weil er entweder zu oberflächlich fühlt und denkt oder aber weil er zu bequem ist, die gesellschaftlichen Spannungen auszuhalten und zu lösen.

Sowohl die, die Luther damals nicht verstanden hatten und ihn von seinem Weg abhalten wollten, wie z.B. Dr. Eck, wie auch heute die vielen Menschen, die die Ordnungen unserer Gesellschaft einfach hinnehmen, haben von den in ihrer Zeit herrschenden Unsicherheiten, Widersprüchlichkeiten und Brutalitäten entweder noch nichts gemerkt oder wollen diese nicht wahr haben.

Heute müsste sich doch jeder Einsichtige sagen, dass unser Wohlstand in erster Linie auf der Ausplünderung der Erde, auf der Zerstörung der Natur und auf der Ausbeutung der armen Völker beruht. (Ich will freilich nicht bestreiten, dass durch die Technik auch vieles vereinfacht und machbar wird.) Wer das aber begriffen hat, muss sich folgerichtig auch sagen, dass dieser Wohlstand die Lebensqualität nach und nach herabsetzt und langfristig die Lebensbedingungen in erschreckender Weise verschlechtert wenn nicht sogar unmöglich macht. Wer also bereit ist, dem Wohlstand unserer Gesellschaft auf den Grund zu gehen, der wird das versprochene Paradies als einen reinen Bluff erkennen. Denn von unserer Erde bleibt letztlich nichts anderes übrig als eine Müllhalde, auf der man nicht einmal mehr Luft zum Atmen und Wasser zum Trinken hat.

Damals war der Gott, wie sich viele ihn vorstellten, grenzenlos unbarmherzig, weil er seine Geschöpfe ins ewige Verderben stieß. Nicht anders ist letztlich auch unser ausbeuterisches Wirtschaftssystem. Es verfolgt praktisch, wohl unbewusst, das eine Ziel, nämlich den Menschen und die wunderbare Schöpfung auf unserem Planeten weitgehend zu vernichten. Deshalb ist diese Wirtschaftsordnung tatsächlich ebenso rücksichtslos und unbarmherzig wie damals die Kirche und ihr Gott.

Wenn man jedoch unsere Wirtschaft mit der damaligen Kirche vergleicht, war letztere im Grunde noch harmlos. Denn sobald dieser Gott wieder aus dem Bewusstsein verschwindet, wäre die Welt weiterhin in Ordnung. Die Folgen der Wirtschaft sind jedoch nicht wieder gut zu machen. Trotzdem wird uns von unseren Ministern und Wirtschaftsbossen immer wieder eingehämmert: „Das kriegen wir alles in den Griff. Der Mensch ist so erfinderisch, dass er diese zerstörerischen Folgen alle wieder ausgleichen kann.“ Pustekuchen, Verdummung, Lüge!

Es mag 1971 gewesen sein. Ich wachte früh auf und blickte wie in einem Traum vom Atlantischen Ozean auf Europa. Spanien und Frankreich sah ich ganz deutlich vor mir. Aber was musste ich entdecken: Alles war Wüste, nichts als Wüste. Und die wenigen Menschen, die ich erblickte, krochen, völlig verdurstet, nur noch auf allen Vieren vor sich hin. Dieser Anblick erschütterte mich maßlos. Sollte dies das Ergebnis der Bemühungen um unseren Wohlstand sein, und das Ziel unserer Ausplünderung der Erde und der Umweltzerstörung! Was hätten dann noch alle Anstrengungen für höhere Ziele und das Bemühen um eine Rettung der Erde für einen Zweck! Diese meine Schau scheint freilich sehr extrem, sie bestätigt sich aber leider immer mehr. Tatsächlich breitet sich die Saharawüste bereits auch in Europa aus!

Jetzt könnten doch ein etwas nachdenklicher junger Mann oder ein Mädchen sich sagen: Wenn das also das Ergebnis unseres Glücks auf Erden ist, was hat dann das Leben noch für einen Wert! Gut, ich könnte noch einigermaßen zufrieden leben, aber ich muss mit ansehen, wie meine Mitmenschen für ihre Glücksgüter alles kurz

und klein hauen, und in dem Bewusstsein leben, dass die Menschheit wegen dieser Gier und Habsucht keine Zukunft mehr hat. Das halte ich einfach nicht aus!

Ein weiteres Problem ist das starke Anwachsen der Bevölkerung. Und wenn dann jeder auch ein Auto haben und Urlaubsreisen machen möchte! Deshalb habe ich, dürfte man sich sagen, wenn ich mir das bewusst mache, einfach keine Lust und Kraft mehr zu leben. Und schon könnte bei ihnen eine Krise ausbrechen und sie schwermütig werden und verzweifeln, ähnlich wie dies bei Luther der Fall war. Richtig, Luther hatte Angst vor der Hölle. Aber ist es nicht auch für ehrliche, gewissenhafte und anständige Menschen die Hölle, in einer so mörderischen Umgebung und mit solchen Zukunftsaussichten für die Menschheit zu leben!

Sie möchten raus aus dieser menschenfeindlichen und alles zerstörenden und vernichtenden Welt, weil sie es hier nicht mehr aushalten, können es aber nicht. Deshalb bemühen sie sich, selber ganz bescheiden zu leben und einen sozialen und umweltschonenden Beruf auszuüben, über den sie anderen Menschen helfen und sie dementsprechend erziehen können.

Wer also noch so viel Idealismus besitzt, dass er Entwicklungshelfer oder Arzt oder Krankenschwester oder Fürsorger wird, der wird dann, wenn er diesen Beruf ausübt, entdecken müssen, wieviel Zerstörung er in diesem Beruf trotzdem ganz unbewusst und nebenbei anrichtet. Wie viele junge und auch ältere Menschen können es heute nicht mehr verantworten, Automechaniker zu sein oder elektrische Geräte zu verkaufen, in der Chemie zu arbeiten oder in der üblichen Landwirtschaft tätig zu sein. Aber womit bietet ihnen diese Welt sonst eine Überlebensmöglichkeit?

Diesen Menschen ist als Kindern ans Herz gelegt worden, die Tiere zu lieben und keine Blume zu zertreten. Sie, die damals empfänglich für diese Fürsorge der Natur gegenüber waren und in denen eine Ehrfurcht vor allen Lebendigen gewachsen ist, sollen nun Äpfel essen, für deren Reifung Unmengen von Lebewesen durch giftige Spritzmittel vernichtet wurden, und sie sollen an Schreibtischen arbeiten, für die die Natur schützenden wichtigen tropischen Regenwälder abgeholzt wurden.

Immer wieder fällt ihnen das Wort ein: „Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es fühlt wie du den Schmerz!“. Aber es ist niemand da, der sie in ihrem Kummer und ihrer Verzweiflung versteht. Sie machen sich mit ihrem Empfinden nur lächerlich. Schwermütig ziehen sie ihren trostlosen Weg und haben Angst vor dem nächsten Tag. Immer wieder müssen sie die Lebenszerstörung in ihrer brutalsten Weise erleben. Ihre Zukunft wird ihnen immer düsterer. - Erging es nicht Luther ebenso!

Gewitterwolken ziehen über ihnen zusammen, in denen sie den drohenden Zusammenbruch spüren. Luther erschrak beim Gewitter, das mit seiner Todesdrohung für ihn Ausdruck des Untergangs und Endes war, so, dass er vor dieser Welt floh und ins Kloster flüchtete. Wie vielen Menschen begegnen wir, die sich in einer ebensolchen Untergangsstimmung und Hoffnungslosigkeit befinden. Da stirbt die kleine Schwester an Krebs, man wird wegen der vergifteten Nahrung schwer krank, man sieht Filme vom Giftskandal in Seveso (Schweiz), bei dem Babys als Krüppel zur Welt kamen, oder hört Berichte von den Atomkraftwerksunglücken Three Miles in den USA, Tschernobyl in der Ukraine und Fukushima (2011) in Japan.

Viele heutige Menschen teilen mit Luther das Schicksal des Verzweifeln. Sie werden nicht mehr fertig mit den Widersprüchlichkeiten des Lebens. Sie sehnen sich nach tiefer Geborgenheit und können diese in unserer Gesellschaft nicht finden. Tag und Nacht grübeln sie und finden innerlich keine Ruhe. Ihre Gedanken bringen sie kein Stück weiter, denn das Problem ist für sie nicht nur die Lebenszerstörung, sondern auch die Sinnfindung in einer sich zerstörenden Welt. Was hat das Leben überhaupt noch für einen Wert, fragen sie sich, wenn doch alles zu Schutt und Asche wird und nur eine Wüste übrig bleibt.

Nun, so empfindsam sind nicht alle, sondern nur die allerwenigsten. Aber solche Menschen gibt es, und sie sind sicherlich diejenigen, die der Wirklichkeit am nächsten sind. Ihre Verzweiflung ist ähnlich wie damals die bei Luther, obwohl dieser seine totale Hoffnungslosigkeit, in die er sich verrannt hatte, gar nicht nötig gehabt hätte, da die Hölle nur ein kirchliches Hirngespinnst war. Leider wurde diese Wahnvorstellung von ihm und den meisten seiner Zeitgenossen für eine Tatsache gehalten und ernst genommen. Das Ende der Menschheit und der Untergang weiter Bereiche der Natur scheinen jedoch eine nicht zu leugnende und nicht mehr aufzuhaltende Tatsache zu sein.

Mich belebte eine in London arbeitende indische Mission

Solche Gedanken, Erlebnisse und Erkenntnisse lähmen, sie töten. Man ist zu nichts mehr fähig. Man hat keine Kraft mehr, sich dafür einzusetzen, dass alles noch einmal besser wird. Man beschäftigt sich vielmehr Tag und Nacht nur noch mit der Lebenszerstörung um einen herum und verzweifelt dabei an sich selber.

Man weiß, eigentlich müsste man etwas tun, kann es aber nicht. Man grübelt nur vor sich hin oder hockt mit seinesgleichen zusammen und stimmt ein Klagelied nach dem anderen darüber an, wie erschütternd und vergeblich alles ist. Aber ein neuer Geist, ein neuer Lebensmut zieht nicht in einem ein. Die Zermarterungen und Selbstzerfleischungen nehmen zu und füllen das Leben nun aus. So jedenfalls war es mir über Jahre ergangen.

Im Herbst 1973, als Siebenundzwanzigjähriger, besuchte ich interessehalber wiederholt in London den Tempel der indischen Divine Light Mission (Göttliche Licht-Mission), wo sich sehr viele Jugendliche trafen. Viele von ihnen waren, bevor sie mit dieser Mission in Berührung gekommen waren, sehr heruntergekommen und teilweise auch drogenabhängig. Nun arbeiteten sie aber dort freiwillig und bauten ihren Tempel aus. Auch gingen sie in die Straßen und erzählten, dass sie in ihrem Leben nun einen Sinn sähen und sich glücklich fühlten.

Überall hatte ich bisher gehört und auch selbst den Eindruck gewonnen, dass der Mensch viel zu bequem und faul ist, sich für höhere Ziele einzusetzen, selbst wenn er diese erkennt. Ich hatte Psychologie studiert und dabei das Bewusstsein des Menschen untersucht. Dabei war ich leider zu dem gleichen erschreckenden und erschütternden Ergebnis gekommen: Keiner will sich im Grunde umstellen. Und meine Erfahrungen bestätigten mir dies. Realistisch kam ich mir dabei vor und war es wohl auch. Aber was half mir dieser Sinn für die Wirklichkeit, wenn dadurch

gleichzeitig meine Begeisterung, meine Kräfte und mein inneres Feuer abgetötet wurden, mit denen ich die Welt hätte verändern können.

Meinen Glauben an und meine Begeisterung für die Menschen hatte ich mit meinem Sinn für das Tatsächliche, für die Wirklichkeit eingetauscht. Das war ein schlechter Tausch, denn ich war nun jahrelang wie gelähmt. Nur wer den Menschen etwas zutraut, kann auch das Feuer, das in ihm selbst brennt, weitergeben und die Menschen und Massen zu großen Taten begeistern. Kein Wunder also, wenn mein Leben bisher erfolglos geblieben war, das muss ich leider bekennen. Durch die Atmosphäre in diesem Tempel und von der Begeisterung der Jugendlichen wurde ich aber angesteckt und belebt. Ich spürte, wie neue Kräfte in mir einzogen, wie ich wieder Mut und Hoffnung gewann und wie ich auf einmal wieder an den Menschen glauben konnte. Darüber war ich äußerst glücklich.

**Luther flüchtet sich immer mehr in das kirchliche Denken,
anstatt dieses abzuschütteln. Er wird so zum Psychopathen.**

Luther entwickelt ein anderes Gottesbild und Sündenverständnis als seine Zeit

Luther hatte als Kind vertrauensvoll ganz die Vorstellungswelt seiner Umgebung und der damaligen Zeit übernommen und verinnerlicht. Ja, er war sogar so empfindsam und intelligent, dass er das damalige Gottesbild in eine ganz bestimmte Richtung weiterspann und fortführte und sich die Auswirkungen und Folgen dieser Gottesvorstellung bewusst machte. Er sagte sich: Wenn der Gott, an ich glaube, nur diejenigen in sein himmlisches Reich holt, die ihm, d.h. praktisch der Kirche, voll und ganz gehorcht haben, dann habe ich keine Chancen, dorthin zu kommen, denn ich bin nicht so vollkommen, wie er es wünscht. Das quälte ihn maßlos.

Er hatte also nicht nur den strafenden Gott verinnerlicht, sondern auch in seiner Genauigkeit und Ehrlichkeit begriffen, dass bei ihm, der nicht mit sich spaßen lässt, im Grunde kein Mensch gerecht werden kann. Dabei merkte er offenbar gar nicht, dass er ebenfalls ein ganz anderes Sündenverständnis entwickelte als seine Zeitgenossen. Diese standen diesem Gott weitgehend auf Augenhöhe gegenüber und meinten, wenn sie gebeichtet und gute Werke getan hätten, sei die Welt für sie wieder in Ordnung. Sie können Gott von neuem zuversichtlich ins Angesicht blicken,

Luther hatte also in einer gewissen kritischen Art auch eine ganz andere Vorstellung von der Beziehung zu diesem Gott entwickelt. Er ahnte etwas von dessen Heiligkeit und Unnahbarkeit, die er sich einbildete. Er spürte, dass zwischen diesem und ihm selbst ein unendlicher Abstand und ein totaler wesensmäßiger Unterschied seien und dass auch die Beichte, die Sündenvergebung und die guten Werke ihn nicht mit diesem versöhnen können. Und diese Erkenntnis führte bei ihm zu der Gewissheit, dass der Mensch, d.h. auch er selbst, diesem unnahbaren Gott nie gerecht werden könne.

Die Kirche predigte aber weniger die Heiligkeit und Unnahbarkeit dieses Gottes als vielmehr seine äußerste Gerechtigkeit, Entschlossenheit, Strenge und Schärfe.

Das war für sie sehr wichtig, denn sie wollte ja mit der Verinnerlichung dieser Vorstellungen bei den Menschen ihre Macht sichern und reich werden. Hätte sie nur von paradiesischen Freuden nach dem Tode geredet, wäre es für die Gläubigen ja gar nicht notwendig gewesen, die Kirche zu beachten, geschweige denn sie zu unterstützen. Deshalb musste die Kirche erstens den Zugang zur ewigen Seligkeit so schwer wie möglich machen und zweitens sich als unumgängliche Vermittlerin zwischen Gott und die Menschen schieben. Das verstand sie großartig. Ohne dass es die Menschen merkten, hatte sie diese total im Griff und konnte sie ausplündern.

Luther steigert sich immer tiefer ins kirchliche Denken hinein

Der Vater Luthers hatte kein Verständnis für die innere Gespaltenheit und die Seelenqualen seines Sohnes. Er wollte, dass dieser am Fürstenhofe eine bedeutende, verantwortungsvolle Stellung übernimmt. Was war schon ein Mönch! In seinen Augen ein Faulenzer, Herumtreiber, Hippie. Seinen Sohn aber beschäftigte die Frage nach dem gnädigen Gott so stark, dass er keinen Wert auf den Juristenberuf und die erfolgreiche Laufbahn legte. Es ging ihm allein um seinen Seelenfrieden.

Sein Vater war aber beim Eintritt seines Sohnes ins Kloster nicht in der Lage, dessen Probleme und Sorgen, die er selber mit verursacht hatte, zu sehen und auf ihn einzugehen. Er war ebenfalls nicht bereit, ihm den Freiraum zu geben, den dieser brauchte, um möglicherweise eine neue Orientierung zu finden. Außerdem hätte er ja auch im Kloster Karriere machen können. Der Vater hatte sich jedoch auf das Jurastudium versteift und sah vielmehr, dass sein Sohn sämtliche gesellschaftliche Freiheiten aufgab und sich für sein ganzes Leben einsperren ließ.

Luther flüchtet sich in die weitgehend strengste kirchliche Einrichtung, ins Kloster, und stürzt sich damit immer tiefer in das kirchliche Denken hinein, anstatt sich zu sagen: Mit diesem ganzen Unsinn und Betrug und dieser lieblosen Menschenverachtung will ich nichts mehr zu tun haben, Er begreift einfach noch nicht, was mit dieser Kirche, ja, was mit der ganzen Gesellschaft überhaupt los ist. Seine vertrauensseligen Kindheitsvorstellungen sind noch zu lebendig in ihm, nämlich dass Mönche und Priester dem ewigen Glück näher sind als gewöhnliche Menschen.

Luther war längst noch nicht soweit wie heute der, der sich bei der Erkenntnis der allgemeinen Lage entschließt, auf einem Biohof zu arbeiten oder in der Entwicklungshilfe tätig zu werden. Er ist eher vergleichbar mit dem, der der Propaganda der Wirtschaft vertraut und sich in die Chemie-Studien hineinstürzt, weil ihm beigebracht wurde, dass durch die Chemie-Wissenschaften die beklagenswerte Weltlage gerettet werden kann. Es ist Luther sicherlich nicht übel zu nehmen, dass er ins Kloster flüchtet. Doch sein Schritt dorthin war im Grunde kein Schritt heraus aus seinem Teufelskreis, sondern vielmehr in eine noch viel tiefere Verstrickung in das kirchliche Denken und in sein Sündenbewusstsein.

Möglicherweise brauchte er diesen Weg und diese sich anschließende lange Entwicklung, um aus seiner seelischen Spannung herauszukommen, weil er sie mit seinem Verstand nicht aufarbeiten und lösen konnte. Die Humanisten waren ohne diese Seelenkämpfe zu weitgehend gleichen Ergebnissen gekommen wie er später.

Sie brauchten nicht erst den gnädigen Gott unter Selbstzermarterungen zu suchen, sondern sie hatten einen vertrauensvollen Zugang zu ihm. Sie konnten deshalb erfreulicherweise auch viel großzügiger mit den Meinungen anderer umgehen als Luther. Was sie nicht schafften, war, die allgemeine Rebellion auszulösen. Durch sie war das Fass komischerweise noch nicht zum Überlaufen gekommen, das Pulver noch nicht explodiert. Das geschah merkwürdigerweise erst bei Luther.

Es bleibt mir jedoch unerklärlich, wie es bei ihm dazu kommen konnte, da seine 95 Thesen (Behauptungen) und seine ersten Schriften doch noch recht harmlos waren. Gläubige Christen würden sagen, dass hier Gott gewirkt habe. Ich kann es mir mit meiner Erklärung jedoch nicht so einfach machen und stehe vor einem Rätsel. Sicherlich hat sein besonderer Weg ihn auch in mancher Beziehung zu einer geistigen Tiefe ohne gleichen geführt und ihn so auf seinen Kampf vorbereitet.

Luther war ein Psychopath

Luther war zweifellos ein Psychopath. Er hatte sich in die Vorstellung und Überzeugung hineingesteigert, dass kein Mensch, auf alle Fälle nicht er, den Anforderungen Gottes gerecht werden könne. Mit dieser Bezeichnung wollen wir ihm nicht Unrecht tun und ihm erst recht keine Vorwürfe machen. Er konnte nichts dafür, dass er sich in diese Richtung entwickelte. Wir können uns höchstens fragen, wie es dazu gekommen sein könnte, dass er so wurde, während seine Spielgefährten, Klassenkameraden, Studienfreunde und Mönchsbrüder sich nicht dementsprechend entwickelten, sondern ihre Beziehung zu Gott gelassener sehen konnten.

Die Psychopathie ist ein Abweichen des psychischen, also des stimmungsmäßigen Verhaltens, vom üblichen im Gefühls- und Willensleben bei normaler Intelligenz. Hierzu zählen alle seelischen Störungen und Fehlverhalten, die sich einer Krankheit wie z.B. der Geisteskrankheit nicht zuordnen lassen. Im Vordergrund stehen Anpassungsschwierigkeiten an die Umwelt. Ursachen sind möglicherweise anlagebedingte und gesellschaftlich bedingte Umstände. Erbliche Belastung und Verwahrlosung treffen bei Psychopaten oft zusammen. Beides dürfte für Luther nicht der Fall sein.

Psychopathen sind also Personen mit unnormalem Charakter und Temperament, die infolge ihres Andersseins mit sich selbst und der Welt nicht zurechtkommen. Sie leiden an ihrer Abnormalität, an ihrer eigenen Seele. Ebenso leidet oft auch die Gesellschaft unter deren Krankheit.

Schon die Vorstellung, dass es einen Gott gibt, könnte einen zum Psychopathen machen. Aber da damals so gut wie alle dieser Vorstellung huldigten, bewegte sich Luther also im gesellschaftlich normalen Rahmen. Nur sein Ohnmachtsgefühl diesem Gott gegenüber und seine unbeschreibliche und fürchterliche Angst vor diesem und das Enden in der Hölle unterschieden ihn von seinen Mitmenschen, die sich mit dieser Art von Gott letztlich abfanden. Luther war zwar bemüht, aus dieser inneren Spannung heraus zu finden, den Ausweg sah er aber nur darin, sich selbst immer größere Forderungen, immer größeren Leistungszwang und immer größere sich selbst zugefügte Quälereien aufzuerlegen.

Es erging ihm wie einem überzeugten Widerstandskämpfer, dem seine Proteste in Briefen, Zeitungsartikeln, Büchern und öffentlichen Vorträgen auf einmal nicht mehr reichten. Er quälte sich damit, sich immer Neues einfallen zu lassen, und fühlte sich auf einmal dazu berufen, einen Umsturz vorbereiten und die Gegner beseitigen zu müssen. Luther genügte alle seine Bemühungen auch nicht mehr, und so entschied er sich zum Äußersten, nämlich ins Kloster zu gehen. Aber dort fing sein Kampf gegen sich selbst eigentlich erst wirklich an.

Nein, wir wollen es Luther nicht übel nehmen und es ihm nicht ankreiden, dass er in dieser Vorstellungswelt und in diesem Wahn voll und ganz aufging. Er konnte ja nichts dafür, dass er diesem Aberglauben zutiefst verfallen war. Er hatte sich als Kind dieser Vorstellungswelt geöffnet und sie, wie es Kinder eben tun, blind übernommen. Er konnte ja auch nichts dafür, dass er für diesen Unsinn aufnahmebereiter und sensibler war als seine Alters- und Zeitgenossen.

Diese Vorstellungswelt war für ihn nicht nur eine Kulisse, vor der er eben lebte, sondern er nahm sie übermäßig ernst und steigerte sich in sie immer mehr hinein. Er ging bis an den äußersten Rand seiner Phantasiemöglichkeiten und zog die letzten möglichen Konsequenzen. Und diese waren, dass dieser Gott alles unbarmherzig bestraft, was diesem gegen den Strich geht.

Dabei wird doch auch in den Schriften, die Luther im Kloster bearbeitete, immer wieder darauf hingewiesen und betont, dass Gott seinen „Sohn“ Jesus geschickt und am Kreuz geopfert habe, um die Menschen zu versöhnen. Aber dafür hatte Luther zu dieser Zeit offenbar kein Ohr, dazu hatte er keinen Zugang. Und das macht ihn zu diesem absonderlichen, abartigen Psychopathen. Alle anderen spürten noch ein wenig Hoffnung. Er überhaupt nicht. Für ihn war und blieb Gott der Schreckliche, dem man sich nicht einmal mit Furcht und Zittern nähern konnte.

Ist es da ein Wunder, wenn auch dem später zum Priester Geweihten seine Amtsvollmacht, wie er erhofft hatte, nicht die ersehnte Befreiung brachte! Der gottesdienstliche Umgang mit den Sakramenten blieb für ihn über Jahre quälend. Gott ohne Mittler anreden zu müssen ist für ihn immer wieder ein schreckliches, Schauer erweckendes Erlebnis

Und Jesus, der Weltheiland, wurde von diesem Theologen auch immer wieder nur als der Weltenrichter empfunden. Er, der um Versöhnung ringende, in strenger Bußpraxis Stehende sieht sich zu einem religiösen Leistungszwang verdammt, den Gott seiner Meinung nach über ihn und damit über alle Menschen verhängt hatte.

Bei seinem Studium ist Luther einer der ganz wenigen, die mit großem Eifer die Bibel lesen und sich wie kein zweiter in sie vertieft. Aber über Jahre hinweg liest der auf sein frommes Leistungsdenken ausgerichtete Priester über jene Stellen hinweg, die ihm Erleichterung hätten bringen können. Erst nach harten Seelenkämpfen öffnen sich seine Augen und lassen ihn zu einer erlösenden Erkenntnis kommen.

Jedenfalls kann noch der zum Reformator gereifte Martin Luther im Rückblick auf die Zeit in Erfurt und dann in Wittenberg von sich sagen: „Es ist wahr, ich bin ein frommer Mönch gewesen und habe meinen Orden (die Anweisungen) so streng gehalten (ausgeführt), dass ich sagen darf: Ist je ein Mönch in den Himmel gekom-

men durch Möncherei, so wollte ich auch hineingekommen sein. Das werden mir alle meine Klostersgesellen, die mich gekannt haben, bezeugen. Denn ich hätte mich, wenn es (noch) länger gewährt hätte, zu Tod gemartert mit Wachen, Beten, Lesen und anderer Arbeit.“

Und an anderer Stelle erklärt er: „Ich habe auch wollen ein heiliger, frommer Mönch sein und habe mich mit großer Andacht zur Messe und zum Gebet (vor)bereitet. Aber wenn ich am andächtigsten war, so ging ich als Zweifler zum Altar, als Zweifler ging ich wieder davon. Hatte ich mein Beichtgebet gesprochen, so zweifelte ich doch. Hatte ich es nicht gesprochen, so verzweifelte ich abermals. Denn wir waren schlechterdings in dem Wahn, wir könnten nicht beten und würden nicht erhört, wenn wir nicht ganz rein und ohne Sünde wie die Heiligen im Himmel wären.“ Ebenso gesteht er: „So war ich im Mönchtum ein Wollender und Laufender, aber ich kam je länger je weiter davon. Darum, was ich jetzt (d.h. im Jahre 1533) habe, habe ich nicht von jenem Laufen (Eifern), sondern von Gott (geschenkt bekommen).“

Luthers Marsch nach Rom 1510/11

Die strengere und die laxere Richtung der Augustinerklöster in Deutschland

Die Augustiner waren in Deutschland in vier gebietsmäßige Ordensprovinzen aufgeteilt: Rheinland-Schwaben, Köln, Sachsen und Bayern. An ihrer Spitze stand jeweils ein Provinzial. Bei ihnen gab es jedoch eine strengere und eine großzügigere Richtung. Zur strengeren gehörten 29 Klöster, die über Deutschland verteilt waren.

Diese wollten sich verständlicherweise nicht von laxen Provinzialen geleitet wissen, da das ihre strenge Zucht hätte gefährden können. Sie hatten es auch schon so weit gebracht, unter einen eigenen Ordensleiter gestellt zu werden, so dass sie von den Provinzverwaltungen eigentlich vollständig befreit waren. Leiter der strengeren Richtung war für die Zeit von 1503 bis 1520 Johann von Staupitz. Es darf jedoch erwähnt werden, dass man wahrscheinlich in keiner Ordensprovinz über die streng ausgerichteten Klöster glücklich war.

Eine besondere Dichte hatte die strengere Richtung in Sachsen. Der Gedanke, alle sächsischen Augustinerklöster dieser konsequenteren Richtung unterzuordnen, kam deshalb auf. Jedenfalls ist Gerhard Hecker, der z.Zt. Luthers für mehrere Jahre sächsischer Provinzial war, auf diese Idee eingegangen. Außerdem entwickelte sich der Plan, dem sächsischen Provinzial die gesamte strengere Bewegung zu unterstellen. Staupitz schien für dieses Doppelamt der geeignete Mann zu sein.

Einer dahingehenden Regelung hatte Rom bereits zugestimmt. Diese war für die Gesamtheit der Klöster jedoch nicht ganz zufriedenstellend, denn die strenger ausgerichteten waren missionarisch sehr aktiv. Sie wollten die weniger konsequenten

nicht nur beeinflussen, sondern sie auch gesetzlich an die strengeren Regeln binden. Derartige Bestrebungen waren in Schwaben und Köln gerade in Gange.

Was wäre dabei aber herausgekommen, wenn der sächsische Provinzial von Staupitz sich in die anderen Provinzen ständig hätte einmischen können. Stadträte hatten strengere Klöster gerne gefördert, weil die Mönche dort nicht nur Bettler, sondern gelehrte Theologen waren. Sie hatten die Befreiung dieser Klöster von den Provinzverwaltungen gefördert oder sogar gefordert. Wären sie aber auch bereit, ihre Klöster plötzlich einem landfremden Provinzial zu unterstellen?

22 der 29 strengeren Klöster erklärten sich mit einer Zusammenlegung der sächsischen Provinz und der strengeren Klöster unter von Staupitz einverstanden. Aber sieben, an der Spitze die beiden größten und einflussreichsten, Nürnberg und Erfurt, lehnten dies ab. Die Erfurter schickten daraufhin einen Dr. Nathin und Martin Luther (war noch in Erfurt) nach Halle (Wohin? Zum Bischof?), um die Erlaubnis zum Widerspruch in Rom zu erhalten. Diese wurden jedoch abgewiesen.

Daraufhin reisten sie, wohl im Auftrag ihres Erfurter Klosters, gleich weiter nach Nürnberg. Der dortige Stadtrat empfand es nämlich als eine Zumutung, statt des bayrischen Provinzials, mit dem man bisher nichts zu tun hatte, plötzlich den sächsischen anerkennen zu müssen. Die dortige Versammlung der Klöster, die sich nicht anschließen wollten, beschloss, sich trotzdem an den Papst zu wenden.

Die Alpenüberquerung und der Gang nach Rom

Für die Verhandlungen mit dem Papst wurden zwei Brüder nach Italien gesendet. Der ältere kannte bereits die dortigen kirchliche Verwaltung und konnte Italienisch. Der andere war Luther. Wir dürfen daraus schließen, dass Martin Luther einer der eifrigsten Gegner dieser Zusammenlegung war (Warum wohl? Wollte er, dass Streit vermieden wird. Ich weiß es nicht.). Mitte November des Jahres 1510 (oder 1511) brachen sie, anscheinend von Erfurt, auf und wanderten zu Fuß in langen und meist recht mühseligen Tagesmärschen. Die Regel der Augustiner Bettelmönche verbot ihnen die Verwendung eines Pferdes oder sogar eines Wagens und ordnete an, dass sie hintereinander marschierten, den Blick immer demütig gesenkt.

Der Weg führte vermutlich entlang der alten Römerstraße über Ulm und quer durch Schwaben und Graubünden, das in der Ostschweiz liegt. Körperlich war dieser Marsch eine ziemliche Strapaze. Die Alpen standen noch nicht in touristischer Bewunderung, sondern waren bei ihrer Überquerung ein schweres Hindernis mit düsteren Felswänden, eine gefährliche Landschaft, der man an den gefährlichsten Stellen Höllennamen gegeben hatte. Gebückt schlich man dahin und musste aufmerksam auf den Weg achten.

Die Septimer-Passstraße, über die man nach Mailand gelangte, war schwierig zu begehen. Kreuze am Wege verwiesen auf die tödlich Verunglückten. „Es ist doch nicht mehr denn (nur) Berg und Tal“, beschreibt Luther die Landschaft. Sonst hat er

nur den stämmigen Körperbau der Bevölkerung in der Erinnerung behalten. „Robustissimi“ (äußerst robust) nennt er sie im Vergleich mit den Thüringern.

Diese Passstraße hatte im Mittelalter den Rang einer Reichsstraße. Sie führte hinab zum Comer See und dann in Richtung Mailand und war die wichtigste Verbindung zwischen Nürnberg und Oberitalien. Sie konnte auch im Winter, obwohl über 2.000 Meter hoch gelegen, bei Frost und Schnee benutzt werden. Mühsam kämpften sich die beiden die Berge hinauf. Der Sturm schleudert ihnen Schnee und Eis entgegen, der schmerzhaft im Gesicht brennt. Irgendwann aber steigen sie dann bewundernd wie alle, die aus Deutschland kommen, nach Como hinab, wo sie sich endlich in der Po-Ebene befinden.

Luther staunt über den dortigen Reichtum. Das Land, von Kanälen durchzogen, ist sorgfältig bebaut. Es existieren hier keine endlos öden Heiden wie um sein späteres Wittenberg herum. „Ein sehr fruchtbar, gut und lustig Land!“, erinnert er sich. Die Leute sind höflich, sie singen und trillern vor sich hin und vergessen nie das Herr oder Frau. Der Wein sei gut und feuriger als der deutsche.

In Mailand möchte er, dankbar für die bisher gemeisterten Gefahren, eine Messe lesen. Aber er erfährt zu seinem Erstaunen, dass dort eine andere Ordnung üblich ist als die römische. „Ihr könnt hier nicht zelebrieren“, sagte man ihm. Er durfte damit erfahren, wie anders und vielfältiger die Welt aussah, als er es gelernt hatte.

In der flachen Poebene regnete es. Die Wege waren schlammig. Nachts froren die Pfützen zu, und wenn die beiden am Morgen losmarschierten, brachen die nur mit Riemensandalen bekleideten nackten Füße durchs splitternde Eis. Die wärmende Sonne brach nicht durch die tief hängenden grauen Wolken.

Von Mailand führte der Weg nach Pavia. Von dort gingen die beiden wahrscheinlich auf der Straße Parma–Bologna–Florenz. Im Regenwetter und erstem Schneetreiben stiegen sie über das Apenninen-Gebirge. Luther klagt über die gefährliche italienische Luft (warum gefährlich?) und das „tödliche Wasser“, vor dem ihn und seinen Gefährten einmal nur der Genuss von Granatäpfeln gerettet habe.

In Florenz leidet Luther wahrscheinlich an einer Darmverstimmung, die weitgehend alle Italienreisenden ergriff. Er sieht nichts von der Pracht der Stadt, lobt aber die Hospitäler: „Königliche Gebäude, mit bester Küche und Getränken, aufmerksame Diener, sehr gelehrte Ärzte, saubere Betten“. Ihm ist das alles bisher unbekannt. Er bewundert auch die Findelhäuser, wo Kinder aufs Beste erzogen werden.

Sicher ist, dass die beiden Klosterbrüder von Florenz aus auf der alten Kaiserstraße weiter zogen, die über Siena, Viterbo und Ronciglione durch die Campagna nach Rom führte. Am meisten belastete sie auch hier die harte Witterung, die in diesem Winter besonders streng war. In Norditalien war dichter Schnee gefallen.

Die gesamte Reise war weitgehend äußerst anstrengend, selbst wenn man berücksichtigt, dass immer für eine Unterkunft in den Klöstern gesorgt war. Von denen, in denen sie sich aufhielten, wird jedoch kein einziges namentlich erwähnt. Freundlich nimmt man die Brüder auf, heimlich jedoch belächelt man deren fromme Einfalt und ihren übertriebenen Glaubenseifer.

Nachts standen sie mit den Mönchen auf und beteten oder fasteten, wenn dies vorgeschrieben war. Tagsüber fühlten sie sich dann oft erschöpft und müde. Immer wieder stellt Luther fest, dass man es hier nicht so genau mit den Regeln und Vorschriften nimmt. „Je näher man Rom, desto böser der Christ“, sagte ein Sprichwort.

Luthers Aufenthalt in Rom

Nach sechs Wochen hatten beide ihr Ziel erreicht und trafen in Rom ein. Luther warf sich beim ersten Anblick der Stadt zu Boden und rief begeistert: „Sei mir gegrüßt, heiliges Rom!“ Gleich hinter der „Porta (Tor) del Popolo“ war ihre Herberge.

Luther hatte keine Augen für die Kunstschatze Roms. Von ihnen war auch viel weniger zu sehen, als man vom Rom der Renaissance erwartet. Für ein armes deutsches Mönchlein war der Zugang zu den Palästen mit ihren Reichtümern sowieso versperrt. Was er sah, war das mittelalterliche Rom. Burgtürme, die als Wehrbauten der bedeutenden Familien gebaut waren, starrten überall aus den Trümmern wie Speerspitzen heraus, Wehrbauten waren auch die großen Häuser der Kardinäle

Eine Festung bildete ebenfalls der Vatikan. Dieser war mit der Engelsburg verbunden, einem gewaltigen und uneinnehmbaren Zentrum, in das die Päpste notfalls flüchteten und auch z. Zt. Luthers recht häufig flüchten mussten.

Überall findet man die hoch aufgehäuften Schutthalden neben den gewaltigen Triumphbögen. Das Kolosseum stand noch in einigen Teilen bis zu den obersten Rängen. Die Wölbungen der riesigen Thermen waren als mächtige Bögen erhalten. Die schmalen Straßen liefen dagegen völlig willkürlich und ohne jede Ordnung. Von der einstigen Millionenstadt war nur ein fast klägliches Bruchteil mit 40.000 Einwohnern übrig geblieben, kaum mehr als Nürnberg und Augsburg damals hatten.

Auf seinen Pilgerwegen fand Luther wiederholt Anlass, das scharfe Durchgreifen des Papstes zu bewundern. Nach Jahren der Unordnung hatte der furchtbare Julius II. (1503-1513) energisch durchgegriffen. „Der Bargell“, erzählte Luther, „der Hauptmann und Richter, reitet alle Nacht mit dreihundert Dienern in der Stadt umher, hält die Scharwache (Kontrollmannschaft) stark. Wen er auf der Gasse erwischt, der muss herhalten (wird untersucht). Hat er eine Wehr (Waffe) bei sich, so wird er entweder gehängt oder ertränkt und in die Tiber (Fluss) geworfen oder ihm eine Wippe (gehängt?) gegeben.“ Der vorgeschriebene Gang zu den sieben Pilgerkirchen war immer noch ein Wagnis, denn einige lagen weit draußen vor der Stadt.

Diese Pilgerreise nach Rom bedeutete für Luther sehr viel. Die heiligen Stätten gesehen zu haben war für viele die Sehnsucht, das größte Ereignis ihres Lebens. So und nicht viel anders sah es auch Luther. Außerdem verbürgte eine Romfahrt großen Ablass. Luther pilgerte zu allen vorgeschriebenen Stationen. Man begann die anstrengende Tour, die aber an einem Tag zu bewältigen war, draußen in der San Paolo-Kirche und wanderte dann nach San Sebastiano, nahe den Märtyrergräbern

in den Katakomben. Gläubig lässt sich Luther belehren, dass hier 46 Märtyrerpäpste und weitere 176.000 gewöhnliche Märtyrer liegen.

Weiter ging es zur Treppe, die Jesus zum Palast des Pilatus hinauf gestiegen sein soll. Unversehrt war sie angeblich 326 von Helena, der Mutter Kaiser Konstantins, bzw. durch Engel nach Rom gebracht worden. Von wann sie wirklich stammt, konnte ich leider nirgends ausfindig machen. Ich vermute jedoch, dass sie 1278 zusammen mit der Kapelle Sancta Sanctorum gebaut wurde.

Die 28 Stufen kniend hinauf zu rutschen bedeutete für jede neun Jahre Ablass. Die mit einem Kreuz bezeichnete Stufe, auf der Jesus zusammengebrochen sein soll, zählte doppelt. Bei dieser Treppe geht, wie selten, der Zweifel durch Luthers Gehirn. „Wer weiß, ob es wahr ist?“ (Von Luther wird erzählt, dass er sie nur halb hinaufgerutscht, dann aber, aus Protest gegen die Reliquien(Überreste)verehrung wieder hinabgestiegen sei. Stimmt sicherlich nicht!)

Weiter geht es zur San Croce(Kreuz)-Kirche mit dem Heiligen Kreuz (an dem Jesus starb), das ebenfalls die Mutter Konstantins in Jerusalem ausgegraben haben soll. Daraufhin zog Luther nach San Lorenzo, Santa Maria Maggiore und schließlich zur Peterskirche. Er hätte gerne im Lateran (päpstlicher Regierungssitz bis 1308) eine Messe gelesen, aber das Gedränge war dort zu groß. Deshalb tat er dies in anderen Kirchen. Auch legte er eine Generalbeichte ab. Viel Zeit dürfte er auch im Gebet zugebracht haben. „Ich glaubte alles“, sagte Luther später und meinte sogar, er habe fast bedauert, dass seine Eltern noch lebten. Er hätte sie sonst durch den Großen Ablass aus dem Fegefeuer in den Himmel bringen können.

Der Rompilger aß damals bei diesem Gang von einer Kirche zur anderen nichts und musste so die Peterskirche erreichen, in der er das Abendmahl einnahm. Über den Petersdom, der damals eine riesige Baustelle war, hat Luther nur wenig berichtet. Er verrichtete dort seine Andacht vor einigen der vielen Altäre. Den Papst bekam er nicht zusehen, der gerade auf einem seiner vielen Kriegszügen war. - Nur ausgefallene Sachen sind Luther in Erinnerung geblieben: Der Strick, an dem Judas sich erhängte, und ein Stein, in den Petrus eine fingerbreite Rinne geweint haben soll, nachdem er Christus verraten hatte.

Luther blieb vier Wochen in Rom und war bei den verschiedenen Gängen dabei, die sein Mitbruder machte. Dieser hatte insofern Erfolg, als von Staupitz 1512 auf seine Pläne verzichten musste und das Amt des sächsischen Provinzials mit dem des Vertreters der strengeren Klöster nicht zusammengelegt werden durfte.

Durch diese Verhandlungen erhielt Luther einen Eindruck von dem riesigen Verwaltungsapparat der Kirche. Er bewunderte die Ordnung: „Da werden die Händel und Gerichtssachen fein regelmäßig gehört, erkannt, gerichtet und erörtert.“ Er hatte allerdings auch die vielen Zahltsche in Erinnerung, die vor jeder Tür auf den langen Fluren standen. Jeder war für Gebühren eines anderen Falles gedacht: Aufhebung von Gelübden, Befreiung von Ehehindernissen, Anerkennung unehelicher Kinder oder „Ausnahmen“, die bei der Finanzpolitik der Kirche die Regel bildeten.

Die Zahl der Verwaltungsangestellten schätzte er auf 3.000, was aber übertrieben sein dürfte wie alles, was er nachträglich über Rom sagte. Kaum fehl ging er

jedoch bei seinem Urteil, dass es hier ebenso zugehe wie bei den großen Märkten in Venedig oder Antwerpen. Ein Aufbegehren fand in ihm damals noch nicht statt.

Dass man in Rom als die beiden vornehmsten Heiligen Sankt „Goldtaler“ und Sankt „Silbergroschen“, also die Bestechung, am meisten verehrte, ohne die nichts zu erreichen war, hatte Luther sicherlich auch bemerkt. Seine Mitbrüder im Kloster erzählten von einem, der auf diese Weise, über die Bestechung, 22 Pfarreien, sieben Propsteien (Kirchenbezirke) und noch weitere 41 Ländereien erworben habe.

Sie berichteten ihm auch, dass sich manche Geistliche in Rom über das Heilige Abendmahl lustig machten und heimlich während der Messe murmelten „Brot bist du, Brot bleibst du.“ Solche Dinge hätten Luther wehgetan, meinte er später.

Luther erfuhr damals in Rom hauptsächlich, dass man sich über den Luxus, die Steuern, das Aneignen von Ländereien und die ständigen Kriege der Päpste empörte. Es wurde auch recht ungeniert über die zur Schau getragene Knabenliebe gesprochen. Aber die genaueren Einzelheiten über das Privatleben der Päpste erfuhren die Fremden weniger, diese blieben den Italienern und Gesandten vorbehalten.

Die Bußprediger der Bettelorden wussten jedoch sehr gut, dass sie am ehesten Zulauf bekämen, wenn sie recht feurig gegen die Verschwendungssucht und den Prunk der geistlichen Würdenträger mit höchst derben und deutlichen Einzelheiten wetterten und wenn sie auf die Liebschaften der Päpste, ihre unehelichen Kinder, ihre männlichen Lieblinge und ihre körperlichen Gebrechen zu sprechen kamen, deretwegen sie diese unbarmherzig verhöhnten.

Luther hat von diesen Anschuldigungen lediglich den allgemeinen Eindruck zurückbehalten, dass in Rom ein solches „Gewürm und Geschwürm“ umherwimmelte wie kaum im alten Babylonien (nach der Bibel das Zentrum der Verkommenheit). Bei Päpsten, die sich diese Vorwürfe verbaten, wurde deren Tod abgewartet. Dann ergossen sich über sie auf allen Plätzen furchtbare Verdächtigungen und Schmähungen, bis man sich den nächsten Papst vornahm.

Ein einzelner unverschämter und verrückter Papst konnte die Kirche nicht gefährden. Es gab ja den Lehrsatz von der Unabhängigkeit des geistlichen Amtes vom Inhaber. Ein kirchliches Amt, ob das des Papstes, eines Kardinals oder eines Priesters, sei über die mögliche Unwürdigkeit des jeweiligen Inhabers erhaben. Was wird aber, wenn ein Papst nach dem anderen, und dieselben immer wieder, sich gleicher oder ähnlicher Verbrechen schuldig machen? Wie stand es da um die Sicherheit des großen, in Jahrhunderten gewachsenen Gebäudes der Kirche?

Man war damals in Rom, ehe die Kirche durch die deutsche Reformation ernstlich bedroht wurde, sehr offenerzig und unbekümmert. Bedeutende Prediger hatten, ohne dass ihnen das jemand übel nahm, Rom als ein Bordell bezeichnet, als die Klärgrube der Christenheit. Große Päpste hatten ihre Vorgänger ohne alle Bedenken aller möglichen Vergehen beschuldigt, wenn ihnen das angebracht erschien. Eine öffentliche Verurteilung gab es nicht. Sie wurde erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts mit der Gegenreformation eingeführt. Gefährlich waren für die Kirche damals wie für die ganze vorhergehende Zeit nur Fragen, die die kirchlichen Lehrsätze betrafen oder kirchliche Einrichtungen grundsätzlich in Frage stellten.

Die Rückkehr Luthers von Rom. Er entwickelt keine Kritikfähigkeit

Nachdem beide Mönche im Februar den noch tief verschneiten Brennerpass überwunden hatten, gelangten sie von Innsbruck, wo sie sich einige Tage Ruhe gönnten, auf der viel begangenen Straße über Partenkirchen etwa Anfang März 1511 oder 1512 nach Augsburg. Ein Gesprächsthema beherrschte zu dieser Zeit gerade die Stadt, nämlich die Jungfer Ursel, das Wundermädchen.

Von weit her kamen Gläubige, um sie zu sehen. Seit Jahren, so wurde berichtet, nehme sie kein Essen mehr zu sich, sondern lebe einzig und allein von der sonntäglichen Hostie (Abendmahlsbrot). Trotzdem sah sie gesund und wohlgenährt aus. Man begaffte sie, betete sie an, stiftete ihr Kerzen und lässt Bilder, die sie darstellen, weihen. Auch Luther begegnet diesem Wundermädchen. Er ist aber nicht ganz von Zweifeln frei, ob da alles mit rechten Dingen zugehe. Tatsächlich hat er Recht, denn ein Jahr später wird diese als Betrügerin entlarvt.

Von seiner Reise, die nachhaltige Eindrücke in ihm hinterlassen hatte, kehrte Luther mit einem reichen Vorrat an Ablässen zurück. Er empört sich zwar auch über diese „unheiligste Stadt der Christenheit“. Damit meint er aber das dortige Leben und Treiben. Alle Entgleisungen und Verbrechen, von denen er gehört hat, bringt er jedoch in keinsten Weise mit dem Papsttum in Zusammenhang. Sie waren lediglich Missstände und keine Flecken auf dem strahlenden Gewand der Kirche. Sie würden sich leicht beseitigen lassen, wenn endlich ein guter Papst die von allen immer wieder erhoffte Reform an „Haupt und Gliedern“ der Kirche in die Hand nähme.

Eindeutig ergreift er weiterhin für den Papst Partei. Als es unter Julius II. (1503-1513) zu furchtbarem Blutvergießen in Venedig kommt, wirft Luther der Bevölkerung z.B. vor, sie hätte sich am Kirchengut vergriffen. Er meint, man hätte den Heiligen Vater zu mehr Barmherzigkeit und Milde, wie es Gottes Wille sei, drängen sollen. Wie fern aller Wirklichkeit bewegst du dich, Luther! Was für ein Träumer bist du!

Nach wie vor ist und bleibt Luther ein treuer Sohn seiner Kirche und meint, dass bis zu einer gründlichen Reform jeder im Kleinen in seinem Wirkungskreis versuchen müsse, es besser zu machen. Seine Stellung zur Kirche hatte sich also in keiner Weise geändert. Erst als er seinen großen Kampf 1517 begann, hat er von ihrer Verderbnis gesprochen, die er angeblich „mit eigenen Augen gesehen“ habe.

Warum erzähle ich von dieser ungeheuren Marschleistung Luthers und seinen vielen damit verbundenen Erlebnisse so ausführlich? Ich tue es nicht, um daran zu erinnern, dass ich selber diese Strecke, Teilabschnitte sogar mehrfach, zurückgelegt habe. Von der Nordseeküste bin ich bis Rom marschiert und habe dabei bis an den bayerischen Alpenrand sogar streng gefastet. Ich trank nur Wasser und habe dabei etwa 15 Kilogramm abgenommen. Auch bin ich nicht so ausführlich, weil mich der Marsch Luthers und seine Streckenführung persönlich sehr interessierten und faszinierten. Nein, diese ausführliche Darstellung ist für mich deshalb so wichtig, weil ich mich darüber wundere, dass Luther bei dieser Tour nicht aus seiner Krise herausfind und den gnädigen Gott entdeckte.

30 Jahre lang habe ich mit Gruppen in ganz Europa und Übersee Fastenwanderungen durchgeführt, die meistens eine, manchmal zwei Wochen dauerten. Mit ihnen wollte ich meinen Mitmenschen helfen, etwas für ihre Gesundheit zu tun, und ihnen ermöglichen, zurück zu einer natürlichen Lebensordnung zu finden.

Mit lag hauptsächlich daran, ihnen zu ermöglichen, über sich, ihr Leben und ihre Lebensumstände nachzudenken, und sie geistig wieder frisch werden zu lassen. Ich hatte nämlich die Erfahrung gemacht, dass man beim Wandern, besonders wenn man mit sich selber alleine ist, wunderbar seine Probleme aufarbeiten kann.

Wenn wir uns bei unseren Veranstaltungen an den Abenden unterhielten, durfte ich erfahren, dass einzelne bei diesen Wanderungen ihre Aha-Erlebnisse hatten und zu neuen Erkenntnissen und zu einer neuen Lebenseinstellung gekommen waren. Wanderungen sind für viele eine Art der Meditation und fördern die Selbsterkenntnis. Man kommt sich selbst näher und findet oftmals Antworten auf Fragen, die einen beschäftigen. Ebenso dürfte das Wandern einen innerlich stark machen.

Luther war auf seinem Rom-Marsch wochenlang den ganzen Tag draußen an der frischen Luft und in der lebendigen Natur. Das war er wie alle seine Zeitgenossen sehr viel. Sie legten die meisten Strecken zu Fuß zurück. Wenn er damals von Erfurt oder Wittenberg aus unterwegs war und bestimmte Ziele ansteuerte, war er eventuell mit den Menschen beschäftigt, mit denen er ging oder zu denen er wollte.

Bei seiner Romtour war er jedoch sicherlich kaum abgelenkt, sondern hatte viel Zeit, nachzudenken und seine Probleme aufzuarbeiten. Er schleppte ja seit seiner Studienzeit (1501) und seinem Gewittererlebnis 1505 schwere Konflikte mit sich herum, auf die er bisher keine Antworten, keine Lösungen gefunden hatte, besonders das Problem mit der Hölle und die Frage, wie er einen gnädigen Gott finde.

Ich erwarte gar nicht, dass er sich fragte, wie er zu seinen Ängsten vor der Hölle gekommen sei und wieweit die Höllenvorstellung überhaupt ernst zu nehmen sei. Es ehrt Luther, dass er sich bei seiner Begegnung mit der Jungfrau Ursel fragte, ob das alles mit rechten Dingen zugehen könne. Auch war er sich nicht ganz sicher, ob tatsächlich Engel bzw. die Kaiser-Mutter die Pilatustreppe von Jerusalem nach Rom geschafft haben. Eine kritische Haltung der Kirche und dem Papst gegenüber entwickelte er aber nicht, und zu einem Gesinnungswandel kam es erst recht nicht. Was ihn jedoch beeindruckte, war die Ordnung und Sauberkeit in Italien.

Ich bin mir durchaus bewusst, dass man nicht zu viel von einem Menschen erwarten kann. Wir sind in unserem Bewusstsein zu sehr festgelegt, und ein Umbruch ist im Allgemeinen kaum zu schaffen. Das habe ich auch bei mir selbst und bei anderen während meiner Fastenwanderungen immer wieder feststellen müssen. Es ist jedoch schade, dass sich bei Luther auf diesem Marsch so gut wie nichts geistig rührte. Er trottete offenbar wie eine Kuh, wie ein Esel, vor sich hin, immer seinem Ordensbruder nach, den Kopf nach unten gesenkt. War er denn zu dieser Zeit noch ein Depp, ein Penner? Fast will es so scheinen.

Immerhin hatte er sein Erlebnis bei Stotternheim, das ihn veranlasste, ins Kloster zu gehen, schon 1505, also fünf Jahre vor seinem Gang nach Italien. Und die religiöse Krise, in der er stand, dürfte schon viele Jahre früher eingesetzt haben. Da

hätte sich doch in dieser langen Zeit bereits einiges tun können, das ihn weiter gebracht haben könnte. Aber nein, er musste vielmehr noch bis zu seinem „Turnerlebnis“, das wahrscheinlich in die Jahre 1514/15 oder sogar erst 1518 fiel, warten.

Man kann nur sagen: Armer Luther! Solange hast du dich mit der Gottesfrage herumplagen, herumquälen müssen. Armer Luther! So sehr hattest du die kirchliche Ideologie verinnerlicht, so sehr warst du in dieser Vorstellungswelt gefangen. Den damaligen Humanisten fiel es offenbar leichter, zu neuen Erkenntnissen vorzustoßen. Sie wären wahrscheinlich auf einer derartigen Romreise nachdenklicher und schöpferischer gewesen. Man denke an Goethe und seine Italienreise. Schade! Aber: Was lange währt, wird endlich gut. Wahrscheinlich hättest du nicht so viel kämpferischen Schwung bekommen, wenn deine Leidenszeit kürzer gewesen wäre.

Luthers Erlebnis des gnädigen Gottes

Luthers neues Verständnis der Gerechtigkeit Gottes

Luther wird 1512 an die neu gegründete Universität in Wittenberg berufen

Im Herbst 1512 wird Luther vom Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen auf Veranlassung von Johann von Staupitz an die 1502 neu gegründete Universität Wittenberg berufen, wo dieser ihn als seinen Nachfolger in der Auslegung der Bibel einsetzt und wo er Theologie lehren soll.

Am 19.10.1512 macht Luther dort bei Professor Karlstadt seinen theologischen Doktor. Als solcher erhält er den silbernen Doktoring und ebenso einen Lehrstuhl für die Bibelwissenschaft. Dabei erklärt er: „Ich werde eitle (von Menschen entwickelt), fremde, von der Kirche verurteilte und frommen Ohren anstößige Lehren nicht vortragen und jeden, der solche vorbringt (vertritt), innerhalb (von) acht Tagen dem Dekan (Universitätsdirektor) melden“.

Die Stadt Wittenberg, an der Elbe, etwa 70 Kilometer südsüdwestlich von Berlin gelegen, wurde 1180 erstmals urkundlich erwähnt. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts diente sie als einer der kurfürstlichen Regierungssitze Friedrichs des Weisen, der dort die erste landesfürstliche deutsche Universität gründete.

Bis dahin war Wittenberg eine arme, unansehnliche Ortschaft mit kleinen, niedrigen, hölzernen, alten, hässlichen, Häusern, einem verkommenen Dorf ähnlicher als einer Stadt. Seit dem Wirken Luthers, Melanchthons und anderer bedeutender Reformatoren wurde diese Gemeinde an der Elbe zu einem Zentrum geistigen Lebens in Europa. Zu Luther kamen aus aller Welt Studenten und Gelehrte, die den bedeutenden Professoren sehen und hören oder sogar dort studieren wollten. Durch dessen Auftreten gewann auch die Universität sehr an Bedeutung. - Das einstige Zentrum der Reformation strahlt heutzutage einen Glanz aus, wie es ihn in seinen besten Zeiten nicht besessen hat.

Luther gerät immer mehr in eine innere Verzweiflung

Am 1. August 1513 begann Luther seine Vorlesung über den Psalter, ab Herbst 1515 las er über den Brief des Paulus an die Römer und ein Jahr später über den Galaterbrief. Bei diesen Vorlesungen beschäftigt er sich zunächst mit der Frage nach der Gerechtigkeit Gottes (iustitia dei) und später, etwa seit 1515, mit dem Problem der Vorherbestimmung (Prädestination) des Menschen zum Heil oder Unheil, also damit, ob er nach dem Tode in den Himmel oder in die Hölle komme. Diese Studien führten ihn in die schwerste Krise nach der Erschütterung während des Gewitters von Stotternheim und nach der gewaltigen Enttäuschung über das Versagen der Beichte bei ihm als Gnadenmittel.

Luthers Schwermut droht angesichts seiner ihm übermächtig erscheinenden Sünde bzw. bei seinem überaus empfindsamen Sündenbewusstsein in tiefe Depressionen umzuschlagen. Er vergisst aber auch hierbei nicht, dass ihm Staupitz geraten hatte: „Wenn du über die Prädestination (Vorherbestimmung) disputieren (deine Meinung vertreten) willst, so fang bei den Wunden Christi an, dann wird auf einmal die Disputation (das Hin und Her, wahrscheinlich: deine Verzweiflung) über die Prädestination aufhören.“ Und er ergänzt: „Und überhaupt: Man muss den Mann ansehen, der da Christus heißt.“

Damit wird Luther nicht nur eine völlig neue Blickrichtung gezeigt, sondern auch ein völlig neues Christusverständnis. Es ist tatsächlich ein anderer Christus, auf den der Ordensobere seinen Mitbruder hinweist. Der Christus, der bei Luther als der Weltenrichter auftritt und der bei ihm Angst und Schrecken erzeugt, bekommt ein etwas freundlicheres Gesicht. Luther dürfte von Staupitz jedoch nicht verstehen, denn sein innerer Seelenkampf geht weiter, und die Traurigkeit, in deren Bann er sich befindet, will nicht weichen.

Luther hat geschildert, wie ihn die Frage, wie man richtig vor dem fordernden Gott leben soll, verrückt gemacht habe: „Denn ... ich glaubte, ich würde im Mönchsstande und mit solche(r) harten, sauern Arbeit Gott einen großen Dienst tun.“ Aber gleichzeitig muss er gestehen: „Denn wo nur eine kleine Anfechtung kam von Tod oder Sünde (wenn ich an diese dachte), so fiel ich um und fand weder (in der) Taufe noch (in der) Möncherei (eine Hilfe), die mir helfen konnten ... Da war ich der elendste Mensch auf Erden, Tag und Nacht war da eitel Heulen und Verzweifeln.“

Luther konnte einfach nicht anders mit seinem Problem umgehen, als zu zweifeln, weil sein Gewissen durch eine persönliche „Fehlentwicklung“ gequält wurde. Diese konnte er jedoch nicht erkennen und sich selbst deshalb auch nicht eingestehen. Er erkannte seine Abartigkeit nicht. Anstatt an sich selber zu arbeiten, hatte er immer wieder gleich Angst vor Gott, dem Weltenrichter.

An seinen Freund und Mitstreiter Melanchthon schreibt er in einem Brief zu seinen 95 Thesen etwa folgendes: O, wie lange habe ich gekämpft, ehe ich mich nur einen Schritt von der kirchlichen Lehre entfernen konnte! (Er war also innerlich total auf diese festgelegt und sah sich außer Stande, etwas anderes zu denken oder sogar Kritik an ihr zu üben.) Du weißt es, wie ich mich zergeißelt, wie gefastet, bis zum Schatten ich geworden. Ich wollt's erzwingen, meine Seligkeit verdienen, und in

krankhaft wilder Lust konnt' ich dem Tode (dem Sterben) mich entgegenmartern (quälen). Doch „Meine Sünden! Meine Sünde!“ tönt' es wie eine Stimme des Gerichts immer wieder in meiner Brust.

Das war, o Freund, wie Todesnot der Seele! Gott suchen und sich doch von seiner Gnade verlassen fühlen. Es ermisst (versteht) nur der, der solche Qual' der Seele erfahren hat. Da floh die Freunde, wo ich ging. Es schreckte das Rauschen eines Blattes mich, ich mochte das Himmelslicht nicht leiden (konnte mich nicht über die Sonne freuen), wünschte, dass vom Himmelszelt die Sonne sinken (es dunkel werden) möchte. Gesenkten Hauptes schlich ich stumm umher, als lastete der schwersten Untat Schuld auf meiner Seele. Doch, ich danke dir (Gott), dass du, mein Gott, mir diesen Höllenbrand entzündet (dass du mich in diese Verzweiflung getrieben hast). In das Dunkel bracht' er (Gott) Licht.

Luthers neues Verständnis der Gerechtigkeit Gottes durch sein Bibelstudium

Der Umgang mit der Bibel war für Luther nicht ein Bildungserlebnis wie für die zeitgenössischen Humanisten, sondern eine Auseinandersetzung mit Gott. Er sagt: „Willst du ein Christ werden, nimm das Wort Christi und wisse, dass du es niemals auslernen wirst, und du wirst mit mir bekennen müssen, dass du das ABC noch nicht kannst (dass du die Bibel noch nicht verstehst). Wenn's Rühmens gälte, so könnte ich mich auch rühmen. Denn ich habe Tage und Nächte in diesem Studium zugebracht, aber ich muss ein Schüler dieser (biblischen) Lehre bleiben. Täglich fange ich an wie ein Elementar(Grund)schüler.“

Diese Erkenntnisse der Hilflosigkeit im Bibelverständnis halfen ihm jedoch immer noch nicht weiter. Seine Augen blieben auch weiterhin verschlossen. Als er Mitte Mai 1513 über den Psalter arbeitete, fiel sein Blick auf eine ihm längst bekannte Stelle. Aber das Wort „In deiner Gerechtigkeit erlöse mich“ (Ps. 31.2) wirkte auch jetzt wieder wie ein Faustschlag auf seine wunde Seele. Er liest jahrelang über vieles, ja Entscheidendes, hinweg oder deutet es falsch. Auf den Gedanken, dass etwas anders gemeint sein könnte oder verstanden werden müsste, als er es gewohnt war, kam er erst einmal überhaupt nicht.

Die Vorlesungen über den Psalter und den Römerbrief von 1513 bis 1516 führten Luther aber allmählich zu neuen theologischen Einsichten. Er kam in seiner kleinen Studierstube in dem turmartigen Obergeschoß des Klosters nach langem Grübeln endlich zu dem Ergebnis, dass der Mensch Gott gegenüber nicht gerecht werden könne durch irgendeine Leistung, weder einer gegenwärtigen noch dem Fegefeuer. Die Gerechtigkeit müsse diesem vielmehr geschenkt werden. Er begreift nun, dass es bei dem Ausdruck „Gerechtigkeit Gottes“ nicht darum geht, dass die Sünder bestraft werden, sondern darum, dass Gott ihnen den Tod Jesu, dieses Sühneopfer, anrechnet. Weil er Jesus bereits für die Sünden aller Menschen bestraft habe, braucht er diese nicht mehr zu bestrafen.

Über diese Erkenntnis war er überglücklich. Er bekam ein neues Lebensgefühl. Der Zwiespalt seiner Seele war gelöst. Die Welt ist für ihn wieder heil, denn er fühlt sich nun von der höchsten Autorität angenommen. Er weiß sich geborgen oder, wie

man es christlich ausdrückt, versöhnt, versöhnt mit dem Weltganzen, mit Gott. Er braucht nun keine Angst mehr vor der Hölle zu haben. Er erklärt: „Das einzige, was auf Seiten des Menschen erfordert wird, ist Glaube, d.h. die Zuversicht, Gott suche (bemühe sich) in Christus zu retten. Vertrauen, dass Gott seine Verheißungen halten wird. Hingabe an seinen Willen und Weg.“ Gott schenkt seine Gnade dem bußfertigen Sünder, ohne eine Gegenleistung, also gute Taten, Wallfahrten oder Geldspenden, zu erwarten. Für das, was hier geschieht, übernimmt Luther von Paulus den Begriff „Rechtfertigung (Gerechtsprechung) durch Glauben“.

Kein Wunder, dass Luther nun diese göttliche Zuwendung, diesen Gnadenakt, von der ersten bis zur letzten Seite in der Bibel wiederfindet. Dabei merkt er überhaupt nicht, wie er Bibelstellen verdreht oder auf den Kopf stellt. Für Luther hat aus jedem alttestamentlichen Vers Jesus gesprochen. Dabei bedachte er gar nicht, dass die Bibel bzw. ihre einzelnen Teile gar nicht im Blick auf Jesus und sein angebliches Erlösungswerk geschrieben worden waren.

Und ist in einzelnen Texten doch an die göttliche Gnade und einen zukünftigen Retter gedacht, so wird von Luther nicht untersucht, ob der betreffende Schreiber bei diesen Worten tatsächlich auch an Jesus und seinen Opfertod dachte. Man kann leider nicht davon ausgehen, dass Luther die einzelnen Stellen wirklich genügend ausgeleuchtet hat. Er legt vielmehr in sie sein Erlebnis und seine vermeintlichen Erkenntnisse hinein. Selbst eine Anspielung auf einen gnädigen Gott, wie wir sie bei den Propheten finden, braucht nicht unbedingt so verstanden werden, wie Luther sie verstanden haben möchte.

Nur wenn der Mensch seine Verlorenheit begreift, kann er die Gnade erfassen

Trotz seiner Entdeckung der Zuwendung Gottes zum Menschen erklärt er in seiner Römerbrief-Vorlesung von 1515/16: „Die Summe dieses Briefes ist: zu zerstören, auszurotten und zu vernichten alle Weisheit und Gerechtigkeit(sbemühung) des Fleisches (der Menschen), ... wie sehr sie auch von Herzen und aufrichtigen Sinnes geübt werden mag (gut gemeint ist), und einzupflanzen, aufzurichten und größer zu machen die Sünde (Gott legt also Wert darauf, dass der Mensch nun seine Sündigkeit umso mehr erkennt. Ist das nicht auch so etwas wie ein menschlicher Beitrag zur Erlösung!) Denn Gott will uns nicht durch eigene, sondern durch fremde Gerechtigkeit (durch die, die durch Jesus geschehen ist) und Weisheit selig machen, durch eine Gerechtigkeit, die nicht aus uns kommt und aus uns wächst, sondern von anderswoher zu uns kommt. Die auch nicht unserer Erde entspringt, sondern vom Himmel kommt. So muss man also eine Gerechtigkeit lehren, die ganz und gar von außen kommt (geschenkt wird) und eine fremde Gerechtigkeit ist. Darum muss erst die eigene, in uns heimische Gerechtigkeit (die Selbstgerechtigkeit, die Vorstellung, dass bei uns alles in Ordnung ist) ausgerottet werden.“

Das ist alles andere als eine Verherrlichung der menschlichen Lage! Für Luther geht es um nichts Geringeres als um das sich Bewusstwerden der angeblich tatsächlichen Situation des gefallenen und sündigen Menschen vor Gott. Wer sehnsüchtig nach dem verloren Paradies zurück blicke oder schon die ideale Zukunfts-

gestalt des neuen Menschen in den Blick bekommen möchte, dem stellt Luther zunächst einmal den angeblich düsteren Augenblicks-Zustand des Menschen vor.

Es ist die Situation der gottfernen Gottesbeziehung. Alle selbst eingebilddete Gnade Gottes und angebliche Versöhnung mit ihm, wie dies bei den Humanisten der Fall ist, ist bei Luther nichts anderes als ein Selbstbetrug. Selbst die besten Absichten und das angeblich tadellos vor Gott geführte Leben führen nicht dazu, dass Gott gnädig gestimmt wird. Erst einmal muss der Mensch erkennen, dass er vor Gott Unflat ist und dessen Verdammnis in die Hölle eigentlich zu Recht verdient. Dieses wird im Luthertum in die Formel „Gesetz und Evangelium“ gefasst. Für die Wortverkündigung sei beides notwendig, das Schuldbewusstsein zu wecken und die göttliche Gnade zu vermitteln. Beides gilt aber auch für den persönlichen Glauben.

Die Suche nach dem gnädigen Gott muss nach Luther erst einmal dahin führen, dass man diesen gerechten und strafenden Gott hasst und verdammt. Genauso lief es bei ihm selbst ab, weil er lange Zeit jene für sein Ringen zentrale Stelle aus Römer 1,17 „Darin wird Gottes Gerechtigkeit offenbart“ missversteht.

In der Darstellung seines Lebens (5. März 1545) bekennt der 62jährige kurz vor seinem Tode: „Es war gewiss wunderbar (entscheidend), wie (dass) ich von einem hitzigen Eifer ergriffen gewesen war, Paulus im Briefe an die Römer kennen zu lernen. Aber im Wege war mir bis dahin nicht die Kälte meines Herzens (meine Sturheit) gestanden, sondern ein allereinziges Wort im ersten Kapitel: Die ‚Gerechtigkeit Gottes‘ wird im Evangelium offenbart. Ich hasste dies Wort Gerechtigkeit Gottes, denn durch den Brauch und die Übung aller Doktoren war ich gelehrt worden, es philosophisch zu verstehen von der so genannten formalen oder aktiven Gerechtigkeit, durch die Gott gerecht ist und die Sünder und Ungerechten straft.“ (Gerechtigkeit Gottes: Gott ist gerecht und straft deshalb. Nicht: Gott schenkt Gerechtigkeit.)

Weil Gott so fordernd und unnachgiebig ist, muss Luther ihn hassen

Mit einem solchen Gott, der den Menschen an seiner eigenen Größe misst, kann der ringende Luther nichts anfangen und ihn erst recht nicht lieben. Er kann ihn nur hassen, „denn obwohl ich als untadeliger Mönch lebte, fühlte ich mich vor Gott als Sünder und gar unruhig in meinem Gewissen, und getraute mich nicht zu hoffen, dass ich durch meine Genugtuung (Werke) versöhnt sei. Ich war voll Unmuts gegen Gott, wenn (auch) nicht in heimlicher Lästerung, so doch mit mächtigem Murren, und sprach: Soll es denn nicht genug sein, dass die elenden, durch die Erbsünde ewiglich verdammt Sünder mit allerlei Unheil bedrückt sind durch das Gesetz des Dekalogs (Zehn Gebote)? Muss denn Gott noch durch das Evangelium (durch Jesus) mit seiner Gerechtigkeit und seinem Grimm (uns) bedrohen? – So raste ich vor Wut in meinem verwirrten Gewissen, pochte aber dennoch ungestüm an dieser Stelle bei Paulus an, voll glühenden Durstes, zu erfahren, was Sankt Paulus wolle.“ – Dieses beharrliche Weiterforschen und Festhalten an dem Gott, den er doch wegen seiner Gerechtigkeitsforderung hasste, ist typisch für Luther.

In einem seiner Selbstzeugnisse aus dem Jahr 1518, also verhältnismäßig kurz nach seiner kritischen Lebensphase, bekennt er einmal von sich selbst: „Ich kenne

einen Menschen, der von sich behauptet hat, häufiger solche (Höllen-)Strafen erlitten zu haben, freilich nur einen ganz kurzen Zeitabschnitt lang. Aber sie waren so groß und so höllisch, wie keine Zunge zu sagen und keine Feder (schreiben) und kein Unerfahrener glauben kann, so dass, wenn sie nur eine halbe Stunde oder den zehnten Teil einer Stunde gedauert hätten, er völlig zugrunde gegangen und alle seine Gebeine zu Asche geworden wären. Hier erscheint Gott schrecklich erzürnt und mit ihm gleichermaßen die ganze Kreatur (auch die Natur klagt an). Da gibt es keine Flucht, keinen Trost, weder innen noch außen, sondern alles klagt an... Es ist wunderbar (wäre merkwürdig, ist überflüssig) zu sagen, dass in einem solchen Augenblick die Seele nicht glauben kann, dass sie je gerettet werden könnte.“

Lässt man Zeugnisse wie diese auf sich wirken, dann ist doch folgendes bemerkenswert und für Luthers theologischen Ansatz und Ausgangspunkt bezeichnend: Der Anlass seines inneren Ringens sind nicht die Missstände in der Kirche und bei den Geistlichen, worüber damals alle Welt klagt. Auch tritt er nicht etwa auf, um ein Reformationsprogramm zu entwickeln und durchzusetzen. Sein Ansatzpunkt, mit dem er nicht fertig wird, ist vielmehr sein eigenes Verständnis bzw. Missverständnis des göttlichen Willens. Im Zentrum steht bei ihm das Thema der Gerechtigkeit Gottes. Und daran knüpft sich seine persönliche Frage, wie der irrende, sündige Mensch dieser Gerechtigkeit, den Forderungen Gottes, gerecht werden könne.

Wie kann der 2. Fall verwendet werden? Genitivus subjektivus und objektivus

Luther brütet über sein Lebensthema, bis ihm nach unaussprechlich qualvollen Tagen und Nächten die seiner Meinung nach richtige und wahre Bedeutung und damit gleichzeitig der Sinn des Römerbrief-Wortes „Gerechtigkeit Gottes“ aufgehen. Nach einem Selbstzeugnis des alten Luthers hatte sich seine neue Erkenntnis insbesondere an den paulinischen Worten entzündet: „Der Gerechte lebt seines Glaubens“ (Man ist Kind Gottes - wegen seines Glaubens, aus dem Glauben heraus).

Er fährt in dem genannten Zusammenhang fort: „Da fing ich an, die Gerechtigkeit Gottes als eine solche Gerechtigkeit zu begreifen, durch die der Gerechte (nämlich der Sünder) als durch Gottes Geschenk lebt, das heißt also aus Glauben (Vertrauen), und merkte, dass dies so zu verstehen sei: Durch das Evangelium (durch die Gnadenbotschaft) wird die Gerechtigkeit Gottes offenbar (bekannt, bewusst), nämlich die so genannte passive (bei der wir nichts tun, passiv sind), das heißt die, durch die uns Gott aus Gnaden und Barmherzigkeit rechtfertigt durch den (aufgrund unseres) Glauben, wie geschrieben steht: ‚Der Gerechte lebt (ist ein Kind Gottes, kommt in den Himmel) (wegen) seines Glaubens‘“

Nicht der Mensch muss sich also das Paradies erkämpfen, sondern es wird ihm durch die Güte Gottes geschenkt. Luther erkennt also, dass nicht frommes Tun, sondern allein das Geschenk der Gnade gerecht macht, und er erklärt: „Als ich das begriff, da hatte ich das Empfinden, ich sei geradezu von neuem geboren und durch geöffnete Tore in das Paradies selbst eingetreten.“

Es tut mir leid, dass ich diese Gedankengänge und Auseinandersetzungen so ausführlich bringe. Aber wer kann sich schon so in die Empfindungen und Aus-

einandersetzungen Luthers hineinarbeiten und -steigern, dass er seinen Umbruch wirklich versteht! Sie sind sicherlich schwer zu begreifen. Ich selber hatte damit auch Schwierigkeiten. Aber ich möchte, dass sie verstanden und begriffen werden.

Für Luther bedeutete das neue Verständnis der „Gerechtigkeit Gottes“ die eigentliche Befreiung aus seinem sich um sich selbst Drehen. Er schreibt: „Nun fühlte ich mich ganz und gar neugeboren: die Tore hatten sich mir aufgetan. Ich war in das Paradies selber eingegangen. Da zeigte mir sogleich auch die ganze Heilige Schrift ein anderes Gesicht (Verständnis). Von daher (deshalb) durchlief ich die Schriften, wie ich sie im Gedächtnis hatte, und fand auch an anderen Stellen den gleichen Sinn, zum Beispiel: Werk Gottes bedeutet das Werk, das Gott (in uns) wirkt, Kraft Gottes, die Kraft, damit er uns kräftig macht (es geht also nicht um den Schwung, den Gott selbst hat, sondern um die Kraft, die er in uns hineinlegt, um z.B. den Versuchungen zu widerstehen), Weisheit Gottes, die Weisheit, durch die er uns weise macht. Ebenso ist es mit Stärke Gottes, Heil Gottes, Herrlichkeit Gottes (nicht die Großartigkeit Gottes, sondern die Möglichkeit, dass wir ihn bewundern können). Wie ich zuvor das Wort Gerechtigkeit Gottes mit allem Hass hasste, so erhob sich nun mit heißer Liebe das gleiche Wort als süß und lieblich über andere. So wurde mir diese Stelle bei Paulus eine rechte Pforte zum Paradies.“

Im Lateinischen gibt es den genitivus (2. Fall) objektivus und den genitivus subjektivus. Beispiel: Die Bestechung der Päpste (2. Fall). Die Päpste werden bestochen. Die Päpste sind Ziel, Objekt. Die Bestechung der Päpste kann aber auch bedeuten, dass die Päpste selbst bestechen, sie sind also die Handelnden, das Subjekt. Wir haben im Deutschen also auch diese beiden Genitive. Aus dem Zusammenhang können wir dann im Allgemeinen gut verstehen, was gemeint ist. Das ist bei dem Ausdruck „Gerechtigkeit Gottes“ etwas schwieriger.

Ich bringe deshalb, um diese Schwierigkeit verständlicher zu machen, weitere Beispiele: „Die Beleidigungen der Mutter“. Wer beleidigt wen? 1. Die Beleidigungen, die von der Mutter (Subjekt) ausgehen. Sie sagt zur Nachbarin: Du Schlampe. 2. Sie (Objekt) wird selber beleidigt, ihr wird gesagt: Du bist faul. – Oder: „Die Liebe des Vaters“ 1. Es ist die Liebe, die vom Vater ausgeht (zu seinen Kindern), 2. Es ist die Liebe, die die Kinder zum Vater, ihrem Vater gegenüber haben. Die Gerechtigkeit Gottes ist 1. Die Gerechtigkeit, die Gott berechtigt und veranlasst, zu strafen, 2. Die Gerechtigkeit, die Gott in seiner Gnade in die Sünder hineinlegt und die es ihnen ermöglicht, in den Himmel zukommen, also die Gerechtigkeit Gott gegenüber. – Das ist nicht einfach nachzuvollziehen, nicht wahr! Wir müssen immerhin bedenken, dass die Bibel ursprünglich in anderen Sprachen vorlag, wo dieser 2. Fall (Genitiv) leichter verstanden werden konnte als bei uns. Wir würden, wenn Gott Ziel, Objekt der Gerechtigkeit ist, nicht sagen „die Gerechtigkeit Gottes“, sondern „die Gerechtigkeit Gott gegenüber“.

Es kommt auf das grammatische Verständnis und auf die Sicht an, die man bei „Gerechtigkeit Gottes“ hat. Wir Deutschen sind nur zu leicht geneigt, in der Gerechtigkeit Gottes (Ausgangspunkt, Subjekt) eine Eigenschaft Gottes zu sehen. Gerechtigkeit Gottes war deshalb für Luther vor seinem Turmerlebnis der furchterregend-

ste Begriff, und hinterher der lieblichste, weil auf einmal Gerechtigkeit nicht mehr als die Eigenschaft Gottes angesehen wurde, sondern als die Gerechtigkeit, die Gott in den Menschen hineinlegt und die er dann auch anerkennt, die Gerechtigkeit Gott (Ziel, Objekt) gegenüber, die Gerechtigkeit, die wir ihm gegenüber haben, die Gerechtigkeit, die uns ermöglicht, in den Himmel zu kommen. Wenn wir sagen: Die Liebe Gottes erfüllt unser Herz, dann meinen wir doch weitgehend: Die Liebe zu Gott. So verstand Luther auf einmal auch die Gerechtigkeit Gottes als die Gerechtigkeit zu Gott, Gott gegenüber. Diese Gerechtigkeit ist sozusagen eine Qualität des Menschen, die auch von Gott anerkannt wird. - Ob Luther bei jeder Bibelstelle grammatisch und vom Sinn her Recht hatte, ist in diesem Zusammenhang erst einmal belanglos. Wichtig ist, was diese neue Sicht in Luther bewirkte.

Man verlässt sich nicht mehr auf gute Werke, tut diese aber mit Freuden

Die Botschaft der Reformation lautet also: Du bist Gott gerade recht, wenn du dich auf Christus verlässt. Der Glaube, der das, was Gott in Christus getan hat, ergreift, bringe den Menschen also nicht nur ins Gleichgewicht, sondern in den Himmel. Du musst dich nicht selbst erlösen, du bist schon durch Christus erlöst! Typisch evangelisch wäre nun, zu seinem Versagen, zu seiner Schuld zu stehen, weil das Selbstwertgefühl davon nicht mehr abhängt. Das Entscheidende sei die in Christus geschenkte Würde, die jedem Menschen gilt, gerade dem, der Sünde auf sich geladen hat, der mit leeren Händen vor Gott dasteht.

Der Christenmensch muss nun nicht länger einem frommen Leistungsgedanken fröhnen. Es geht dabei aber nicht darum, wie Luther immer wieder vorgeworfen wurde, dass keine guten Werke mehr notwendig sind, sondern darum, dass sich der Mensch bzw. sein Gewissen auf keine mehr verlassen muss und verlässt. Christliche oder evangelische Freiheit bedeutet, dass das Gewissen sich nicht weiter mit der Erfüllung frommer Werke herumplagen muss, sondern unabhängig, frei von diesen ist. Das Gewissen soll nicht, wie bei Luther vorher, den Menschen zu frommen Leistungen zwingen, sondern es ist eine Kraft, die Freude an guten Werken hat und diese ganz von selbst tut.

Diejenigen, die diese Befreiung nach Luther richtig verstehen, legen sich deshalb keine wertlosen und sinnlosen Menschensatzungen mehr auf und lassen von diesen ihren Alltag bestimmen. Für ihre Beziehung zu Gott spielen die Leistungen keine Rolle, da kommt es allein auf das Vertrauen in die Gnade Gottes an, die als unverdientes Geschenk angesehen und empfangen wird. In den guten Werken gehe es dagegen um die Beziehung zu den Mitmenschen. Das Gewissen drängt uns aus Dankbarkeit Gott gegenüber, den Mitmenschen so viel Gutes wie möglich zu tun.

Mit kräftigen Flüchen beschimpft Luther von nun an die kirchliche Lehre, die Menschen könnten aus eigener Kraft die Gnade Gottes verdienen. Er bezeichnet diese Anschauung als „hellen Wahnsinn“ und „spirituelle Prostitution“ und erklärt: Wenn der Christ „so töricht wäre und meinte, durch ein gutes Werk fromm, frei, selig oder Christ zu werden, so verlöre er den Glauben mit allen Dingen“ (dann hätte er gar keinen Glauben). Alles Rutschen auf heiligen Stiegen (Pilatustreppe in Rom),

alles Fasten und Beten sei ja nichts als eitel (selbstgefälliges, überhebliches) fleischlich (menschliches) Werk, das keinen Einfluss auf das Heil und die Seligkeit des Menschen habe.

Luther, der über ein ganzes Jahrzehnt in einer krankhaften Werkgerechtigkeit gefangen war, äußert sich jetzt ziemlich rücksichtslos und brutal. Ich finde dies etwas lieblos. Aber es ist eben Luther, der immer wieder die Gnade Gottes betonen muss. Und um diese den Menschen rüber zu bringen, verdammt er das sich Verlassen auf gute Taten mit furchtbaren Kraftausdrücken. Welche Kraftausdrücke müsste ich verwenden, um die Irrungen der evangelischen Kirche bis heute deutlich und bewusst zu machen. Hoffentlich bleibe ich etwas zurückhaltend, einfühlsamer und liebevoller als er. Immerhin redet Luther in dieser Weise nicht zu den schwachen, irrenden Seelen, sondern zur Kirche und ihre arroganten Vertreter.

Nun empfand Luther während dieser Zeit auch eine Zuneigung zur Mystik, in der der Mensch durch Hingabe und Versenkung zu persönlicher Vereinigung mit Gott zu gelangen sucht. Auch das könnte als Werkgerechtigkeit aufgefasst werden! Er beschäftigte sich besonders mit Johannes Tauler (um 1300-1361), einem Dominikaner aus Straßburg, der Vertreter einer willensmäßig geprägten praktisch-sittlichen Mystik war.

Seine Befreiung besingt Luther in „Nun freut euch, lieben Christen, gmein“

Seinen furchtbaren Leidensweg und sein tiefes inneres Befreiungserlebnis fasst Luther in folgender Hymne und Ballade zusammen:

1. Nun freut euch, lieben Christen, gmein (gemeinsam, allesamt)

Und lasst uns fröhlich springen,
Dass wir getrost und all in ein
Mit Lust und Liebe singen:
Was Gott an uns gewendet hat
Und seine süße Wundertat.
Gar teuer hat er's erworben.

2. Dem Teufel ich gefangen lag,
Im Tod war ich verloren.
Mein Sünd mich quälte Nacht und Tag,
Darin ich war geboren.
Ich fiel auch immer tiefer drein,
Es war kein Guts am Leben mein,
Die Sünd hatt' mich besessen.

3. Mein guten Werk, die galten nicht,
Es war mit ihn' verdorben (sie waren alle verdorben, schlecht).
Der frei (freie, natürliche) Will hasste Gotts Gericht,
Er (der Wille) war zum (dem Guten gegenüber) Guts erstorben.
Die Angst mich zu verzweifeln trieb,
Dass nichts denn Sterben bei mir blieb.
Zur Hölle musst ich sinken!

4. Da jammert' Gott in Ewigkeit
Mein Elend über Maßen,
Er dacht an sein Barmherzigkeit,
Er wollt mir helfen lassen.
Er wandt zu mir das Vaterherz.
Es war bei ihm fürwahr kein Scherz,
Er liess's sein Bestes (seinen Sohn) kosten.

5. Er sprach zu seinem lieben Sohn:
„Die Zeit ist hier zu 'rbarmen (erbarmen).
Fahr hin, meins Herzens werte Kron,
Und sei das Heil dem Armen
Und hilf ihm aus der Sündennot,
Erwürg für ihn den bittern Tod (den menschlichen Tod)
Und lass ihn mit dir leben!“

6. Der Sohn dem Vater gehorsam ward,
Er kam zu mir auf Erden
Von einer Jungfrau rein und zart;
Er sollt mein Bruder werden.
Gar heimlich (ohne dass man es ihm ansah) führt' er sein Gewalt,
Er ging in meiner armen Gestalt (wirkte so wie ein einfacher Mensch),
Den Teufel wollt er fangen.

7. Er sprach zu mir: „Halt dich an mich,
Es soll dir jetzt gelingen;
Ich geb mich selber ganz für dich,
Da will ich für dich ringen,
Denn ich bin dein, und du bist mein,
Und wo ich bleib, da sollst du sein,
Uns soll der Feind nicht scheiden.

8. Vergießen wird er (der Teufel) mir mein Blut,
Dazu mein Leben rauben.
Das leid ich alles dir zu gut,
Das halt mit festem Glauben!
Den Tod verschlingt das Leben mein (Jesu Leben beseitigt die Höllenstrafe),
Mein Unschuld trägt die Sünde dein,
Da bist du selig worden.

9. Gen Himmel zu dem Vater mein
Fahr ich von diesem Leben.
Da will ich sein der Meister dein,
Den Geist will ich dir geben,
Der dich in Trübnis trösten soll
Und (dich) lehren mich erkennen wohl
Und in der Wahrheit leiten.

10. Was ich getan hab' und gelehrt,
Das sollst du tun und lehren,
Damit das Reich Gotts wird gemehrt
Zu Lob und seinen Ehren;
Und hüt dich vor der Menschen Satz (Satzung, Gesetz),
Davon verdirbt der edle Schatz!
Das lass ich dir zur Letzte (zum Abschied).

Wo und wann kam Luther zu seiner neuen Erkenntnis? Das Turmerlebnis

Wo kam Luther nun zu dieser neuen Erkenntnis und wo fand sein reformatorischer Durchbruch statt? Dies geschah, auch aufgrund seiner eigenen Aussagen, wohl weitgehend in seiner Studierstube im Turm des Schwarzen Klosters zu Wittenberg. Deshalb wird auch vom so genannten Turmerlebnis gesprochen. In diesem Raum hat Luther seine Vorlesungen vorbereitet, hier hat er sich betend und meditierend für seine Seelsorge gerüstet, von hier aus tat er seinen Dienst, der an Vielseitigkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Ich halte es jedoch nicht ganz richtig, Luthers Durchbruch nur auf einen Ort zu beschränken, als wenn dort Luthers neue Sicht der Dinge vom Himmel gefallen wäre. Ich denke vielmehr, dass es sich um einen Prozess handelte, der sich über Monate, ja vielleicht sogar Jahre hinzog. Dieser Umbruch geschah wahrscheinlich nicht nur in seinem Turmstübchen, sondern ebenso während seiner Vorlesungen, seiner Predigten und seinen Auseinandersetzungen mit anderen. Wenn man etwas vorträgt, kommen einem ja immer neue Gedanken, Erkenntnisse und Ideen. Außerdem dürfte er während dieser Zeit viel bei seinen Fuß-Reisen nachgedacht haben.

Ebenso schwierig ist es, den genauen Zeitpunkt seines Durchbruchs anzugeben. Dieser ist recht umstritten. Manche Forscher neigen dazu, anzunehmen, dass sich das „Turmerlebnis“ in den Jahren 1513/14 vollzogen habe. Luther selbst spricht in dem bereits erwähnten Rückblick über sein Leben davon, dass ihn das Licht reformatorischer Erkenntnis kurz vor seiner zweiten Psalmenvorlesung erreicht habe. Diese Zeitangabe deutet in das Jahr 1518, also nach seinem Thesenanschlag. Er ist damals knapp 35 Jahre alt. Man sollte aber vorsichtig sein, seine Sinneswandlung auf einen einzigen Augenblick festlegen zu wollen. Sicher, ein Durchbruch kann plötzlich geschehen. Aber er wird auf alle Fälle innerlich vorbereitet, Und danach muss sicherlich noch vieles geklärt, aufgearbeitet und auf die neue Richtung eingestellt werden.

Nun haben die frühe bzw. spätere zeitliche Festlegung erhebliche Folgen für den Ablauf seiner Entwicklung. Bei der Frühdatierung ist man genötigt, stille Jahre zwischen dem reformatorischen Durchbruch und der dann mit dem Thesenanschlag beginnenden Kampfzeit anzunehmen. Dieses passt aber nicht zu Luthers Begeisterung über seine neue Erkenntnis und zu seinem leidenschaftlichen Charakter. Erst die Spätdatierung ergibt wahrscheinlich ein geschlossenes und in sich schlüssiges Bild. Sie erklärt beispielsweise, weshalb sich ab 1518 eine Explosion im Herausgeben von Schriften vollzieht. Neben den theologischen Abhandlungen und Streit-

schriften, welche die Auseinandersetzung mit dem Ablass nötig machte, erscheint jetzt in steter und dichter Folge eine deutschsprachige Erbauungsschrift nach der anderen. Ich selbst würde die Spätdatierung auch vorziehen, werde mir aber noch einmal die 95 Thesen ansehen und untersuchen, wieweit Luther da schon die Gnade Gottes erkannt hat.

Luther hilft mir bei der Überwindung meiner eigenen religiösen Krise

Wie ich selbst meine eigene religiöse Krisenzeit ohne Luther hätte überstehen sollen, weiß ich nicht. Die Erinnerung an diesen Mann, der sich geschunden und gequält hatte, verlieh mir ungeheure Kräfte, denn bei ihm wusste ich, dass sich dieser Seelenkampf und dieses Ausharren gelohnt hatten. Ob meine Krise ebenso erfolgreich ausgehen würde, war offen. Trotzdem weckte in mir die Entwicklung Luthers eine gewaltige Hoffnung. Auch ein Bibelwort tröstete mich immer wieder: „Siehe, ich will dich läutern, aber nicht wie Silber, sondern ich will dich auserwählt machen im Ofen des Elends.“ (Jes. 48,10)

Weit über zehn Jahre, so sagte ich mir, hatte Luther aushalten müssen, und warum sollte es mir, dachte ich, besser ergehen. Und so stellte ich mich innerlich auf einen sehr langen Zeitraum ein. Mir grauste aber davor, denn zu großen positiven schöpferischen Leistungen wäre ich während dieser Zeit nicht in der Lage gewesen. Gequält hätte ich mein Tagewerk tun müssen. Aber, so war es mir klar, dieses Opfer der Geduld musste gebracht und ausgehalten werden. Wer zu einer Aufgabe auserwählt ist, der muss vorher zerschlagen und vernichtet werden, um für etwas Größeres zu reifen. Ich war bereit, diesen Leidensweg zu gehen, aber ohne eine Vorstellung davon, wohin er führen und wo er enden würde. Fast tat es mir leid, als diese Läuterungszeit bereits nach einem dreiviertel Jahr vorüber war, aber ich war auch sehr froh darüber, denn nun konnte ich wenigstens in aller Ruhe die vielen Fragen, die ich bezüglich der Bibel und des christlichen Glaubens hatte, aufarbeiten.

Ein Moslem, dem es wie Luther erging

Vor etwa 200 Jahren lebte im heutigen Pakistan der muslimische Religionslehrer Imad, der einem vornehmen Geschlecht entstammte. Er wollte ein wirklicher Pfeiler seiner Religion sein und bleiben. Nachdem er fünf Jahre lang auf einer Hochschule orientalische Sprachen und den Islam studiert und seine Prüfungen mit Auszeichnung bestanden hatte, wäre es ihm leicht möglich gewesen, eine gute Stelle als Lehrer zu bekommen. Doch Imad verzichtete darauf, um stattdessen gründlich den Koran weiter zu studieren und um sich für die rechte Verkündigung seiner väterlichen Religion vorzubereiten. Gleichzeitig stand er bei seinen Mitmenschen in hohem Ansehen, da er sehr gewissenhaft alle im Koran befohlenen Gebote zu erfüllen versuchte. In dieser ernsten Frömmigkeit erzog er auch seine Kinder.

Zehn Jahre lang brachte Imad mit diesem Studium zu, um als Felsen in seiner Religion dazustehen. Aber zu diesem Halt konnte er nicht werden, weil er selbst

immer noch nicht in einem festen Grund verankert war. Ihm fehlten die innere Überzeugung und der rechte Seelenfrieden. Auch fragte er sich immer wieder, ob er nicht möglicherweise doch einen falschen Weg eingeschlagen habe, weil sein Gewissen ihn nicht zur Ruhe kommen ließ und er immer wieder das Gefühl hatte, die Gebote Allahs doch nicht vollkommen zu erfüllen. War er vielleicht noch zu sehr an die Dinge dieser Welt gebunden?

Imad einschloss sich deshalb, nach den Weisungen des Sufismus (muslimische Mystik), einer speziellen Sonderlehre des Islams, zu leben. Entsprechend dieser Religion soll sich der Gläubige mit seinem ganzen Herzen einzig und allein in die Betrachtung Allahs versenken. Damit aber alles Empfinden und Denken ungeteilt Gott zugewandt sei, soll er den Leib in strenger Disziplin halten und durch Fasten und Verzicht die Begierden unterdrücken und töten. So könne man den ersehnten Frieden mit Gott und eine unaussprechliche Seligkeit genießen. Mit ganzem Ernst gab sich Imad all diesen Übungen hin und erzählt darüber etwa folgendes:

Ich zog mich zurück in die völlige Abgeschiedenheit und Stille. An Nahrung nahm ich nur so viel zu mir, als unbedingt zur Erhaltung des Lebens nötig war. Viele Nächte durchwachte ich, wobei ich im Koran las oder bestimmte Andachtsübungen verrichtete. Mit Vorliebe pilgerte ich zu den Gräbern der Heiligen in der Hoffnung, durch sie besondere Anweisungen zu erhalten. Ich unterwarf mich allem, was ein Mensch nur an Anstrengung und Leiden auf sich nehmen kann. Nichts hielt ich für zu gering.

Es war kein Wunder, dass ich bald in den Ruf großer Heiligkeit kam. Man berief mich deshalb zum Prediger an eine große Moschee. Nach einigem Zögern nahm ich dieses Angebot an, aber auch bei dieser Tätigkeit fand ich keine innere Befriedigung. Immer mächtiger zog mich der Gedanke in seinen Bann, der Welt vollständig zu entsagen und lieber als Fakir (Büßer) durchs Land zu ziehen. Deshalb gab ich meine Predigerstelle wieder auf und zog mir rot gefärbte Kleider an. Ich wanderte nun als schmutziger Fakir ziellos und planlos von Stadt zu Stadt – nur um Gott zu gefallen.

Dabei kniete ich einmal zwölf Tage lang tagsüber auf nur einem meiner beiden Knie am Ufer eines Baches und wiederholte dabei 30 Mal täglich laut ein Gebet. Erst nach Sonnenuntergang aß ich ein Stückchen selbst zubereitetes Gerstenbrot, sonst nichts. Außerdem schrieb ich 125.000 Mal den Namen Gottes auf Papier und schnitt jedes Wort mit der Schere aus. Dieses drückte ich in ein Mehlkügelchen und fütterte damit die Fische des Baches. Alles dies tat ich, um durch solche frommen Sonderleistungen Allah gnädig zu stimmen und ihm näher zu kommen.

Als die zwölf Tage vorüber waren, besaß ich kaum noch die Kraft, um mich gegen den Wind aufrecht zu halten. Mein Gesicht war geisterhaft blass. Meine ausgemergelten Glieder zitterten vor Schwachheit. Aber der Strahlenkranz der Heiligkeit umgab anscheinend mein Haupt, denn von weither kamen die Leute, um mir, dem neuen Heiligen, ihre Verehrung entgegenzubringen. War jetzt endlich erreicht, wonach sich mein Herz gesehnt hatte?

Ich prüfte mich auf Herz und Gewissen. Aber ich musste mir selber eingestehen, dass ich den inneren Frieden und eine tiefe Geborgenheit immer noch nicht gefun-

den hatte. Was sollte mein Bestreben, Pfeiler der Religion zu werden, wenn mich immer wieder Zweifel und Ängste zu einem schwankenden Rohr werden ließen? Was nützte es mir, wenn die Bevölkerung mich verehrte, ich selber aber bei aller äußerlichen Heiligkeit Gott keinen Schritt wirklich näher gekommen war.

Schon lange hatte mich der Koranspruch gequält: „Jeder Sterbliche muss einmal zur Hölle gehen. Danach mag Gott begnadigen, wen er will.“ (gemeint ist wohl: In die Hölle muss jeder, vielleicht als Strafe. Dann liegt es an der Gnade Allahs, den einen oder anderen zu sich zu holen.) Ich wusste, dass dies der einzige Spruch im Koran ist, auf den sich im Islam die Hoffnung auf die Versöhnung mit Gott gründen kann. Ich grübelte nach, ob Mohammed als Mittler und Fürsprecher für einen so heilig lebenden Moslem wie mich vor Gott eintreten werde. Meine Nachforschungen erwiesen sich aber als vergebens. Immer tiefer steigerte ich mich in Zweifel und Hoffnungslosigkeit hinein. Alles hatte ich bei meinem Andachtsstunden und Bußübungen durchprobiert. Nun war ich heillos enttäuscht, weil meine Bemühungen nicht den erwarteten Erfolg gebracht hatten. Schließlich fühlte ich mich auch von dem Propheten Mohammed betrogen.

Ich gab mein Pilgerleben auf und ließ mich als Lehrer an einer Schule anstellen, die ein Engländer leitete. Acht Jahre lang lebte ich nun mehr oder weniger in den Tag hinein und tat meinen Schuldienst, so gut ich es konnte. In meinem Herzen aber sah es leer und trostlos aus. Ich glaubte an gar nichts mehr. Alle Religionen erschienen mir als dumme Märchen und voller grausamer Gesetze, die nur das Leben schwer machen, ohne wirklich inneren Frieden zu schenken. Auch das Christentum verabscheute ich, da ich es von Jugend auf nur aus dem Urteil seiner Gegner kannte. Eines Tages kam ich mit einem alten Engländer, der an der gleichen Schule wie ich Lehrer war, in ein Gespräch über die Religionen. Ich sagte ihm klar und deutlich, dass jeder Glaube nur eine Zusammenstellung von Überzeugungen sei, die sich Menschen über Gott gemacht hätten. Eine echte göttliche Offenbarung vom Himmel her gebe es nicht.

Mit ruhigem Ernst fragte er mich: „Haben Sie auch den christlichen Glauben gewissenhaft geprüft und von ihm den gleichen Eindruck gewonnen?“ Siegesgewiss bejahte ich diese Frage, musste aber im weiteren Verlauf des Gespräches zugeben, dass ich eigentlich nur die Streitschriften gelesen hatte, die von muslimischen Gelehrten gegen die Bibel geschrieben waren. Mein Kollege hielt mir daraufhin vor: „Was wollen Sie Gott einmal am Jüngsten Tag antworten? Er hat Ihnen hohe Geistesgaben anvertraut, die Sie für die Suche nach der Wahrheit nicht wirklich genützt haben. Sie sind stattdessen blind irgendwelchen Meinungen gefolgt.“

Diese Worte gingen mir so zu Herzen, dass ich beschloss, nun die Bibel gründlich zu durchforschen. Allerdings glaubte ich schon im Voraus zu wissen, dass meine Ansicht über die christliche Religion dadurch nicht erschüttert werden könnte. Ein zweites Erlebnis bestärkte mich jedoch zusätzlich in dem Vorsatz, die Bibel intensiv zu studieren. Ich hörte nämlich gerade in jener Zeit davon, dass ein alter Jugend- und Schulfreund vom Glauben seiner Väter abgefallen und Christ geworden war. Ich wusste, dass er immer ein aufrichtiger, wahrheitsliebender Mann und bis-

her ein vorbildlich frommer Moslem gewesen war. Ich konnte mir nur vorstellen, dass er seinen Übertritt in geistiger Verwirrung getan habe. Darum wollte ich mit ihm einen Briefwechsel anfangen und ihn eines Besseren belehren. Vielleicht würde er seinen Schritt bereuen. Für dieses Unterfangen musste ich aber erst recht die Bibel sorgfältig lesen.

Ich begann mit dem Matthäusevangelium. Als ich die Bergpredigt gelesen hatte, ahnte ich bereits: Wenn irgendwo, dann ist hier die Wahrheit. Feindesliebe statt Hass, die Vaterliebe Gottes statt Kismet, das blind wütende Schicksal. Die Seligpreisungen (Matth. 5,3-10) erschienen mir als eine Umwertung aller Werte. Und war es nicht völlig richtig, wenn Jesus das Fasten vor den Leuten und das Herplappern von Gebeten als menschliche Eitelkeiten bezeichnete. Hatte ich nicht dasselbe mich immer wieder selbst gefragt?

Immer tiefer kam ich ins Staunen hinein. Nächte hindurch saß ich jetzt über dem neuen Testament. Was ich nicht verstand, ließ ich mir dann von den Missionaren erklären. Und dann war es endlich so weit: Ich erkannte durch den Heiligen Geist, dass ich vor dem lebendigen Gott aus eigener Vernunft und Kraft nie gerecht werden könne, sondern ein verlorener und verdammter Sünder bleiben würde.

Der Herr Christus will mich aber erlösen und gerecht vor Gott machen. Er war auch für mich in den Tod gegangen und hatte auch für mich durch seine Auferstehung die Tür zur wahren Gemeinschaft mit Gott, meinem Vater, aufgeschlossen. In der Stille bereitete ich mich nun für die Taufe vor. Ich empfang dieses Siegel der göttlichen Gnade und der Gotteskindschaft mit der Gewissheit, dass der Herr meiner Seele allein durch seine Gnade den Frieden gegeben hat, nach dem ich so lange vergeblich getrachtet hatte.

Diese Lebensbeschreibung klingt fast so, als sei sie von Christen für Werbe- und Missionszwecke entworfen worden. Ich bin nicht in der Lage, die Richtigkeit dieses Textes zu überprüfen. Ich schließe jedoch nicht aus, dass solche Bekehrungen von Moslems vorkommen können. Auch der Hinduist Gandhi war von der Bergpredigt Jesu begeistert. - Der Moslem Imad war ebenso wie Luther der Überzeugung verfallen, dass der Mensch sich durch frommes Handeln und Leistungen die Gnade Gottes und das Himmelreich erwerben müsse. Imad entdeckte offenbar in der Bergpredigt Jesu und durch ein inneres Erleben, er spricht vom Heiligen Geist, dass der Himmel ein Gnadengeschenk ist. Luther wurde diese Erkenntnis hauptsächlich durch den Römerbrief des Paulus zuteil. Beide kamen aus ihrer ewig langen Krise heraus. Während Imad nun als innerlich zufriedener und fröhlicher Mensch leben durfte, soweit ihm das unter Moslems möglich war, kam auf Luther die übermenschliche Aufgabe der Reformation zu.

Der Ablass. Luthers 95 Thesen. Andere Reformatoren

Der Ablass und das Machtstreben Albrechts von Brandenburg

Überall in Deutschland herrschte zu Beginn des 16. Jahrhunderts eine eigenartige Weltuntergangsstimmung. In bisher nicht gekanntem Umfang hat jeder Gläubige Angst, ins Fegefeuer oder sogar in die Hölle zu kommen. Deshalb bemühen sich die Menschen mit wiederholtem Fasten, Gott gnädig zu stimmen. Die Gläubigen nehmen auch an unzähligen Messen teil, wallfahrten zu Körperüberresten von Heiligen, und zünden Tausende von Kerzen für diese an. Andere Fromme schließen sich zu Gebetsbrüderschaften zusammen, die gemeinsam „Gnadenkapital“ anhäufen und dieses auch ihren Toten mit in den Sarg legen. Und alle zahlen, wenn der Ablasshändler auf dem Marktplatz die Trommel rührt und den schweren Geldkasten öffnet. Es gilt: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegefeuer springt.“ Das alles tun sie, um die Fegefeuerstrafe möglichst kurz zu halten.

Während die Hölle dem Zugriff der Kirche entzogen ist, liegt das Fegefeuer im Bereich ihrer Macht. Sie verwaltet den Überschuss an guten Werken von Christus und den Heiligen und verteilt diesen gegen Gelder (Ablass) an die Frommen. Der Ablass war eine im Mittelalter durchaus übliche Form, seine Strafen abzubüßen. Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts war er aber streng geregelt. Es konnten nur bestimmte Sünden durch Geld und keinesfalls ohne wirkliche Reue erlassen werden. Kirchenraub und falscher Eid wurden gegen Zahlung von 9 Dukaten und ein Mord sogar bereits für 8 Dukaten vergeben. Zusätzlich war es möglich, die Fegefeuerzeit bereits Verstorbener durch den Erwerb eines Ablasses erheblich zu verkürzen.

Bald kann man Ablassbriefe sogar auf Vorrat erwerben und dann wie Wertpapiere weiterverkaufen. Die Kirche führt sogar gegen Geldzahlungen einen „Butterbrief“ ein, der dem Frommen erlaubt, an Fastentagen wenn nicht Fleisch, so doch wenigstens Eier und Milchprodukte zu essen. Mit dem Geld werden aber nicht nur Kreuzzüge und Kirchen finanziert, sondern auch Bauten wie Brücken und Deiche.

Albrecht von Brandenburg, ein hohenzollernscher Prinz, war in jungen Jahren schon Bischof von Halberstadt (am Harz) und Erzbischof von Magdeburg. Mit der Kardinals- und Kurfürstenwürde von Mainz strebte er außerdem zugleich die Stellung des höchsten kirchlichen Würdenträgers in Deutschland an. Das kostete jedoch Geld, und die dafür erforderlichen Abgaben an Papst Leo X. (1513-1521) in Höhe von 24.000 Dukaten (=10.000 Goldgulden?) konnte er nicht aufbringen.

Das Bankhaus der Fugger in Augsburg bot ihm jedoch diese Summe als Darlehen an. Es verlangte jedoch dieses Geld einschließlich der Zinsen und Zinseszinsen zurück. Die Kirchenleitung in Rom machte nun einen „großzügigen“ Vorschlag: Erzbischof Albrecht II. solle in seinen Gebieten acht Jahre lang Ablasshandel predigen lassen. Der Erlös der erhofften ungeheuren Summe von 50.000 Dukaten solle dann zur Hälfte an den Bau des Petersdomes gehen, und mit der anderen Hälfte sollten die Fugger bezahlt werden. Es wurde dem Volk jedoch verkündet, dass dieser Ablasshandel einzig und allein für die Peterskirche vorgesehen sei.

Dieser Erzbischof schickte nun seine Ablasshändler durch ganz Deutschland, um mit ihrer Marktschreierei den Gläubigen das Geld aus der Tasche zu locken. Sein Hauptverwalter für die Magdeburger Kirchenprovinz war der Dominikanermönch und berüchtigtste Ablassverkäufer Johannes Tetzel.

Bei ihm waren Beichte und Reue nicht erforderlich, und er garantierte eine sichere Wirkung. Geschickt wusste er die Fegefeuerängste der Gläubigen zu schüren und nutzte für seine Panikmache auch deren Sorge um die lieben Verstorbenen: „Hört ihr nicht die Stimme eurer toten Eltern und anderer Leute (aus dem Fegefeuer)? (Geben sie euch nicht zu verstehen:) Wir haben euch gezeugt, ernährt, erzogen und euch unser zeitlich Gut hinterlassen. Und ihr seid so grausam und hart, dass ihr, wo ihr uns doch jetzt mit leichter Mühe erretten könntet, es nicht wollt und uns in Flammen wälzen lasst.“

In Deutschland konnte der Ablasshandel aber nicht so durchgeführt werden, wie es sich die Kirchenverwaltung in Rom vorstellte. Die deutschen Fürsten befürchteten schon damals eine Schwächung der Kaufkraft, da durch diesen beträchtliche Geldmengen das Land verlassen würden. Sie genehmigten ihn nur, wenn ihnen selbst ein nicht unerheblicher Anteil am Erlös zugesprochen wurde.

Die Ablassprediger stürzten sich gewöhnlich mit besonderem Eifer auf das Kurfürstentum Sachsen, das damals wegen seiner Bergwerke das reichste Land in Deutschland war. Der Kurfürst, ein sehr frommer und gläubiger Katholik, verbot ihnen jedoch dieses Mal den Zutritt, weil er mit seiner eigenen Reliquien(Überreste)sammlung und dem damit verbundenen Aller-Heiligen-Ablass sein eigenes Geschäft betreiben wollte.

In der Wittenberger Schlosskirche, an deren Tür Luther wegen des erwarteten großen Andrangs am Tag vor Allerheiligen seine Thesen anschlug, hatte der Kurfürst 19.013 (andere Angaben 5.005) Reliquien gesammelt, die genau 1.902.202 Jahre und 270 Tage (andere Angaben 1.443 Jahre) Ablass versprachen. Diese waren z.T. seltsame und „wertvolle“ Stücke, so z.B. ein Fetzen von den Windeln Jesu, ein Strohhalbm und 13 Holzsplitter von der Krippe, ein (oder: neun) Dorn(en) der Dornenkrone und ein Nagel vom Kreuz; Gürtel, Schleier, Haare und Milch Marias, ein Krümel vom Abendmahlsbrot, Teile (einen Zweig) vom brennenden Dornbusch des Mose, ein ganzer Leichnam von den unschuldigen Kindlein von Bethlehem, die getötet worden waren, und viele weitere „heilbringende“ Kostbarkeiten.

Weil der Kurfürst den Ablassverkäufern den Zugang nach Sachsen verbot, schwärmten diese in den Grenzgebieten umher. In Jüterbog vertrieb Tetzel nun, selber Sachse, den Ablass. In hellen Scharen zogen die frommen Bürger und Studenten Wittenbergs über die nahe Grenze. Alle zahlten und holten sich gegen Geld die so beruhigenden Ablasszettel, weil diese ihnen einen sicheren Zugang zum Paradies versprachen. Der Kurfürst sah es deshalb durchaus sehr gerne, dass Luther gegen Tetzel auftrat. Luther war sich dabei jedoch nicht bewusst, dass er gewissermaßen nur als Werkzeug seines Fürsten handelte. Sehr bald wurde ihm jedoch klar, dass es sich bei seinem Kurfürsten nicht um die Ablehnung des Ablasses, sondern nur um dessen eigenes Geschäft handelte.

Luther beschrieb das Treiben Tetzels später wie folgt: „Im Jahre 1517 kam ein Predigermönch, ein großer Angeber, den Herzog Friedrich der Weise noch vorher in Innsbruck vor dem Ersaufen (Todesstrafe) in der Inn durch Kaiser Maximilian gerettet hatte (Er hatte wohl Einspruch erhoben, da Tetzel Sachse war!). Friedrich erinnerte Tetzel daran, als dieser anfang, uns Wittenberger zu beschimpfen. Dieser gab seine damaligen Verbrechen auch ehrlich zu.

Gerade zu dieser Zeit war ich Prediger hier im Kloster und ein junger Doktor (Universitätslehrer). Als nun viele aus der Bevölkerung wegen des Ablasses nach Jüterbog und Zerbst usw. liefen und ich und keiner so recht wusste, was es mit dem dortigen Ablass auf sich habe, fing ich an zu predigen, dass man (für sich) wohl Besseres tun könne, als sich auf den Ablass zu verlassen. Solche Predigten hatte ich auch schon vorher hier auf dem Schloss gegen den Ablass gehalten. Damit bin ich bei Herzog Friedrich sehr stark angeeckt, denn er verkaufte in seiner Kirche auch so etwas wie Ablass. Deshalb hatte ich mich erst einmal zurückgehalten.

Tetzel hatte jedoch gräulich schreckliche Artikel gepredigt, von denen ich (Luther) einige aufzählen möchte. Er hätte folgende Gnade und Macht vom Papst: Wenn einer die heilige Jungfrau Maria, die Mutter Gottes, geschwächt oder geschwängert hätte, so könnte er dieses vergeben, wenn man in den Kasten legt, wie es sich gebührt. Ebenso: Das rote Ablasskreuz mit dem Wappen des Papstes, in den Kirchen aufgerichtet, wäre ebenso wirkungsvoll wie das Kreuz Christi.

Ebenso: Wenn der heilige Petrus jetzt hier wäre, hätte er (Petrus) nicht größere Gnade und Gewalt wie ich (Tetzel) (vorzuweisen). Ebenso: Er wolle im Himmel nicht mit St. Petrus streiten (wer bedeutender sei), denn er hätte mit seinem Ablass mehr Seelen erlöst als Sankt Peter mit seinem Predigen. Ebenso: Wer Geld in den Kasten für eine (verstorbene) Seele im Fegefeuer legt, (der könne sicher sein) so führe diese Seele heraus und in den Himmel.“ - Luther ekelt das weltliche Verلودern der Kirche, der Reliquienkult, der Ablasshandel und besonders, dass man aus der göttlichen Gnade ein Geschäft mache.

Die 95 Behauptungen/Thesen Luthers

Es war nicht Luthers Professorentätigkeit, die ihn auf den Missbrauch des Ablasses aufmerksam werden ließ, sondern sein Dienst als Prediger und Seelsorger. Es kam nämlich vor, dass ihm im Beichtstuhl ein Ablassschein vor Augen gehalten wurde, der jede weitere Reue unnötig und unmöglich machte. Er spürte dabei, welche Oberflächlichkeit, welche Sorglosigkeit und welchen Leichtsinn sowohl der Sünde wie auch der Gnade Gottes gegenüber Tetzels Ablasshandel im Volk hervorrief. Diese Entehrung und dieser Missbrauch der göttlichen Gnade ekelten ihn an und waren der eigentliche Auslöser seiner 95 „Richtigstellungen“. Überhaupt widern ihn das weltliche Verلودern der Kirche, der Reliquienkult, die Geldgeschäfte mit der göttlichen Gnade und der Ablasshandel an.

Deshalb schlägt er am Sonnabend, dem 31. Oktober 1517, dem Tag vor Allerheiligen, an dem wegen der Reliquienausstellung des Kurfürsten sehr viele Gäste erwartet werden, in Begleitung eines seiner Studenten seine in Lateinisch verfassten 95 Thesen an die nördliche Eingangstür der Schlosskirche zu Wittenberg.

Mit ihnen möchte er eine öffentliche Auseinandersetzung über den Ablasshandel erreichen. Er wendet sich in ihnen nicht so sehr gegen den Papst und den prunksüchtigen Kardinal Albrecht von Brandenburg, sondern nur gegen den allzu unverschämten Missbrauch des Ablasses, denn in einer seiner Thesen sagt er noch selbst, dass der, der gegen die Wahrheit des päpstlichen Ablasses redet, verflucht sei. Er erklärt freilich auch in der 86. These: „Der Papst besitzt heute ein fürstliches Vermögen als der reichste aller Geldfürsten, Crassus (römischer Politiker). Warum baut er dann nicht wenigstens diese eine Basilika St. Peter mit seinem eigenen Geld, statt mit demjenigen von armen Gläubigen?“

Die Empörungen gegen den Ablasshandel hatten freilich einen schon viel schärferen Ausdruck gefunden als Luthers zahme Thesen, die nicht den Ablass selbst, also die Vergebung der Sünden durch Geldzahlungen, sondern nur dessen Missbrauch tadelten. Die berühmten „Briefe der Dunkelmänner“, die von deutschen Humanisten verfasst worden waren, hatten dem Papst- und dem Mönchtum ganz andere Vorwürfe gemacht. Sie waren spöttische Pfeile von unvergleichlicher Schärfe. Luther dagegen hatte nie die Schweinereien innerhalb der Kirche bekämpft.

Am gleichen Tag noch schickt Luther seine Behauptungen an seinen Bischof und an den Mainzer Erzbischof Albrecht mit der Bitte, dem Unfug Tetzels Einhalt zu gebieten. Doch vergebens. Zu einer Auseinandersetzung mit Luther meldet sich auch niemand. Und doch erregen diese Thesen ganz Deutschland, sowohl zustimmend wie auch ablehnend. Der Bischof von Merseburg (bei Leipzig) erklärt z.B., er freue sich, wenn diese Sätze an vielen Orten angeschlagen würden, damit das Volk vor Tetzels Betrug gewarnt werde. Diesem wird die Verärgerung Luthers zugetragen. Er jubelt: „Der Ketzer (Luther) soll mir in drei Wochen ins Feuer geworfen werden.“ Von einem Professor lässt er daraufhin 106 Gegenthesen verfassen

Hier nun einige der Thesen Luthers, damit dem Leser bewusst wird, worum es diesem geht und wie er vorgeht: 1) Wenn unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: Tut Buße usw., will er, dass das ganze Leben seiner Gläubigen auf Erden eine ständige Buße sei. 79) Zu sagen, das Kreuz, mit des Papstes Wappen herrlich aufgerichtet, vermöge so viel wie das Kreuz Christi, ist eine Gotteslästerung. 94) Man soll die Christen ermahnen, dass sie Christo, ihrem Haupte, durch Kreuz, Tod und Hölle nachzufolgen sich befleißigen. 95) Und sich mehr darauf verlassen, durch viel Trübsal ins Himmelreich einzugehen als im sorglosen Wahn, es sei Friede.

Luther selbst war von der Wirkung seiner Thesen aufs höchste überrascht. Obwohl nur für eine gelehrte Auseinandersetzung unter Fachkollegen vorgesehen, verbreiten sie sich innerhalb von 14 Tagen in ganz Deutschland. „Als wären die Engel selbst Botenläufer und trügens von Land zu Land“, urteilt Lu-

ther. Die Dominikaner klagten ihn im Juni 1518 in Rom wegen Verbreitung verdächtiger Lehren an, im August auch wegen offenkundiger Ketzereien, weil er die Geldgeschäfte vom Erzbischof von Mainz und vom Papst vermasselte.

Die Heidelberger Disputation (Gelehrten-Streitgespräch) 1518

Im April 1518 lief nach drei Jahren die Amtszeit von von Staupitz als Generalvikar der Augustiner in Deutschland aus. Das Kapitel (die Mönche) trat am 25. April zur Neuwahl in Heidelberg zusammen. Als Distriktvikar (Bezirksvertreter) hatte Luther an dieser Versammlung auch teilzunehmen, denn diese wurden ebenso neu gewählt. Eine solche Reise, bei der er Sachsen verließ, war aber alles andere als ungefährlich, und keinem war recht wohl dabei. Luther hätte sicherlich unter einem Vorwand in Wittenberg bleiben können. Staupitz wollte ihn jedoch den Vertretern der Augustinerklöster vorstellen und ihm die Gelegenheit geben, seine Ansichten vor den Brüdern und den Theologen der Heidelberger Universität zu erläutern.

Staupitz wurde erneut zum Generalvikar gewählt. Dass Luther von seinem Amt entbunden wurde, hing damit zusammen, ihn zu entlasten, teilweise spielte aber auch die Überlegung eine Rolle, dass ihm aufgrund seiner Gefährdung die Besuchsreisen zu den Klöstern nicht mehr möglich wären. Wahrscheinlich sollte durch dessen Amtsenthebung aber auch die Stimmung in Rom ein wenig besänftigt werden.

Bei dieser öffentlichen Auseinandersetzung handelte es sich um das erste Auftreten Luthers außerhalb Sachsens. Diese wurde durch Plakate in der Stadt bekanntgegeben. Luther hatte dabei den Vorsitz. Die 40 Thesen, die von ihm aufgestellt wurden, waren bewusst sachlich und ohne jede Spitze gegen Rom. Die Atmosphäre war überraschend friedlich. Luther widerlegte alle Angriffe gegen ihn mit eindeutigen Stellen aus der Heiligen Schrift und begeisterte damit seine Zuhörer.

Die Heidelberger Disputation war ein Höhepunkt beim Durchbruch der lutherischen Bewegung. Seine Theologie beginnt nun, in der Öffentlichkeit wirksam zu werden. Zum ersten Male formieren sich seine Anhänger. Eine wachsende Zahl von Theologen und Anhängern sieht nun in Luther ihr Haupt und ihren religiösen Führer.

Als ich anfang, im Umweltschutz tätig zu werden, erinnerte ich mich daran, dass man in Heidelberg immer dann, wenn Luther seine Ansichten mit Bibelstellen belegte, vor Begeisterung klatschte. Mit Hinweisen auf die Bibel wird man heute kaum noch einen Hund hinter dem Ofen hervorlocken. Ich fragte mich jedoch, was das heute für unsere Situation bedeuten könnte. Dabei kam ich zu dem Ergebnis, dass wir immer wieder auf Beispiele von Umweltverschmutzung und -zerstörung hinweisen müssen. Außerdem haben wir Vorschläge zu bringen, wie die gemachten Fehler bereinigt und ausgeglichen werden und wie man es besser machen könnte. In der Tat, das beeindruckte die Zuhörer und schaffte uns Sympathien und Mitkämpfer.

Es kommt zur Volksbegeisterung, denn das Fass war zum Überlaufen voll

Es ist die Zeit, in der sich die deutsche Gesellschaft ähnlich wie überall sonst in Europa unter dem Einfluss der neuen wirtschaftlichen Herstellungsweise veränderte. Außerdem nahmen die Deutschen schon immer alles sehr ernst. So grübelten sie über die Geheimnisse des Glaubens und waren bestrebt, einen direkten Zugang zu Gott zu finden. Sie meinten damals mit Recht, der Mittler zwischen ihnen und Gott, die Kirche, ginge schon lange nicht mehr den von den Aposteln gewiesenen Weg. War es da ein Wunder, dass die Bauern, die Gewerbetreibende, die Händler, der verarmte niedere Adel und auch die untere Geistlichkeit Veränderungen, ja einen Umbruch herbeisehnten. In Deutschland war also der Boden für eine Reformation vorbereitet gewesen.

Den Volksmassen waren die humanistischen Angriffe gegen die Kirche unverständlich und fremd geblieben. Luthers 95 Thesen, die den Humanisten als bloßes Mönchsgezänk erschienen, müssen sie dagegen vielmehr berührt und beeindruckt haben. Im Innern der Menschen gärte und rebellierte es nämlich, denn sie empörten sich gegen die Ausbeutung durch die Kirche, den Adel und die Fürsten. Möglicherweise haben sie auch die Wiederentdeckung Amerikas und die neuen umwälzenden Erkenntnisse, dass die Erde eine Kugel ist und sich die Erde um die Sonne dreht, aus ihrer Gelassenheit und Sicherheit gerissen.

Ich weiß jedoch nicht, ob dieses Aufbegehren schon durch diese Thesen verursacht worden ist. Wahrscheinlich sind diese erst einmal von der gebildeten Bevölkerung aufgenommen worden. Als Luther dann aber durch seine kühnen Schriften und durch sein mutiges Auftreten in Worms zu einem Volkshelden wurde, wurde auch die breite, ungebildete Schicht mitgerissen.

Es ist mir jedoch völlig unbegreiflich, warum und wie mit diesen Luther-Thesen, die doch eigentlich nichts Zündendes in sich hatten, die Empörung gegen Rom ausbrechen konnte! Die Zeit muss wegen der wirtschaftlichen Lage, wegen des Hasses auf Rom, wegen der Vorarbeit der Humanisten und wegen des seelischen und religiösen Drucks reif für eine Revolution gewesen sein, denn alle Schichten des Volkes platzten vor Wut. Luther zündete wie ein Funke im offenen Pulverfass.

Ich selber hatte 1985 einen Hungermarsch von der Nordseeküste bis in die Alpen durchgeführt. Auf ihm trank ich nur Wasser, schlief oft draußen im Freien und hatte nur wenige Telefongroschen bei mir. Ich wollte damit auf die menschliche Gesunderhaltung aufmerksam machen und das Umweltbewusstsein fördern. Dazu war es allerhöchste Zeit.

Die öffentlichen Medien und Zeitungen brachten jedoch kaum etwas darüber, nicht einmal in meiner Heimat. Dabei ist meine damalige Leistung doch sicherlich höher einzuschätzen als die zurückhaltenden Lutherthesen. Es blieb still um meinen außergewöhnlichen, noch nie dagewesenen Fastenmarsch. Erst recht kam es nicht zu einem Volksaufstand gegen das, was in unserer Gesellschaft verkehrt läuft.

Auch hatte ich mich sieben Jahre lang als Pastor ausbilden lassen, konnte anschließend aber aus Gewissensgründen nicht in den Kirchendienst treten. Es hätte

eine Empörung gegen die Kirchen ausbrechen können. Aber nirgends verlor man auch nur ein Sterbenswörtlein über meine Gewissensentscheidung. Lediglich meine fromme Mutter war sehr traurig.

Nach acht Jahren als Beamter auf Lebenszeit trat ich wegen eines inneren Drängens aus dem Schuldienst. Ich hätte wegen meiner Kühnheit, meine Sicherheiten aufzugeben, bewundert und zu einem Vorbild und Mutmacher für Tausende andere werden können. Wie viele halten es in ihrem Beruf nicht mehr aus! Aber niemand trug meine Entscheidung an die Öffentlichkeit.

Auch als ich in den neunziger Jahren aus der Kirche austrat, verlor niemand ein Wort darüber, obwohl Artikel wie „Pastor tritt aus Kirche wegen deren Unglaublichkeit und deren politischer Anpassung aus“ zu einer Aufregung innerhalb der Gemeinden hätten führen können. Lediglich das örtliche Kirchenblättchen schien auf meinen Austritt reagiert zu haben, denn in ihm wurde behauptet, dass das Ausscheiden in erster Linie mit dem Zahlen der Kirchensteuer zu tun habe. Ich sollte wahrscheinlich einen Denkkzettel und ein schlechtes Gewissen bekommen.

Leider geht es bei großen und umstürzenden Dingen normalerweise ebenso, da einfach nicht begriffen wird, worum es diesen Menschen eigentlich geht, und weil die Zeit für einen Umbruch noch nicht reif ist. Welchen opfervollen Weg waren damals sicherlich einige Humanisten, Bürger und Ritter gegangen. Aber es kam zu keiner Volksexplosion. Nach Luthers Thesen und seinem furchtlosen Auftreten erhob sich dagegen auf einmal ein ganzes Volk. Ist das wirklich zu begreifen? Zu behaupten, dass angeblich Gott es so gelenkt habe, scheint mir zu einfach zu sein.

Es gibt wohl auch andere Beispiele, wo es bei einer gewissen Stimmung im Volke zur Explosion kommt, aber diese Entladungen sind äußerst selten. Als vielen bewusst wurde, dass wir unsere Umwelt und damit unser eigene Lebensgrundlage zerstören, bildeten sich mehrere Umweltschutzparteien. Ich war einer der ersten, der bemüht war, eine solche aufzubauen. Sie sollte sich „Mensch-Umwelt-Erde“ (MUE) nennen. Aber meine Bemühungen zogen sich äußerst schleppend hin. Außerdem fand ich keine Mitstreiter.

Als wir dann endlich, vielleicht zehn Jahr später, soweit waren und die Grünen gründeten, wurde diese Partei sofort von den Linken unterwandert und setzt sich bis heute für ganz andere Ziele ein als für die, um die es uns damals ging. Ich selbst rechnete bei ihrer Gründung bereits mit einem Stimmenanteil von 18 Prozent, was sie jedoch, schon wegen des Eindringens der Linken, eigentlich niemals erreichte. Zu einem Erdrutsch kam es erst etwa 30 Jahre später bei der Landtagswahl in Baden-Württemberg, als in Japan 2011 durch ein Erdbeben das Atomkraftwerk in Fukushima beschädigt wurde.

Mehr Druck machte die unzufriedene Bevölkerung, als eine Partei mit Namen Alternative (andere Möglichkeit) für Deutschland (AfD) auftrat, an deren Vorbereitung ich auch beteiligt war. Gegenüber der Bevormundung durch Brüssel und gegen den Euro wollte man sich wehren. Man lehnte später die Willkommenskultur den Wirtschaftsasylanten gegenüber und das Eindringen von radikalen Moslems nach Europa und Deutschland ab. Auch wollte man sich gegen eine bevorstehende Islamisie-

rung wehren. Bei dieser politischen Protestbewegung könnte man fast von einer ähnlichen Explosion wie in der Lutherzeit reden.

Wann fand außerdem eine ähnliche Rebellion statt? Während der Besetzung Deutschlands durch Napoleon kam es zu einem nationalen Erwachen und anschließend zu den Befreiungskriegen (Waterloo 1815). Nach dem Ersten Weltkrieg wollte die Bevölkerung die Demütigungen Deutschland gegenüber nicht hinnehmen, sondern überwinden, und wählte deshalb 1933 die Partei eines gebürtigen Österreichers, der daraufhin Reichskanzler wurde. 1953 erhob sich ein großer Teil der Bevölkerung der DDR gegen die eigene Regierung und gegen die sowjetische Besatzungsmacht. Beim Aufstand in Ungarn (23.10.-4.11.1956) flohen fast 200.000 ins westliche Ausland. Zu erinnern sei auch an die friedliche Revolution von 1989 in der DDR, der die deutsche Teilwiedervereinigung folgte.

Bei diesen Ereignissen tat sich etwas Ähnliches wie damals zu Anfang der Reformationszeit. Es stand jedoch keine Person so unmittelbar im Mittelpunkt wie damals Luther. Ähnlich wie ihm damals war es heutzutage auch einem Thilo Sarrazin bei seinem 2010 veröffentlichten Buch „Deutschland schafft sich ab“ mit dem Untertitel „Wie wir unser Land aufs Spiel setzten“ ergangen. Er wurde einiger seiner Ämter enthoben und von den Politikern und den Medien sehr stark angegriffen, obwohl er mit seinen Behauptungen Recht hatte. Aber vieles durfte man damals und darf man heutzutage eben nicht sagen. Leider wurde er mit seiner kämpferischen Aufklärung nicht zu einem Volksheld wie Luther.

Karlstadt

Karlstadt, bei dem Luther 1512 in Wittenberg seinen theologischen Doktor machte, wurde 1477/1480 in Karlstadt bei Würzburg geboren. Eigentlich hieß er Andreas Bodenstein. Er studierte in Erfurt und Köln. 1504 ging er nach Wittenberg und beschäftigte sich dort mit Aristoteles (Grieche) und den Werken des Thomas von Aquin (Kirchenvater). Mit dessen scholastischer Philosophie (Glaube und Wissen sollen in Einklang gebracht werden) verbindet er das kirchliche und das römische Recht. 1510 wurde er Leiter am Allerheiligenstift in Wittenberg und als solcher Inhaber einer theologischen Professur.

Als er 1516 als Doktor der Rechtswissenschaft von Italien zurückgekehrt war, scheint er wie verwandelt. Er wendet sich von der Scholastik der Bibel zu und erklärt, dass er sie vorher nicht verstanden, sondern nur an sie geglaubt habe. Die Heilige Schrift hatte er als Gottes Gesetz angesehen und Christus als denjenigen, der es dem Menschen ermöglichte, es zu erfüllen. Anfänglich streng an Thomas von Aquin ausgerichtet, durchlief er, besonders unter dem Einfluss Luthers, tiefe Wandlungen. Seit dem Thesenanschlag 1517 ist er diesem zugetan und verteidigt ihn 1519 bei den Leipziger Streitgesprächen gegen Johannes Eck. Ein engeres Verhältnis zwischen Luther und ihm hat jedoch nie bestanden.

Während Luther 1521/22 auf der Wartburg war, wurde Karlstadt in Wittenberg zum Sprecher der radikalen Reformgruppe und ergriff die Führung. Aufgrund der biblischen Neuorientierung bekämpfte er z.B. die Ordensgelübde, forderte die Priesterhehe, schaffte die Privatmesse (wohl dass Priester für sich alleine das Abendmahl feierten) ab, hielt schon Weihnachten 1521 in weltlicher Kleidung die erste Abendmahlsfeier in deutscher Sprache unter beiderlei Gestalt, ohne Beichte, Hochgebet und Emporheben der Hostie (Brot, Leib Christi) und des Kelches, und setzte rücksichtslos viele praktische Forderungen durch.

Mit seiner Schrift „Von Abtuhung der Bylder“ (Beseitigung der Bilder) gab er den Anstoß zu den Wittenberger Unruhen von 1521/22. Die Gereiztheit des Volkes und die sinnlose Zerstörungswut brechen durch: Man dringt in Kirchen ein, reißt Bilder von den Wänden und zerstört Altäre und Kreuze. Im sächsischen Raum und weit darüber hinaus empören sich gleichzeitig die Geistlichen, Priester heiraten und Mönche und Nonnen verlassen ihre Klöster. Die unter seinem Einfluss vom Rat am 24.1.1522 erlassene „Neue Ordnung der Stadt Wittenberg“ regelte das Kirchenwesen und den Gottesdienst völlig neu.

Luther, der diese Entwicklung argwöhnisch von der Wartburg aus verfolgte, und sein Wittenberger Mitreformator Melanchthon zeigen sich zuerst verängstigt und ratlos. Deshalb kommt Luther für einen Tag von der Wartburg nach Wittenberg, greift in die Unruhen ein und verfasst die Schrift „Eine treue Vermahnung zu allen Christen, sich zu verhüten (hüten) vor Aufruhr und Empörung“.

Etwas später geht er noch einmal nach Wittenberg, was für ihn sehr gefährlich ist, denn er ist vogelfrei. Acht Tage lang predigt er mit kraftvollen Worten gegen die „Schwarmgeister“ und verurteilt deren wüstes Vorgehen. Bald danach verlassen die „Zwickauer Propheten“ (Wiedertäufer) die Stadt und setzen ihre Aktivitäten im süddeutschen Raum fort.

Der Abfall der Gruppen, welche die „Geisterfahung“ zur unerlässlichen Voraussetzung für die Kirchenmitgliedschaft machten, war für Luther ein nicht zu unterschätzender, unermesslicher Verlust. Da sie aber die Kindertaufe und das Heilige Abendmahl als bloß äußerliche und damit unbedeutende Möglichkeiten der Gnadenzuweisung Gottes ablehnten, waren sie für ihn nicht tragbar. Ihre Auffassung musste außerdem zwangsläufig dazu führen, dass berufliche Amtsträger, also Pfarrer, und eine National- oder Landeskirche nicht für notwendig angesehen wurden.

Karlstadt wurde gerade durch seine Forderung, dass Glauben und Leben bibelgemäß sein sollten, wieder zu einer gesetzlichen Auffassung des Christentums geführt. Er verwarf auch die Kindertaufe und veranlasste durch seine Ablehnung der angeblich tatsächlichen Gegenwart Christi im Abendmahl den verhängnisvollen Abendmahlstreit zwischen Luther und Zwingli (1529). Seine Flugschriften, deren Wirkung kaum abzuschätzen ist, trugen sehr viel zur Radikalisierung der Evangelischen bei. Wegen seines zunehmenden Eifers wird er von Luther bekämpft.

Die Zusammenkunft von Karlstadt und Luther im August 1524 in Jena brachte keine Verständigung. Wegen dessen Aufforderung, gegen ihn zu schreiben, veröffentlichte Luther seine Schrift „Wider die himmlischen Propheten“, in der er die

Lehren Karlstadts einer vernichtenden Kritik unterzog. Bis heute ist dessen Charakterbild einseitig von Luther geprägt. 1524 wurde er auf Betreiben Luthers vom Kurfürsten aus Kursachsen verwiesen. Er wurde daraufhin, weil ihm vorgeworfen wurde, am Bauernkriege (1525) teilgenommen zu haben, schwer verfolgt. Seit 1534 wirkte Karlstadt als Professor für das Alte Testament in Basel, wo er am 24.12.1541 an der Pest starb. – In der wissenschaftlichen Bibelforschung hat er als erster die Echtheit der fünf Bücher Mose bestritten.

Philipp Melanchthon

Philipp Melanchthon wurde am 16. Februar 1497, also 14 Jahre nach Luther, in der Stadt Bretten bei Karlsruhe geboren und war ein Großneffe des bedeutenden Humanisten Johannes Reuchlin. Er entwickelte sich vom humanistisch gebildeten „Wunderkind“ zu einem wirklichen Universalgelehrten. Bereits mit zwölf Jahren begann er an der Universität Heidelberg zu studieren. Mit fünfzehn wechselte er dann zur Universität Tübingen.

Von dort ging er knapp sechs Jahre später, 1518, nach Wittenberg, um eine Professur anzutreten. Bei sich hatte er seine ersten eigenen Veröffentlichungen, z.B. das im Mai herausgegebene Griechisch-Lehrbuch, das vierzig Mal aufgelegt wurde und hundert Jahre lang in Gebrauch war. Diese Werke begründeten seinen sprach- und literaturwissenschaftlichen Ruhm. Während seines Lebens folgten weitere Lehrbücher, die alle Gebiete der damaligen Wissenschaften außer der Metaphysik (Lehre von den letzten Zusammenhängen des Seins) umfassten und die bis ins 19. Jahrhundert, teilweise auch in katholischen Bildungseinrichtungen, benutzt wurden.

Der Kurfürst hatte den Einundzwanzigjährigen gegen den Willen Luthers und anderer bedeutender Personen in Wittenberg an die dortige Universität berufen. Seine Antrittsvorlesung am 28. August 1518 trug den Titel: „De corrigendis adulescentiae studiis“ (Über die Verbesserung der Studien). Der Eindruck, den er machte, muss überwältigend gewesen sein, denn nach dem ersten öffentlichen Auftritt dieses kleinwüchsigen und zierlichen Mannes waren alle vorhergehenden Bedenken verfliegen. Für diese Universität, deren Studienordnung er dann später verfasste, wie auch für Martin Luther, dessen 95 Thesen seit einem knappen Jahr für einigen Wirbel in der Kirche gesorgt hatten, stellte er sich geradezu als Glücksfall heraus.

Dabei waren die beiden herausragenden Gestalten der Reformation in Deutschland, Luther und er, charakterlich grundverschieden. Während Luther, dem man seine Weltzugewandtheit und Lebensfreude schon äußerlich ansah, nur seine Meinung gelten ließ und unerschrocken seine Ansichten gegen jeden Widerstand durchsetzte, konnte der hoch gebildete und asketisch-schmächtige Melanchthon andere Standpunkte durchaus respektieren und lehnte gewalttätige oder gar kriegerische Auseinandersetzungen ab. Er muss unter Luthers aufbrausendem Temperament zuweilen furchtbar gelitten haben.

Melanchthon beschrieb 1548, zwei Jahre nach Luthers Tod, sein ungemein fruchtbares Freundschaftsverhältnis zu diesem als eine „fast entehrende Knechtschaft“. Er war sicherlich nicht immer mit seinen Lebenssituationen glücklich und hätte wegziehen können. Schon nach achtzehn Monaten wollte sein Onkel und Berater Reuchlin, der den Tübinger Universitätslehrer 1518 an die kursächsische Universität vermittelte, ihn lieber in Ingolstadt (Bayern) sehen.

Melanchthon traf aber seine Entscheidung, in Wittenberg und bei Luther zu bleiben, in voller Überzeugung. Bis zu seinem Tode 1560 wirkte er dort als Philologe (Sprachforscher), Theologe, Reformator, Bildungsreformer und Kirchenpolitiker trotz aller Angebote und Abwerbungsversuche anderer Städte. Ein Weggehen wäre für ihn nämlich eine Entscheidung gegen die Reformation und für den Papst gewesen.

Für Melanchthon spielte nämlich die Reformnotwendigkeit eine sehr große Rolle, und dafür waren Luther und Wittenberg das Zentrum. Außerdem hatte Luther für Humanisten wie ihn ein überzeugendes Glaubenskonzept: Nicht aufgrund von guten Werken oder erkauften Ablässen, sondern allein durch den Glauben an die Gnade Gottes kann der in Sünde verstrickte Mensch gerettet werden. Beide wollten außerdem nichts Neues. Erst recht wollten sie keine neue Kirche gründen. Sie wollten lediglich zurück zu den Anfängen des Christentums und zurück zur Botschaft der Evangelien. Die gesamte christliche Tradition muss sich nach ihrem Verständnis aus der Bibel herleiten und an ihr messen lassen (*sola scriptura*, nur die Schrift).

Angeregt von Melanchthon übersetzte Luther auf der Wartburg das Neue Testament in ein für möglichst viele verständliches Deutsch. Hierbei wie auch später bei der Übersetzung des Alten Testaments war Melanchthon aufgrund seiner deutlich besseren Sprachkenntnisse entscheidend beteiligt, so dass die Luther-Bibel eigentlich eine Luther-Melanchthon-Bibel heißen müsste.

Während Luther keine umfassende evangelische Glaubenslehre verfasste, legte Melanchthon 1521 als erster Reformator ein Lehrbuch der evangelischen Theologie vor. Die später von ihm mehrfach überarbeiteten und erweiterten „Hauptpunkte der Theologie“ bieten dabei nicht wie die im Mittelalter üblichen „Summen“ ein geschlossenes, vollständiges Lehrsystem, sondern behandeln die einzelnen aktuellen, in der Praxis gefragten und notwendigen Themen.

Bis 1530 stand Melanchthon im Schatten Luthers. In der Geschichtsschreibung ist dies bis heute der Fall. Dann aber wuchs er in die Rolle des einflussreichsten Reformators hinein, während Luther, der Sachsen wegen der über ihn verhängten Acht nicht verließ, allmählich an Einfluss verlor. Melanchthon bewährte sich nämlich nicht nur als Theologe, Hochschullehrer, Humanist und Reformator des deutschen Bildungswesens, sondern auch als Politiker und wurde sozusagen zum Außenpolitiker der Reformation. Mit großer Geduld und in zähem Einsatz nahm er die Strapazen langer Reisen auf sich. Immer wieder versuchte er auf Reichstagen und in Religionsgesprächen den Zusammenhalt des protestantischen Lagers zu sichern. Auch wollte er den endgültigen Bruch zwischen Rom und den Evangelischen vermeiden.

Melanchthon verfasste nun das „Augsburger Bekenntnis“, in dem er die reformatorischen Glaubensüberzeugungen biblisch begründete und als „katholisch“,

also als allgemeinchristlich, vorstellte. Er führte zunächst 21 Punkte auf, in denen angeblich Übereinstimmung herrsche. Anschließend werden nur sechs strittige Fragen wie das Abendmahlverständnis, die Mönchsgelübde und der Zölibat behandelt. Diese Auseinandersetzungen waren der Höhepunkt in seinem Wirken.

Trotz aller seiner Ausgleichsbemühungen scheiterten die katholisch-evangelischen Verhandlungen vor allem am Verständnis des Abendmahls und an der Zölibatsfrage sowie an den Streitereien innerhalb des protestantischen Lagers. Das Augsburger Bekenntnis setzte sich leider nur als das sich gegen andere Überzeugungen abgrenzende luthersche Hauptbekenntnis durch. Immerhin bildete es auch die Grundlage für den Augsburger Religionsfrieden von 1555. Ebenso förderte es eine Annäherung bei der Erarbeitung der lutherisch-katholischen Erklärung über die Gerechtigkeit des Menschen vor Gott. Diese Erklärung wurde am 31. Oktober 1999 (Reformationstag!) ebenfalls in Augsburg durch die Unterzeichnung einer „Gemeinsamen Feststellung“ anerkannt.

Luther war mit Melanchthons „Confessio Augustana“ sehr zufrieden und bekannte lobend in einem Brief, er hätte „nicht so leise treten“ können. Melanchthon wurde deshalb später leider als „Leisetreter“ beschimpft und gilt bis heute bei „linientreuen“ Lutheranern als Verräter der Reformation. Ein Lob Luthers wird also in einen Vorwurf umgewandelt! Besonders während seiner letzten Lebensjahre musste dieser noch die unverschämtesten Angriffe strenggläubiger lutherischer Theologen auf seine Person ergehen lassen.

Sollte Melanchthon etwa, wie seine Kritiker behaupten, wankelmütig gewesen sein? Er war freilich bereit, sich durch stichhaltige Begründungen überzeugen zu lassen und seine Ansichten durch neue Erkenntnisse zu ändern. Außerdem unterschied er scharf zwischen nicht aufgebbaren Grundpositionen und Äußerlichkeiten. In zahlreichen Religionsgesprächen war er zu weitgehenden Zugeständnissen bereit, um die evangelische Lehre, insbesondere die von der Gerechtsprechung allein aus Gnaden, in eine noch mögliche katholische (allgemeinchristliche) Kirche zu retten. Er akzeptierte sogar die sieben Sakramente, das Fasten, die bildhaften Darstellungen, die Messgewänder und die Feiertage.

Melanchthon bemüht sich, Kirchenlehre und Lebenspraxis aufeinander abzustimmen. Seine Theologie verarbeite außerdem sowohl die eigenen wie fremde religiöse Erfahrungen. Seine Kompromissbereitschaft bei Äußerlichkeiten war auch auf dem Augsburger Reichstag deutlich geworden. Um einen drohenden Krieg zu vermeiden, bot Melanchthon die Erhaltung und sogar die Wiederherstellung der bischöflichen Kirchengewalt an, erwartete jedoch von katholischer Seite, dass das evangelische Abendmahlverständnis, der Laienkelch beim Abendmahl und die Priesterehe akzeptiert werden. Einem päpstlichen Gesandten erklärte er sogar, dass die Wichtigkeit des Papstes und der Kirchenverfassung geschätzt werde.

In heutigen Gesprächen zwischen Lutheranern und Katholiken wäre Melanchthons Einstellung eine Brücke. Würde die katholische Kirche auf die allerhöchste Rechtsgewalt des Papstes verzichten und das Petrusamt nur verwaltungsmäßig verstehen, dann könnten die Lutheraner dem kaum widersprechen. Doch

weil die damaligen Vertreter des Papstes beim Laienkelch, der Priesterehe und der Gottesdienstreform nicht nachgaben, blieb auch Melanchthon unnachgiebig. Sein Standpunkt war eigentlich sehr klar. Er war keineswegs ein Verräter.

Auch innerhalb der verschiedenen reformatorischen Strömungen versuchte Melanchthon zu vermitteln, wie der Streit über das Abendmahlsverständnis eindrücklich zeigt. Luther ging ähnlich wie die katholische Lehre davon aus, dass Christus wirklich in Brot und Wein gegenwärtig ist. Der Schweizer Reformator Huldreich Zwingli verstand das Abendmahl als reines Gedächtnis- und Gemeinschaftsmahl.

Als diese beiden 1529 in Marburg zusammentrafen, klagte Melanchthon: „Da disputieren (reden) sie über das Abendmahl, gleich als ob sie in den Himmel gehen und Jesus gefragt hätten, wie er die Worte ‚das ist mein Leib!‘ verstanden habe.“ Es ist sowieso fraglich, ob Jesus wirklich das Abendmahl, wie wir es verstehen und feiern, eingesetzt hat. Meiner Meinung nach ist es eine Erfindung des Paulus.

Übt Melanchthon mit diesen seinen Worten nicht eine leise, wenn nicht sogar scharfe und berechtigte Kritik an Luther! Es ist tragisch, dass er erleben musste, wie sich die innerprotestantischen Streitigkeiten immer mehr verschärften und dass es zu keiner Einigung mit den Reformierten kam. In den folgenden Jahren setzte sich jedoch unter den Lutheranern nicht Luthers In-Pane- (im Brot), sondern Melanchthons Cum-Pane-Formel (mit/unter Brot und Wein) durch. Christus sei während des Abendmahls mit/unter Brot und Wein gegenwärtig. Darauf einigten sich dann 1573 in der Leuenberger Konkordie (Bekenntnis) die Lutheraner mit den Reformierten, die sich vor allem auf die Schweizer Reformatoren Zwingli und Calvin berufen.

Es muss jedoch darauf hingewiesen werden, dass sich damals die „rechtgläubigen“ Lutheraner auch weiterhin mit den gemäßigten Anhängern von Philipp Melanchthon wegen der Auslegung der Abendmahlslehre stritten. Dieses Theologengenzänk weitete sich sogar zum Streit zwischen den beiden sächsischen Fürstenhäusern aus, bei dem Kurfürst August (1553-1568) über seine ernestinischen Vettern siegte und die führenden „Philippisten“ verhaften ließ. Diese Abneigung gegen das großzügigere Abendmahlsverständnis vertiefte dann auch weiterhin den innerprotestantischen Zwiespalt. Als der calvinistische Pfälzer Kurfürst die Führung der Protestanten übernahm, wurde er von Kursachen misstrauisch beargwöhnt.

Melanchthon hatte schon, als Luther noch als Mönch lebte, die Ordensgelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams als unbiblisch beurteilt. Außerdem lehnte er das Stundengebet (8 Gebete täglich, auch nachts) als äußerliche Pflichterfüllung ab. Bei einem Gespräch mit Caritas Pirckheimer, einer humanistisch geprägten Nürnberger Nonne, räumte er jedoch ein, dass man auch im Kloster ebenso selig werden könne wie in der Welt, sofern man die Gelübde nicht als verdienstlich erachte. Sie notierte daraufhin in ihr Tagebuch: „Er war bescheidener in seiner Rede, als ich noch keinen Lutherischen gehört habe. Es war ihm sehr zuwider, dass man die Leute mit Gewalt nötigt. Er schied mit guter Freundschaft von uns.“

Als Melanchthon am 19. April 1560 starb, war seine Politik des Zueinanderfindens weitgehend gescheitert. Immerhin war 1555 der Augsburger Religionsfriede zustande gekommen, der Deutschland anders als Frankreich in den kommenden

Jahrzehnten, jedenfalls bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges 1618, vor einem blutigen Bürger- und Religionskrieg verschonte. Andererseits verfestigte sich seit 1555 aber auch die spezifisch deutsche Bekenntnisausrichtung in den Fürstentümern praktisch für die Dauer von vierhundert Jahren. Sie begünstigte die Entstehung einer kirchlichen Mentalität, die auf die Fürstentümer ausgerichtet war.

Was Melanchthon im Jenseits erhoffte, geht aus seiner letzten Aufzeichnung auf einem einfachen Zettel hervor: „Du entkommst den Sünden. Du wirst befreit von aller Mühsal und der Wut der Theologen. Du wirst ins Licht kommen, Gott schauen, Gottes Sohn betrachten. Du wirst jene wunderbaren Geheimnisse lernen, die du in diesem Leben nicht verstehen konntest: Warum wir so erschaffen sind, wie wir sind, und worin die Vereinigung der beiden Naturen in Christus besteht.“ Zu den Geheimnissen der Gottheit hatte er bereits 1521 gesagt, er wolle sie nicht enträtseln, sondern anbeten. Nun war er von der Erwartung erfüllt, dass Gott selbst ihm seine Geheimnisse erklären würde. Begraben wurde er in der Wittenberger Schlosskirche.

Melanchthon wird nicht so verehrt wie Luther. Im Unterschied zu diesem, dem eine überschwängliche Verehrung zuteilwurde, die bald schon der mittelalterlichen Heiligenverehrung glich, wurde er eher geschätzt. Dies aber quer durch alle Konfessionen, weil er der auf Einheit Drängende unter den Reformatoren war. Er war nicht so polternd und rechthaberisch wie Luther. Auch betonte er nicht so wie der asketisch-strenge Genfer Reformator Calvin die religiösen Gegensätze. In seinen Forderungen war er auch nicht so ungestüm und starrsinnig wie Zwingli.

Eine große geistige Leistung Melanchthons war, und hierin übertraf er Luther, dass er seine Meinung über das damalige Weltbild ändern konnte. Nach Nikolaus Kopernikus drehte sich nicht die Sonne um die Erde, sondern die Erde um die Sonne. In seinem Lehrbuch der Physik verurteilte Melanchthon 1549 noch die Vertreter dieser neuen Erkenntnis, die angeblich aus Neuerungssucht und um ihre eigenen Fähigkeiten zur Schau zu stellen diese außerdem ganz unbiblische Auffassung vertraten. Doch bereits ein Jahr später kann er das sonnenbezogene Weltsystem zumindest als wissenschaftliche Möglichkeit annehmen. – Mich wundert es, dass Melanchthon und die anderen Reformatoren nicht auch in die Kritik und Verfolgung der Kirche gerieten. Aber möglicherweise hatte man mit dem Erzketzer Luther genug zu tun, sodass man erst einmal die anderen laufen ließ.

Luthers Auseinandersetzung mit der katholischen Kirche

Luthers Verhör vor Cajetan und sein Gespräch mit Karl von Miltitz

Luther war damals von großer geistiger Kraft

Das heutige Lutherhaus in Wittenberg, das damalige Schwarze Kloster, das ihm der Kurfürst geschenkt hatte, war fast 35 Jahre lang seine Hauptwirkungsstätte. Hier lebte er als Mönch und seit 1525 als Ehemann und Vater, hier hatte er weitge-

hend seine glaubensmäßigen Entdeckungen gemacht, hier hielt er Vorlesungen vor Studenten aus ganz Europa, hier schrieb er die Schriften, die die Welt begeisterten und veränderten, und hier bereitete er sich auf seine Auseinandersetzungen vor.

Sein Mut, die Thesen zu verfassen, anzuschlagen und mit ihnen zu einer Erörterung einzuladen, zeigen, dass er damals von großer geistiger Kraft war. Der Widerhall im Volke und die Überzeugung, ein Werkzeug Gottes zu sein, geben ihm zusätzlich die Kraft, allen Gefahren durch die Kirche zu trotzen und sich auf kein Entgegenkommen einzulassen. Er ist sogar bereit, für seine Erkenntnisse zu sterben.

Die damaligen Gelehrten (Scholastiker), die weitgehend aus der Rechtswissenschaft und der Verwaltung stammen, meinen nach Luther, die Größe des Paradieses vermessen und die Engel zählen können. Ihrem angeblichen Wissen stellt Luther die grundsätzliche Unerkennbarkeit des Ewigen gegenüber. Wer Gott aus eigener Kraft begreifen will, der wird nichts von ihm erkennen.

Nicht einmal das Gewissen, dessen Befreiung Luther gern zugeschrieben wird, lässt dieser als Messinstrument gelten. Das Gewissen, so erkennt er kritisch, sei veränderbar und unzuverlässig, es stecke ja in einem haltlosen Geschöpf. Er erklärt deshalb: „Ich brauche mich nicht zu stützen auf mein Gewissen, Fühlen, Person oder Werk, sondern (nur) auf die göttliche Verheißung und Wahrheit, die nicht täuschen kann.“ Das jedenfalls ist seine Meinung, und mit dieser Sicherheit geht er gelassen in die Auseinandersetzungen mit kirchlichen Vertretern und in die Verhöre.

Luthers Verhör vor Cajetan in Augsburg 1518

Der Erzbischof Albrecht von Mainz wendet sich nun nach seinem Thesenanschlag mit einem Schreiben an Rom, in dem er Luther der Verbreitung neuer Lehren beschuldigt. Papst Leo X. (1513-1521) hält dessen Anschauungen aber lediglich für Mönchsgezänk und ordnet nur an, die Ordensoberen sollten Luther warnen.

Erst als Tetzels Ordensbrüder ihn wegen des Verdachts auf Ketzerei anzeigen, lässt Leo X. den Prozess gegen ihn eröffnen. Aufgrund eines Gutachtens über Luthers Lehre, das dem Dominikaner und theologischen Papstberater, Silvester Prierias, vorgelegt wird, wird Anfang Juli 1518 eine Vorladung ausgefertigt, mit der er aufgefordert wird, innerhalb von 60 Tagen in Rom zu sein und sich zu verantworten.

Diese Vorladung trifft am 7. August 1518 in Wittenberg ein. Doch Luthers ihm verhältnismäßig freundlich gesonnener Landesherr, Kurfürst Friedrich der Weise, kann seinen Untertan vor dieser lebensbedrohlichen Reise bewahren. Er setzt durch, dass das Verhör im Anschluss an den Reichstag in Augsburg vor Kardinal Cajetan stattfindet (12.10.1518). Luther scheint in Bezug auf diese bevorstehende Verhandlung bezüglich seiner Eltern nicht übermäßig glücklich gewesen zu sein, denn er soll gesagt haben: „Ständig hatte ich den Scheiterhaufen vor Augen. Nun muss ich sterben. Welche Schande werde ich meinen lieben Eltern sein.“

In der Zwischenzeit hat Luther in einer Predigt den Kirchenbann (Totalausschluss aus der Kirche) in Frage gestellt und behauptet, dass dieser keine Bedeutung für die ewige Seligkeit habe, weil Gott über diese alleine entscheide. Diese Predigt gelangt in die Hände des Papstes, der daraufhin Kardinal Cajetan beauf-

tragt, sollte Luther nicht widerrufen, ihn zu verhaften und gebunden nach Rom zu bringen, Ein Ketzerprozess und Luthers Tod sind damit mehr oder weniger sicher.

Aber was sollte dieser sich darüber Sorgen machen! Vor dem Scheiterhaufen hat er keine Angst. Ihn spornen vielmehr seine neuen Erkenntnisse an. Und die Bewegung, die er gegen seinen Willen entfacht hatte, macht ihm zusätzlich Mut. Durch seine hinreißende und packende Sprache, mit der er alle seine Zeitgenossen übertraf, und dadurch, dass er nie seine bürgerliche Herkunft verleugnete, gewann er großen Einfluss auf die Massen. Das Neue an Luthers Lehre war freilich viel schwieriger darzustellen und einfachen Menschen in volkstümlicher Sprache nahe zu bringen als das Aufzeigen der Missstände in der Kirche.

Je härter Luther von Rom bedrängt wurde, desto rücksichtsloser ging er gegen die Kirche und den Papst vor. Er predigte sogar den gewaltsamen Widerstand gegen die päpstliche Ausbeutung. Nicht mit Worten, sondern mit Waffen müsse diese Pest des Erdkreises ausgerottet werden. In römischem Blut müssten sich die Deutschen ihre Hände waschen. Nicht weniger scharf ging Luther aber auch gegen die weltlichen Fürsten vor, soweit sie ihm nicht zustimmten. Wer heute die Sprache Luthers den Politikern gegenüber gebrauchen würde, wird von einigen behauptet, käme wegen Hochverrats nicht mehr aus dem Zuchthaus.

Ein Italiener sucht in Augsburg noch vor Beginn der Verhandlungen als Mittelsmann Luther im Karmeliterhof St. Anna auf und meint, es müsse diesem doch ein Leichtes sein, die sechs Buchstaben revoce (ich widerrufe) auszusprechen. Am Vorabend des Verhörs schreibt Luther dann noch einen Abschiedsbrief an Melancthon, weil er annimmt, dass er nicht wieder nach Wittenberg zurückkehren werde.

Nach dem Eintreffen des kaiserlichen Geleitbriefes begibt er sich dann zu Cajetan, weigert sich aber, von seiner Überzeugung abzuweichen. Es kommt zu keiner Verständigung. Da verliert der Kardinal die Geduld und ruft: „Geh und komm mir nicht wieder vor die Augen, es sei denn, dass Du widerrufen willst.“ Anderen gegenüber äußerte er: „Ich will nicht weiter mit dieser Bestie reden, denn sie hat tief liegende Augen (wie ein See) und wunderliche Gedanken in seinem Kopf.“

Mit Hilfe von Augsburger Bürgern flieht Luther des Nachts aus der Stadt. In den nächsten Tagen legt er vor einem Notar und Zeugen Berufung ein. An Thomas Cajetan schreibt er, er wäre krank, aber sein Gewissen erlaube ihm nicht, zu widerrufen. Von Staupitz soll geplant haben, Luther zur Flucht nach Paris zu verhelfen. Er trifft aber wieder, etwa genau ein Jahr nach dem Thesenanschlag, in Wittenberg ein.

Nach dem Verhör vor Cajetan versucht es jetzt der Vatikan mit einem freundlichen Entgegenkommen. Er lässt ein Dokument abfassen, das Zugeständnisse in der Ablassfrage macht, und rückt sogar vom Übereifer des Predigers Tetzl ab.

Luthers Gespräch mit Karl von Miltitz 1519 in Altenburg

Rom entsendet darüber hinaus Mitte November 1518 den päpstlichen Kammerherrn Karl von Miltitz nach Deutschland. Er soll Luther zum geistlichen Waffenstillstand drängen, aber gleichzeitig dem sächsischen Kurfürsten die „Goldene Tu-

gend-Rose“ überbringen. Dahinter verbirgt sich natürlich ein politischer Schachzug. Vor dieser Ehrung soll Miltitz nämlich erreichen, dass der „Sohn der Bosheit“ ausgeliefert oder wenigstens verjagt wird. Friedrich der Weise lehnt dieses aber ab.

Daraufhin kommt es 1519 zu einem Gespräch in Altenburg zwischen dem deutschen päpstlichen Gesandten und Luther. Von Miltitz versucht, wohl weitgehend selbständig, zwischen ihm und der Kirche zu vermitteln. Der Beredsamkeit des eitlen Kammerherrn gelingt es, Luther zur Zurückhaltung zu bewegen und ihn zu veranlassen, dass er über die umstrittenen Themen nicht weiter predigen, schreiben und handeln werde. Im Gegenzug verspricht er Luther, er wolle einen gelehrten Bischof gewinnen, der mit ihm verhandle und womöglich seine Irrtümer nachweise.

Luther meint später in seinem Lebensrückblick von 1545, Karl von Miltitz habe ihn offenbar mit vielem Wortgetön überredet. Einige Zeit hält er sich auch an diese Vereinbarungen, bricht aber schließlich sein Schweigen, weil die zugesagten Verhandlungen mit einem Bischof seitens der kirchlichen Verwaltung nicht eingehalten werden. Wahrscheinlich hatte von Miltitz seine Zuständigkeiten weit überschritten.

Dr. Eck und die Leipziger Disputation (Auseinandersetzung) von 1519

Es ist ein Wunder, dass Rom so viel Geduld mit diesem Rebellen zeigt. Gewöhnlich machte die Kirche mit Ketzern kurzen Prozess. Ein Teil des Wunders liegt wohl in der Rolle Friedrichs des Weisen begründet. Man muss nämlich auch immer ein wenig die politische Weltlage betrachten. Der Papst kann auch oft nicht so sich entscheiden und handeln, wie er gerne möchte, denn er ist durchaus auch von den politischen Herrschern abhängig.

Jetzt wird der Ingolstädter (Bayern) Professor Dr. Eck eingeschaltet. Dieser beschäftigte sich intensiv mit der Heiligen Schrift, mit Augustinus und den so genannten Neuplatonikern (Wiederaufleben der Gedanken des Griechen Platon). Seine besondere Stärke waren sein umfassendes Wissen, sein gutes Gedächtnis und seine Schlagfertigkeit. Neben seiner theologischen Gelehrsamkeit wurde er besonders als Prediger und Seelsorger geschätzt. Seiner Gewandtheit entsprach jedoch nicht die theologische und religiöse Tiefe.

Auf eine Streitschrift von Johannes Eck gegen die Behauptungen Luthers antwortet der Wittenberger Professor Karlstadt. Das gab Eck den willkommenen Anlass, diesen zu einer Auseinandersetzung herauszufordern. Wahrscheinlich hatte Eck seine Streitschrift bereits mit dem Hintergedanken an eine mündliche Auseinandersetzung verfasst. Über einen geeigneten Ort, nämlich Leipzig, hatte er bereits im Oktober 1518 mit Luther in Augsburg verhandelt. Dieser war von diesem Streitgespräch jedoch ausgeschlossen, und Tetzl verhindert, weil er in Leipzig krank lag.

Die Auseinandersetzung wird am 27. Juli 1519 in der großen Hofstube der herzoglichen Pleißenburg in Leipzig eröffnet, das nicht zum Kurfürstentum Sachsen, sondern zum Herzogtum Sachsen gehörte. Eck wandte sich hier jedoch nicht nur gegen Karlstadt, sondern ebenso gegen Luther, und er zerplückte öffentlich dessen

Behauptungen. Luther antwortete daraufhin schriftlich und kündigte seine eigenmächtige Teilnahme an. Er wollte sich Eck in Leipzig persönlich stellen.

Deshalb betrieb er geschichtliche Studien über das Papsttum und gelangte zu der Auffassung, dass es keine göttliche, sondern eine menschliche Einrichtung sei. Er erkennt außerdem, dass sich sowohl Päpste wie auch Konzilien (Versammlungen der Kardinäle und Bischöfe) geirrt haben, und es wird ihm zur Gewissheit, wie schon Wyclif und Hus, dass der Papst in Wirklichkeit der Antichrist sei. Luther wurde aber erst in letzter Stunde von Herzog Georg von Sachsen (1471-1539, Herzog seit 1500) zugelassen, und zwar durch die Vermittlung von Eck. Die Auseinandersetzung zwischen Eck und Luther spitzte sich auf die Frage nach dem göttlichen Recht des Papsttums und der Macht der Konzilien zu, deren Irrtumslosigkeit er bestritt.

Luther hatte dabei das Glück, dass Melanchthon ihm Widerlegungen der Behauptungen seines Widersachers zuflüsterte. Er verteidigte auch seinen „Vorgänger“ Hus, der 1415 als Ketzer in Konstanz verbrannt worden war, und stellte heraus, dass unter dessen Artikeln viele durchaus nützlich, christlich und evangelisch seien. Ein gläubiger Christ könne nicht gezwungen werden, etwas anzunehmen, was im Widerspruch zur Heiligen Schrift stehe. Eck müsse ihm beweisen, dass sich ein Konzil nicht irren könne noch wirklich geirrt habe. Hochmütig, doch kleingeistig verkündet Eck, „Hochwürdiger Pater, wenn Ihr glaubt, dass ein gesetzmäßig zustande gekommenes Konzil geirrt habe oder irren könnte, so seid ihr wie ein Heide und Zöllner. Was ein Ketzer ist, brauche ich hier nicht auszuführen.“ Hierauf erhält Luther von Eck den Stempel eines sächsischen Hus aufgedrückt. Er wies auch darauf hin, dass Luther die katholische Auffassung von der Kirche preisgegeben habe.

Es kam zu keinem vernünftigen Gespräch, denn eine geschichtliche Kritik wird erst gar nicht erwogen. Die endlose Debatte von drei Wochen wurde dann abgebrochen. Eck leugnet nämlich weiterhin aus tiefster Überzeugung die Allmacht des Papstes und dass diese gottgewollt sei. Der Christ sei in seinem Glauben weder dem Papst noch einer sonstigen kirchlichen Einrichtung unterworfen. Das aber ist jetzt echte Rebellion.

Diese Auseinandersetzung endet mit einer Niederlage für Eck. Luther steht jetzt auf der Höhe seiner reformatorischen Erkenntnis. Ob er erst in dem Wortgefecht mit Eck auf gewisse neue Erkenntnisse gekommen ist oder ob er hier aussprach, worüber er sich längst klar war, dass nämlich seine Heilslehre mit dem katholischen Kirchenbegriff unvereinbar sei, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Jedenfalls wurde auf den Leipziger Erörterungen deutlich, dass Luther nicht Reform der Kirche, sondern Angriff auf ihre Struktur bedeutete.

Nun wird Dr. Eck zur Berichterstattung nach Rom befohlen. Auf sein Betreiben hin werden in einer am 16. Juni 1520 erlassenen Urkunde 41 Sätze Luthers als ketzerisch verworfen. Der gute Ton dieser Verteidigungsschrift ist jedoch nicht so überzeugend, denn sie beginnt mit den Worten: „Erhebe dich, Herr, ein Wildschwein will Deinen Weinberg verwüsten.“ Alle Schriften Luthers sollen verbrannt werden, neue dürfe man keine mehr drucken, und Luther wird mit seinen Anhängern mit dem Bann (Kirchenausschluss) bedroht, falls er sich nicht bereit erkläre, innerhalb

von 60 Tagen zu widerrufen. Noch immer hat die Kirche nicht begriffen, dass eine andere Zeit, wenigstens in Deutschland, angebrochen ist.

Eck wird nun mit der Vollstreckung des Urteils beauftragt. Er scheitert, denn in nur drei Städten gelingt ihm die Veröffentlichung dieses heiligen Fluches. – Immerhin gab Eck 1537 auf Wunsch Herzog Wilhelms IV. von Bayern (1493-1550, Herzog seit 1508) die Bibel in oberdeutscher Mundart heraus, um Luthers Übersetzung entgegenzuwirken. Dabei übersetzte er das Alte Testament in großer Texttreue.

Luthers drei Schriften von 1520. Seine weitere schriftstellerische Tätigkeit

An originellen und kühnen Ideen wurde Luther möglicherweise von manchem seiner Zeitgenossen übertroffen. Nach allen seinen furchtbaren inneren Kämpfen und seiner Erkenntnis der geschenkten Gnade Gottes stellte er jedoch alle anderen kämpferisch in den Schatten. Er hatte sich diese Gnade nicht intellektuell erarbeitet und zurechtgelegt, sondern sie in seinem Tiefsten innerlich erlebt und erfahren.

Damit aber hatte er einen Motor gewonnen, durch den er allen Humanisten und Reformatoren überlegen war. Für diese neue erlösende Erkenntnis einzutreten und sie weiterzugeben, fühlte er sich verpflichtet, der so lange um sie gerungen hatte.

Die Versuche des Papsttums, ihn zum Schweigen zu bringen, reizten ihn umso mehr, auf dem einmal begonnenen Wege weiterzumachen und die öffentliche Empörung auszunutzen, um seine neue Erkenntnis, allein aus Gnaden von Gott angenommen zu sein, weiter zu verbreiten. Er greift nun zur Feder, und eine gesegnete Zeit als Schriftsteller zeichnet sich ab. Luther gibt 1520 drei geharnischte Reformationsschriften heraus, es sind Kriegserklärungen an Rom, und er erklärt: „Nun ist die Zeit des Schweigens vergangen und die zu Reden gekommen.“

An den christlichen Adel deutscher Nation von des christl. Standes Besserung

In dieser Schrift zeigt Luther seine Vaterlandsliebe, und seitdem zieht das Deutschtum wie ein tiefer und breiter Strom durch das Leben des Reformators. Er nennt sich auch gelegentlich den deutschen Propheten, scherzweise sogar manchmal den deutschen Papst. Rom wirft er vor, es habe sich mit drei Mauern umgeben, durch die es sich seither schütze, so dass eine durchgreifende Reform fast unmöglich sei, indem es nämlich 1.) den weltlichen Obrigkeiten keine Gewalt über die Kirche zugestehen, jedoch ihr über die weltlichen Machthaber, 2.) niemandem außer dem Papst erlaube, die Heilige Schrift auszulegen, und 3.) keinem außer ihm gestatte, ein Konzil einberufen zu dürfen.

Luther hält dagegen: Das Amt des Geistlichen sei lediglich ein Auftrag, den diesem die christliche Gemeinde erteile, kein besonderer Stand. Außerdem stehe die Bibel über und nicht unter dem Papst. Auch sollten die Reichsstände das Recht bekommen, unabhängige Konzilien (kirchliche Versammlungen) einzuberufen, um die Missstände abzustellen, die sich allmählich in die Kirche eingeschlichen haben.

Auch erklärt er: „Den Päpsten muss verwehrt werden, in Deutschland Kirchenämter mit im Ausland geborenen Fremden zu besetzen, die nichts anderes als Ölgötzen seien. Ein kaiserliches Gesetz solle verbieten, dass sich ein Bischof den Mantel (Pallium) aus Rom zu holen hat, er sollte vielmehr von den Gemeinden gewählt und bestimmt werden. Die weltlichen Angelegenheiten des Reiches sollten nicht länger Rom zur Entscheidung vorbehalten (vorgelegt) werden (als wenn nur Rom die Entscheidungen fällen dürfe). Außerdem solle der Papst nicht über dem Kaiser stehen. Er (dieser) soll ihm weder huldigen noch ihm die Füße küssen und treue Untertänigkeit schwören, so wie es die Päpste unverschämt fordern, denn darauf haben sie kein Anrecht.“

Luther verlangt eine Reform des Papsttums. Er fordert die Abschaffung der päpstlichen Vorrechte, der Heiligenverehrung, die er als Götzendienst bezeichnet, der Wallfahrten, der Bettelklöster und der vielen Messen. Außerdem wünscht er, dass die Strafe für einen bestimmten Bezirk, dass dort keine kirchlichen Amtshandlungen mehr durchgeführt werden dürfen (Interdikt), abgeschafft wird.

Er wendet sich gegen die Geldgier der Päpste und die Ämterhäufung bei den Geistlichen. Er lehnt „den überschwänglichen Überfluss und (die) Kosten der Kleidung, den Missbrauch des Fressens, Saufens und der Unkeuschheit“ ab. Auch erwartet er eine Neuordnung der Universitäten und die Bildung von Mädchenschulen.

Zornig zieht er den Papst zur Rechenschaft, weil dieser durch den Ablass eine „edle“ Nation Gott gegenüber treulos und heuchlerisch mache. Man solle alle päpstlichen Gesandten aus dem Lande jagen. Und er fordert „Lasst unser Land frei sein von allen unerträglichen Schwätzern und Schindern, gebt uns wieder die Freiheit, Gut, Gewalt, Ehre, Leib und Seele (,) und lasst ein Kaisertum sein, wie es einem Kaisertum gebühret.“

Diese starken Worte fallen auf den fruchtbaren Boden der weltlichen Herrscher. Herzog Georg von Sachsen (1471-1539, Herzog seit 1500), auf alle Fälle später ein entschiedener Gegner Luthers und der Reformation, schreibt über diese erste Kampfschrift Luthers nach Rom: „Es ist nicht alles unwahr, was darin steht, und auch nicht unnötig, dass es an den Tag kommt. Wenn sich niemand getraut, von den Übeln der Kirche zu reden und jedermann schweigen muss, so werden schließlich die Steine reden. Wie kommen wir Deutschen dazu, dass wir solch Räuberei, Schinderei (Ausbeutung) unserer Güter von dem Papst erleiden müssen? Hat das Königreich zu Frankreich sich's erwehret, warum lassen wir Deutschen uns also narren und äffen? Warum müssen denn die Deutschen vor allen Christen auf Erden des Papstes und römischen Stuhls Gockelnarrens (Trottel) seien, tun und leiden, was sonst niemand leiden noch tun will?“

Vom babylonischen Gefängnis der Kirche. Ein Vorspiel.

Diese Schrift ist eine gewaltige Abrechnung mit der Sakramentslehre. Sie klingt wie eine Sturmglocke durch die abendländische Welt und erregt bei vielen Entsetzen und Verbitterung. Seine Sakramentsauffassung vernichtet nämlich das gesamte Brauchtum, das in Jahrhunderten gewachsen und aufgebaut war. Als ein solcher

Angriff wurde das Buch verstanden, und so hat es gewirkt. Es erregte unvergleichlich mehr Empörung als seine Schrift „An den christlichen Adel“. Schon die Begrenzung der sieben Sakramente auf drei erschien als Gotteslästerung von unvorstellbarer Gemeinheit und Schändlichkeit. So manch einer zieht sich jetzt, da der Bruch zwischen Luther und Rom immer deutlicher wird, von ihm zurück.

Gefangen wie einst die Juden in Babylon seien jetzt die Christen in der Katholischen Kirche. Von Rom als der babylonischen Hure hatten viele gesprochen. Das Neue bei Luther war, dass er mit dem Rückgriff auf Babylon die Sakramentslehre in Frage stellte und damit die Grundlehren der Kirche angriff. Seine Bibel sei auch hier für ihn die einzige Grundlage und Autorität. Was in ihr nicht stehe, sei Menschenwerk und späterer Zusatz.

Luther hatte sich bemüht, herauszufinden, wann denn überhaupt von sieben Sakramenten zuerst die Rede gewesen sei. Als Gewährsmann dafür hatte er nur Dionys gefunden, einen von Paulus bekehrten Griechen, dem dann im Mittelalter eine sehr viel später entstandene Schriftenreihe zugeschrieben wurde. Luther wusste von diesem Irrtum nichts, misstraute aber ebenso instinktsicher wie scharfsinnig diesem angeblichen Hauptvertreter der christlichen Mystik.

Luther lehnt die ganzen Gebräuche und Förmlichkeiten der Kirche ab und führt das kapitelweise, nach den sieben Sakramenten geordnet, durch. Seine Darstellung sei „historisch“. Das Alte solle in seiner ganzen Ursprünglichkeit wieder hergestellt werden. Die Kirche dürfte nicht beanspruchen, über die Worte der Schrift hinauszugehen und neue Lehren und Kulthandlungen erfinden, die sie dann auch noch für verbindlich erkläre. Sie würde sich damit über das Wort Gottes erheben.

Aber selbst die Taufe, die Beichte und das Abendmahl, die Luther zu dieser Zeit noch anerkannte, seien im Laufe der Zeit und durch kirchliche Bestimmungen verändert und abgewandelt worden und müssten erst in ihrem ursprünglichen Sinn wiederhergestellt werden. Nicht allein der durch den Priester vollzogene sakramentale Vorgang sei entscheidend. Es komme vielmehr auf den Glauben an. Allein dieser sei dafür entscheidend, dass die Sakramente auch wirken. Damit aber wurde das gesamte Gebäude der Kirche in Frage gestellt, das auf der Verwaltung der Sakramente durch den geweihten Priester beruhte.

Luthers gefährlichster Angriff richtete sich auf die Messe, also das Abendmahl, das als Hauptstück der kirchlichen Zeremonien galt. Die Messe sei kein Opfer, wobei Christus gewissermaßen zum Opfertier gemacht werde, ein Opfer, das der Priester erst vollbringe und nur er allein vollbringen könne und dürfe. Luther verlangt die unmittelbare Mitwirkung des Gläubigen, der dem Wort der Verheißung glaubt. Erst damit wirke das Abendmahl. Es sei kein bloßer Gegenstand des Glaubens, Die Messe habe keinen Wert, wenn sie nur hingenommen wird. Erst recht habe sie keine Bedeutung, wenn sie in Abwesenheit des Gläubigen vom Priester vollzogen werde. Das gleiche gelte für die Messen für die Verstorbenen. Beim Abendmahl komme es besonders auf die innere Beteiligung der Gläubigen an.

Die durch so lange Zeit geheiligte Siebenzahl der Sakramente anzutasten erregte selbst auch die Gläubigen aufs äußerste. Änderungen des Brauchtums haben

immer viel stärkeren Widerstand ausgelöst als Umarbeitungen der Lehrsätze. Den Kelch zu nehmen war das Zeichen für den Abfall von der Katholischen Kirche, auch wenn der Betreffende sonst gut gläubig blieb und sich allen übrigen Bräuchen und Ordnungen fügte.

Von der Freiheit eines Christenmenschen

Luther lässt diese Veröffentlichung, die keine Streitschrift ist, Papst Leo X. zugehen und hebt ausdrücklich hervor, dass seine Angriffe nicht persönlich gegen ihn gerichtet seien. Trotzdem betont er herausfordernd, dass ein wahrer Christ ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan, gleichzeitig wegen seiner innerlich brennenden Nächstenliebe aber jedermann dienstbar sei. Im Klartext heißt dies, dass der herrschaftliche Aufbau der Papstkirche überflüssig sei. Dieses ist ein Keulenschlag in die heilige Kirchenordnung, und der Papst fühlt sich zu einer Gegenmaßnahme gezwungen. – Diese Schrift und ihr Inhalt regen auch die Bauern zu ihrer Revolution an. Luther fühlt sich dabei aber missverstanden.

Luthers enorme schriftstellerische Tätigkeit

Luther schreibt, ohne dafür Geld zu nehmen. Er will die ihm geschenkten Erkenntnisse nicht verkaufen. Im Ganzen verfasst er mehr als 600 Bücher, von denen 350 noch zu seinen Lebzeiten erscheinen. Im Schnitt entwirft er 1.800 Druckseiten pro Arbeitsjahr. Über eine halbe Million Exemplare seiner Schriften überschwemmen ein Volk, das vielleicht gerade so viele Lesekundige zählt.

Bis 1517 schwankte die Zahl der jährlich in deutscher Sprache erschienenen Bücher zwischen 35 und 55. Sofort aber nach dem ersten Auftreten Luthers steigen die Veröffentlichungen auf 71, darauf schnell in die Hunderte. 1523 erreichen sie 498, von denen er 183 selbst verfasste. Dieser enorme Zuwachs ist den Aktivitäten Luthers zu verdanken. Während die Auflagen der Druckereien in katholischen Gebieten empfindlich zurückgehen, steigern sie sich im protestantischen Bereich. Allein in Wittenberg werden rund 600 Menschen im Druckgewerbe beschäftigt.

Luther hat uns nicht wie etwa der Schweizer Reformator Calvin seine Überzeugungen in einer zusammengestellten Ordnung hinterlassen. Dafür war er viel zu sehr vom Erlebnis und von den Anregungen des Augenblicks bestimmt. Seine Werke sind Gelegenheitsschriften, Vorlesungen, Auseinandersetzungen und Predigten. Bei seiner stark erlebnisgebundenen Art vermochte er dann vieles, was er in früheren Phasen seiner Entwicklung als richtig angesehen hatte, nicht mehr so wiederholen. Das macht es schwer, die Vielfalt seines Wesens und den Reichtum seines Werkes zu erfassen. Oft erscheint er uns als schwankend und widersprüchlich.

Außerdem sollten wir uns klar machen, dass Luther seine Schriften weitgehend aus dem Augenblick heraus entwarf und gar keine Zeit hatte, sie noch einmal inhaltlich und stilistisch zu überarbeiten, wie wir das heute im Allgemeinen bei der Herausgabe von Büchern tun und dank der Computer verhältnismäßig leicht tun können. Es gab keine Lektoren (Überarbeiter). Der Drucker bekam die handschriebenen Texte und dürfte sie weitgehend so gesetzt haben, wie Luther sie ent-

worfen hatte. Deshalb sind sie in vielen Fällen durchaus schwer zu lesen und zu verstehen.

Die Verbrennung der päpstlichen Rechtsbücher und der Bannbulle, 1520

Am 24. Juli 1520 hängt die von Eck entworfene Bannandrohungsbulle“ (Totalausschluss aus der Kirche) „Exsurge Domine“ (Erhebe dich, Herr) an der Peterskirche zu Rom. Sie enthält 41 „Ketzersätze“ aus Luthers Schriften und die allerletzte Aufforderung, innerhalb von 60 Tagen zu widerrufen. Am 3. Oktober schickt Johannes Eck diese Bulle an die Universität Wittenberg. Luther schreibt seinem Freunde Spalatin: „Ich verachte die Bulle und befehle (bekämpfe) sie als gottlose, lügnerische, ganz und gar Ecksche (von Dr. Eck stammend). Für meine Person bin ich ohne Furcht. Gottes Wille geschehe.“ Gleichzeitig wird Luther zugetragen, dass ein päpstlicher Gesandter in den Niederlanden und ebenso in Köln und Mainz einen Teil seiner Schriften habe verbrennen lassen.

Am frühen Morgen des 10. Dezembers 1520 lässt Luther durch Melanchthon einen lateinischen Anschlag an die Tür der Schlosskirche anbringen: „Alle, die sich zu der evangelischen Wahrheit halten, sollen sich heute früh um 9 Uhr bei der Heilig-Kreuz-Kapelle vor den Toren unserer Stadt einfinden. Dort nämlich werden nach alter, ja apostolischer Sitte die gottlosen papistischen Konstitutionen (Erlässe und Konzilsbeschlüsse) und Scholastiker (Bücher einer bestimmten theologischen Richtung) verbrannt werden, denn die Feinde des Evangeliums haben sich ihrerseits herausgenommen, Luthers fromme und evangelische Bücher zu verbrennen. Auf, du fromme Studentenjugend, sei Zeuge dieses heiligen und gottgefälligen Schauspiels! Denn vielleicht ist jetzt die Zeit, da der Antichrist (Gegenchristus, Papst) soll offenbar (erkennbar) werden.“

Zuerst werden am Wittenberger Elstertor die päpstlichen Rechtsvorschriften und Bücher der Luthergegner den Flammen übergeben, dann folgt die Bannbulle mit den Worten Luthers, wobei er diese mit zitternder Stimme spricht: „Weil du die Wahrheit Gottes verderbt hast, verderbe dich heute der Herr mit diesem Feuer“(gemeint dürfte der Papst sein), und er ergänzt: „Christus ist Richter: Er wird zusehen (entscheiden), welche Exkommunikation (Kirchenausschluss) bei ihm gilt. Amen“ - Diese Bücherverbrennung ist nun der endgültige Bruch mit dem Papsttum. Deutschland ist in hellem Aufruhr. Für neun Zehntel heißt das Feldgeschrei „Luther!“, für die übrigen, falls dieser ihnen gleichgültig sein sollte, „Tod dem Papst und der römischen Herrschaft!“.

Luthers Heldentat in Worms 1521

Die Gewissensfreiheit

Man hat schon früh den Gedanken, der Mensch müsse sich im Namen seines Gewissens von aller sittlichen, geistigen und religiösen Bevormundung befreien, auf Luther zurückgeführt. Immer wieder hat man sich auf ihn berufen, wenn man die Gewissensfreiheit beanspruchte. Bei ihm, so sagte man, habe der Geist der Aufklärung sich zum ersten Male gegen die kirchliche und staatliche Unfreiheit aufgelehnt. Weil er die Unabhängigkeit und Verantwortlichkeit des Einzelnen betont habe, sei die Mündigkeit im gesamten Volke gewachsen.

Was wir heute aber unter Gewissensfreiheit verstehen, ist nicht unbedingt eine Errungenschaft der Reformation, sondern eher eine der Aufklärung. Erst die Menschenrechtsbewegung des 18. Jahrhunderts hat dem Gedanken der Gewissensfreiheit zum Durchbruch verholfen. Die Selbstbestimmung des Menschen sollte durchgesetzt, alle Fremdbestimmung beseitigt werden. Nun erst wurde der Vorstellung, ein Landesherr könne nicht nur über die Steuern, sondern auch über die Religion seiner Landeskinder entscheiden, endgültig der Boden entzogen.

Die Gewissensfreiheit ist mehr oder weniger eine Voraussetzung für die menschliche Würde. Dass jeder Mensch seine Überzeugungen und sein Handeln vor dem eigenen Gewissen, diesem inneren Gerichtshof, verantworten müsse, wurde nun allmählich zur herrschenden Auffassung. Unter der Freiheit des Gewissens versteht man deshalb heute allzu häufig nur ein persönliches Sonderrecht, in das weder der Staat noch die Kirche eingreifen können oder dürfen.

Jeder solle nach seiner Fassung (Art) glücklich und selig werden. Auch in Fragen der Religion sollten alle Menschen nur der Stimme ihres eigenen Gewissens folgen. Gewissensfreiheit und Religionszwang schlossen einander aus. Aufgrund dieser Erkenntnis haben die Gewissens- und Religionsfreiheit auch Eingang in unser Grundgesetz gefunden: „Die Freiheit des Glaubens, des Gewissens und die Freiheit des religiösen und weltanschaulichen Bekenntnisses sind unverletzlich.“ (Art. 4,1)

Das jedenfalls kann man blauäugig behaupten, solange die gesamte Bevölkerung ähnlich denkt und weitgehend tolerant und friedfertig ist. Uns dürfte heute jedoch im Zuge der Islamisierung Europas und Deutschlands deutlich werden, dass man unter einer Religion dann nicht die Gemeinschaften verstehen darf, die einen Alleinvertretungsanspruch erheben und für die das gewaltsame Vorgehen gegen Andersgläubige eine religiöse Pflicht ist. Ich denke da besonders an die Katholische Kirche, besonders während der Zeit Luthers und vorher, wie auch an den Islam.

Aber auch die evangelischen Christen haben sich immer wieder zum gewaltsamen Vorgehen berechtigt gefühlt, z.B. in England, und in Deutschland während der Reformation und nach dem 30jährigen Krieg, ebenso aber auch bei der Eroberung und Besetzung Nordamerikas. - Selbst die Soldaten der Reichswehr und Wehrmacht hatten auf ihrem Koppelschloss noch stehen „Gott mit uns“, und der britische Premierminister Winston Churchill bezeichnete seine Krieger als „Soldaten Christi“.

Das Gewissen wird von vielen als der Ort einer unmittelbaren und unbedingten Verpflichtung angesehen, als die innere Einrichtung, die zur Auflehnung gegen äußere herrschende Machteinrichtungen berechtigt. Alle Ansprüche von Kirche und Staat, stellvertretend für den einzelnen zu entscheiden, werden aus dieser Sicht zurückgewiesen. Die Gewissensbindung wird also als die Grundlage für den innerkirchlichen Widerstands wie auch für den politischen Ungehorsams angesehen.

Schroff kann Luther z.B. gegenüber der Einmischung der Obrigkeit in Glaubensfragen erklären: „Was geht uns der Kurfürst in solchen Sachen an?“ Das Gewissen ist also nach Luther zunächst ein Mittel der Kritik. Das unterscheidet ihn deutlich von einer heute verbreiteten Vorstellung. Psychologische und gesellschaftliche Gewisstheorien erklären vielfach, das Gewissen sei die Einrichtung, mit deren Hilfe der Heranwachsende an die herrschenden Ordnungen einer Gesellschaft angepasst und zum funktionierenden Glied dieser gemacht wird. Wo die Anpassung gelang, hat auch die Gewissensbildung Erfolg gehabt.

Anders Luther. Auf das Gewissen beruft er sich mit Nachdruck in einer Situation, in der er jede Anpassung verweigern muss. Um des Gewissens willen kann er sich weder dem Papst noch dem Kaiser unterordnen, sondern muss seine scharfe Kritik an der kirchlichen Lehre und den kirchlichen Zuständen seiner Zeit aufrechterhalten. Doch ist das Gewissen für ihn keine Größe, die nur an den Einzelnen gebunden ist, geschweige denn, dass es mit beliebigen Inhalten gefüllt werden könnte. Die Berufung auf das Gewissen muss für ihn vielmehr an der Bibel und an einer vernünftigen Begründung überprüft werden. In Bezug auf das, was die Orientierung an einer vernünftigen Begründung betrifft, bleibt jedoch bei Luther vieles zu wünschen übrig, denn für ihn ist allein die Bibel, so wie er sie versteht, der Maßstab, und auch die vernünftigen Begründungen müssen von den Bibelaussagen gedeckt sein.

Obwohl Luther in Worms von der Bindung seines Gewissens einzig an die Bibel sprach; verstand man vielfach in seiner damaligen Erklärung und zum Teil bis auf den heutigen Tag die Anerkennung der totalen Gewissensfreiheit. Dass man Luthers Gewissensfreiheit so deutet, liegt sicherlich zunächst an der Kühnheit, mit der er als einzelner gegen eine Christentumsgeschichte auftrat, die sich über tausend Jahre „bewährt“ hatte. Für ihn ist dagegen das Gewissen nur der Ort, an dem der Ruf des Wortes Gottes den Menschen trifft und Antwort fordert. Es sei für ihn unser Empfangsorgan der göttlichen Stimme, so wie es Luther selbst erlebt hat. Gott rede zu uns über das Gewissen, wenn dieses bereit ist, auf ihn zu hören.

Die Bindung des Gewissens an die Bibel meint bei Luther, man kann dem Gehorsam gegenüber dem Wort Gottes nicht ausweichen. Hier macht er seine Erlebnis und seine Erfahrung zum Maßstab. Er ist überzeugt, dass der Ruf Gottes sein Gewissen getroffen habe und er diesem Ruf gefolgt sei. Sollte das Gewissen aber im Gegensatz zur Bibel, fast möchte man sagen zur Bibeldeutung Luthers, stehen, so hat es, so müssen wir es fast ausdrücken, keinen Wert, ja ist im Grunde genommen gar kein wirkliches Gewissen. Jedenfalls reagiert das Gewissen in diesem Falle nicht so, wie es eigentlich sollte. Für Luther besteht die Gewissensfreiheit also nicht darin, dass der Mensch sich in seiner Selbstbestimmung seiner Freiheit bewusst wird.

Von Gewissensfreiheit im Sinne Luthers kann nur geredet werden, wenn das Gewissen in der Anerkennung der Gnade Gottes sich frei weiß, so wie er es erfahren hat.

Die Vorstellung von der persönlichen Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung des Menschen gibt es bei Luther nicht. Entschieden sperrt er sich gegen die Vorstellung, dass das persönliche Gewissen als urteilende Einrichtung neben und möglicherweise sogar über die Heilige Schrift tritt. Für ihn wäre diese Möglichkeit ein abartiger, ja teuflischer Schritt. Leider, Herr Luther! Dabei praktiziert er dieses selbst mit seinem Auftreten in Worms in geradezu kaum vorstellbarer Weise, ohne sich offenbar dessen bewusst zu sein. Denn 1. Mit welchem Recht soll sich das Gewissen gerade an die Bibel binden, und 2. tut er es ja selbst nicht, er bindet sein Gewissen nur an sein eigenes Bibelverständnis. Insofern sind die durchaus im Recht, die behaupten, dass Luther die totale Gewissensfreiheit praktiziert.

Für Luther besteht Gewissensfreiheit nicht darin, dass der Mensch sich seiner Unabhängigkeit und Freiheit bewusst wird und tut, was er für richtig hält. „Es gibt“, sagt er, „eine Freiheit von Gesetz, Sünden, Tod, von der Macht des Teufels, vom Zorn Gottes, vom Jüngsten Gericht. Wo? Im Gewissen (dort fühlt man sich also auf einmal frei). Also bin ich gerecht, weil Christus der Befreier ist und uns frei macht, nicht leiblich, politisch, teuflisch, sondern theologisch, das heißt allein im Gewissen.“ Im Gewissen hat Luther die Erlösung gespürt, das fühlte sich auf einmal frei.

Luther verbindet das Gewissens-Verständnis also ständig mit seinem Erlebnis der Gnade Gottes. Diese hat er sicherlich am meisten in seinem Gewissen gespürt. Dort hatte er wohl auch die ständige Angst vor der Hölle erlebt! Auf einmal fühlte er sich im Gewissen frei. Bei anderen erwartet er nun, dass deren Gewissen in ähnlicher Weise arbeitet. Das aber ist unmöglich, da jeder anders zum inneren Frieden kommt. Richtig bei Luther dürfte dagegen sein, dass jeder seine innere Freiheit und sein Glück an dem Ort erlebt, den er als Gefühl oder Gewissen bezeichnet.

Zu einer persönlichen Entscheidung gab nach der damals herrschenden Vorstellung das Gewissen kein Recht. Deshalb rief auch der Leiter der Wormser Verhandlung, Dr. von Ecken, Luther entgegen: „Lass das Gewissen (auf das du dich berufst und dem du dich verpflichtet fühlst) fahren, Martinus, wie Du verpflichtet bist (moralisch und nach der kirchlichen Lehre), da es sich im Irrtum befindet.“

Dem irrenden Gewissen, so meinte er, dürfe man nicht folgen, denn wenn das Gewissen des Einzelnen zu den Anordnungen der Kirche in Widerspruch stehe, befinde es sich im Irrtum. Es müsse sich dann, sollte es einem etwas anderes zuflüstern, der kirchlichen Autorität beugen. Dass im Konfliktfall der Staat den Vorrang vor dem Gewissen des Einzelnen habe, gilt im Grunde eigentlich bis heute immer noch. Man betrachte nur die Rechtsprechungen. Diese geht gewöhnlich nicht vom Gewissen des Einzelnen aus, sondern von vorgegebenen Ordnungen.

Es ist oft schwer, der Sprache des Gewissens die Angemessenheit und Richtigkeit gegenüberzustellen, weil man diese gar nicht erkennen kann bzw. wahr haben will. Einem wird nicht bewusst, wie weit das eigene Gewissen von außen, z.B. durch das Elternhaus, die Lehrer, die Kirche oder durch Gesetze beeinflusst und bestimmt ist. Alle diese Gewissensprägungen können durchaus verkehrt sein.

Luther ist für die Gewissensbeeinflussung doch selbst in mehrerer Hinsicht das beste Beispiel. Bei seinem Entschluss, ins Kloster zu gehen, spricht sein Gewissen. Dass ihm seine Beichten nicht weiterhelfen, spürt er im Gewissen. Und bei seinen Angriffen auf die Kirche empört sich ebenfalls, man möchte fast sagen, sein gleiches Gewissen. Aber er denkt leider nicht über die Entwicklung seines eigenen Gewissens nach. Indem er später die Bibel zur Grundlage des Gewissens macht, verhält er sich im Grunde ebenso wie die Kirche, die sich selbst zum Maßstab für das Gewissen gemacht hat.

Die Spannung zwischen den Beurteilungen der öffentlichen Einrichtungen und dem Gewissen des Einzelnen ist ein Grundkonflikt der europäischen Geschichte. Mit der Reformation brach er besonders hervor. Doch auch schon die mittelalterliche Theologie ist sich dieser Spannung bewusst. Der Kirchenvater Thomas von Aquin z.B. hat diese Auseinandersetzung zugunsten des Gewissens entschieden. Das ist verwunderlich. In der Gewissensforderung, die der Einzelne wahrnimmt, sieht er eine Vergegenwärtigung der göttlichen Stimme.

Was aber soll geschehen, wenn diese Gewissensforderung im Widerspruch zur Kirche, zum Staat oder zu dem Befehl eines Vorgesetzten steht? Die Antwort des Thomas heißt: Man muss dem Gewissen unbedingt folgen, selbst dann, wenn es tatsächlich im Irrtum wäre. Denn für den Betroffenen ist die Gewissensforderung in jedem Falle göttliches Gebot. Deshalb muss für ihn gelten, dass die Gewissensfreiheit im Konfliktfall den Vorrang vor dem Anspruch einer Institution hat, denn man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen. Er geht also davon aus, dass im Gewissen Gott zu einem redet.

Doch diese Gewissens-Auffassung hat sich in der mittelalterlichen Kirche nicht durchgesetzt. Aus der offenkundigen Feststellung, dass das Gewissen irren kann, hat man vielmehr geschlossen, dass der einzelne sich im Konfliktfall nach den Ordnungen der Kirche zu richten habe. Dann allerdings musste man folgern, dass sich die Kirche nicht irren könne. Die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes war eine nicht auszubleibende Folge dieses eingeschlagenen Weges.- Luther hat sich trotz der Macht der Kirche und des Reichstages nicht davon abbringen lassen, seinem Gewissen, das angeblich an die Bibel und an Gott gebunden war, zu folgen.

Woher aber kommt bei ihm diese Entschiedenheit, mit der er vom Gewissen spricht und ihm folgt? Die Antwort auf diese Frage ergibt sich aus einem der kühnen Sätze, zu dem er fähig war „Die Gewissen aufzurichten und zu ermuntern, ist nicht(s) anderes, als Tote aufzuerwecken.“ Das Gewissen in ihm (und nach Luther ebenso in den meisten anderen Menschen) scheint abgestorben zu sein. Durch sein Turmerlebnis, durch die Erfahrung der Gnade Gottes, ist es aber angeblich zu neuem Leben erweckt worden.

Nur im Zusammenhang dieser erfahrenen Befreiung kann Luther nämlich von Gewissensfreiheit reden: „Die christliche Freiheit oder die evangelische Gewissensfreiheit besteht darin, dass das Gewissen von den Werken befreit wird (vorher habe das Gewissen einem eingebläut, man müsse die kirchlichen Gebote befolgen, um in den Himmel zu kommen) – nicht in dem Sinn, dass es keine guten Werke gäbe,

sondern in dem Sinn, dass der Christ kein Vertrauen (um in den Himmel zu kommen) auf sie setzt.“ Das Erlebnis dieser Freiheitserfahrung meint Luther, wenn er die Neuorientierung der Gewissen mit der Auferweckung von den Toten vergleicht. Wer im Glauben an die Gnade Gottes die Angst um sich selbst verloren hat, kann seinem Gewissen folgen. Dann nämlich liegt sein Gewissen richtig. Mein lieber Luther, du hast nicht gemerkt, welchen Irrweg du gegangen bist. Außerdem: Wer hat schon das gleiche Erlebnis wie Luther? Doch niemand!

Das Verhalten, die Reaktion des Gewissens, deutet Luther auch so: Der Mensch steht im Widerstreit zwischen Gott und Satan, ist Opfer des Kampfes, den diese beiden miteinander führen. Anschaulich ist sein Bild vom Menschen als Reittier, das immer den Befehlen dessen folgt, der auf ihm sitzt. Ist es vom Satan erfüllt, so wird es zu einer bösen Bestie, d.h., der Mensch wird gezwungen, gegen andere und gegen sich selbst vorzugehen (wie Luther es selbst im Kloster jahrelang getan hat). Nur wenn Christus ihn reitet, regiert, kann von einem gut funktionierendem Gewissen die Rede sein. Dieses ist also das Gewissen, das sich nicht mehr durch Werke vor Gott abquält und meint, auf sie angewiesen zu sein.

So kann also nach Luther das Gewissen ganz gegensätzlich reagieren, je nachdem, von wem es geritten wird. Aber von wem wurde sein eigenes Gewissen denn geritten. Doch allein von seinem Erlösungserlebnis, mit dem er so viel Unsinn verbindet! Ist dieses nun Gott oder der Teufel? Das Gute oder das Böse? Ich will diese Entscheidung nicht treffen. Man kann sie auch nicht treffen, da Luther zu vielseitig ist. Auf jeden Fall reiten ihn aber nicht nur göttliche Kräfte, sondern auch dämonische. Man denke an seine eigene Überheblichkeit, an seinen Starrsinn, an seine Beurteilung der Humanisten und der Juden an all den Schwachsinn, der für ihn letzte Wirklichkeit und Wahrheit ist!

Von Seiten der Kirche will man verhindern, dass Luther nach Worms kommt

Friedrich der Weise beabsichtigte, Luther zum Reichstag in Worms mitzunehmen, um dessen Angelegenheiten dort unter dem Schutz des Reichstages durch unparteiische Sachverständige klären zu lassen. Kaiser Karl V., von strenger katholischer Gesinnung, lässt Luther trotz der kirchlichen Widerstände und unter der Zusicherung des freien Geleites laden. In einem Schreiben vom 28. November 1520 antwortet er dem Kurfürsten: „Wir wünschen, Ihr wollet den oben genannten Luther zum kommenden Reichstag nach Worms mitbringen, damit seine Sache dort durch sachverständige Personen gründlich untersucht werde, auf dass keine Ungerechtigkeit oder etwas Widergesetzliches getan werde.“

Von dieser Einladung hatte Luther natürlich erfahren. Diese wurde aber am 17. Dezember 1520 unter fadenscheinigen Begründungen wieder zurückgenommen, so dass er nicht im Januar 1521 mit dem Kurfürsten und seinem Gefolge nach Worms fuhr. Diese Ausladung war ein Sieg des päpstlichen Gesandten Aleander, denn er wollte eine Auseinandersetzung vor dem Reichstag vermeiden. Auch der Beichtva-

ter des Kaisers, Clapio, hatte sich bemüht, Luther von seiner Anreise abzubringen. Luther ließ ihm aber bestellen: „Hat des Kaisers Beichtvater etwas mit mir zu reden, so mag er es in Worms tun. Wenn noch so viele Teufel in Worms wie Ziegel auf den Dächern wären, so wollte ich doch hinein.“ Zu einer solchen Aussage gehört sicherlich sehr viel Mut!

Am 3. Januar 1521 spricht Papst Leo X. nun den Bann über Luther aus, und in der kirchlichen Zentralbehörde nimmt man an, dass dieser dadurch einlenkt und seine Aktivitäten ein rasches Ende finden würde. Aber während dieser Zeit war die Welt eine andere geworden. Das Papsttum war von der Höhe seiner Weltherrschaft herabgestiegen und hatte nur noch wirkliche Macht im mittelitalienischen Kirchenstaat. Auch waren inzwischen dem Papste Bischöfe und Kardinäle entgegengetreten. Außerdem hatten die Staaten ihre Kräfte kennen und anzuwenden gelernt. Ebenso nahmen die Völker Abschied von der Bevormundung durch die Kirche, von ihren Lehren und ihrem Menschenbild, das Demut und Unterwürfigkeit forderte. Es entwickelte sich nämlich eine neue Weltanschauung auf der Grundlage des klassischen Altertums. Auch Luthers Landesherr hält sich nicht an die üblichen Verpflichtungen, die ihm die Kirche auferlegt hatte. Alles dieses kam Luther natürlich zugute.

Der bereits erwähnte Aleander war ein äußerst ehrgeiziger italienischer Humanist und päpstlicher Diplomat (Vertreter für auswärtige Angelegenheit), der die Reformation bekämpfte. Als außerordentlicher Gesandter kam er zum Wormser Reichstag und verlangte dort am 13. Februar 1521 die Durchführung des Kirchenbanns gegen Luther ohne dessen vorheriges Verhör. Um die Ausladung des Kaisers zu nutzen, hatte er auch in aller Eile eine Eingabe wegen Luther entworfen, die der Kaiser ohne den Reichstag entscheiden sollte, und erklärte, dass einer, der vom Papst, von Kardinälen und Prälaten verurteilt sei, allerhöchstens im Gefängnis verhört werden dürfe. Wiederum konnte Friedrich den Kaiser dazu bewegen, sich nicht darauf einzulassen, um für Luther eine günstigere Entscheidung zu erreichen.

Der Kaiser ließ daraufhin einen Ausschuss unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Trier für die Luthersache bilden. Aleander wurde erlaubt, sich mit seinem Anliegen an diesen zu wenden. Der Ausschuss hörte sich Aleanders Ausführungen an und erklärte ihm, man müsse in Bezug auf eine Entscheidung über Luther noch bis zu dessen Widerruf warten. Deshalb erhielt dieser jetzt erneut eine Einladung nach Worms, denn der Kaiser hatte sich auch dem Druck der Stände beugen müssen. Luther aber war nicht bereit, nur um zu widerrufen nach Worms zu gehen. Er erklärte dagegen: Sollte der Kaiser mich jedoch deshalb rufen, dass ich umgebracht werden soll, so werde ich mich erbieuten (bereit sein) zu kommen. Ich werde nicht fliehen. Für wenigstens die Anreise verbürgte der kaiserliche Herold (Hofbeamter) dessen Sicherheit im Namen des Kaisers.

Für die Katholiken ist diese erneute kaiserliche Einladung ein großes Problem. Einmal wird dadurch die kirchliche Verfolgungspolitik Luthers verzögert, zum anderen fürchtet man, dass es zu einer offenen Auseinandersetzung im Reichstag über die kirchlichen Angelegenheiten kommen könnte, denn diese könnten sich zu einem größeren Flächenbrand ausweiten. Als nämlich Aleander Luther einen Häreti-

ker und den Obersten aller Ketzer bezeichnet hatte, welcher Johann Hus aus der Hölle heraufbeschwöre, Wiclifs Irrlehren bestätige und das Mönchsgelübde und die Sakramente verwerfe, hatte sich ein Sturm der Entrüstung im Reichstag erhoben.

Der verstärkte sich noch, als Aleander die Forderung aufstellte, dass Luther gebannt (Ausschluss aus der Kirche) werden müsse und ihn auch mit aller Schärfe die kaiserliche Verurteilung zu treffen habe. Die Kurfürsten von Sachsen und von der Pfalz stellten sich offen gegen diese vom Kaiser geforderte Verurteilung, und die Stände, wahrscheinlich besonders die Städte, wurden noch deutlicher, indem sie erklärten, Luthers Lehre sei im Volk schon so festverwurzelt (also bereits etwa drei Jahre nach dem Thesenanschlag), dass eine Verurteilung ohne Verhör die ernste Gefahr eines Aufruhrs im Volke nach sich ziehe. Also hatte man kirchlicherseits zähneknirschend zugestimmt, Luther vor den Reichstag zu zitieren.

Als der von fast allen erwartete Widerruf Luthers dann aber ausblieb, war klar, dass für ihn nur der Scheiterhaufen übrig blieb. Dieses hatte Aleander tatsächlich mit ihm vor. Für den Fall aber, dass Luther widerrufen sollte, forderte er vom Papst, dieser solle Luther zwar vom Bann (Ausschluss aus der Kirche) lösen, er müsse aber eingesperrt bleiben, und seine Bücher sollten verbrannt werden.

Die Aufgaben des Reichstags zu Worms

Worms liegt in der Oberen Rheinebene zwischen Frankfurt und Mannheim. Vordergründig war dieser Reichstag ein Huldigungsakt (Anerkennung) der deutschen Reichsstände dem neuen Kaiser gegenüber. Er bot daneben die Möglichkeit zur notwendigen Kontaktaufnahme dieser Stände mit der neuen Reichsregierung. Auch ermöglichte er ein gegenseitiges Abtasten der politischen Absichten auf beiden Seiten und ein Klären einiger der häufig einander entgegenstehenden politischen Machtansprüche. Außerdem wollten einige Reichsfürsten und Ritter an den Kaiser private Anliegen richten, die durch örtliche Behörden und Gerichte nicht geklärt werden konnten.

Karl V. und seine Räte hatten ein umfangreiches Programm zu bewältigen. In erster Linie wollte der Kaiser erreichen, dass sich die Stände finanziell an einigen außenpolitischen Unternehmungen beteiligten. Zu ihnen gehörten ein Feldzug zur Wiedergewinnung der sich in französischem Besitz befindlichen reichen Stadt Mailand. Ein Krieg mit dem mächtigen Nachbarstaat Frankreich, dessen Außenpolitik durch große Aggressivität gekennzeichnet war, schien unvermeidlich. Außerdem bedrohten die Türken zum wiederholten Male das Reichsgebiet. Es wurden Truppen benötigt, die ausgerüstet, beköstigt und besoldet werden mussten.

Neben der Fülle der Aufgaben und Ziele, die sich der Kaiser selbst gesteckt hatte, und neben den Entscheidungen, die man in vielen Dingen von ihm erwartete, wurden ihm auch von den Ständen Vorwürfe dem Papst gegenüber vorgelegt, und er war um Abhilfe der Missstände gebeten worden. Über das päpstliche Vorgehen in Deutschland war man hier nämlich äußerst erbittert. Aber auch die Angelegenheit

mit Luther verursachte zusätzlichen Ärger. Es schien auch ein Zusammenhang zwischen den Vorwürfen der Stände und dem Inhalt der Schriften Luthers zu bestehen. Obwohl nach kaiserlicher Vorstellung die Luthersache nur eine unter den vielen auf dem Reichstag zu verhandelnden Angelegenheiten sein sollte, übertraf sie in Wirklichkeit doch alle anderen.

Luther auf dem Wege nach Worms

Luthers fester Entschluss, die Reise nach Worms anzutreten, bestärkte bei den Freunden die Bewunderung, aber auch die Sorge um sein weiteres Schicksal. Unter ihnen war damals wohl keiner, der nicht an die Verbrennung von Hus gedacht hätte. Aber Luthers Herz war fest im göttlichen Wort verankert. Aus ihm strömte ihm die Kraft zu, alles zu wagen und jedem Widersacher zu trotzen. Was er sich vorgenommen hatte, das wollte er auch durchführen.

Von seinem Freunde Spalatin war er noch kurz vor seiner Wiedereinladung gefragt worden, was er denn tun werde, wenn der Kaiser ihn tatsächlich nun doch rufe: „Ich werde kommen (gehen), (selbst) auch wenn ich krank bin. Denn es leidet keinen Zweifel (es ist klar), dass Gott mich ruft, wenn der Kaiser ruft. Will er (Gott) mich nicht erretten, so ist mein Haupt ein Kleines (ist mein Leben unbedeutend), wenn es mit Christus verglichen wird. Hier gilt es nicht (an die) Gefahr (zu denken), gilt es nicht (sich um die) Rettung (zu bemühen). Nur danach müssen wir trachten, dass wir nicht das (neue) Evangelium zum Gespött der Gottlosen machen, indem wir nicht wagen, das zu bekennen, was wir gelehrt haben, (und) indem wir uns scheuen, unser Blut dafür zu vergießen. Nimm (vermute) alles von mir an, nur nicht, dass ich fliehe und (oder) widerrufe. Fliehen will ich nicht, widerrufen noch viel weniger.“ Und kurz vor seiner Abreise schrieb er noch an ihn: „Ich möchte nicht, dass mit Gewalt für das Evangelium gestritten wird. Durchs Wort ist die Welt besiegt (missioniert und bekehrt), durchs Wort ist die Kirche errettet worden (wann?), durchs Wort wird sie auch wieder hergestellt werden.“

Die Gegner mussten sich nun in letzter Minute verstärkt bemühen, sein Erscheinen vor dem Reichstag doch noch zu verhindern. Aleander behauptete: Wenn wir Luthers Kommen nach Worms nicht verhindern, haben wir alle Welt zu Feinden. Diese tollen Hunde, die Deutschen, sind ausgerüstet mit den Waffen des Geistes und des Arms (Schwerter) und wissen sich trefflich zu rühmen, dass sie nicht mehr dumme Bestien seien wie ihre Vorfahren. - Bei der allgemein bekannten Überheblichkeit dieses päpstlichen Diplomaten den Deutschen gegenüber hätte er mit dieser Einstellung selbst bei katholisch gesinnten Fürsten wenig ausrichten können!

Es war nämlich zu befürchten, dass sich die reformfreundigen Stände offen gegen den Kaiser stellen würden, wenn dieser in der gegenwärtigen Situation öffentlich gegen Luther vorgehe. Deshalb waren in der Lutherangelegenheit in jeder Beziehung größte Vorsicht und Klugheit geboten. Aus diesem Grunde ist man noch immer bemüht, die gewaltige Anhängerschaft Luthers und die Gruppen um den

mächtigen Reichsritter Franz von Sickingen und den Humanisten Ulrich von Hutten zu bemühen, Luther von Worms fernzuhalten. Sicher wird auf die Gefahren hingewiesen, denen sich Luther aussetzen würde.

Man war sich bewusst, dass durch sein Auftreten die Macht seiner Anhänger noch gestärkt würde. Huttens Kampf gegen die Katholische Kirche richtete sich nämlich sowohl gegen deren Verderbtheit und Entartung wie auch gegen ihre Habgier auf Kosten Deutschlands. Außerdem kam es ihm und seinen Freunden darauf an, klarzustellen, dass die Deutschen sich mit den Italienern messen könnten und als eigenständige Nation mit ruhmvoller Vergangenheit anzuerkennen seien.

Bei seiner Ankunft in Weimar erfährt Luther von dem am 10. März vom Kaiser unterschriebenen Erlass, der die Auslieferung seiner Bücher an die Obrigkeit befiehlt. Dadurch hatte sich der Kaiser bereits gegen ihn entschieden. Der Zeitpunkt für die Veröffentlichung dieses Erlasses war bewusst so gewählt, um Luther einzuschüchtern und zur Rückkehr nach Wittenberg zu bewegen.

Aleander, um seine Meinung zu diesem Erlass gefragt, hatte sich mit dem Text nicht einverstanden erklärt. Ihm wäre es lieber gewesen, man hätte die Verbrennung der Bücher angeordnet und Strafen über Luther verhängt. Dass Luther trotzdem weiterreiste, spricht für seinen festen Willen, sich in Worms zu verteidigen, und für seine Bereitschaft, seine Verteidigung notfalls auch mit dem Leben zu bezahlen. Sein Selbstbewusstsein und seine Todesbereitschaft machen ihn allen Anfechtungen gegenüber stark, die er sowieso für vom Teufel eingegeben hielt.

Mehr als einmal stellte sich Luther auf seiner Fahrt nach Worms trotzdem die Frage bzw. sie wurde ihm gestellt, ob er seine Reise nicht abbrechen solle. Anlässe zur Umkehr hätte es genügend gegeben. Auch war der vorsichtige Kurfürst von Sachsen sich nicht mehr sicher, ob er Luther tatsächlich noch weiter schützen könnte und sollte. - Um seine Freunde nicht zu verärgern, muss Luther versprechen, während seiner Fahrt die Sonntagspredigt am 7. April in der Augustinerkirche in Erfurt zu halten. Ein vom Papst gebannter Ketzer, mit dem jeder Umgang zu meiden ist, soll also mit Zustimmung ehrbarer Bürger und Stadträte die Kanzel besteigen! Diese Unerhörtheit wird noch durch die Tatsache gesteigert, dass dieser vom Kaiser auf den Reichstag geladen ist, um sich zu verantworten.

In Oppenheim, 26 km vor Worms, findet Luther einen Brief Spalatins vor, der ihn nochmals – auch im Namen des Kurfürsten – vor den Gefahren warnt, die ihn in Worms erwarten. Und er macht ihm das Schicksal von Johann Hus bewusst. Noch von Oppenheim aus antwortet Luther, er wolle nach Worms gehen, auch wenn so viele Teufel in dieser Stadt wie Ziegel auf den Dächern wären. Auch wenn Hus verbrannt worden sei, so sei doch die Wahrheit nicht mit ihm verbrannt. Kurz vor seinem Tode bekannte Luther rückblickend noch einmal: Ich war unerschrocken, fürchtete mich vor nichts. Gott kann einen wohl so toll machen.

Hier darf ich einmal einfügen, wie sehr mich selbst als Kind die Frage nach dem mutigen Bekenntnis zu Christus belastete. Ich hatte wiederholt erfahren, wie sehr die Christen unter Stalin verfolgt und getötet wurden. Durch die enge Beziehung

meiner Familie zur DDR bekam ich auch immer wieder zu hören, wie sehr dort die Christen bedrängt wurden.

Wenn ich dann mit 10 bis 14 Jahren und auch noch später im Gottesdienst saß, stellte sich mir immer wieder die Frage, wie ich mich wohl verhalten und entscheiden würde, wenn jetzt auf einmal gegenkirchliche Kräfte hineinkämen und uns aufforderten, dem christlichen Glauben abzusagen. Ich fing dann an zu zittern, und mich überkam eine große Angst. Ich wollte dem Herrn ja treu bleiben, fühlte aber in meinem Herzen, wie schwer das sein würde. Außerdem arbeitete zusätzlich die Vorstellung in mir, dass ich dann, wenn ich als Missionar in Afrika tätig sein würde, jederzeit damit rechnen müsste, umgebracht zu werden. Ich hatte also nicht unbedingt die freudige Bereitschaft wie Luther in Worms, für meinen Glauben zu sterben.

Je mehr Luther sich Worms näherte, desto größer wurde sein Gefolge. Aus der Stadt sind ihm mehrere kursächsische Adlige mit ihren bewaffneten Dienern entgegen geritten. Gegen 10 Uhr morgens, pünktlich am 16. April, verkündet der Torwächter durch Trompetensignale, dass der Erwartete eingetroffen ist.

Ein stattlicher Zug bewegt sich durch das Tor. Voran ritt der kaiserliche Herold (Hofbeamter), ein begeisterter Lutheraner, von dem Aleander wütend nach Rom berichtet hatte: „Er ist ein solcher Narr, der imstande ist, öffentlich zu bezeugen, dass er den Martinus unterwegs habe Wunder tun sehen und den Heiligen Geist über seinem Haupte, wie man ihn (auch) abbildet.“

Auf dem offenen Rollwagen sitzen Luther, sein Wittenberger Mitarbeiter Amsdorf, ein Herr Suaven und sein Ordensbruder Johannes Petzensteiner. Unmittelbar dahinter folgen zu Pferde Luthers Freund Justus Jonas und ungefähr zwanzig Ritter mit ihren Reitern, insgesamt 100 Mann. Hinzu kommt eine große Menge begeisterter Bürger aus Worms und Bauern aus der Umgebung. Aus allen Fenstern und Türen schauen neugierige Gesichter. Ungefähr 2.000 Menschen sollen Luther das Geleit zur Herberge im Johanniterhaus gegeben haben.

Luther ist 37 Jahre alt und sehr abgemagert. Die Backenknochen stehen stark hervor. Außerdem hatte er auf dieser Reise Magen- und Darmbeschwerden und große Schmerzen. Als er aus dem Wagen steigt, meint er zuversichtlich. „Gott wird mit mir sein.“ In Luthers Herberge drängen sich bis tief in die Nacht hinein die Besucher. Eine noch für diesen Tag geplante Reichstagssitzung mit Luther ist wegen der Aufregung in der Stadt ausgefallen.

Stimmung und Atmosphäre in Worms

Die Reichstage boten gewöhnlich den festlichen Rahmen, bei denen alle Beteiligten sich glanzvoll selbst darstellen konnten. Sie wurden zeitweise von mehr als 80 Fürsten mit ihrem oft recht großen Hofstaat besucht. Dazu kamen noch die anderen Ständevertreter, besonders aus den Städten, die Rechtsberater, Gelehrten, Soldaten, Händler und Bittsteller. In Worms kam es deshalb 1521 zu einer katastrophalen Wohnungsnot, und die Preise schnellten wegen der Verknappung der

Waren, besonders der Lebensmittel, in die Höhe, denn normalerweise zählte diese Stadt kaum 7.000 Einwohner.

Aber auch die öffentliche Ordnung und Sicherheit waren sehr stark gefährdet. In Worms herrschte 1521 eine aufgeregte, gereizte Stimmung. Schriften für und gegen Luther waren, besonders in Frankfurt, gedruckt worden und wurden verbreitet, wobei die ihn verteidigenden zu überwiegen schienen. Frankfurt, das etwa 60 Kilometer nördlich lag, war bereits damals ein Hauptzentrum des Buchhandels. Luthers Schriften und Bücher wurden gerne verlegt, weil man sie sich trotz des kaiserlichen Verbots in ganz Deutschland aus den Händen riss.

Der päpstliche Gesandte Aleander war bemüht, dafür zu sorgen, dass dieser Ketzer, dessen Eintreffen nicht mehr zu verhindern war, nun so wenig Gehör und Einfluss wie möglich bekommen sollte. Nach Rom sandte er einen ausführlichen Bericht darüber, wie misslich für die kirchliche Regierung die Lage hier wäre.

Zu seinem Ärger wollte man ihm aber dort nicht so recht glauben. Deshalb betonte er in einem weiteren Schreiben von neuen: „Ich weiß kaum, wo aus noch ein. Ich stehe inmitten dieser unerhörten Verwirrung, ohne auf einen von allen denen vertrauen zu können, die allen Grund hätten zu handeln (gemeint sind die Fürsten). Aber in ihrer Angst lassen sie ihre eigenen Interessen im Stich (so meint jedenfalls Aleander) und denken also gar nicht daran, die unseren zu verteidigen. Und nun geraten wir auch noch dadurch in die größte Verlegenheit, dass die heimkehrenden Romfahrer überall erzählen, in Rom mache man sich lustig über Luther und lege seiner Sache nicht die geringste Bedeutung bei. Darüber sind die Berater, die mit mir diese Angelegenheit zu bearbeiten haben, so erbost, dass sie uns (Aleander und seine Berater) am liebsten von diesem Reichstage unverrichteter Sache abziehen sähen, damit man (in Rom) einmal erführe (begreife), wo wir dann mit unserem Anliegen bleiben (Ich nämlich, Aleander, kann überhaupt nichts ausrichten und erreichen, wenn ihr in Rom die Sache nicht ernst nehmt und nicht mitzieht!).“

Was diesen päpstlichen Diplomaten an Deutschland am meisten störte, war die gegen Rom gerichtete kräftige nationale Färbung der Bewegung, die durch Humanisten wie Hutten einen kämpferischen, ja wohlmöglich kriegerischen Charakter erhielt. Er riet deshalb der päpstlichen Regierung, dringend die Beschwerden der Deutschen zu prüfen und nach Möglichkeit Abhilfe zu schaffen. Luther, von Hutten und von Sickingen (Ritter) seien eine gemeinsame Partei. Das Volk küsse die Lutherbilder. Luther, mit Harnisch und Schwert und der Überschrift „Vorkämpfer der christlichen Freiheit“, werde in Begleitung von von Hutten dargestellt Auf einem anderen Teil des Bildes werden der Papst und die Kardinäle von Soldaten der Wache gefesselt. Luther habe erst kürzlich Johann Hus zu einem Heiligen erklärt.

Er fährt fort: „Ich kann nicht auf die Straße gehen, ohne dass die Deutschen ihre Hand ans Schwert legen und mit den Zähnen gegen mich knirschen. Hier wirken keine Ausführungen des Glaubens, der Religion und des Heils (bringen uns nicht weiter). Auch nützen weder Segen noch Bann (Strafen). Denn alle Welt ist gleichgültig im Glauben geworden und lacht über diesen. Man dürfe mit Gnadenbeweisen nicht zu sparen (müsse sie großzügig anbieten). Hier hilft nichts, als Kardinalshüte

(-titel) und weitere Auszeichnungen zu versprechen. Der Kaiser ließ Hutten z.B. ein Jahresgeld von 400 Gulden anbieten. Hutten verzichtete daraufhin auch wirklich einige Monate lang auf jede Polemik gegenüber der Kirche (ließ sich bestechen).“

Aleander schrieb weiter jammernd nach Rom: „Ich fühle mich unsicherer in diesen Städten als in der Campagna (wohl sehr unsicheres Gebiet um Rom, war dicht besiedelt) und habe daher mit vieler Mühe und Kostenaufwand in allernächster Nähe (damit er nicht zu viel durch die Straßen gehen musste) des Palastes (Haus des Wormser Bischofs, wo der Reichstag stattfand) ein Kämmerlein in der Hütte eines Armen gemietet. Da diesem Raum der Kamin (offener Ofen) fehlt, so habe ich ohne Feuer an den eisigen (es ist Winter!) Ufern des Rheins viele Widerwärtigkeiten auszustehen, der ich sonst vom September bis in den Mai (also im Winter) in der warmen Stube saß und mit allen Bequemlichkeiten versehen war. Mit Mühe erhalte ich mir meine Gesundheit. In diesem Hause ist allerdings eine heizbare Stube, die aber so niedrig ist, dass der Hausherr kaum aufrecht darin stehen kann. Sie ist außerdem so unsauber und verpestet, dass ich dann doch lieber vor Kälte als vor Gestank und Schmutz umkommen will.“ - In seinen Berichten nach Rom und in seinem Tagebuch verfasst Aleander im Wesentlichen ein richtiges Bild von der auf-rührerischen Situation in Deutschland. Als römischer Gesandter versucht er dann auch 1531/32 vergeblich, den Nürnberger Religionsfrieden zu verhindern. Erst im letzten Lebensjahrzehnt war er für kirchliche Reformbestrebungen aufgeschlossen.

Folgender Vorfall ist typisch für die damalige unruhige, spannungsgeladene Situation in Worms: Ein kaiserlicher Geistlicher und zwei Spanier fanden einen Mann, der 60 Exemplare einer Lutherschrift bei sich hatte. Sie hielten ihn fest. Das Volk befreite ihn aber, und die Kaiserlichen mussten sich ins Schloss flüchten. Ein berittener Spanier verfolgte daraufhin einen der Lutheranhänger, der plötzlich in einem Hause verschwand. Der Spanier riss sein Pferd so scharf zurück, dass er herunterfiel und von einem Deutschen aufgehoben werden musste.

Jeden Tag kam es auf den Straßen zu Auseinandersetzungen. Spanier, Deutsche, Gesandte aus fremden Ländern und ihre Leibgarden gerieten auf offener Straße immer wieder in Handgemenge. Täglich wurden Menschen aufgefunden, die auf den nächtlichen Gassen ermordet worden waren. Um die Mörder kümmerte sich niemand. - In dieser von Angst, Hinterlistigkeit und Fanatismus geschüttelten Stadt, vollgestopft mit Menschen unterschiedlichen Standes und Nationalität, sollte nun Luthers Angelegenheit verhandelt werden!

Luther vor Kaiser und Reich. Er widerruft nicht!

Am Tage nach seiner Ankunft, also am 17. April, soll Luther nachmittags um vier Uhr auf dem Reichstag, der Fürstenversammlung, die in der bischöflichen Verwaltung stattfindet, erscheinen, aber nur, um auf die ihm gestellten Fragen zu antworten. Die Straßen sind von Neugierigen, die ihn sehen wollen, vollgestopft. Der Oberste der Landsknechte (Vater der Landsknechte), Feldhauptmann (General)

Georg von Frundsberg, war als Kaiserlicher Rat berufen, dem Reichstag beizuwohnen. Er soll Luther bei dessen Betreten des Gebäudes auf die Schulter geklopft und zu ihm gesagt haben: „Mönchlein, Mönchlein, du gehest einen schweren Gang, dergleichen ich und mancher Oberst auch in unserer allerschwersten Schlachtordnung nicht getan haben. Bist du aber rechter Meinung und deiner Sache gewiss, so fahre in Gottes Namen fort und sei getrost, denn Gott wird dich nicht verlassen.“

Nun ereignet sich etwas, was es in der deutschen Geschichte noch nicht gegeben hat, nämlich dass sich ein Mönch bzw. Theologieprofessor wegen seiner Überzeugung vor Kaiser und Reich verantworten soll. Der 37jährige Luther, der plötzlich äußerst schüchtern wirkt, tritt vor den 17 Jahre jüngeren Kaiser, dem theologische Probleme völlig fremd sind, der aber als guter Katholik zu seiner Kirche steht.

Nachdem Luther durch den Reichsmarschall (eines der höchsten Ämter) angewiesen worden war, nur auf gestellte Fragen zu antworten, wendet sich dieser an ihn und erklärt ihm mit strenger Stimme: „Martinus Luther, Kaiser und Reich haben dich hierher gerufen, dass du sagst und erklärst: Zum Ersten, ob du diese Bücher verfasst hast“, und er weist auf einen Stapel Schriften, die im Auftrag des Kaisers von Aleander geliefert worden waren, „und die anderen, die unter deinem Namen ausgegangen sind. Zum Anderen, dass du sagst, ob du sie widerrufen oder darauf beruhen (dich zu ihrem Inhalt weiterhin bekennen) willst.“

Ehe Luther antworten kann, ruft sein Rechtsbeistand, der Wittenberger Professor Hieronymus Schurf: „Man verlese die Titel!“. Er will Luther Zeit zum Nachdenken geben. Aber auch, nachdem die Titel verlesen sind, schweigt Luther erst einmal. Er ist erschrocken und verwirrt, denn er hatte ein so überraschend kurzes Verfahren nicht erwartet. Schließlich antwortet er mit leiser Stimme, dass er diese Bücher als die seinen anerkenne und dass er noch mehr geschrieben habe.

Zur Beantwortung der zweiten Frage bittet er um Bedenkzeit. Der Kaiser, seine Ratgeber, die Fürsten und die Vertreter der übrigen Reichsstände ziehen sich daraufhin zu einer kurzen Beratung zurück. Als sie alle wieder versammelt sind, erklärt der kaiserliche Sprecher zunächst sein Erstaunen darüber, dass Luther nicht eine sofortige Antwort parat habe. Der Kaiser wolle jedoch gnädig sein und ihm einen Aufschub bis zum nächsten Tag gewähren. Dann solle er seine Meinung mündlich vortragen. Luther aber ist klar: Ich werde nicht ein Tüttelchen (Pünktchen) widerrufen, so Christus mir beisteht.

Am nächsten Tag, am Donnerstag dem 18. April, arbeitet Luther den ganzen Vormittag an einer Verteidigungsrede. Dabei bedenkt er wahrscheinlich nicht, dass ihn die theologisch sicherlich nur wenig gebildeten Fürsten kaum verstehen werden. Am Nachmittag wird aber vor dem Reichstag genauso vorgegangen wie am Vortag. Luther wird nur gefragt: „Wollt Ihr die Bücher, die Ihr gestern für die Eurigen anerkannt habt, alle verteidigen, oder wollt Ihr davon etwas widerrufen?“

Mutig antwortet Luther auf Latein, dieses Mal selbstbewusster als am Vortage, dass er die erste Gattung seiner Schriften, die erbaulichen, nicht widerrufen wolle. Auch von der zweiten Gattung, den Kampfschriften gegen das Papsttum, rücke er gleichfalls nicht ab, da sonst die päpstliche Tyrannei noch schwerer auf der deut-

schen Nation lasten und da er dann deren gottlosem Wesen nicht allein die Fenster, sondern auch Tor und Tür öffnen würde. Er könne nicht der Gottlosigkeit Vorschub leisten. Darum bittet er, wenn eine seiner Äußerungen abgelehnt werde, ihn aus der Bibel zu widerlegen. Er vertraue nämlich weder dem Papst noch den Konzilien ganz, da es offenkundig sei, dass sie sich öfters widersprochen und geirrt hätten. Er könne darum nur ausrufen: „Ich will nicht widerrufen. Gott helfe mir. Amen.“

In der dritten Gattung, den Streitschriften gegen Einzelpersonen, die die päpstliche Tyrannei verteidigt hätten, sei er häufiger heftiger gewesen, als es einem Ordensmann gezieme. Aber auch hier könne er nichts zurücknehmen, weil sich dann die geistlichen Tyrannen nur umso sicherer fühlen würden. Er wolle sich von jedermann eines Besseren in Bezug auf seine Ansichten und Überzeugungen belehren lassen und beschwöre Kaiser, Fürsten und Stände, ihn bei der Barmherzigkeit Gottes aus der Bibel zu widerlegen. Wenn sie ihn überzeugen würden, so werde er mögliche Irrtümer sofort widerrufen und der erste sein, der seine Bücher eigenhändig ins Feuer werfe.

Als er fertig ist, wird er aufgefordert, seine Rede in Deutsch zu wiederholen, weil nicht alle Anwesenden des Lateinischen mächtig seien. Es fällt Luther sichtlich schwer, inmitten des Gedränges seine Rede nochmals zu wiederholen. Das merkt der kursächsische Rat Friedrich von Thun und ruft: „Könnt Ihr's nicht tun, so ist's genug, Herr Doktor!“ Aber Luther tut, wie es erwartet wird, und wiederholt seine Antwort in deutscher Sprache. Einen Widerruf verweigert er. Ihm ist bewusst: Wenn ich widerrufe, würde dieses einen großer Sieg für die Katholische Kirche bedeuten.

Luther fordert nun eine Auseinandersetzung mit seiner Lehre, was ihm aber nicht gewährt wird. Der Reichstag wäre ja auch nicht der richtige Ort dafür, da die Fürsten theologisch sicherlich wenig gebildet waren und ihn deshalb auch kaum hätten verstehen und seinen Vorstellungen folgen können. Freilich, einige hätten wahrscheinlich ihre Ohren gespitzt! Da aber der Kaiser dem Papst über dessen Gesandten die bindende Zusage gemacht hat, keine öffentliche Diskussion zu Luthers Lehren zuzulassen, sondern nur den Widerruf entgegen zunehmen, muss man sich erst in einer Sonderberatung über eine offizielle Antwort einigen.

Als alle wieder im Reichstagssaal erschienen waren, versucht der kaiserliche Sprecher ein letztes Mal, Luther zum Widerruf, wenigstens eines Teils seiner Bücher, in denen er sich offen gegen die Beschlüsse des Konstanzer Konzils geäußert habe, zu bewegen. Luther antwortete schlicht und ohne persönliche Angriffe: „Es sei denn, dass ich durch Zeugnisse der Schrift oder durch helle (einleuchtende) Gründe überführt werde, denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien allein,(.) (D)ieweil am Tage liegt (klar ist), dass sie öfters geirrt haben und sich selbst widersprochen, so bin ich überzeugt durch die von mir angeführten heiligen Schriften (,) und mein Gewissen (ist) gefangen in Gottes Wort. Widerrufen kann ich nichts und will ich nichts, dieweil wider das Gewissen zu handeln unsicher und gefährlich ist.“

Es erscheint dem Kaiser ungeheuerlich, dass dieser Augustinermönch es wagt, die Beschlüsse eines heiligen Konzils, der höchsten Versammlung der christlichen Welt, als irrig zu bezeichnen. Deshalb lässt er noch einmal nachfragen, ob Luther

wirklich glaube, dass ein Konzil irren könne. Allen im Saal ist klar, dass die Antwort Luthers Schicksal entscheiden wird. Unbeirrt verkündet dieser aber: „Es ist kund und öffentlich, dass Konzilien mehrmals geirrt haben, und dieweil das Konzil von Konstanz in vielen Stücken wider klare und helle Texte der heiligen Schrift unterschieden (hat), so dringt (drängt) mich die Heilige Schrift, zu sagen, dass dasselbige Konzil geirrt hat.“

Ehe zwischen dem kaiserlichen Beamten und Luther über die Frage, ob er dies beweisen könne, gesprochen wird, macht der Kaiser der Verhandlung empört ein Ende. Luthers berühmte Worte: „Ich kann nicht anders, hier stehe ich, Gott helfe mir, Amen“, gehen in der allgemeinen Aufregung fast unter. Auf jeden Fall hat er vor dem Kaiser und den Ständen standgehalten. Es herrscht unbeschreiblicher Lärm.

Die kaiserliche Entscheidung war endgültig gefallen. Karl V. gibt einen Wink, um Luther abführen zu lassen. Hatte der Kaiser der Kirche doch versprochen, er sei entschlossen, gegen ihn als überführten und wahren Ketzer vorzugehen. Spanische Soldaten rufen Luther noch laut zu: „Ins Feuer, ins Feuer.“ Dieser hat Mühe, sich mit seiner Leibwache durch Freunde und Feinde zu drängen. In seiner Herberge wieder angekommen, reißt er wie ein Landsknecht nach einer gewonnenen Schlacht die Arme in die Höhe und ruft begeistert: „Ich bin hindurch!“

Die Mehrheit der in Worms versammelten Reichsstände war entschlossen, auf Luthers Seite zu treten, sobald er nur dazu bereit war, einen Teil seiner Behauptungen, nämlich die, die gegen die katholischen Lehrsätze gerichtet waren, preiszugeben. Man wollte es nämlich nicht zu unnötigen Spannungen mit der Kirche kommen lassen. Er tat es nicht. Man kann freilich die Frage stellen: War Luther so sehr in seiner Vorstellungswelt gefangen, dass er nicht begriff, dass es nicht nur um ihn allein und um die Anerkennung der Bibel als höchster Autorität ging, sondern besonders auch um die Befreiung und Loslösung von Rom und um die nationale Freiheit. Wer weiß aber, ob sich bei einem teilweisen Widerruf tatsächlich in dieser Richtung etwas getan hätte.

Immerhin muss man rückblickend zur Kenntnis nehmen, dass er durch sein mutiges Verhalten die Reformation weiterentwickelt und durchgesetzt hat. Dadurch wurde gleichzeitig auch die Gesamtbewegung der frühbürgerlichen Revolution vorangetrieben. Es war die ruhmvollste Tat seines Lebens, ein Zeichen unbeugsamer Charakterstärke und Überzeugungstreue. Er wurde anerkannt und bewundert.

Am nächsten Morgen, am Freitag dem 19. April, lässt Karl V. die Reichsstände noch einmal zusammenrufen, um einen endgültigen Beschluss über Luther zu erreichen. Er erklärt: „Wie meine Vorfahren allzeit tapfere Verfechter des katholischen Glaubens und treue Anhänger der römischen Kirche gewesen sind, so bin auch ich entschlossen, zu halten, was durch meine Vorfahren, insonderheit (besonders) auf dem Konstanzer Konzil, ist bestimmt worden.“

Weil nun dieser eine Bruder mit seinem Wahn wider die ganze Christenheit streitet, als ob alle Christen heute und vor tausend Jahren sich im Irrtum befunden hätten, so will ich alles daransetzen, dass dies gottlose Vernehmen (gottlose Einstellung) nicht weiter um sich greife. Es reut mich, dass ich so lange angestanden (ge-

wartet habe), gegen ihn zu verfahren. Nun aber will ich nach Ablauf freien Geleits ihn als offenbaren Ketzer behandeln. Darum begehre ich von euch, dass ihr in dieser Sache beschließt, was rechte Christen gebührt und wie ihr zu tun versprochen habt.“ Aleander wusste danach zu berichten, dass einige der versammelten Fürsten wegen des scharfen Tons des Kaisers leichenblass geworden seien.

Eine Folge der Beratung der Stände war, dass in der Nacht von Freitag auf Sonnabend in Worms von Unbekannten Plakate an Mauern angebracht worden waren, in denen mit drohenden Worten für Luther Partei ergriffen wurde. 400 Edelleute kündigten den Katholiken die Feindschaft an und drohten, mit 8.000 Mann für Luther zu fechten.

Der Aufruf endete mit der Unterzeichnung „Bundschuh“ (gebundener, geschnürter Schuh), ein Begriff, der unter den Herrschenden Angst und Schrecken verbreitete, handelte es sich doch dabei um das Symbol der aufständischen Bauern zu Beginn des 16. Jahrhunderts. - Durch diese nächtliche Aktion wird den Herrschenden im katholischen Lager endgültig bewusst, dass ein enger Zusammenhang zwischen der reformatorischen und der revolutionären Volksbewegung besteht.

Unter diesem Druck beschließen die Reichstände, Luther am kommenden Tag noch einmal zu verhören und umzustimmen. Diese Versammlung ist vorwiegend aus Politikern zusammengesetzt. Theologen, die in der Lage gewesen wären, ein Streitgespräch über Fragen der kirchlichen Lehre zu führen, fehlen. Luther hat also keinen wirklichen Gesprächspartner. Der Augustiner ist aber auch dieses Mal nicht bereit, seine Schriften zurückzunehmen, ohne aus der Bibel widerlegt zu werden.

Er lehnt ohnehin alle gut gemeinten Empfehlungen ab und erklärt: „Ich kann nicht weichen, es gehe mir, wie Gott es will (ich bin bereit zu sterben).“ Immerhin erreichen sie von Luther die Zusage, dass er seine Angelegenheit der Entscheidung eines künftigen Konzils überlassen wolle, allerdings nur, wenn ihm mit Begründungen aus der Bibel geantwortet würde. Er findet das, was gegen ihn im Augenblick vorgebracht wird, äußerst schwach.

Beim Abschluss dieser Auseinandersetzung bittet er darum, dass er die Erlaubnis zur Abreise erhalte. Ihm wird darauf erklärt, er solle sich unverzüglich nach Wittenberg begeben und wieder 21 Tage freies Geleit erhalten. Danach werde seine kaiserliche Majestät tun, was ihre Schuldigkeit gegenüber einem Ketzer sei. Obwohl ihm kaiserliches Geleit zugesagt wird, ist sein Leben dennoch in großer Gefahr.

Luther galt nun als halsstarriger und überführter Ketzer. Deshalb hatte auf den päpstlichen Bann (Ausschluss aus der Kirche) die kaiserliche Acht (Ächtung) zu folgen. So bat der Reichstag den Kaiser, eine entsprechende Verurteilung gegen ihn zu erlassen, der man sich anschließen würde. Allerdings waren nicht alle Anwesenden dieser Meinung. Kurfürst Friedrich von Sachsen enthielt sich der Stimme. Auch zögerten andere Fürsten. Das verzögerte die Verurteilung. In Worms ließ man sich nun offensichtlich mit der Erklärung der Reichsacht etwas Zeit.

Als diese dann viel später endlich verlesen wurde, wurde sie rückwirkend datiert, um auch die nicht mehr anwesenden Reichsstände auf ihren Inhalt zu verpflichten. Dem umfangreichen Schriftstück hörten die Anwesenden mit großer Spannung zu.

Zum Schluss erklärte Kurfürst Joachim von Brandenburg im Namen aller Anwesenden, dass man die Verurteilung annehme und sie vollstrecken werde.

Luther und seine Anhänger waren damit vogelfrei. Das Wormser Edikt (Erklärung) lässt Karl V. auf meterhohen Plakaten im ganzen Reich anschlagen, auf dass niemand ihn (Luther) hauset (bei sich wohnen lässt), höfet (auf seinem Hof aufnimmt und evtl. arbeiten lässt), ätzt (ernährt), tränkt, noch ihm mit Worten oder Werken, offen oder heimlich, Hilfe oder Vorschub (Wünsche erfüllt) leistet.

Besonders trug zu dieser Verzögerung auch bei, dass die Haltung Papst Leos X. in dem zweifellos bevorstehenden Krieg mit Frankreich noch unklar war. Bei diesem Krieg ging es hauptsächlich um Mailand. Hatte nicht der Papst den französischen König dabei unterstützt, als dieser diese Stadt vom Deutschen Reiche losgerissen hatte! , die beherrschende Stadt in Oberitalien, wollte Karl nun aber zurückerobern. Dazu jedoch brauchte er das Geld und die Landsknechte (Soldaten) von Deutschland. Deshalb also durfte er es keinesfalls mit den Reichsständen verderben.

Er dachte aber wahrscheinlich auch, dass der Streit um den deutschen Ketzer vielleicht ein Mittel sein könnte, den Papst aus der Beziehung zu Frankreich zu lösen. Wenn man entschieden scharf gegen ihn vorginge, würde der Papst in der Mailandfrage möglicherweise umschwenken und einlenken. Diese Überlegungen führten dann auch zum Erfolg. Am 29. Mai 1521 unterzeichneten Papst Leo X. und der Kaiser ein Schutz- und Trutzbündnis, in dem sich beide verpflichteten, dieselben Freunde und ohne Ausnahme auch dieselben Feinde zu haben, und bei einem Angriff und einer Verteidigung auch dasselbe zu wollen bzw. nicht zu wollen. Die Acht gegen Luther war der Preis, den der Kaiser für dieses Abkommen zu zahlen hatte.

Mit der Verabschiedung des Wormser Edikts gegen Luther wurde reichsrechtlich die Reformation verboten. In den Erblanden des Kaisers, vor allem in den längst reformatorisch beeinflussten Niederlanden, hielt man sich auch daran und führte dieses ohne zu zögern durch. Anders verhielt es sich im Reiche. Das Urteil des Reichstages wurde von vielen Fürstentümern, besonders von den Reichsstädten, nicht anerkannt. – Da die erst nach Schluss des Reichstages gegen Luther erlassene so genannte „Achtsentenz“ (Ächtung) nicht in das Protokoll des Reichstages aufgenommen wurde, war sie damit eigentlich widergesetzlich, ungültig.

In vielen Biographien und Lexika ist zu lesen: Weil Luther sich auf dem Reichstag geweigert habe, auf die Empfehlungen seiner Gegner einzugehen, hätte Karl V. über ihn die Acht verhängt. In Wahrheit konnte der Kaiser nicht ohne Zustimmung des Reichstages die Acht verhängen, d.h. Luther ächten und für vogelfrei erklären.

Aus dieser doppelten Verdammung durch Bann und Acht hat sich Luther bis an sein Lebensende nicht befreien können. Auch die Tatsache, dass man ihn in Worms von einer Auseinandersetzung mit seinen Erkenntnissen abgehalten hatte, spielte für ihn in den folgenden Monaten und Jahren eine große Rolle. Er betrachtete sich als zu Unrecht verurteilt, denn ihm war kein gerechtes Verfahren angeboten worden.

Luther auf der Rückreise und auf der Wartburg

Einige nahmen an, Luther werde nach Ablauf des freien Geleits nach Böhmen gehen, um einigermaßen in Sicherheit zu sein. Andere vermuteten, dass er sich nach Dänemark, also nach außerhalb des Reichsgebietes, zurückziehen werde. Aus einem der Briefe Luthers wird jedoch deutlich, dass er damit rechne, eingesperrt zu werden, was ihn anscheinend nicht besonders beunruhigt. - Kurz vor seiner Abreise von Worms lässt der sächsische Kurfürst ihm möglicherweise die Information zu spielen, er werde ihn irgendwo unterwegs gefangen nehmen lassen, um ihn vor der zu erwartenden Reichsacht zu schützen. Ein Überfall ist also geplant.

Luther scheint am Montag, dem 22. April, oder am Dienstag von Worms abgereist und zurück ins Kursächsische gefahren zu sein. Begleitet wurde er von seinem Augustiner-Ordensbruder Johannes Petzensteiner. Nach 20 Tagen erreicht ihn dann die Nachricht von der über ihn verhängten Reichsacht. Das kaiserliche Edikt (Erlass) besagt, „dass ihr nach dem Ablauf von 20 Tagen den Martin Luther nicht hauset (unterbringen), hofet, ätzet (ernähren), tränket, noch erhaltet (bewirtet), noch ihm mit Worten und Werken, heimlich oder öffentlich, Hilfe, Anhang, Beistand oder Vor-schub leistet, sondern ihn, wo ihr seiner mächtig werdet, gefangen nehmen und (ihn) uns (dem Kaiser) wohlverwahret zusendet. Wer ihn und seine Anhänger diesem Schicksal überliefere, soll deren Güter (Besitz) behalten dürfen.“

Trotz des kaiserlichen Verbots predigt Luther unterwegs in den Städten. Am Abend des 2. Mai, also nach elf Tagen, kommt er in Eisenach, das bereits im Kurfürstentum Sachsen liegt, an, wo man ihm, wie sonst auch, einen festlichen Empfang bereitet. Auch hier wird er gedrängt zu predigen. Vor Notar und Zeugen protestiert der Ortspfarrer zum Schein jedoch dagegen, um sich und die Gemeinde vor etwaigen schlimmen Folgen zu schützen.

Am Sonnabend, dem 4. Mai, fährt Luther mit Nikolaus von Amsdorf, seinem Wittenberger Mitarbeiter, und Petzensteiner weiter nach Möhra, wo Verwandte seines Vaters wohnen, die er seit Jahren nicht mehr gesehen hat. Noch am gleichen Tag setzt er seine Reise fort. Der Wagen rollt in Richtung Gotha über Gumpelstadt, Schwein und Steinbach. Seine Verwandten geben ihm das Geleit bis in die Nähe von Schloss Altenstein. Der Abend bricht herein, als sie sich von ihm verabschieden.

Als Luther mit seinen beiden Begleitern die dunkle, einsame Straße weiterfährt, versperrt ihnen plötzlich ein Trupp bewaffneter Reiter den Weg. Petzensteiner springt sofort vom Wagen und läuft davon. Er ist es dann auch, der den Überfall bekannt macht, der bald ganz Deutschland beunruhigt.

Dem Kutscher, der vor Angst erstarrt, wird befohlen, anzuhalten. Daraufhin wird Luther aus dem Wagen gezerrt. Amsdorf schimpft und protestiert. Doch die Reiter kümmern sich nicht weiter um ihn und den Kutscher. Sobald man den Wagen nicht mehr sieht, wird Luther auf ein Pferd gehoben und so behandelt, wie es einem derart berühmten Schützling des Kurfürsten zukommt. Man reitet noch einige Male kreuz und quer im Wald umher, um die Spuren zu verwischen. Gegen 11 Uhr nachts fällt die Zugbrücke der Wartburg, in die die Reiter verschwinden.

Diese Entführung war Spalatins List. Der Besitzer von Schloss Altenstein, Burkhard von Hund, und der Schlosshauptmann der Wartburg, Hans von Berlepsch, hatten ihre Aufträge für diese Aktion bereits in Worms erhalten. Man bekleidete Luther nun mit einem Rittergewand und hielt ihn möglichst solange von den Burgbewohnern zurück, bis ihm ein Vollbart und Haare auf dem Kopfe (auf der Tonsur) gewachsen waren, damit ihn keiner als Mönch erkennen konnte. Hier verbringt er nun als Junker Jörg (Edelmann Georg) zehn Monate.

Die Nachricht von Luthers Gefangennahme, mit blutigen Ausschmückungen versehen, wurde in Worms mit großer Aufregung zur Kenntnis genommen. Aleander schreibt: Am vergangenen Sonntag kam die Nachricht, Martinus sei gefangen genommen worden, und es entstand ein großes Gerede, dass wir die Anstifter seien, nicht ohne ernste Gefahr für uns (weil sich bestimmte Leute möglicherweise an ihnen rächen könnten).

Wir vermuten aus vielerlei Gründen, der Kurfürst von Sachsen stecke dahinter, und diese Ansicht teilen mit uns auch der Kaiser und viele Fürsten. Als der Kurfürst von Sachsen jedoch merkte, dass man ihn verdächtige, schien er darüber sehr erstaunt zu sein und erklärte vor den zahlreichen versammelten Fürsten, er könne jeden Eid schwören, dass er nichts von der Sache wisse. - Das könnte durchaus richtig sein, da er möglicherweise die beiden Ritter damit beauftragt hatte, sich um Luther zu kümmern, selbst aber nichts von dem wissen wollte, was diese planten.

Mancherlei Vermutungen gingen herum, z.B. die, dass evtl. Ritter oder sogar der Erzbischof Albrecht von Mainz die Hände im Spiel gehabt hätten. Aleander berichtete in dem gleichen Schreiben, dass Nachrichten eingetroffen seien, nach denen Luther mit einem Stoßdegen durchbohrt in einem Silberbergwerk in der Nähe von Worms gefunden worden sei. (Möglicherweise fand man dort einen Ermordeten.) Albrecht Dürer erklärt nun entsetzt: „Oh Gott, ist Luther tot, wer wird uns hinfort das heilige Evangelium so klar vortragen? Ach, Gott, was hätte er uns noch in zehn oder zwanzig Jahren schreiben können!“

Bald wurde überall erzählt, Luther sei auf der Rückreise von Worms überfallen worden. Die einen wussten zu berichten, man habe seine Leiche gefunden, andere, er sei in die Gefangenschaft eines dem sächsischen Kurfürsten feindlichen Ritters geraten. Die Feinde jubelten. Die Freunde trauerten. Lange dauerte es aber nicht, bis die Freunde zu ihrer Freude, die Feinde zu ihrem Schrecken erfuhren, dass Luther lebt, nur wo, blieb für sie alle ein Geheimnis.

Auf der Wartburg wurde Luther als ein vornehmer Gefangener des Landesherrn vorgestellt, über den eine diesem Stande angemessene Haft verhängt worden sei. Der Edelmann Georg trug ein höfisches Gewand, ein Schwert an der Seite, eine goldene Kette um den Hals und eine Kappe auf dem Kopf, damit seine Mönchstonsur (kahler Schädel) nicht auffiel. Bald aber war das Haupthaar gewachsen, und ein stattlicher Bart umrahmte Kinn und Backen. Wer konnte in ihm den Doktor Luther vermuten, wenn dieser, von einem Reitknecht oder Edelknaben begleitet, in der Umgebung der Wartburg sich blicken ließ. Freilich, an der Jagd, zu der er immer wieder eingeladen wurde, hatte er keine Freude.

In der Stille der Wartburg wurde Luther sich dessen erst recht bewusst, was in Worms abgelaufen war. Erschüttert begann er, die inhaltsschwere Wirklichkeit jener Tage tiefer und tiefer zu begreifen. Welche Folgen werden jene großen schicksalsschweren Stunden haben, in denen er vor Europa von seinem Gott Zeugnis abgelegt hatte? Und vor seine Seele trat der ungeheure Ernst der wichtigen Verpflichtungen, die nun auf ihn warteten. War er ihnen gewachsen? War er würdig, seinem Herrn Christus bei solchen großen Aufgaben zu dienen? Da hatte er manchen schweren inneren Kampf zu bestehen. Er wusste aber, wo für seine Seele Trost und Kraft zu finden ist, nämlich im Gebet und im Worte Gottes. Und auf der Wartburg ging er nun an das große Werk, das Neue Testament aus dem Griechischen ins Deutsche zu übersetzen. Dabei erlebte er Merkwürdiges mit dem „Teufel“, der für ihn Wirklichkeit war und der ihn angeblich von seinen Aufgaben abzuhalten gedachte.

Luthers Bibelübersetzung

Die deutschen Bibelübersetzungen vor Luther

Als erster übersetzte der Westgote Wulfila (Wölflein), auch Ulfila genannt, die Bibel in eine germanische Sprache. Er wurde um 311 im Gotenland nördlich der Donau, im heutigen Rumänien, geboren. Gestorben ist er um 383. Seine Mutter war eine christliche Kappadokierin (in Kleinasien gelegen, heute Türkei), sein Vater Gote. Die Goten hatten die mütterliche Familie als Kriegsgefangene mitgeführt. Unter diesen befanden sich auch einige Geistliche, die nicht wenige Goten zum Christentum bekehrten.

Wulfila wurde nun Missionar bei den Goten und 341 zum Bischof geweiht. Nach einer Christenverfolgung, bei der die Goten die Neubekehrten töteten, floh er mit einer großen Schar von Bekennern über die Donau ins Oströmische Reich (ins heutige Bulgarien). Dort lernte er Griechisch und Lateinisch und übersetzte, um seine Stammesgenossen im christlichen Glauben zu festigen und zu fördern, die Bibel aus dem Griechischen ins Gotische. Dafür entwickelte er aus den lateinischen und griechischen Buchstaben und aus der gotischen Runenschrift ein eigenes Alphabet.

Die Nachricht, dass er bei der Übersetzung auf die Königsbücher verzichtet hat, ist durchaus glaubwürdig und passt gut zu seinem auch sonst bezeugten friedlichen und duldsamen Charakter. Da diese Bücher viele Kriegsgeschichten enthielten, wollte er mit ihnen den kriegerischen Sinn der Goten nicht noch mehr anspornen.

Diese Bibel war bei Ostgoten, Westgoten und Wandalen in Gebrauch und rings um das westliche Mittelmeer verbreitet. Nur auf dieser Grundlage war die gewaltige Missionsarbeit von den Germanen an den Germanen im 4.-6. Jahrhundert möglich.

Von dieser gotischen Bibel sind durch eine glückliche Fügung ansehnliche größere Bruchstücke erhalten geblieben, die sich heute in der Universitätsstadt Uppsala

la in Schweden befinden. Diese „silberne Handschrift“ ist das älteste schriftliche Dokument der „deutschen“ Sprache und zugleich die erste „deutsche“ Volksbibel.

Um dem Leser einen Eindruck vom damaligen Gotisch zu vermitteln, bringe ich hier die ersten Worte des Vaterunsers: „Atta (Vater) unsar thu (du) in himinam (Himmel), vei hnai (geweiht, geheiligt) namo thein (dein).“ Klingt uns hier nicht schon mancher vertraute Ton entgegen!

Ein volles Jahrtausend blieb diese gotische Bibelübersetzung die einzige „deutschsprachige“. Wie kam das? Der Kirche jener Zeit lag überhaupt nichts daran, dass das Volk einen Zugang zur Bibel bekam. Im Gegenteil: Man hielt das Lesen dieser für gefährlich und versuchte alles, die Beschäftigung mit ihr für die Bevölkerung unmöglich zu machen. Zum Teil schritt man mit großer Strenge ein, wenn man auf Bibeln stieß. Die Bevölkerung sollte nicht erkennen, dass viele kirchliche Ordnungen und Lehren nicht mit ihr übereinstimmten. Die Geistlichen und Mönche durften natürlich den lateinischen Text studieren.

Bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts gab es nur handgeschriebene lateinische Bibeln. Wollte man sich eine solche zulegen, musste man sie von Mönchen abschreiben lassen. Da auch der Fleißigste für eine einzige ein volles Jahr brauchte, kann man sich vorstellen, dass diese sehr viel kostete, nämlich drei fette Ochsen.

Wie hätte sich der einfache Mann das leisten können! Bücher wurden erst billiger, als der Goldschmied Johann Gensfleisch zum Gutenberg (geb. zw. 1394 und 1400, gest. 1468), die beweglichen Buchstaben (lettern) entwickelt hatte. Man spricht von der Erfindung der Buchdruckerkunst. Diese gab es jedoch bereits vor ihm. Es wurde der gesamte Text in eine Holzplatte geschnitzt und gedruckt. Die Erfindung Gutenbergs war, dass er nun einzelne, völlig gleiche, auswechselbare Metall-Buchstaben goss, die immer wieder verwendet werden konnten. Das vereinfachte und erleichterte den Druck wesentlich.

Das erste Buch, das gedruckt wurde, war die lateinische Bibel, die Vulgata, die spätestens im Frühsommer 1456 vollständig erschien und technisch und künstlerisch hervorragend war. Es lag in der Zeit, dass die Bibel einen so hohen Stellenwert hatte. Es sind von diesem Druck noch 48 Exemplare vorhanden. - Diese Ausgabe war natürlich nicht für das einfache Volk gedacht, es gab sie ja auch nur in lateinischer Sprache. Teuer war sie freilich noch, sie kosteten 12 Gulden. Aber für die kirchlichen Einrichtungen war dieses nun ein recht erschwinglicher Preis. Bald folgten auch deutsche Bibeldrucke.

Bis zum Thesenanschlag 1517 gab es nicht weniger als 14 verschiedene deutsche Übersetzungen. Diese sind aber keine Übertragungen aus dem Urtext, sondern aus der teilweise verfälschten lateinischen Vulgata, die den Übersetzern oft nur teilweise vorlag. Aber auch die griechischen und hebräischen Urtexte wären von ihnen kaum noch aufzutreiben und voller Veränderungen gewesen. Vor Luther hatten bereits Wyclif und Hus das Neue Testament, sicherlich aus dem Lateinischen, ins Englische bzw. Tschechische übersetzt. Angeregt wohl hauptsächlich durch Melanchthon übersetzte es Luther ebenfalls ins Deutsche.

Luthers Übersetzung des Neuen Testaments in den Jahren 1521/22

Auf der abgelegenen stillen Wartburg reifte nun auch in Luther dieser Entschluss, und er erklärt: „Dieses Buch muss aller Menschen Zungen, Hände, Augen, Ohren und Herzen (sie voll und ganz) erfüllen!“ Mit eisernem Fleiß machte er sich deshalb Anfang Dezember an die Verdeutschung. Innerhalb von nur drei Monaten übersetzte er nun das gesamte Neue Testament aus dem Griechischen, nicht dem Lateinischen. Dabei lag ihm die von Erasmus neu überarbeitete Fassung vor.

Mit dem Neuen Testament fing er nicht nur an, weil es leichter zu übertragen war, sondern auch, weil ihm vor allem daran lag, sein Volk mit dem „reinen Evangelium“ bekannt zu machen. Auch war er überzeugt, dass das Alte Testament nur im Lichte des Neuen „richtig“ verstanden werden könne. Seinem Burghauptmann soll er am Kaminfeuer mehrfach die deutschen Übersetzungen vorgetragen haben. Dieser war darüber äußerst verwundert, dass Gott auch deutsch sprechen könne.

Als Luther am 6. März 1522 endgültig nach Wittenberg zurückgekehrt war, sah er mit seinem Freund Melanchthon, dem besten Kenner des Griechischen in der damaligen Zeit, seine Übertragung noch einmal sorgfältig durch. Dann aber vertrieb er den Druck mit einem wahren Feuereifer. In der Buchdruckerei von Melchior Lotther arbeiteten drei Pressen, und an manchem Tag wurden 10.000 Bogen abgezogen. Im September war die erste Auflage mit 3.000 Exemplaren fertig gedruckt und im Handumdrehen vergriffen, obwohl die Ausgabe noch anderthalb Gulden kostete. Dem „Septembertestament“ folgte dann innerhalb von drei Monaten die „Dezemberausgabe“, die ebenso schnell abgesetzt wurde.

Die Übersetzung des Alten Testaments und die Gesamtbibelausgabe

Das Neue Testament war der leichtere und kürzere Teil des großen Übersetzungswerkes. Viel längere Zeit und weit mehr Arbeit forderte die Übersetzung des Alten Testaments, etwa zwölf Jahre. Dabei halfen Luther dessen gelehrte Freunde, besonders Melanchthon, fleißig. Er erklärt die Schwierigkeiten einer sinngemäßen Übertragung so: „Kaum einer wird gewahr, wie viel Wacken (Widrigkeiten) und Klötze da gelegen sind, da er (der Leser) jetzt darüber geht wie über ein gehobelt Brett.“

Es ist gut zu pflügen, wenn der Acker gereinigt ist, aber den Wald und die Stöcke (Wurzeln) roden und den Acker zu richten, da will niemand an. Man muss nicht nach den Buchstaben (Wörtern) in der lateinischen (griechisch/hebräisch?) Sprache fragen, wie man deutsch reden soll, sondern man muss die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen (einfachen) Mann auf dem Markt darum fragen, und denselbigen (diesen) auf das Maul schauen, wie sie reden, und danach dolmetschen. So verstehen sie es denn und merken, dass man deutsch mit ihnen redet.“

Im Jahre 1523 erschienen dann die fünf Bücher Mose, und so ging es Jahr für Jahr weiter, bis 1534 die gesamte Bibel einschließlich der Apokryphen (Schriften im

Anhang) fertig vorlag. Innerhalb von 40 Jahren verkauft der Wittenberger Drucker Hans Lufft etwa 100.000 Exemplare. Die Bibel wurde, wie man heute sagt, ein Bestseller (lässt sich gut verkaufen). Zum ersten Male kommen breite Volksschichten mit ihr in Berührung, an die man sie vorher aus Angst nicht heranlassen wollte. Bald darauf erscheinen Übersetzungen in Dänemark, Schweden und Holland.

Dass Luther die Übersetzung des Neue Testaments in drei Monaten, die des Alte aber erst in zwölf Jahren vollenden konnte, erklärt sich nicht nur daraus, dass er nach seiner Rückkehr von der Wartburg nicht mehr die ungestörte Ruhe wie dort hatte, sondern auch aus den größeren Schwierigkeiten, das Hebräische, das damals erst wieder „entdeckt“ worden war, in gutes Deutsch zu bringen. „Ach Gott“, so klagt Luther im Jahre 1528, „wie ein groß und verdrießlich Werk ist es, die hebräischen Schreiber zu zwingen, deutsch zu reden! Wie sträuben sie sich und wollen ihre hebräische Art gar nicht lassen und dem groben Deutschen (Sprache) nachfolgen; gleich als ob eine Nachtigall sollte ihre liebliche Melodie verlassen und dem Kuckuck nachsingen.“

Und ein andermal betont er: „Ich habe mich des beflissen (vorgenommen) im Dolmetschen, dass ich's rein und klar deutsch geben möchte, und ist uns wohl oft begegnet, dass wir vierzehn Tage, drei, vier Wochen haben ein einziges Wort gesucht und (danach) gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht (ge)funden. Im Hiob arbeiteten wir also, M(agister) Philipps (Melanchthon), Aurogallus und ich, dass wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen fertigen konnten.

Lieber, nun es verdeutscht und bereit ist (vorliegt), kann's ein jeder lesen und meistern (verstehen), läuft einer jetzt mit den Augen durch drei, vier Blätter, und stößt (kein einziges Mal) nicht einmal an; wird aber nicht gewahr, welche Wacken (Schwierigkeiten) und Klötze da gelegen sind, da er jetzt überhin gehet wie über ein gehobelt Brett, da wir haben schwitzen müssen und uns ängstigen, ehe denn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege räumten, auf dass man könnte so fein dahergehen (darüberlesen).“ Er scherzte wohl auch: Hiob (alttestamentlicher Gottesmann) werde gewiss viel ungeduldiger (aufgebrachter) sein über die langsame Übersetzung als über die leidigen (oberflächlichen) Tröstungen seiner Freunde.

Wir können uns heutzutage kaum eine richtige Vorstellung davon machen, was für eine Arbeit diese Verdeutschung war und mit welchem Fleiß und Eifer Luther daran arbeitete. Immerhin gab es wohl kaum Wörterbücher. Als er z.B. die Opfergesetze (3. Mose) übertrug, ging er zu einem Metzger und ließ sich vor seinen Augen einen Hammel abstechen. Er fragte nach allen Namen für die einzelnen Teile des Tiers und die jeweiligen Handlungen und übernahm dann diese Ausdrücke.

In einem Brief an Spalatin erkundigt er sich nach den Namen einiger Raubvögel, gewisser Tiere, die gejagt werden, und giftiger Schlangen und Würmer. Auch in Bezug auf andere schwierige Wörter bittet er um Rat. Als er an das 21. Kapitel der Offenbarung kommt, bittet er Spalatin um die Zusendung der Edelsteine der kurfürstlichen Schatzkammer, um ihre biblischen Namen richtig übersetzen zu können.

Wie hervorragend wusste er sich in der deutschen Sprache auszudrücken, eben wie ein Meister beim Saitenspiel auf seiner Harfe! Zu bewundern sind der Reichtum

und die Fülle der Formulierungen und die Schönheit und Volkstümlichkeit der Ausdrücke. Was für ein reicher Vorrat an Wörtern stand ihm zur Verfügung, um Wiederholungen zu vermeiden, um Abwechslungen in den Text zu bringen und um die feineren Unterschiede des ursprünglich hebräischen Textes auszudrücken, man denke z.B. an Straße, Bahn (Wer den Herrn fürchtet, wandelt auf rechter Bahn, Sprüche 14,2), Weg, Pfad und Steig (im Gebirge. Zeige mir deine Wege und lehre mich deine Steige, Psalm 25,4), oder an bewahren, behüten, schützen, beschirmen.

Man vergleiche die „Pforte des Himmels“ mit der „Tür der Hütte“. Wie volkstümlich sind Ausdrücke wie Dornen und Disteln, Stecken und Stab, Land und Leute; müde und matt. In der Bibel werden bereits viele bildliche Ausdrücke verwendet. Luther übertrug diese aber in unsere Erfahrungswelt und stellte sie in unseren Klang und Rhythmus. Bestimmte Bezeichnungen hat er nicht wortwörtlich übersetzt, weil diese Dinge und Tiere keiner in Deutschland kannte. Aus dem Horn wurde die Posaune, aus dem Klippdachs das Kaninchen, aus dem Wacholder die Tanne, aus dem Gekko der Igel, aus dem Ibis der Uhu.

Luther setzte also nicht nur deutsche Wörter an die Stelle der fremden, sondern machte aus der Bibel auch sprachlich und klangmäßig ein deutsches Buch. Wörtlich würde es z.B. in der Weihnachtsgeschichte heißen „Der Engel sprach zu ihnen: Ihr sollt euch nicht fürchten. Nehmt wahr, ich verkündige euch eine große Freude...“ Doch Luther übersetzt: „Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch große Freude ...“ Bei der wörtlichen Übersetzung fallen die Sätze auseinander. Bei Luther klingen sie wie eine Melodie. Das Wort des Engels wirkt wörtlich übersetzt roh und herrisch. Nun tönt es schlicht und warm. Und wie lebendig wird die große Freude dadurch, dass der Artikel „eine“ fehlt.

Luthers Wortschöpfungen sind heute noch lebendig: Denkkettel, Ebenbild, Feureifer, Gewissensbisse, Herzenslust, Langmut, Lästermaul, Lückenbüßer, Machtwort, Mördergrube, plappern, wiederkäuen, friedfertig, kleingläubig, lichterloh, wetterwendisch. Die Übersetzung Luthers ist der glücklichste, kraftvollste und nachhaltigste Beitrag in der deutschen Sprachgeschichte. Seine Bibel ist nicht nur zu einem Text für den Glauben, sondern auch für die Sprache geworden. Er gab ihr Gedrungenheit und Kürze, Schwung und Leichtigkeit, Fülle und Kraft, Wärme und Tiefe.

Wie sehr wurde er den Vorstellungen des einfachen Menschen gerecht, wenn er für die zu übersetzenden Maße, Münzen und Gewichte deutsche Bezeichnungen einführte, für den römischen Prokurator (Provinzstatthalter) den Titel Landpfleger erfindet, die Terebinthe im Orient als Eiche und die morgenländische Gazelle als Reh wiedergab. Ein Übersetzer, erklärt er in seinem Sendbrief über das Dolmetschen, müsse die hohen „Schloss- und Hofwörter“, die am Fürstenhofe verwendet werden, meiden und der Mutter im Haus, dem Kind auf der Gasse, den Leuten auf dem Markt „aufs Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen“. Auch dürfe man kein „Buchstablist“ sein, also jemand, für den die wörtliche Übersetzung entscheidender ist als ihr Sinn.

Mit Sorgfalt und Treue hat Luther an seiner Bibelübersetzung gearbeitet, und zwar bis zu seinem Ende. Denn jede neue Auflage war eine verbesserte, auch die

zehnte und letzte, um die er sich selber noch kümmerte. – Schon das Neue Testament war mit unendlicher Begeisterung begrüßt und mit wahrem Heißhunger gekauft und gelesen worden. Als nun auch das Alte Testament und damit die ganze Bibel vorlagen, waren die Freude, der Jubel und die Dankbarkeit umso größer.

Fürst Georg von Anhalt, der 1553 starb, drückte sein Entzücken über diese Übersetzung so aus: „Luther hat die Bibel nicht anders denn (nur) aus sonderlicher Gnade und Gabe des heiligen Geistes so reinlich, klar und verständlich in unsere deutsche Sprache gebracht.“ Selbst einer der schärfsten Gegner Luthers, der katholische Professor Johannes Cochläus, muss gegen seine grundsätzliche Überzeugung den segensreichen Einzug loben, den die Lutherbibel fand: „Selbst Schuster und Weiber und alle Unwissenden, die nur etwas Deutsch lesen gelernt haben, lesen das Lutherische Neue Testament begierig, lernen es durch öfteres Lesen auswendig und tragen es in der Tasche bei sich, dadurch sie in wenig Monaten so viel auf ihre Wissenschaft sich einbilden, dass sie nicht bloß mit katholischen Laien, sondern selbst mit Priestern und Mönchen, ja sogar mit Magistern und Doktoren der Theologie sich nicht scheuen über Glauben und Evangelium zu disputieren (zu reden).“

Da Luther es den Menschen ermöglichte, das Wort Gottes selbst zu lesen, konnte der Bibelinhalt nun aber auch, im Gegensatz zu vorher, wo Rom die Auslegung bestimmte, verschieden gedeutet werden. Das sieht man z.B. am Abendmahlsstreit zwischen Luther und Zwingli. Luther sprengte also nicht nur die Macht der Katholischen Kirche, sondern es kommt durch die Bibel auch im eigenen Lager zu Spannungen und Gegensätzen.

Das Deutsch, das er verwendete. Wie es ankommt und übernommen wird

Als Luther auf die Wartburg kam, gab es schon mehrere deutsche Bibelübersetzungen. Man könnte daher meinen, Luthers Übertragung wäre gar nicht notwendig gewesen. Das wäre sicherlich richtig, wenn jene Bibeln wirklich in einem verständlichen Deutsch geschrieben worden wären! Aber so steif und schwerfällig wie sie redete man nicht. Es handelte sich weitgehend um die wörtliche Übersetzung aus dem Lateinischen. Jedes Kind, das anfängt, eine Fremdsprache zu erlernen, weiß, dass es längst noch nicht richtiges Deutsch ergibt, wenn man Wort für Wort übersetzt. Außerdem waren diese Bibeln mit den vielen Fehlern der lateinischen Bibel behaftet. Auch merkte man gleich an der Mundart, woher diese Bibeln stammten. Es gab ja zu dieser Zeit noch keine gemeinsame Hochsprache für alle Stämme.

Luthers Übersetzung war nun von ganz anderer Art. Er besaß nicht nur die nötigen Sprachkenntnisse, um die Bibel aus dem Urtext zu übersetzen. Er hatte auch die innere Begeisterung, die zum Übersetzen notwendig ist. Außerdem kam er mitten aus dem Volke. Schon im Elternhaus wurde er mit der Sprache, den Begriffen und der Denkweise des einfachen Menschen vertraut. Er wusste, wie die Deutschen reden und wie ein Buch geschrieben sein muss, wenn es verstanden werden soll. Das heißt jedoch noch lange nicht, dass er sich auf deren Sprachebene begab.

In anderen Ländern gab es schon früh ein politisches Zentrum wie London und Paris. Die Sprache dieser Mittelpunkte wurde dann allmählich zur Sprech- und Schriftsprache des ganzen Landes. Deutschland hatte aber nicht ein einziges Zentrum, sondern sehr viele. Deshalb hatte sich auch keine einheitliche Sprache entwickelt. Luther beherrschte aber neben seinem thüringischen Dialekt gleichzeitig die kursächsische Kanzlei(Verwaltungs)sprache. Sie war eine Art Behördensprache und war abgestimmt mit der Kanzlei des Kaisers Maximilian. Sie gab vor, welche Wörter in Dokumenten zu verwenden und wie sie zu schreiben seien. Herrscherhäuser und Handelsverbände sorgten so für eine gewisse Einheitlichkeit ihres Schriftverkehrs.

Luther wählte sie für seine Übersetzung, denn überall in Deutschland verstand man sie einigermaßen. Sie wurde allerdings nicht gesprochen. Aber die deutsche Bibel, der Katechismus, das Kirchenlied, der Gottesdienst und die Schule führten dazu, dass diese Sprache, der Luther die Volkstümlichkeit aufgedrückt hatte, die Einheitssprache des deutschen Volkes wurde. Dazu haben auch sein Übersetzungsgespür und seine Sprachvermögen sehr viel beigetragen.

Das Wichtigste für das Entstehen der deutschen Einheitssprache aber war sicherlich, dass sie die Sprache der Mitte war. Damals, noch mehr als heute, gab es hauptsächlich drei große Abweichungen: das Oberdeutsche in Österreich, Bayern, Franken, Schwaben, Baden und im Elsass, das Niederdeutsche entlang der Küsten und in Westfalen, und das Mitteldeutsche in Sachsen, Thüringen, Hessen und bis hin zum Rheinland. Die Unterschiede zwischen Ober- und Niederdeutsch waren so groß, dass diese beinahe wie verschiedene Sprachen erschienen. Die sächsische Kanzleisprache und das Thüringische waren für Luther ein großer Vorteil, weil sie sprachlich in der Mitte lagen. Deshalb konnten sie auch in größeren Teilen Deutschlands besser verstanden werden als die nördlichen und südlichen Mundarten.

Luthers schreibt: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen (ich habe keine eigene Sprache entwickelt), sondern in der (all)gemeinen deutschen Sprache, dass (damit) mich beide, Ober- und Niederländer(deutsche), verstehen mögen;(.) ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland, alle Reichsstädte, alle Fürstenhöfe (Sie) schreiben nach der sächsischen und unseres Fürsten Kanzlei; dazu ist's auch die gemeinste (allgemeinste, verständlichste) deutsche Sprache.“

Sein Mitteldeutsch war für die Süddeutschen verständlich. Im Norden konnte die Lutherbibel jedoch zu Anfang nicht so ohne weiteres verstanden werden. Deshalb erschien hier Luthers Bibel noch ein Jahrhundert lang in einer eigenen plattdeutschen Übersetzung. Von daher wird auch verständlich, warum die Norddeutschen die exakte Luthersprache und ein gepflegtes Hochdeutsch sprechen.

Die Mittel- und Süddeutschen verstanden Luthers Übersetzung weitgehend. Sie gaben sich deshalb keine besondere Mühe, diese Sprache erst zu erlernen. Anders die Norddeutschen. Da sie große Schwierigkeiten mit Luthers Übersetzung hatten, fingen sie an, diese Schriftsprache Buchstabe für Buchstabe und Wort für Wort zu lesen und zu erlernen. Deshalb erklären die Süddeutschen auch: Ihr Norddeutschen

spricht ja so, wie man schreibt. Ein Luther aus Ostfriesland oder vom Bodensee hätte wohl kaum Chancen gehabt, in ganz Deutschland verstanden zu werden.

Luther war weitgehend der erste, der sich nicht sklavisch an die Vorlagen der Urtexte hielt, denn er wollte verstanden werden. Statt der vorher üblichen Übersetzungsmethode des „Wort für Wort“ suchte er nach dem Sinn des Textes. Er fragte sich, wie ein guter deutscher Satz lauten müsse, damit er den ursprünglichen Sinn in etwa wiedergibt. Das beste Beispiel dafür ist die lateinische Formulierung: sola fide, allein durch Glauben. Katholische Kritiker warfen Luther vor, er habe den Bibeltext an vielen Stellen verfälscht, auch hier, weil das Wort sola (allein) an der entsprechenden griechischen und lateinischen Stelle gar nicht vorkomme. Luther antwortete selbstbewusst: „Wahr ist's. Diese vier Buchstaben stehen nicht drinnen. Aber wo man's will klar und gewaltiglich verdeutschen, so gehöret es hinein.“

Die Bedeutung von Luthers 1534 vollendeten Bibelübersetzung kann gar nicht genug bewundert werden. Es ist, als hätte er das Hochdeutsche überhaupt erst geschaffen. Aus so mangelhaften Vorlagen wie der sächsischen Kanzleisprache und der thüringischen/sächsischen Mundart zimmerte er wie ein Geigenbauer jenes klingende Instrument, auf dem entzückt und berauscht wir heute noch spielen dürfen, nämlich die deutsche Sprache.

Da hörten selbst die Humanisten auf, ihre Gespräche und Vorträge in lateinischer Sprache zu führen bzw. zu halten. Bis dahin war das Deutsche den gelehrten Herren zu grobschlächtig gewesen. Sie wollten nicht mit dem einfachen Volk verwechselt werden. Es war ihnen geradezu recht gewesen, wenn man sie in der Masse nicht verstand. Nun aber empfinden sie, gleichsam zum ersten Male, welchen schönen Klang die deutsche Sprache hat. Selbst ein Ulrich von Hutten (1488-1523) konnte auf einmal deutsch statt lateinisch denken und dichten. Er bekennt:

1.) Einst schrieb ich alles in Latein.

Nicht jedem konnt's verständlich sein.

Nun ruf' ich dich, mein Vaterland (meine Landsleute),

in (mit der) deutscher Sprache, wohlbekannt (die ihr alle kennt).

2.) Lasst mich doch nicht alleine sprechen (kämpfen, für die Wahrheit eintreten)!

Jetzt ist es Zeit, um loszubrechen,

gemeinsam für die Freiheit streben!

Was war das (damals) doch nur für ein Leben!

3.) Kein Mensch durft' mehr die Wahrheit sagen.

Steh auf, mein Volk! Nicht lange zagen (überlegen, unentschlossen sein),

die Lügenherrschaft zu vertreiben!

Nur Wahrheit soll fortan noch bleiben.

Gott schenk' dem Heil (Erfolg), der zu mir steht (mit mir kämpft),

damit sein (dessen) Eifer nicht vergeht.

4.) Manch Edler, hoff' ich, hat den Mut,

manch Graf, manch Bauersmann, so gut (ebenso),

manch Bürger, der in seiner Stadt

der Lebenslage übersatt,

5.) Auf dass ich nicht alleine streite.

Wohlan, Gott ist auf uns'rer Seite!

Kein Deutscher bleibe still daheim!

„Ich hab's gewagt!“, das sei sein Reim (Wahlspruch).

Außerdem legte Luther mit seiner Bibelübersetzung nicht nur den Grundstein für die deutsche Hochsprache, sondern auch für ein Zusammengehörigkeitsgefühl der Deutschen, für ein deutsches Nationalgefühl. Seine Verdienste um die deutsche Sprache sind möglicherweise seine höchsten bleibenden Verdienste geworden. Der Schriftsteller Heinrich Heine etwa stellte fest: „Wer über die neuere deutsche Literatur reden will, muss mit Luther beginnen.“ Ja, Heine meint über Luther sogar: „Er schuf die deutsche Sprache.“

Johann Gottfried Herder erklärte: „Er ist's, der die deutsche Sprache, einen schlafenden Riesen, aufgeweckt und losgebunden hat.“ Es musste also erst die katholische Vorherrschaft zerbrochen werden, ehe die deutsche Literatur und deutsche Wissenschaft zu dem Aufschwung des 17., 18. und 19. Jahrhunderts kamen. Fast alle großen deutschen Denker und Künstler sind Protestanten: Leibnitz, Pufendorf, Klopstock, Lessing, Goethe, Schiller, Herder, Kant, Fichte, Hegel und Ranke.

Als Theologiestudent sah ich mir auch die reformierte Bibelübersetzung, die Züricher Bibel, genauer an und staunte, wie sehr sie sprachlich der Lutherübersetzung glich. Ich wunderte mich sehr darüber, wusste ich doch, dass die Schweizer ein ganz anderes Deutsch sprechen. Erst als ich um die 60 Jahre alt war las ich, dass die Reformierten in der Schweiz einfach die Lutherbibel übernommen und gedruckt hatten. Da Luther jedoch mit seiner Übersetzung nur nach und nach fertig wurde, haben die Schweizer lediglich die Teile der Bibel selbst übersetzt, die Luther noch nicht fertig hatte. Die Schweizer Bibel scheint also weitgehend die Luthers zu sein.

Ich vermisse bei Luther den kritischen Umgang mit der Bibel

Luther hat mit seiner Bibelübersetzung unendlich Wertvolles geleistet, und doch: Besonders in Verbindung mit ihr treten einige Mängel auf. Bei einem so grundlegenden Buch kommt es beim Übersetzen durchaus auch auf die Genauigkeit und das ehrliche Verständnis an. Nun, ihm darf nicht der Vorwurf gemacht werden, dass seine Übersetzung zugunsten der Volkstümlichkeit unter der Genauigkeit leidet.

Seine Übersetzung krankt vielmehr an seinem Verständnis der Bibel. Sie war für ihn das von Gott geoffenbarte Wort, das sich nicht widersprechen konnte. Deshalb zieht sich für ihn eine durchgehende Linie von der Schöpfung bis zum Buch der Offenbarung durch. Und diese Linie entspricht seiner ganz persönlichen Gotteserfahrung. In seinem Turmerlebnis entdeckt er den gnädigen Gott, der über Jesus dem Menschen die Sünden vergibt und ihn zu seinem Kind macht.

Diese Zuwendung findet Luther nun von der ersten bis zur letzten Bibelseite wieder. Auch macht er es sich sehr einfach, wenn er erklärt, dass mit „Gottes Wort“ nicht zu scherzen ist. Und er ergänzt: Kannst du es nicht verstehen, so ziehe den Hut vor ihm ab. Wenn Luther gefragt wurde, was Gott getan habe, bevor er die Erde erschaffen habe, antwortete dieser recht primitiv: Er schnitt am Bach Ruten für die neugierigen Frager.

Luther hatte es also durchaus mit Personen zu tun, die mit der Bibel kritisch umgingen und nach Antworten auf ihre diesbezügliche Fragen suchten. Aber anstatt diese Menschen ernst zu nehmen und nach den Hintergründen ihrer Probleme zu fragen, machte er sie mehr oder weniger lächerlich und ließ sie mit ihrem Suchen und in ihrer Fragerei alleine. Dabei war er doch selber ein Fragender und Suchender gewesen. Wegen seines eigenen Weges und Schicksals hätte er doch Verständnis für die Menschen haben müssen, die mit bestimmten anderen lehrmäßigen Aussagen, als es bei seinen Problemen der Fall gewesen war, nicht zurechtkamen.

Durch Luthers Bibelverständnis und seine eigenwillige Auslegung (nur aus Gnaden, nur durch Glauben) hat sich das Buch der Christenheit von seinen ursprünglichen Bedeutungen wesentlich entfernt. Zu Luthers Zeit besitzen zwar schon verhältnismäßig viele eine Bibel. Leider halten sie aber das von Luther vorgegebene Verständnis für unbedingt richtig. Ihnen wird jedoch nicht bewusst, dass in der Bibel Hunderte von verschiedenen Überlieferungen und Glaubensvorstellungen durcheinander gehen und verarbeitet worden sind.

„Historisch-kritisch“ arbeitete Luther kaum, obwohl man im Alten Testament, z.B. in den Königsbüchern, und selbst in den Evangelien auf so viele Widersprüche stößt. Auch werden in der Bibel merkwürdige Geschichten erzählt, z.B. dass ein Esel spricht, oder Angaben gemacht, z.B. dass etwa 4.000.000 Menschen beim Durchzug durchs Rote Meer und bei der Wanderung des Mose durch die Wüste beteiligt sind. Das hätte ihn doch zum Nachdenken bringen können!

Luther bedenkt nicht, dass die Bibel bzw. ihre einzelnen Teile gar nicht unter den für ihn wichtigen Gesichtspunkten geschrieben sind. Soweit sie tatsächlich unter dem Blickwinkel der Güte und Gnade Gottes verfasst sind, untersucht er nicht, was die Schreiber wirklich damit aussagen wollen. Für ihn hat aus jedem alttestamentlichen Wort Jesus gesprochen.

Auch bei den so genannten Propheten mit ihrer Protesthaltung darf man nicht davon ausgehen, dass sie den Gott der Liebe predigen. Sie waren zwar sehr mutig und haben manches in Bewegung gesetzt. Aber Luther leuchtet ihre Erkenntnisse nicht genügend aus und bringt sie nicht auf den Punkt. Auch die Propheten brauchen nicht unbedingt der Wahrheit letzter Schluss zu sein. Luther merkt überhaupt nicht, wie er Bibelstellen verdreht oder auf den Kopf stellt.

Luther hätte doch bei dem Mord-Gott von 5. Mose und von Josua spüren müssen, dass dieser auf keinen Fall der Vater von Jesus Christus sein kann. Luther hat die alttestamentliche Gottesvorstellung aber einfach gedankenlos übernommen und gerechtfertigt, anstatt sie kritisch auseinanderzunehmen. Anders verhielt er sich beim Jakobusbrief, der nicht so ganz zu seinen Vorstellungen von der Gerech-

tigkeit des Sünders allein aus Gnaden passt. Der Schreiber dieses Briefes betont immer wieder das Tatchristentum.

Er sah in diesen Sätzen einen Gegensatz zu Paulus, der besonders die Gnade betont, und brachte deshalb diesem Brief eine ausgesprochene Abneigung entgegen. Im deutschen Neuen Testament gab er ihm nur einen Platz unter den geringer zu bewertenden Schriften, die er an sein Ende verwies. Aber Luther war doch andererseits großherzig genug, die echte Frömmigkeit des Schreibers anzuerkennen. In seiner Vorrede des Jakobusbriefes lobt er die Stellen vom Gebet und vom Leiden.

Luther konnte also bei der Arbeit mit der Bibel auch kritisch denken. Es ist nur schade, dass er dieses viel zu wenig und viel zu ungenügend tat. Er erkennt z.B. großartig, dass das Papsttum eine menschliche und weltliche Einrichtung ist. Richtig! Aber warum kommt er auf diesen Gedanken nicht auch gelegentlich bei seiner Arbeit mit der Bibel, z.B. bei der Gottesvorstellung. Auch sie könnte doch dem menschlichen Geist und den menschlichen Phantasien entsprungen sein! Das gleiche gilt für die Engelvorstellung und den Himmel und die Hölle.

Hatte Luther krampfhaft einen Gegenspieler zum Papst gesucht und an dessen Stelle die Bibel gesetzt? Er tat es, ohne dass es ihm wahrscheinlich bewusst wurde. Er merkte auch nicht, wie sehr er dem Zeitgeist und den Humanisten verfallen war, die zurück zu den Quellen, forderten. Aus diesem Grunde hat Erasmus auch das griechische Neue Testament gründlich überarbeitet und neu herausgegeben. Luther, wie viele andere auch, war dieser Geisteshaltung gefolgt.

Aber anstatt dass er die Bibel nun gründlich und genau aufarbeitet und vielleicht sogar noch danach fragt, aus welchen Quellen sie sich speist, macht er sein persönliches Bibelverständnis zum Maßstab für die Bibeldeutung und für die gesamte Christenheit. Indem er sich selbst also zur alleinigen Richtschnur macht, setzt er sich damit gleichzeitig selbst an die Stelle, die der Papst vorher eingenommen hatte.

Die Bibel heute

Die Bibel ist heute ganz oder teilweise in 1.577 Sprachen übersetzt. Jedes Jahr kommen neue in weiteren Sprachen hinzu. - In der Bundesrepublik Deutschland werden z.Zt. allein von den evangelischen Bibelgesellschaften jedes Jahr etwa 650.000 Bibeln bzw. Neue Testamente verbreitet.

Bei der letzten einschlägigen Meinungsumfrage erklärten 86 Prozent der befragten Männer und 78 Prozent aller Frauen, nur selten oder nie in der Bibel zu lesen, wobei 66 Prozent der Männer und 53 Prozent der Frauen mit nie antworteten.

Dabei wurden dann auch Bemerkungen laut wie: Wozu so viele Bibeln verteilen, wenn sie doch nicht gelesen werden. Die Traubibeln bleiben teilweise schon in der Taxe liegen. Es besteht kein Zweifel, dass das Verhältnis sowohl der Protestanten wie auch der Katholiken zur Bibel bei uns heute sehr gebrochen ist, und das gilt praktisch für ganz Westeuropa.

Die Katholische Kirche hat das Bemühen der im 19. Jahrhundert entstandenen evangelischen Bibelgesellschaften, die die Bibel unter das Volk bringen wollten, lange Zeit mit größtem Misstrauen betrachtet und abgelehnt. Eine 1805 in Regensburg entstandene katholische Bibelanstalt, die das Neue Testament zu einem niedrigen Preis verbreitet hat, wurde 1817 von Papst Pius VII. verboten. Man schloss nicht aus, dass diese Gesellschaft gegen die kirchliche Lehre auftreten könnte.

Außerdem wurde diese Arbeit als eine Seuche angesehen, da durch die Bibeln die modernen Irrlehren des Liberalismus (Befreiung) und des Sozialismus gefördert werden könnten. Im 20. Jahrhundert ist die Katholische Kirche von dieser Einstellung jedoch deutlich abgerückt. In Italien entstand 1902 eine Gesellschaft zur Verbreitung der Evangelien. Besonders in Deutschland wird seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges von deutschen Bischöfen eine katholische Bewegung gefördert, die sich nicht nur die Verbreitung von Bibeln zur Aufgabe gemacht hat, sondern durch Bibelkurse, Vorträge und eine eigene Zeitschrift das Bibellesen fördern will.

Verschiedene neue Übersetzungen in ein modernes Deutsch haben sicherlich das Ansehen der Bibel gesteigert. Die katholisch-evangelische Fassung des Neuen Testaments mit dem Titel „Die gute Nachricht“, die zuerst 1971 erschien, hat einen besonders großen Zuspruch gefunden. Innerhalb der ersten fünf Jahre wurden etwa 1,5 Millionen Exemplare verkauft. Auch wird sie wahrscheinlich mehr gelesen als andere Bibelfassungen.

Auch die seit 1974 herauskommenden Bibelauswahltexte haben offenbar das Interesse an der Heiligen Schrift erhöht. Ein besonderer Verkaufsschlager sind die seit Anfang 1976 erscheinenden Bibel-Comics (bildhafte Erzählungen). Innerhalb des ersten Jahres wurden rund 100.000 verkauft. Die 2016 herausgekommene neubearbeitete Luther-Bibel hat in den Medien (Zeitungen, Fernsehen) eine Aufmerksamkeit bewirkt, die nur mit einem literarischen Großereignis vergleichbar ist.

Ganz in lutherischer und reformierter Tradition ging man jetzt im Elsass vor. Ein evangelischer Pfarrer aus der Nähe von Wissembourg (Weißenburg) hat Teile des Neuen Testaments ins Elsässische übersetzt und erklärt: „Wir haben festgestellt, dass mehr Menschen in die Kirche kommen, wenn die Predigt auf Elsässisch gehalten wird“. Es spreche die Leute mehr an, wenn der Gottesdienst in der Sprache stattfindet, in der sie sich miteinander unterhielten. Der hochdeutsche Text, der bisher in den Gottesdiensten gelesen wurde, sei manchmal zu schwierig zu verstehen gewesen. Das Elsässische liege den Gläubigen näher. - Ähnlich verhält es sich in meiner Heimat mit den plattdeutschen Übersetzungen, von denen es sehr viele gibt. Es werden auch immer wieder plattdeutsche Gottesdienste angeboten.

Obwohl in der Frühzeit der Kirche viele Gruppen auf das Alte Testament, besonders wegen seiner anderen Gottesvorstellung, verzichten wollten, hat man doch daran festgehalten, weil man sich nicht von seinen Wurzeln, dem Judentum, trennen wollte. Dieses Festhalten ging aber zu Lasten der jüdisch-christlichen Beziehungen, denn nun stellte man sich selbst in die alttestamentliche Überlieferung und verurteilte und verdamnte die Juden. Heute können sich die Kirchen aus dieser Beziehung nicht mehr lösen und bestimmen sich über diesen jüdischen Ursprung.

Vielleicht wäre es angebracht, im Gespräch mit den Juden das Alte Testament künftig nur noch als Hebräische Bibel zu bezeichnen? Diese Geste würde den Christen wenig abverlangen und den Juden gefallen. Bis heute empfinden nämlich jüdische Gelehrte die Geschichte der jüdisch-christlichen Beziehungen als eine Art der Vergewaltigung. Mit der Bezeichnung Altes Testament (Bund) machen die Christen nämlich einen Einschnitt in die Geschichte Gottes mit den Menschen. Sie erklären damit, dass der Alte Bund überholt, vorbei sei, und dass die heutigen Juden nicht mehr das Gottesvolk seien. Gott habe die Juden verstoßen und sich ein neues Bundesvolk auserwählt, nämlich die Christen, Gleichzeitig nahmen die Christen mit der Bezeichnung Altes Testament den Juden ihre Glaubensgrundlage gewissermaßen weg und sehen sich selbst als die eigentliche Fortsetzung. Sie schieben damit die Juden gewissermaßen beiseite, klammern sie aus und nehmen sie nicht ernst.

Luther als Reformator

Die Reformation soll für ihn von der Gemeinde ausgehen. Die Katechismen

Luther muss seine Reformation den Fürsten überlassen

Der sich ständig ausweitende Streit mit dem Papst und dem Kaiser war die eine Seite, die Luther immer stärker beschäftigte und fast erdrückte. Gleichzeitig ging es ihm aber besonders um die Erneuerung des Gemeindelebens und der Kirche. Nicht nur die Verantwortlichen in der Gesellschaft möchte er erreichen, sondern besonders die Gläubigen. Erst wenn auch diese sich seiner Bewegung, d.h. dem Evangelium, anschließen, käme es zu einer eigentlichen, wirklichen religiösen Revolution.

Er befürchtet nun aber nicht ganz zu Unrecht, dass bei vielen Gemeindegliedern seine Gnadenlehre als eine neue, andere Gesetzlichkeit verstanden werde. Anderes haben sie ja nie gelernt und verinnerlicht. Es könnte sein, dass sie meinen, dass sie das, was Luther predigt, glauben und tun müssen, um in dem Himmel zu kommen.

Dem aber muss er unbedingt entgegenwirken. Er lässt deshalb z.B. den Kelch nur denen reichen, die es wünschen, weil er hofft, dass diese begriffen hatten, dass Christus sich mit ihnen im Sakrament vereinigen wolle. Luther wurde zu dieser Rücksichtnahme den Schwachen im Glauben gegenüber und zu seinem vorsichtigen Vorgehen ganz besonders durch das Verhalten der Schwärmer veranlasst.

Auch strich er von sich aus alle vom Opfergedanken bestimmten Stücke bei der Messe, ohne dies mit den Gemeinden vorher abzusprechen. Christus werde ja nicht aufs Neue geopfert, wie dies die Katholische Kirche lehrte. Dies konnte er deshalb ohne Bedenken tun, da es sich beim Gottesdienst nur um leise gesprochene Worte in lateinischer Sprache handelte, die sowieso niemand verstand und deren Wegfall der Gemeinde kaum zum Bewusstsein kam. Diesen bescheidenen Maßnahmen fügte er weitere hinzu, um die Gläubigen nicht in eine neue Werkgerechtigkeit fallen

zu lassen. Es ist jedoch zu fragen, ob dieses reichte, um die Gemeindeglieder von dem herkömmlichen Denken frei zu machen.

Sein behutsamer Umgang mit den einfachen Christen war sicherlich richtig und notwendig. Aber von der Gemeinde her die Kirche neu aufbauen zu wollen, war sicherlich wirklichkeitsfern und unmöglich. Allein mit dem Blick auf diese hätte er die Kirche nicht retten können. Ihm war wohl zu wenig bewusst geworden, dass die Kirche seit ihren Anfängen wesentlich umfangreicher geworden war und nun weit-aus größere Gebiete umfasste als damals zur Zeit des Paulus und der Urkirche. Durch seine starke Zuwendung zur Gemeinde der Gläubigen wurde ihm deshalb auch nachgesagt, dass er damit das große Gebäude der Gesamtkirche zerstöre. Das wollte er aber, wenigstens zu Anfang, auf keinen Fall.

Gerade das jedoch befürworteten die Fürsten und mächtigen Städte, denn wenn die Reformation nicht den Erhalt der gesamten herkömmlichen Kirche umschloss und diese weiterführte, dann konnten sie sich an der Kirche sehr bereichern. Außerdem ließ sich so eine eigene Fürsten-Kirche schaffen, in der sich der Herrscher als „Notbischof“ einsetzen und verehren lassen konnte. Das reizte so manchen.

Luther merkte schon bald, dass eine zu starke Ausrichtung auf die Gemeinde ein Traum sei. Die ganze überkommene gewaltige Kirche und ihre Organisation hätten nämlich nicht nur reformiert, sondern auch übernommen werden müssen.

Solange Luther die Gemeinde als Grundlage der neuen Kirche sah, hätte er die traditionelle auf keinen Fall fortführen können. Der Papst und seine Verwaltung in Rom hatten sich nämlich schon seit Jahrhunderten davon verabschiedet, die Kirche von den Einzelgemeinden her zu verstehen und aufzubauen. Es war ihnen vielmehr um die Erhaltung der gewaltigen Kircheneinrichtung gegangen. Es war deshalb zu entscheiden, ob Luther diese übernehmen und weiterführen wollte.

Er erklärt zwar großspurig, dass es nicht die Sache der Priester und der Fürsten sei, das Wort Gottes zu beschützen. Nichts will Luther von dem Vorschläge wissen, die Fürsten um Schutz zu bitten. Aber sind sie es nicht gewesen, die die herkömmliche Kirche im Grunde gerettet und fortgeführt haben? - Was hätte Luther selbst denn unternommen, wenn sich in ihm der Reformator und der Landesfürst vereinigt hätten, wie dies z.B. beim Alten Fritzten der Fall war? Er und auch schon sein Vater hatten sich bemüht, in Preußen eine geistige Erneuerung durchzuführen. Ihnen blieb dabei nichts anderes übrig, als auf die staatliche Gewalt zurückzugreifen.

Luther merkt wohl selber, wie unüberlegt und unvernünftig er sich äußerte, als er seine Reformation auf die Gemeinde und nicht auf die Fürsten gründen will, denn er kann auch sagen: Wohl sei es schwer, auf die Fürsten und Priester bei der Verteidigung des Evangeliums und der reinen Lehre zu verzichten. Deshalb bleibe ihm kein anderer Weg übrig, der Hölle und dem göttlichen Zorn zu entrinnen (er muss sich mit den Fürsten und Priestern verbinden, damit sich nicht die Kirche auflöse und alle Welt dem Straferichte Gottes ver falle), als sich mit diesen zu verbünden. Wie verträumt und unrealistisch ist Luther also gewesen, als er für seine Reformation nichts mit den Fürsten zu tun haben wollte.

Je länger nun der revolutionäre Sturm brauste, je tiefer er die Massen ergriff und

ihnen das Joch ihrer heimischen Ausbeuter ebenso fühlbar werden ließ wie das der päpstlichen Ausbeutung, umso mehr kam Luther mit seiner Ausrichtung auf die Gemeinden in große Schwierigkeiten, besonders wegen der Schwärmer und der Bauernkriege. Nachdem er von 1517 bis 1522 mit allen revolutionären Bestrebungen geliebäugelt hatte, entschied er sich nun dafür, dass die Obrigkeit für Ruhe und Ordnung zu sorgen habe, was auch seine Grundüberzeugung war.

Die Entstehung des Kleinen und des Großen Katechismus

Als die Reformation begann, ließ der Zustand in den Kirchengemeinden und den Schulen sehr zu wünschen übrig. Wenn in den Städten der Rat auch für befähigte Prediger und Schulmeister sorgte, war der Zustand auf dem Lande katastrophal. Mochten die Kinder auch die Zehn Gebote, das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser auswendig gelernt haben, so wurde ihnen dieses alles doch nicht recht erklärt. Außerdem wurde ihnen Jesus als der strenge Richter vorgestellt, vor dem man sich fürchten müsse. Deshalb suchte man bei der Mutter Maria und den Heiligen seine Zuflucht. Außerdem wurde nach evangelischem Verständnis das Abendmahl nicht so gefeiert, wie es Jesus angeblich eingesetzt habe.

Es war also notwendig, festzustellen, wie es in den Kirchengemeinden und den Schulen in den einzelnen Ortschaften aussah. Dem sollten die Kirchen- und Schulvisitation (Besuche/Besichtigungen) dienen. Dabei stellte es sich heraus, dass die Lage vielfach schlimmer aussah, als man befürchtet hatte. „Mein Herz blutet“, schrieb Melanchthon, „wenn ich diesen Jammer sehe. Ich gehe oft beiseite und weine meinen Schmerz aus, wenn wir mit der Untersuchung eines Ortes fertig sind. Und wer wollte nicht jammern, wenn man sieht, dass die Anlagen des Menschen so ganz vernachlässigt werden und die Seele desselben, die so viel lernen und fassen kann, nicht einmal von ihrem Schöpfer und Herrn etwas weiß.“ Mit dieser Erklärung bezieht er sich auf die Lage im Kurfürstentum Sachsen.

Hier musste möglichst schnell Abhilfe geschaffen werden. Ein Katechismus, das ist eine Kinderlehre, war das allernotwendigste, das man jetzt innerhalb der Kirche und im Schulunterricht benötigte. Schon mancher hatte, auch auf Luthers Anraten, versucht, eine solche Übersicht zu entwerfen. Auch Melanchthon hatte sich dieser Aufgabe unterzogen. Aber ein geeigneter Katechismus (Glaubenszusammenfassung) konnte nicht von einem Gelehrten verfasst werden, sondern musste aus der Gemeindegemeinschaft herauswachsen. Wer den schreiben wollte, musste die Kindesseele verstehen und selbst ein kindliches Gemüt besitzen. Deshalb war Luther der geeignete Mann für diese wichtige Aufgabe. Er verstand es, von den einfachen Leuten und den Kindern verstanden zu werden.

Es war für Luther immer eine große Freude, sich in seiner Predigt ganz besonders an die Jugend zu wenden. Das passierte oft, aber so wie im Jahre 1528 war es noch nicht geschehen. Damals war der Pfarrer von Wittenberg verweist. Luther übernahm seine Vertretung im Predigen. Weil er aber wusste, dass die Leute, alte wie junge, über die einfachen christlichen Wahrheiten Belehrung brauchten, predigte er über die Zehn Gebote, das Glaubensbekenntnis, das Vaterunser und die Sa-

kramente, und er fasste am Schluss eines jedes Stückes ganz kurz zusammen, was die Leute sich davon merken sollten.

Als er mit dieser Vertretung fertig war, ließ er diese kurzen Erklärungen auf Tafeln drucken, damit man sie in der Kirche, in der Schule und im Hause immer vor Augen habe. Später erschienen sie in einem Buch, dem Kleinen Katechismus. Weil aber nicht alle Leute Luthers Predigten hatten hören können, und weil die Prediger und Lehrer auch wissen sollten, wie diese den Inhalt des Kleinen Katechismus verständlich predigen und lehren sollten, hat Luther dann auch seine Predigten in einem Buche, dem Großen Katechismus, zusammengefasst und herausgegeben.

Die reformatorische Kirche ist eine singende. Die Entstehung des Gesangbuches

Die Deutschen haben von jeher gerne gesungen, auch bei der Arbeit und beim Reisen. Sie sangen, wenn sie sich freuten und wenn sie trauerten. Sie zogen sogar singend in die Schlacht. Vor allem aber hätten sie dies auch gerne in der Kirche getan. Dort sangen aber nur die Priester und Chorknaben. Aber ihre lateinischen Texte verstanden die Besucher nicht.

Nur an den hohen Festtagen sang die Gemeinde schon Jahrhunderte vor Luther kurze deutsche Lieder, so z.B. zu Ostern: „Christ ist erstanden von der Marter alle (von allen Leiden); des (darüber) solln wir alle froh sein, Christ will unser Trost sein. Kyrieleis (Herr, erbarme dich – über uns)“, und zu Pfingsten: „Nun bitten wir den Heiligen Geist um den rechten Glauben allermeist (besonders), dass er uns behüte an unserem Ende, wenn wir heimfahrr (sterben) aus diesem Elende. Kyrieleis“. - Wir können uns keinen Gottesdienst mehr vorstellen, in dem nicht gesungen wird.

Nun hätte es Luther gerne gesehen, dass auch im Gottesdienst viel gesungen werde, aber es fehlten dazu die geeigneten Lieder. Deshalb bat er alle, die dazu die Gabe hätten, welche zu dichten. Geeignete Musiker sollten dafür Melodien schaffen. Da Luther aber selbst dichten konnte, ging er allen mit gutem Beispiel voran.

Sein erstes Lied allerdings eignete sich nicht besonders für den Gottesdienst. Er gedachte darin der ersten beiden evangelischen Märtyrer, die auf dem Brüsseler (war damals von Spanien beherrscht) Marktplatz im Jahre 1523 verbrannt worden waren, die jungen Augustinermönche Heinrich Voes und Johann Esch. Aus diesem Lied, das zwölf Strophen umfasst, möchte ich drei vorstellen:

2.) Der erst recht wohl Johannes heißt,
so reich an Gottes Hulden (von Gott begnadet),
sein Bruder Heinrich nach dem Geist (ein Gesinnungsbruder),
ein rechter Christ ohn Schulden (Sünden),
(beide) von dieser Welt geschieden sind,
sie ha'n (haben) die Kron (das Himmelreich) erworben:
Recht wie die frommen Gotteskind(er)
für sein (Gottes) Wort sind gestorben;
sein (des Wortes/Gottes) Märt'rer sind sie worden.

8.) Zwei große Feu'r sie (das Ketzergericht) zündten an,
die Knaben sie herbrachten,
es nahm groß Wunder jedermann (jeder staunte),
dass sie solch Pein verachten:
Mit Freuden sie sich gaben drin,
mit Gottes Lob und Singen.
Der Mut ward den Sophisten (Überklugen) klein (bekamen es mit der Angst)
für diese neuen Dingen,
dass sich Gott ließ so merken (dass Gott ihnen so viel Kraft gab).

10.) Die Aschen will nicht lassen ab (bleibt nicht liegen),
sie stäubt (verbreitet sich) in allen Landen.
Hie(r) hilft kein Bach, Loch, Grub' noch Grab (man kann sie nicht verstecken),
sie macht den Feind zu Schanden (breitet sich trotz Gegnerschaft aus):
Die er (Gott) im Leben durch den Mord
zu schweigen hat gedrungen (zum Schweigen gebracht hat),
die (die beiden) muss er tot an allem Ort
mit aller Stimm' und Zungen
gar fröhlich lassen singen (die Heilslehre breitet sich mit deren Tod weiter aus).

Der Gedanke, Lieder zu dichten, ließ Luther nun nicht mehr los. Er verfasste Lehr- und Festchoräle, schuf Psalmnachdichtungen, übersetzte lateinische Gesänge und erweiterte geistliche mittelalterliche deutsche Volkslieder. Schon im Jahre 1525 konnte er ein Büchlein mit seinen Liedern herausgeben. Jede neue Gesangsbuchausgabe enthielt dann weitere von ihm. Nur Luthers Bibelübersetzung übertrifft die Bedeutung und Wirkung seines Liedschaffens.

1529 entschloss er sich, ein umfangreicheres zu veröffentlichen, in dem auch die Choräle seiner Mitreformatoren und einige aus der Vergangenheit zusammengestellt waren. Im Gegensatz zu den teureren Bibeldrucken blieben die Liederbücher erschwinglich. Das erklärt auch ihre heutige Seltenheit. War ein Exemplar zu zerlesen, wurde es einfach durch ein anderes einer neuen Auflage ersetzt.

Von der Ausgabe von 1529 war 1828 noch ein letztes Exemplar in Nürnberg erhalten. Heute ist es verschollen. Auch die zweite Auflage des Druckes galt bis zum Jahr 1932 als vollständig verloren. Zu diesem Zeitpunkt erwarb eines der Lutherhäuser jedoch ein Gesangbuch, das sich hinterher als eines der damaligen Drucke herausstellte. Die wichtigsten und weitgehend ältesten reformatorischen Gesangbücher sollen 1523/24 in Nürnberg, 1524 in Erfurt, 1524 und 1529 in Wittenberg, und 1545 in Leipzig entstanden sein.

Luther war die Gabe verliehen, seinen Glauben in unvergleichlicher Weise dichterisch zum Ausdruck zu bringen. Er wird von vielen als der größte aller Kirchenlierdichter angesehen, an den selbst ein Paul Gerhardt mit seinen etwa 130 Liedern, von denen 26 im Evangelischen Gesangbuch stehen, nicht in allem heranreichen könne. Von Luther sollen im Ganzen 40 Lieder stammen, deren Themen sehr vielseitig sind. Auch heute finden sich noch 30 seiner Gesänge im Evangelischen Gesangbuch von 1994.

Sein tiefes seelisches Ringen in den Klöstern von Erfurt und Wittenberg klingt uns in der „Ballade“ vom Entschluss Gottes, die Menschheit zu retten „Nun freut euch, lieben Christen g'mein (gemeinsam)“ entgegen (1525). Auch können wir uns keine Weihnachten ohne „Vom Himmel hoch, da komm ich her“, und kein Reformationstfest ohne das wuchtige Schutz- und Trutzlied „Ein feste Burg ist unser Gott“ vorstellen. Dieses ist sein bedeutendstes und weltberühmt geworden, eine Nachdichtung des 46. Psalms.

Seine musikalische Begabung befähigte ihn auch, Melodien zu beurteilen und selbst zu komponieren. Vielfach lauschte er diese einer alten Volksweise ab oder sie entsprangen seiner eigenen Seele. Vergessen sei aber auch nicht sein Mitarbeiter, der kurfürstliche Hofmusiker Walther, der ihm vielfach im Entwickeln von Melodien behilflich war. Aus der Reformation stammt beides, die singende Gemeinde und das, wovon sie singt, nämlich von ihrem Glauben und ihrer Heilsgewissheit.

Luthers Dichtungen sind ganz persönlich und aus dem Herzen geflossen. Trotzdem sind sie gemeindemäßig, denn es sind weitgehend Wir-, weniger Ich-Lieder. Als Gemeindelieder sind die von Luther und mit ihnen die meisten anderen aus jener Zeit ausdrucksstark und knapp. Jeder weichliche Zug und übertriebene Überschwang fehlen ihnen. Sie sind in ihrer Schlichtheit und der oft für uns unverständlichen Sprache doch von großer Innigkeit.

Nicht selten versuchte man in einem einzigen Liede das gesamte Christenleben zusammenzufassen. Häufig umfassen sie nur drei bis vier Strophen. Die späteren, z.B. die von Paul Gerhardt, der etwa 120 Jahre später lebte, sind gewöhnlich sehr lang. Er hat den schrecklichen 30jährigen Krieg durchmachen und viel persönliches Leid erleben müssen. Trotzdem sprechen aus ihnen eine große Lebensfreude und viel Gottvertrauen.

Die Wittenberger Reformation war eine singende. Auch wer nicht lesen konnte, und das betraf etwa 80 Prozent der Bevölkerung, lernte, durch Reim und Melodie beflügelt, schnell die Grundlagen von Luthers neuer Theologie. Man führt die blitzartige Ausbreitung der Luthergedanken gerne auf die durch Gutenberg entwickelte neue Art des Buchdrucks zurück. Aber allerhöchstens 20 Prozent der Bevölkerung waren fähig zu lesen, und wahrscheinlich konnten sich damals nur die allerwenigsten eine Lutherschrift leisten. Singen aber konnte jeder, das Kind in der Gasse, die Mutter auf dem Felde, der Tischler am Schraubstock und der Krieger beim Antreten.

In Wittenberg hatten die Studenten und Handwerksgesellen schnell die Lutherlieder mit der neuen Gnadenlehre auswendig gelernt. Auf ihren Wanderschaften von Stadt zu Stadt trugen sie diese dann durchs Land. Von der ortsansässigen Bevölkerung wurden sie auf den Marktplätzen und in den Herbergen daraufhin wegen ihrer Einfachheit sehr schnell auswendig gelernt.

Der volkstümliche Rhythmus und eine ansprechende und leichte Melodie erleichterten die problemlose Aufnahme. Auf diese Weise verbreitete sich das Gedankengut Luthers sehr schnell, ähnlich wie heute durch das Fernsehen. Heute könnte man das Lied freilich kaum noch für die Ausbreitung revolutionärer Ideen verwenden, weil wir nicht mehr gewohnt sind, viel auswendig zu lernen, dieses zu verinner-

lichen und zu singen. Außerdem ist unser Kopf mit so vielen anderen Nachrichten, Neuigkeiten und Anschauungen belastet.

Die Reform der Schule

Der Stundenplan einer mittelalterlichen Trivialschule (trivium = drei: Grammatik, Dialektik, Rhetorik) sah für die mittlere der drei Klassen folgendermaßen aus: Montag: lateinische Grammatik, dann die Fabeln (Erzählungen) des Äsop (Grieche), sprachliche Übungen, besonders Beugung der lateinischen Zeitwörter. Kirchgang. Wiederholen der Bedeutung von lateinischen Wörtern. Dienstag: latein. Grammatik, nach dem Kirchgang lateinische Grammatik. Mittwoch: latein. Grammatik und die Fabeln des Äsop. Nach dem Kirchgang: Wiederholung der lateinischen Formenlehre. Donnerstag: lateinische Grammatik vor und nach dem Kirchgang. Freitag: lateinischer Katechismusunterricht und Abhören lateinischer Gebete. Nach dem Kirchgang lateinische Grammatik. Sonnabend: Auslegen des lateinischen Sonntagsevangeliiums durch einen Schüler und grammatische Erklärungen des Textes durch den Lehrer. Danach lateinische Grammatik. - Das war der Vormittagsunterricht.

Am Nachmittag wurde an vier Tagen auch noch etwas Unterricht erteilt, und es wurden lateinische Lieder für die Festtage eingeübt. - Ganz vollständig ist diese Zusammenstellung freilich nicht. Was jedoch ins Auge fällt, ist die Vorrangstellung des Lateinischen. Das führt uns gleich auf den entscheidenden Punkt der ganzen mittelalterlichen Schule. Sie war eine Erziehung durch die Kirche und für die Kirche. Sie existierte nur für einen Stand, nämlich den der Geistlichen. Sie kannte hauptsächlich nur das Einüben der lateinischen Sprache. Das Mittelalter hatte nur ein Bildungsideal, das kirchlich-religiöse. So war das ganze Schulwesen aufgebaut.

Neben diesen kirchlichen Lateinschulen waren seit dem Ausgang des zwölften Jahrhunderts vereinzelt Stadtschulen entstanden, die sich von der kirchlichen Leitung zu befreien versuchten. Der Lehrstoff blieb aber auch hier der kirchlich-klösterliche. Das übliche Urteil über das damalige Schulwesen ist wenig günstig. Es soll gleich dem Kirchenwesen in beständigem Verfall gewesen sein. Man entrüstet sich über das geistlose Pauken, das doch letztlich kaum Erfolge gezeigt haben soll. Und man verdammt die Schulmeister, die furchtbare Stockmeister und Tyrannen gewesen wären. Die Fehlentwicklung der Schulen sieht Luther in ihrer mönchischen und spitzfindigen lehrmäßigen Orientierung und in ihrer Ausrichtung an der Werkgerechtigkeit. Ihm fehlte die Verkündigung des „reinen Evangeliums“.

Tatsächlich erheben sich aber auch ganz andere Bedenken. Schule und Leben lagen Welten auseinander. Der Unterrichtsplan der so genannten Trivialschulen war aus den Voraussetzungen des Altertums, also einer ganz anderen Kultur, erwachsen. Besonders problematisch war, dass sie nur ein Bildungsziel kannten, nämlich das des Geistlichen. Damit waren sie für das Emporkommen der Städte mit ihrem mächtig aufstrebenden Bürgertum wert- und bedeutungslos. Für die überall erwachende Bildungssehnsucht hatten sie keine Bedeutung mehr.

Dazu kam, dass für die unbemittelte Bevölkerung überhaupt nicht gesorgt war. Armenschulen waren der mittelalterlichen Kirche fremd. Luther urteilt ganz richtig: Die Jugend hat niemanden, der für sie sorgt. Die Obrigkeiten bieten ihr nichts, es ist, als wären die Kinder überhaupt nicht vorhanden. So jedenfalls fand auch der Humanismus die Schule vor. Er brachte ihr ein neues Bildungsideal, und es begann der Kampf gegen die ausschließliche Herrschaft der Kirche in ihr. Mönchslatein und Mönchsbücher sollten verschwinden. Eine Bildung wie im Altertum wird Unterrichtsziel. Es ist klar, dass auch dieses Ideal nur einen kleinen Kreis des Volkes erreichen und befriedigen konnte.

Und nun fuhr in diesen ganzen hohlen Bau des mittelalterlichen Schulwesens die Reformation wie ein Wettersturm. Die erste Wirkung war niederschmetternd. Der Umsturz der Kirche riss auch das Schulwesen in seinen Untergang. Der Besuch der Schulen und Universitäten ging bis fast auf ein Viertel zurück. Erasmus rief: Wo das Luthertum herrscht, da gehen die schönen Wissenschaften zugrunde.

Es kam jedoch anders, denn schon griff Martin Luther mit kraftvoller Hand in dieses katastrophale Geschehen ein und schrieb 1524 seine beeindruckende Schrift „An die Bürgermeister und Ratsherren allerlei Städte in deutschen Landen“.

Er führt darin aus: „Das ist einer Stadt bestes und allerreichstes Gedeihen, Heil und Kraft, dass sie viel feiner, vernünftiger, ehrbarer, wohlzogener Bürger hat. Es ist Schuld der Obrigkeit, wenn die Jugend bisher aufgewachsen ist wie das Holz im Walde wächst. Nur wer die Jugend und die Schule hat, hat die Zukunft. Darum: Wehe, wenn man nicht weiter denkt, denn also: wir wollen jetzt regieren, was geht es uns an, wie es denen gehen werde, die nach uns kommen. Mühe und Kosten müssen daran gewandt werden, die Jugend zu erziehen und Schulen zu gründen. Wird durch die Obrigkeit dem jungen Volk geholfen und geraten (es beraten), so ist uns allen geholfen und geraten.“

Die allerbesten Schulen für beide, für Knaben und Mädchen, sind an allen Orten aufzurichten, denn die Welt bedarf feiner geschickter Männer und Frauen. Und nicht bloß die Bibel und die Sprachen (deutsch, Latein) sollen da gelehrt werden, sondern auch andere Künste und Historien (geschichtliche Überlieferungen), da (wobei) sie würden hören die Geschichte und Sprüche aller Welt, wie es in dieser Stadt, diesem Reich, diesem Fürsten gegangen wäre und könnten also gleichsam in kurzer Zeit der ganzen Welt von Anbeginn Wesen, Leben, Rat und Anschläge (Kriege?), Gelingen und Ungelingen für sich fassen (erkennen), wie in einem Spiegel.

Und dazu müssten sie auch singen und die Musica mit der ganzen Mathematica lernen. Wir sind leider lange genug in Finsternis verfault und verdorben, wir sind allzu lange genug deutsche Bestien gewesen. Lasst uns auch einmal die Vernunft brauchen, dass Gott merke die Dankbarkeit für seine Güte (gute Erziehung ist ein Ausdruck der Dankbarkeit), und andere Länder sehen, dass wir auch Menschen und Leute sind, die etwas Nützliches entweder von ihnen lesen oder sie lehren könnten, damit auch durch uns die Welt gebessert werde.“

Weder das Mittelalter noch der Humanismus hatten an das Volk gedacht. Kinder könnten aber mit Lust und spielend lernen, seien es Sprachen oder andere Künste

oder Überlieferungen (Erzählungen, Geschichtsunterricht), so Luther. Sogar für das Turnen findet der weltoffene Mann ein Wort des Lobes. - Luthers Erziehungsideal war aber nicht nur das praktische Leben. Er fragte nicht nur: Wozu nützt mir dieses oder jenes. Es war auch nicht unbedingt ein wissenschaftliches, nämlich dass man möglichst viel weiß und sich selber erarbeiten kann. Sein Erziehungsideal war vor allem die Charakterbildung. Die Schule soll und könne keine fertigen Persönlichkeiten heranbilden, könne aber die Ausbildung des Charakters fördern.

Komme es aber zum Schulzwang, so müsse auch für die Weiterbildung gesorgt werden. Den armen Eltern sollten Kirchengüter, Testamente (Überlassungen) und Stipendien (Fördergelder) helfen. Und wo die Obrigkeit einen tüchtigen Knaben sieht, da soll man ihn besonders zur Ausbildung anhalten, ungeachtet der Armut. Und man soll ihn desto mehr und desto länger ausbilden, wenn zu hoffen ist, dass man ihm so den Aufstieg ermöglicht. Es fehle (jedoch) allein daran, dass man nicht Lust noch Ernst dazu habe, das junge Volk zu erziehen. Die Obrigkeit müsse die Untertanen dazu zwingen, ihre Kinder zur Schule zu schicken, damit man auch weiterhin Pfarrherren, Prediger, Juristen, Schreiber, Ärzte und dergleichen habe, denn man könne deren nicht entbehren.

Damit aber nimmt Martin Luther der Kirche und den Klöstern das Vorrecht und den alleinigen Anspruch bezüglich der Bildung aus der Hand. In rascher Folge entstehen Lateinschulen (allgemeine Schulen für die Vorbereitung auf die Universität) wie 1526 das Melanchthongymnasium in Nürnberg und Hof. Dass sich die Evangelischen in besonderer Weise für die Bildungsgerechtigkeit der Menschen einsetzten, liegt auf der Hand, denn ihnen war wichtig, dass diese nicht nur blind glauben, sondern auch verstehen, was sie glauben. Sie sollen aus den Fängen und Kräften, die sie steuern und beherrschen wollen, befreit werden. - Dass sie die Kinder freilich in ein neues Denken mehr oder weniger hineinzwängen, ist ihnen nicht bewusst.

Als es um die Visitationen (Besuch) der Kirchen und Schulen ging, drang Luther nicht nur unablässig auf ihre Durchführung, sondern stellte sich selbst auch zur Verfügung. Dabei gingen ihm die Augen über den kläglichen Zustand des Kirchenwesens auf: Die Bauern lernen nichts, wissen nichts, beten nicht. In einem Ort diente die Kirche als Bierkeller, und in einem anderen erwiderte der Pfarrer, nach den Zehn Geboten gefragt, dass er kein Buch habe, in dem diese aufgezeichnet seien.

Die totale Unkenntnis in religiösen Dingen wird nun deutlich. Die Unwissenheit der Pfarrer ist unbeschreiblich. Luther ruft mit Besorgnis aus: „Hilf, lieber Gott. Wie manchen Jammer habe ich gesehen, dass der gemeine Mann doch so gar nichts weiß von der christlichen Lehre, sonderlich (besonders) auf den Dörfern, und leider viele Pfarrherren sehr ungeschickt und untüchtig sind zu lehren. Sie kennen weder das Vater Unser noch das Glaubensbekenntnis noch die Zehn Gebote.“

Luther stellte schon 1520, also vor seiner Übersetzung des Neuen Testaments, die Forderung auf, dass die Heilige Schrift in den niederen und höheren Schulen der vornehmste allgemeine Lesestoff sein solle. 1524 richtet er dann an die Ratsherren aller Städte die Forderung, dass sie Schulen einrichten und unterhalten sollen, und erklärt: „Meine Meinung ist, dass man die Knaben des Tages eine Stunde oder zwei

lasse zur Schule gehen und die andere Zeit im Hause schaffen, Handwerk lernen und wozu man sie haben will. Ebenso kann ein Mädchen so viel Zeit haben (muss übrig haben), dass es des Tages eine Stunde zur Schule gehe und dennoch seines Geschäftes im Haus wohl warte (mache, erledige).“

Nach 1550 nahmen zunächst auf protestantischer, dann auch auf katholischer Seite die Einrichtungen neuer, staatlicher Schulen zu. Den Lutheranern fiel die Bildungsarbeit leichter, weil sie durch die Einziehung der Kirchenbesitzungen über die entsprechenden finanziellen Mittel verfügten. Sehr eifrig tat sich Herzog Christian von Württemberg hervor. Er schuf in seinem Land ein blühendes Lateinschulwesen zur Vorbereitung auf das Hochschulstudium. Daneben sorgte er dafür, dass auch die Volksschule nicht zu kurz kam. Einen ebensolchen Eifer entwickelten die protestantischen Länder bei der Gründung und dem Ausbau von Landesuniversitäten.

Unerlässlich war auch die bessere Durchführung der Gerichtsbarkeit. Hier erfüllte der Fürstenstaat eine dringende Forderung der Zeit, indem er wenigstens für sein Gebiet eine einheitliche Gerichtsorganisation und Rechtsprechung entwickelte. Damit möglichst keine Verbrechen begangen wurden, wurde rücksichtslos und brutal gestraft, um abzuschrecken. Man scheute sich auch nicht vor dem Foltern. Nicht einmal die Klagen der Geschädigten wartete man ab. Eine menschliche Gesinnung blieb dem evangelischen Staat fremd. Er arbeitete mit Härte und Schwert (Strafe, Hinrichtung), denn dazu glaubte er sich vor Gott verpflichtet.

Die Einführung der Zivilehe: Eine Eheschließung vor dem Standesbeamten

In Deutschland versteht man unter einer Ehe eine durch die Rechtsordnung anerkannte dauernde Lebensgemeinschaft zwischen einem Mann und einer Frau. Wegen ihrer gesellschaftlichen Bedeutung steht die Ehe unter öffentlichem Schutz. Ihre rechtliche und religiöse Bedeutung kommt durch feierliche Formen der Eheschließung zum Ausdruck. So bzw. fast so war es schon immer. Aber während bis zur Reformation diese eine ausschließlich kirchliche Angelegenheit war, wurde sie durch die Reformation in den evangelischen Fürstentümern zu einer staatlichen.

Auf katholischer wie auch auf evangelischer Seite wurde die Ehe als eine mit der Schöpfungsordnung gegebene Einrichtung von Anbeginn der Menschheit verstanden. Sie sei also vom Schöpfer gewollt und eine durch einen rechtlichen Vertrag in freiwilliger gegenseitiger Willensübereinstimmung geschlossene Verbindung. Die Eihe und deren Unauflöslichkeit gehörten angeblich schon naturrechtlich zum Wesen der vollkommenen Ehe. Auch Ungetaufte, also Nichtchristen, leben, soweit sie sich an diese Ordnungen halten, in gültiger Ehe.

Aber Christus habe nach katholischem Verständnis diese durch die Sünde verdorbene Natureinrichtung zu einem Sakrament erhoben, ohne dabei das Natürliche und Menschliche in der Ehe zu beseitigen. Sie sei außer dem gegenseitigen Vertrag zugleich auch ein Sakrament. Für den getauften Christen seien deshalb Eheschließung und Sakramentsempfang untrennbar miteinander verbunden. Eine gültige

Ehe gäbe es für ihn nur als Sakrament. Spender und Empfänger dieses Sakraments sind die Eheleute selbst, die es sich gegenseitig geben. Gültige Ehen können nur vom Priester und zwei Zeugen geschlossen werden. Die priesterliche Einsegnung gehöre aber als bloße Äußerlichkeit nicht zum Wesen des Sakramentes. Die Eheleute erhalten angeblich mit der sakramentalen Ehe eine besondere Festigkeit.

Der Sakramentscharakter der Ehe wurde erst auf dem Florentiner Konzil 1439 lehramtlich beschlossen. Eine Ehe zwischen Getauften werde nur durch den Tod aufgelöst, weil sie sakramentalen Charakter habe. Ehescheidungen gibt es im eigentlichen Sinne in der Katholischen Kirche nicht. Sie kennt nur die Trennung ohne das Recht auf eine Wiederverheiratung. Wenn es sich jedoch herausstellen sollte, dass eine gültige Ehe nie wirklich bestanden habe, darf eine neue Ehe eingegangen werden. Die Katholische Kirche versteht sich als die einzige Organisation auf Erden, die für die Unauflöslichkeit des Ehebundes ohne irgendwelche Zugeständnisse eintritt. Dieses Verbot der Trennung wurzele im Wesen der Ehe, die nach katholischer Auffassung ein Abbild der Vereinigung Christi (Bräutigam) mit seiner Kirche (Braut) sei. Jeder Ehebruch, auch nur der gedankliche, gilt als schwere Sünde.

Das katholische Kirchenrecht versteht unter Mischehe die Ehe unter Christen verschiedener Konfessionen. Die Ehe zwischen Katholiken und Protestanten ist strengstens verboten. Ehen zwischen Katholiken und Evangelischen haben aus katholischer Sicht auf keinen Fall sakramentalen Charakter. (Mein Vater stammte auch aus einer solchen Mischehe.) Deshalb können sie in bestimmten Fällen auch wieder getrennt werden.

Anlass zu dieser Mischehen-Regelung waren und sind die Gefahren, die sich erfahrungsgemäß aus konfessionell gemischten Ehen ergeben. Es geht dabei besonders um die Unstimmigkeiten im ehelichen Leben. Dieses Verbot sieht die Katholische Kirche insofern als berechtigt an, weil das Entstehen religiöser Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit sehr groß sei. Außerdem bestehe die Gefahr des Glaubensabfalls für den katholischen Ehepartner und für die Kinder. Die meisten Kinder aus solchen Ehen entfremden sich vom katholischen Glauben. Diese sehr strenge Regelung hat jedoch das ständige Ansteigen der Mischehen nicht aufhalten können. Es gibt jedoch leider einen hohen Prozentsatz an Ehescheidungen in Mischehen.

Die Katholische Kirche wehrt sich entschieden gegen den Vorwurf, sie setze durch die Betonung und den Lobpreis der Jungfräulichkeit die Ehe herab und gefährde dadurch die Würde der Ehefrau und Mutter. In ihr wird jedoch der ehelose Stand höher bewertet als die Ehe. Deshalb hielt man auch seit der apostolischen Zeit den Ehelosen für den Kirchendienst für geeigneter und bevorzugte ihn. Die Kirche beruft sich dabei auf Jesus, der angeblich den Vorzug des jungfräulichen Standes vor dem ehelichen klar ausspreche (Matth. 19,12).

Auf evangelischer Seite erkennt man die Ehe ebenfalls als Schöpfungsordnung an. Luther und die anderen Reformatoren sehen in ihr jedoch eine rein äußerliche, weltliche Angelegenheit. In der Verschiedenheit und Anziehungskraft der Geschlechter tue sich der göttliche Schöpfungswille kund, der die Menschen durch die natürlichen Triebe zum geistigen, sittlichen und dauerhaften Einswerden führen will.

Luther betrachtet die natürliche Liebe der Geschlechter zueinander als selbstverständlichen Bestandteil und entscheidende Grundlage der Ehe. Für Christen und Nichtchristen gebe es nur eine Art von Ehe, und die sei für alle die gleiche. Durch Luther wurde die Ehe ganz dem weltlichen Bereich zugeordnet und ihr sakramentaler Charakter abgelehnt. Der Grund ist nicht nur, weil sie von allen Menschen von Anfang an praktiziert wird und deshalb eigentlich mit dem christlichen Glauben nichts zu tun hat, sondern besonders, weil sie nicht von Jesus als Sakrament eingesetzt worden ist. Als weltliche Angelegenheit besitze sie keine erlösende Kraft wie die Sakramente Taufe und Abendmahl. Die „biblischen Ehevorstellungen“ bilden aber die Grundlage für das evangelische Eheverständnis.

Luthers Neuansatz, der vom biblischen Schöpfungsglauben ausgeht, wurde als eine Befreiung des Menschen von der katholischen Kirchenordnung empfunden. Die Ehe müsse entsprechend der göttlichen Ordnung mehr oder weniger allein als ein Stand betrachtet werden, der dem weltlichen Herrschaftsbereich zuzuordnen sei. Der Staat und nicht die Kirche sei für die Rechtsordnung der Ehe zuständig. Trotzdem aber sei sie als ein heiliger, göttlicher und seligmachender Stand anzusehen. Weil der Schöpfer es so eingerichtet habe, wäre es also angemessen, ja sogar Gott wohlgefällig, ehelich zu werden. Da das Geschlechtliche leider auch ein Einfallstor für sündige Zerstörung sei, sei es umso wichtiger, zu heiraten. Mit dem allen wird die Idealisierung der Jungfräulichkeit abgelehnt.

Die Konfessionsverschiedenheit der Ehegatten stehe nach dem Verständnis Luthers jedoch im Widerspruch zur Natur der Ehe, denn sie sollte eine seelisch und leiblich innigste Gemeinschaft sein. (Ich selber hatte auch lebenslang das Empfinden, aus einer Mischehe zu stammen. Vater: landeskirchlich, Mutter: luth. Freikirche. Das führte jedenfalls mich als Kind in große Spannungen.) Er geht davon aus, dass sich der Mensch auch in der Ehe vielfältig versündigt. Dafür bedarf er der Vergebung von Gott. Das schließt aber gleichzeitig ein, dass er selbst bereit ist, immer wieder von vorne zu beginnen, zu verzeihen, zu vergeben und zu vergessen. Wie dem Staate, so sei deshalb die Ehe auch dem Dienste der Kirche anvertraut. Sie soll den Menschen nicht nur aus den ehelichen Konflikten herausführen, sondern auf die Gläubigen so einwirken, dass es gar nicht erst zu ehelichen Spannungen kommt.

Die evangelische Kirche hat kein eigentlich kirchliches Eherecht entwickelt. Die Ehe komme durch Eheschließung nach der staatlichen Rechtsordnung zustande. Durch die Beibehaltung der kirchlichen Trauung stellten beide Ehepartner ihr gemeinsames Leben jedoch unter Gott und machten auf diese Weise der christlichen Gemeinde eine feierliche Mitteilung ihrer Zusammengehörigkeit. Außerdem wollten sie sich geistlichen Zuspruch von den Glaubensgeschwistern und vom Pfarrer geben lassen, um ein gemeinsames christliches Leben führen zu können. Die Ehe steht auch bei den Evangelischen unter dem Gebot der Einehe und der Unauflöslichkeit. Seitensprünge werden abgelehnt.

Luthers Heirat mit Katharina von Bora. Die Entstehung des ev. Pfarrhauses

Luthers Freunde und Familienangehörige bedrängten ihn, Katharina von Bora doch endlich zu heiraten. Er lehnte dieses jedoch wiederholt ab, weil er täglich den Ketzertod erwartete. Er bekennt aber gleichzeitig: Die Überlegungen, zu heiraten, stimmen. Ich will meinen Vater doch nicht um die Hoffnung auf Nachkommen bringen. Zugleich will ich durch die Tat meine Lehre bekräftigen. Sie soll ein untrügliches Zeichen gegen den widersinnigen Zölibat sein. - Am Trinitatissonntag, dem 13. Juni 1525, inmitten der Wirren des Bauernkrieges, lässt sich der 42jährige mit der am 4. April 1523 aus dem Zisterzienserinnenkloster Marienthron im sächsischen Nimbschen entflohenen Katharina, geb. 1499, trauen. Diese Heirat mitten im mörderischen Bauernkrieg wurde ihm von vielen Zeitgenossen sehr übel genommen.

Junge Nonnen, die nach dem Lesen der Lutherschrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ keinen Gefallen mehr am Klosterleben fanden, hatten sich an Luther gewandt. Der bat einen Torgauer Bekannten und Fischhändler, der das Kloster in Nimbschen in der Fastenzeit vor Ostern belieferte, um Hilfe. Als die leeren Heringsfässer mit einem Fuhrwerk wieder abgeholt wurden, versteckten sich die neun Nonnen zwischen diesen. Acht wurden schnell verheiratet, Probleme gab es nur mit Katharina von Bora. Luther selbst hatte sich um sie gekümmert, allerdings ohne zunächst eine Lösung zu finden.

Die Heirat mit einem Nürnberger Kaufmannssohn scheiterte an ihrer fehlenden Mitgift (Aussteuer). Es spricht für ihr Selbstbewusstsein, dass sie Luthers Mitarbeiter Nikolaus von Amsdorf eines Tages erklärt, dass sie nur ihn oder aber den Reformator höchstpersönlich als Ehemann zu wählen gedenke – und sonst niemanden. Dabei galt sie mit ihren damals 24 Jahren bereits als spätes Mädchen. Es war also für sie höchste Zeit, unter die Haube zu kommen.

Leidenschaft war es wohl kaum, und von Liebe auf den ersten Blick kann bei beiden erst recht keine Rede sein. Und doch sollte sich die Ehe, die Martin und Katharina eingingen, als glücklich erweisen. Er sagt: „Wir haben treu in guten und bösen Tagen zusammengehalten und Freud und Leid miteinander geteilt.“

Für die Gegner der Reformation war es natürlich unerhört, dass der Mönch nun auch noch eine entflozene Nonne heiratete. Die Beschuldigungen gegen ihn liefen auf Hochtouren. Er sei den Liebeskünsten einer Hübschlerin (wohl Anspielung auf Nimbschen) erlegen, hieß es, und selbsternannte Fachleute meinten, bei den Kindern eines Mönches und einer Nonne könne es sich nur um Missgeburten handeln.

Katharina zog nun ins Wittenberger Schwarze Kloster, das sie erst einmal komplett umbauen ließ. Hier entwickelte sich nun das Muster und Vorbild eines evangelischen Pfarrhauses, das nun zu einer festen Einrichtung in der deutschen Kulturgeschichte werden sollte. Drei Söhne und drei Töchter hatte das Paar, in dessen Haushalt zeitweise bis zu 30 Pflegekinder, Studenten und Angestellte wohnten und zu verpflegen waren. Diese praktischen Tätigkeiten überließ der vielbeschäftigte Theologieprofessor ganz seiner Frau. Diese aber spielte sich nicht etwa als Erste

Dame der Reformation auf, sondern entwickelte sich zu einer unermüdlichen Erziehungs- und Hausarbeiterin und als Organisatorin einer riesigen Hauswirtschaft.

Luther war in seiner Stellung zur Familie durch und durch patriarchalisch (der Vater hat das Sagen). Der Ehemann sei das Haupt der Familie, und die Frau sei ihm Liebe, Ehre und Gehorsam schuldig. Und für die Kinder habe die Rute neben dem Apfel zu liegen. Trotzdem nannte Luther voller Dankbarkeit seine Frau gerne „mein Liebchen“ oder „herzallerliebste Käthe“ oder auch mal, um sie zu loben, „mein Herr Katharin“. Für den Rest der Wittenberger war sie dagegen die „Doctorissa“ (Frau Doktor) oder einfach „die Lutherin“.

Ohne seine Frau hätte Luther im praktischen Leben vermutlich ziemlich viele Schwierigkeiten bekommen und seine zahlreichen gesundheitlichen und seelischen Krisen weit weniger gut überstanden. Kein Wunder also, dass Katharina zum Idealbild der evangelischen Pfarrfrau wurde, die an der Seite ihres Mannes hoch motiviert und natürlich unbezahlt in Familie und Gemeinde ihren Dienst tat, ein Vorbild, das bis in die jüngere Vergangenheit hinein Bestand hatte.

Viel ist über Katharina von Bora leider nicht überliefert worden, lediglich acht ihrer Briefe blieben erhalten. Im protestantischen Bereich wird ihre praktische Tüchtigkeit aber stets hervorgehoben. Dagegen wird aber kaum erwähnt, dass sie auch in kirchenpolitischen und theologischen Fragen ein wenig Einfluss auf ihren Mann hatte. Als einzige Frau konnte sie an Luthers Tischgesprächen teilnehmen, bei denen sie häufig das Wort ergriff. Ihr Name wurde allerdings in den Niederschriften der Tischgespräche nie erwähnt. So lässt sich heute kaum ermessen, welche geistige Größe die Frau an Luthers Seite tatsächlich war. Gestorben ist sie 1552, mit 53 Jahren, an der Pest, sechs Jahre nach ihrem Mann.

Gott steht über und jenseits der Zeit. Luthers Naturverständnis

Luther unterschied innerhalb der Schöpfung verschiedene Entwicklungsstufen. Die erste war ihm der paradiesische Zustand. Damals, im Paradies, sei die gesamte Schöpfung gut gewesen. Erst durch den Sündenfall des Menschen seien die Übel in der Welt entstanden wie z.B. die wilden und gefährlichen Tiere oder auch der unkontrollierte, zerstörerische Zorn des Menschen.

Damit begann die zweite Stufe. Seit dem Sündenfall ginge es nun beständig abwärts mit der natürlichen Ordnung. Dabei seien Pflanzen und Tiere sündlos. Verdorben sei allein der Mensch. Die Natur leide aber mit unter den Folgen des menschlichen Sündenfalls. Der dritte Zustand begann mit der Erlösung durch Jesus Christus. Seitdem seien die Folgen des Sündenfalls eigentlich aufgehoben. Der Mensch könne nun wieder ein ungebrochenes Verhältnis zur Natur und ihren Gaben haben. Weil alle Schöpfung Gottes gut sei, sollten wir auch nichts verachten.

Doch der allmächtige, unabhängige Gott, der mit der Welterschöpfung auch die Zeit erst erschaffen habe, sei nicht an den Zeitablauf gebunden, er sei vielmehr über diesen weit erhaben. Luther sagt: „Bei Gott gibt es kein vorher und danach,

rascher oder langsamer, sondern alles ist vor ihm gleichzeitig. Denn er ist ganz einfach außer dem Maß der Zeit (außerhalb des zeitlichen Ablaufs).“ Für uns in zeitliche Erfahrungen und Vorstellungen eingebundene Menschen sei diese Zeitlosigkeit Gottes unvorstellbar.

Wegen dieser Zeitlosigkeit seien auch die Schöpfung und ebenso die Erlösung der Menschen schon geschehen und wirksam, ehe sie überhaupt geschahen. Gott sei also nicht durch die Dauer eines Zeitabschnittes irgendwie begrenzt. Man könne also nicht einmal sagen, dass Gott vor unserer Zeit existierte bzw. nach unserer Zeit existieren wird, denn bei ihm gebe es überhaupt keine Zeitabschnitte.

Erstaunlich ist, dass Luther so denken konnte! Damit aber hat er Gott über unsere Zeitvorstellungen erhoben. Für ihn heißt das, dass Gott jenseits der Zeit stehe, also „von Ewigkeit zu Ewigkeit“. Er existiere also nicht nur zwischen der Schöpfung der Erde und dem Endgericht. Ob man das auch für die Zeit seit Anbeginn der Sternenwelt bis zu ihrer Wiederauflösung annehmen kann? Soweit konnte Luther wohl noch nicht gedacht haben, aber auch da hätte er erklärt, dass Gott über und jenseits dieses ewigen Zeitraums stehe.

Zu dieser Vorstellung von der Unabhängigkeit Gottes in zeitlicher Hinsicht passt die Feststellung des Psalmisten (90,4), dass tausend Jahre vor ihm wie ein Tag seien. Das ist natürlich nur ein Versuch, die Zeitlosigkeit Gottes zu beschreiben, nicht die Grundlage für Berechnungen, wie es auch vielfach in den christlichen Kirchen geschehen ist. – Ob Luther Gott auch jenseits des Raumes, also der materiellen Welt, sieht? Ganz sicher!

Luther erklärt: „Je tiefer man die Schöpfung erkennt, umso größere Wunder entdeckt man in ihr.“ Das ist sicherlich richtig! Für ihn heißt das, dass die gesamte Weltordnung und alle Lebewesen von Gott in äußerst wunderbarer Weise entwickelt worden sind. Die Gestirne, der Mensch, die Tiere und die Bäume seien von ihm erschaffen und deshalb ganz von ihm abhängig. Zwischen ihnen und Gott bestehe daher eine unüberbrückbare Kluft, man kann fast von einem totalen Gegensatz wie der zwischen einem Töpfer und seinem Tongefäß reden.

Gottes Ideenreichtum sei aber überall in der Natur zu finden, er selbst stehe jedoch jenseits und über aller Natur und ist nicht mit ihr gleichzusetzen, wie dies die Pantheisten (alles Dasein ist göttlich, ja Gott selbst) denken und behaupten. Nach ihnen ist Gott überall in der Natur zu finden. Ja, Gott und das Weltall samt der Schöpfung auf der Erde seien ein und dasselbe. Für sie ist Gott also kein Gegenüber von allem Geschaffenen und vom Menschen. Es gibt für sie keinen Unterschied zwischen Schöpfer und Schöpfung, zwischen Gott und Geschöpfen. Das Universum wäre nach ihren Vorstellungen also auch Gott. Derartige Gedanken und Vorstellungen lagen einem Luther natürlich völlig fern.

Karl V. Die Landesfürsten. Die Städte. Die Türkengefahr

Friedrich der Weise setzt sich für Luther ein. Die sächsischen Fürsten

Zur Zeit Luthers gab es zwei Sachsen, einmal das Kurfürstentum und einmal das Herzogtum. Diese beiden Gebiete reichten von Eisenach bis Dresden und vom Kurfürstentum Brandenburg bis Bayern. Heute entspricht dieses Gebiet etwa den Bundesländern Thüringen und Sachsen und dem südlichen Sachsen-Anhalt.

Dabei ist zu berücksichtigen, dass dieses Gebiet politisch äußerst stark zerrissen war und es darin weitere Grafschaften, kirchliche Bereiche usw. gab. Gerne würde ich jedes dieser beiden Sachsen genauer umreißen, aber das ist in diesem Zusammenhang äußerst schwierig wenn nicht unmöglich. - Das sächsische Herrscherhaus der Wettiner unterteilte sich in die albertinische und die ernestinische Linie. Zur Zeit der Reformation waren beide Sachsen zusammen, besonders wegen der Bergwerke im Erzgebirge, das reichste und mächtigste Gebiet Deutschlands.

Friedrich der Weise, einer der sieben Kurfürsten, die für die Kaiserwahl zuständig waren, gehörte der ernestinischen Linie an. 1463 wurde er geboren und regierte seit 1486 gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Johann I., dem Beständigen, im Kurfürstentum. Der Beiname „der Weise“ ist ihm entsprechend der höfisch-humanistischen Mode der damaligen Zeit verliehen worden und ist durchaus irreführend. Man sollte ihn den Schlaunen oder Vorsichtigen nennen. Beides trifft eher zu.

Er ist eigentlich nur durch die Reformation so bekannt und bedeutend geworden. Wirklich große Gestalten sucht man unter den damaligen deutschen Fürsten eigentlich vergebens. Friedrich III. trat für Reichsreformen ein und hatte seit 1500 den Vorsitz im Reichsregiment. Deshalb galt er als der einflussreichste Fürst. 1502 gründete er in Wittenberg die erste Fürstenuniversität in Deutschland. Er sah sich bald genötigt, ihr den bedeutendsten aller ihrer Lehrer, nämlich Luther, zu erhalten, denn dieser hatte durch seinen Kampf gegen Rom diese Stadt völlig verändert und sie aus ihrer Bedeutungslosigkeit zur führenden deutschen Universitätsstadt gemacht, wohin Deutsche und Ausländer interessiert und begeistert gingen.

Dass Luther mit seinen Lehren bei den kirchlichen Würdenträgern Anstoß erregte, störte den Kurfürsten nicht. Er ärgerte sich ja selbst darüber, dass die Kirche auf Reichtum und Macht aus war, und seine Achtung vor dem geistlichen Stande war sowieso nicht groß. Er hat sich über dessen Verhalten äußerst verachtend geäußert. Luthers Zorn auf Rom war dagegen noch harmlos.

Andererseits war er aber ein guter Sohn seiner Kirche, da sie für ihn eine Versicherung für das Jenseits bedeutete. Ihn bedrängten, da er ein nachdenklicher Mann war, Glaubensfragen wie: Wie soll ich als guter Christ leben? Was geschieht mit mir nach dem Tode? Die damaligen Vorstellungen vom Fegefeuer und der Hölle beunruhigten ihn sehr. Deshalb holte er sich immer wieder die kirchlichen Gnadengaben, indem er täglich die Messe besuchte und zu vielen heiligen Stätten pilgerte.

Auch sammelte er mit großer Begeisterung Reliquien, die Hinterlassenschaften und Überreste von Heiligen, und hörte damit auch nicht auf, als Luther dagegen

wetterte. Es ist daher nicht verwunderlich, dass seine Frömmigkeit immer wieder gelobt wurde. Seine theologische Bildung war wohl ausreichend, um die Tragweite und die Folgen der Ketzereien Luthers zu ermessen. Aber er ließ ihn gewähren.

Wie sollte er sich aber verhalten und entscheiden, wenn er persönlich mit in diesen Konflikt hineingezogen würde? Sollte er sich selbst, Luther, seine Universität und sein Land den kirchlichen Kontrollen unterwerfen? Was würde aber passieren, wenn sein Professor verbrannt werden würde? Das würde sicherlich dazu führen, dass Sachsen ein zweites Böhmen würde, wo wegen der Verbrennung von Johann Hus die Unruhen nicht aufhörten.

Wäre es da nicht vielleicht besser, den eigensinnigen Professoren einfach des Landes zu verweisen. Zweimal äußerte er sich in dieser Richtung. Das erste Mal im November 1518, nachdem Luther von Augsburg zurückgekommen war. Das zweite Mal gegenüber dem päpstlichen Gesandten von Miltitz. Es sei damals, so hat er selber später bekannt, sein Wille gewesen, Luther aus seinen Landen zu entfernen. Da jedoch der päpstliche Bevollmächtigte merkwürdigerweise erklärte, die kirchliche Verwaltung sähe Luther lieber in dessen Landen als anderswo, ließ er Luther gewähren. Die schwankende Haltung des Kurfürsten können wir gut verstehen.

Friedrich hatte dem katholischen Prozessverfahren gegen seinen schon berühmten Professoren von Anfang an entgegengesetzt, dass dieser bei einem deutschen Gericht besser aufgehoben sei als in Rom. Bei den Verhandlungen mit dem Kardinal Cajetan im Herbst 1518 beim Reichstag in Augsburg hatte er Luther unter seinen Schutz gestellt, ohne den dieser wohl an Ort und Stelle verhaftet worden wäre. Er war gescheit genug, zu wissen, dass viele Wege nach Rom führten, wenige aber zurück. Das in Deutschland durchgeführte Verhör führte aber zu einer Verschärfung der Gegensätze zwischen Luther und der Kirche. Deshalb breitete sich verstärkt die Überzeugung aus, dass der Kurfürst hinter Luther stehe und ihn unterstütze.

Der deutsche Kaiser Maximilian I. starb noch mitten in seinen Vorbereitungen für die Wahl seines Nachfolgers am 12. Januar 1519. Er hätte es gerne gesehen, wenn sein Enkel Karl, König von Spanien, auch deutscher Kaiser geworden wäre. Dagegen war aber der Papst, da er befürchtete, dass Karl zu mächtig würde.

Nach dem Willen des Papstes hätte Friedrich nun Maximilian I. folgen sollen, da er sich als einziger der Kurfürsten weigerte, den Vertrag zur Wahl Karls zu unterzeichnen. Damit wird er zu einem wertvollen Bundesgenossen für die Katholische Kirche. Diese schickte nun Kardinal Cajetan zu ihm zu Verhandlungen, damit er bei seiner Weigerung bliebe. Cajetan geht deshalb auch auf die Bitte Friedrichs des Weisen ein und will Luther noch einmal während eines Reichtages statt in Rom verhören lassen, und zwar „väterlich“, nicht „richterlich“. Danach dürfe dieser auch nach Wittenberg wieder zurückkehren.

Solange der Papst Friedrich für seine Interessen bezüglich der Kaiserwahl also brauchte, musste er sich dem Kurfürsten gegenüber rücksichtsvoll verhalten. Er bot ihm sogar an, Luther zum Kardinal, dem höchsten geistlichen Stand, zu ernennen.

Die Chancen Friedrichs, zum deutschen Kaiser gewählt zu werden, waren gar nicht so schlecht, denn ihm waren von den sieben kurfürstlichen Stimmen drei

zugesagt. Hinzugekommen wäre noch seine eigene. Doch Friedrich weiß, was auf ihn als König oder gar Kaiser zukommen würde. Deshalb verzichtet er, weil er nicht die nötigen Fähigkeiten besäße und auch zu alt sei. Er hat wohl nie ernsthaft daran gedacht, sich der Wahl zu stellen, sondern nur bis zuletzt den Schein von Unabhängigkeit zu wahren gewusst und alle sich daraus ergebenden Vorteile genutzt. Später unterstützte er die Wahl seines Neffen Karl.

Ob bei seiner Wahl die Reformation anders verlaufen wäre, bleibt fraglich, denn er starb ja bereits 1525. Es ist jedoch nicht ganz auszuschließen, dass bis dahin ganz Deutschland lutherisch geworden und dann ein evangelischer Nachfolger gewählt worden wäre. Ob dieses sein Bruder und Nachfolger Kurfürst Johann I. geworden wäre, bleibt offen. Es wäre aber sicherlich kein Katholik Kaiser geworden.

Sieger bei der Kaiserwahl in Frankfurt am 28. Juni 1519 wird der Enkel Maximilians, Karl, der mit den Geldanleihen bei den Fuggern den französischen König, der sich auch um dieses Amt bemühte, um fast das Doppelte überbietet. Nachdem nun klar war, dass Karl Kaiser ist, braucht der Papst keine Rücksichten mehr auf Friedrich zu nehmen und kann seinen Interessen ungestört nachgehen. Er schließt Luther aus der Kirche aus.

Die Bannbulle traf bereits im Herbst 1520 in Wittenberg ein und wurde von Friedrich dem Weisen in Köln auf der Rückreise von der Königs-/Kaiserkrönung in Aachen zur Kenntnis genommen. Friedrich, der innerlich darauf vorbereitet war, hatte den Eindruck, dass diese sehr gefährlich für den Reformator werden könnte.

Bezeichnend ist, dass der humanistisch gesinnte Kurfürst sich in seiner Unsicherheit deshalb an den bedeutendsten aller deutschen Humanisten, Erasmus von Rotterdam, wandte, der sich gerade in Köln aufhielt. Dieser gab dann seine berühmte Antwort: Luther habe in zwei Stücken gefehlt, darin nämlich, dass er dem Papste an die Krone und den Mönchen an die Bäume gegriffen habe.

Die erste Ahnung von dem, wie sich alles entwickeln könnte, beschlich den Kurfürsten dann im Frühjahr 1520, als er sich ein Rechtsgutachten zu der Frage erarbeiten ließ, was zu tun wäre, wenn Luther allein oder zusammen mit dem Fürsten oder mit der Universität oder der Stadt Wittenberg dem Kirchenausschluss verfielen.

Entscheidend für das Überleben Luthers war besonders die Einwirkung der Umgebung Friedrichs auf ihn, die schon größtenteils, ja wohl ganz lutherisch gesinnt war. Für Luther sprachen sich die Räte aus, die der Kurfürst um sich hatte, und für sie war es leicht, gefährliche Entscheidungen in Bezug auf Luther zu verzögern. Für diesen waren auch die nächsten Verwandten Friedrichs, von denen hauptsächlich Johann Friedrich mit dem Eifer der Jugend sich für den geliebten Doktor, seinen geistlichen Vater, bei dem Onkel stark machte.

Als dann im November 1520 die Papst-Gesandten an Friedrich mit der Forderung herantraten, Luther preiszugeben, äußerte dieser den Wunsch, der mit dem Luthers übereinstimmte, dass nämlich dessen Angelegenheit von gelehrten, zuverlässigen, unverdächtigen und frommen Richtern an einem passenden Ort verhandelt werde solle, und zwar mit der Zusicherung eines freien und sicheren Geleits.

Die Einstellung und Politik dieses Fürsten ist für den Hergang der deutschen Reformation äußerst entscheidend geworden. Ohne seine dauernde Hilfestellung wäre Luther in kurzer Zeit verloren gewesen. Aber was veranlasste ihn, diesen Ketzer zu schützen? Auf evangelischer Seite wird der Kurfürst als Werkzeug Gottes angesehen, weil er Luther gerettet habe, und fast wie ein Heiliger verehrt. Dabei hat man wohl ganz und gar dessen Hofprediger und geistlichen Berater Spalatin vergessen, der sich unermüdlich bei ihm für Luther einsetzte.

Der junge Kaiser übernahm nun unter gewaltigen Schwierigkeiten die Regierung des Reiches. Es ist die Zeit des unwiderruflichen Bruchs Luthers mit Rom und der ersten stürmischen Ausbreitung der Reformation. Als Karl V. lädt dieser nun die Kurfürsten und Reichsstände zum Reichstag nach Worms. Luthers Landesherr Friedrich erreicht, dass sein Schützling dort noch einmal angehört werden soll und für die Hin- und Rückreise freies Geleit erhalte.

Dass sich ein Ketzer vor dem obersten Fürstengremium verantworten soll, hatte es noch nie gegeben. Der junge Habsburger konnte seinem Onkel seinen Professoren aber nicht einfach so entreißen und verbrennen lassen, wie es 1415 noch mit Johann Hus geschehen war. Nach der Ächtung (Ausschluss aus der Reichsgemeinschaft) Luthers auf dem Reichstag gewährte der Kurfürst ihm auch Unterschlupf auf der Wartburg und schützte so ihn und die neue Lehre. Luther konnte in Kursachsen trotz Reichsacht und Bann noch einigermaßen sicher leben.

Friedrich der Weise starb 1525. Auf ihn folgen als Kurfürsten sein gleichgesinnter Bruder Johann I., der Beständige, und dann dessen Sohn Johann Friedrich der Großmütige. Johann I. wurde 1468 geboren und regierte seit 1486 zusammen mit seinem Bruder Friedrich dem Weisen. Von 1525 bis 1532 war er nach dessen Tode Kurfürst von Sachsen. Während Friedrich III., der Weise, Luther zwar beschützte und die Reformation förderte, war er mit seiner persönlichen Hinwendung zum evangelischen Glauben jedoch sehr zurückhaltend. Er hat wohl mit Luther auch nie gesprochen, sondern ihn nur auf dem Reichstag zu Worms gesehen.

Herzog Johann I., der Beständige, hatte sich dagegen frühzeitig zu dessen Evangelium bekannt und persönlich eine gute Beziehung zu ihm. Er hatte auch bei den wichtigsten Ereignissen der Reformationsgeschichte an der Spitze der Evangelischen gestanden, so bei den Reichstagen in Speyer 1526 und 1529. Den dortigen Reichstagsabschied von 1526 benutzte er zur Durchführung der lutherischen Kirchenordnung in Kursachen. Ebenso war er beteiligt an den Kirchen- und Schulbesuchen, beim Augsburger Reichstag von 1530 und bei der Gründung des Schmalkaldischen Bundes 1532.

Eine wirklich selbständige Natur war Johann I. nicht. Sein Kanzler Gregor Brück hatte starken Einfluss auf ihn und seine Entscheidungen. Johann verfolgte aber eine klare Linie, besonders hinsichtlich seiner Stellung zum Kaiser und in der Frage des Widerstandsrechts. Wo es ihm um das Gewissen ging, war er hart und unnachgiebig. In Augsburg zeigte er eine viel stärkere Beharrlichkeit als Melanchthon.

Sein Nachfolger war sein Sohn Johann Friedrich der Großmütige (1503-1554, Kurfürst 1532-47). Er war Führer der deutschen Protestanten. Im Schmalkaldi-

schen Krieg wurde er jedoch 1547 von kaiserlichen und herzoglich-sächsischen Truppen besiegt. Durch diese Niederlage verlor er die Kurwürde und einen Teil seiner Länder an die albertinische Linie. Bis 1552 blieb er in Gefangenschaft. Nach der Abtretung Wittenbergs gründete er eine neue Universität in Jena.

Herzog Georg von Sachsen (1471-1539, Herzog seit 1500), ein entschiedener Gegner Luthers und der Reformation, gründete in Dessau einen Bund katholischer Fürsten und erhielt den Ehrentitel „Fürst des Friedens“. Ich weiß jedoch nicht, von wem und warum, möglicherweise vom Papst. Sein Sohn Moritz (1521-1553, Herzog seit 1541, Kurfürst seit 1547), obwohl Protestant, kämpfte im Schmalkaldischen Krieg (1547) jedoch auf der Seite Karls V., weil er sehr ehrgeizig war und die Kurfürstenwürde versprochen bekam. Er erhielt dafür einen großen Teil der ernestini-schen Gebiete und die Kurwürde.

1551 schloss er sich jedoch mit den deutschen Fürsten gegen Karl V. zusammen und sicherte sich dabei die französische Unterstützung. Er zwang den Kaiser zur Flucht und zum Abschluss des Passauer Vertrages von 1552, der den Anhängern des Augsburger Bekenntnisses vorläufige Duldung gewährte.

Die Probleme sind für den jungen Kaiser Karl V. unüberschaubar

Eine Reichsreform tat not, und es ehrt das politische Augenmaß Kaiser Maximilians (Kaiser 1493-1519), dass er erkannte, dass diese Reform nur in Zusammenarbeit mit den Reichsfürsten möglich sei. Die Formel Kaiser und Reich (Fürsten) kam auf, womit ausgedrückt wurde, dass das „Heilige Römische Reich deutscher Nation“ auf diesen beiden Füßen gleichzeitig stehen sollte. Die kaiserliche Allmacht, die kurze Zeit im Hochmittelalter bestanden hatte, war nicht wieder herzustellen.

Kaiser Maximilian, der die Habsburger zum mächtigsten europäischen Herrscherhaus gemacht hatte, nämlich über Deutschland und Spanien, will schon zu Lebzeiten seine Thronfolge regeln. Sein Enkel, Karl von Spanien, soll nach ihm deutscher Kaiser werden. Der war aber erst 1500 geboren. Ob es sehr weise war, einen erst 19jährigen für ein so mächtiges Doppelreich vorzuschlagen, ist fraglich. Maximilian war immerhin 34 Jahre alt, als er seinem Vater Friedrich III. in der Regierung folgte. Wahrscheinlich hatte er aber damit gerechnet, dass er noch etwas länger leben würde. Für die Kaiserwahl seines Enkels benötigte er nun die Zustimmung der deutschen Kurfürsten. Als 70jähr. verstarb er jedoch am 12. Januar 1519 plötzlich in Wels in Österreich, noch mitten in den Vorbereitungen der Nachfolgerwahl.

Die Kirche fürchtete nun die Zusammenballung der spanischen und der deutschen Macht in einer Hand und sieht dadurch ihre Interessen in Italien gefährdet. Der Papst will daher unbedingt die Wahl Karls von Gent zum deutschen Kaiser verhindern, denn Karl als König von Spanien mit seinen Kolonien und als deutscher Kaiser wäre ihm zu mächtig gewesen. Deshalb bevorzugte er den Franzosenkönig Franz I. Dieser zeigt nun auch Interesse und vermutet in dem Papst einen verlässlichen Bundesgenossen. Und das nicht zu Unrecht.

Er lässt nun fast eine halbe Million Dukaten (das gleiche wie Gulden?) an die Kurfürsten verteilen. Diese „Bestechungsgelder“ steckt er in die drei kirchlichen Kurfürstentümer, die auch den Kaiser zu wählen hatten, und in das Kurfürstentum Brandenburg, das ein Bischof regierte, und in die Kurpfalz. Außer der habsburgischen Stimme im Kurfürstentum Böhmen, die mit Sicherheit Karl wählen würde, war nun nämlich nur noch die Entscheidung von Kurfürst Friedrich dem Weisen ungewiss. Dieser hielt sich aber weiterhin unabhängig und war äußerst vorsichtig.

Unerwartet stellte sich auf einmal das Haus Fugger wegen des schlechten Ablassgeschäftes, das durch Luther verursacht worden war, dem Kaiser Maximilian zur Verfügung. Bis dahin hatte dieses nämlich dessen leichtsinniger und aufwendiger Politik mit tiefem Misstrauen gegenübergestanden. Bei der Wahl Karls schienen ihm jedoch schnelle Rückzahlungen durch den unendlichen Zufluss von Edelmetallen aus den neuen spanischen Kolonien in Amerika sicher zu sein.

Sieger der Wahl wird deshalb Maximilians Enkel Karl, der mit der Aufnahme von Fugger-Geldern den Franzosen um fast das Doppelte überbietet. Es sollen annähernd eine Million Goldgulden gewesen sein, die die Fugger, Welser und italienischen Bankhäuser bereitgestellt haben. Der Mainzer Erzbischof und Kurfürst erhielt z.B. 113.000 Gulden, der von der Pfalz sogar 184.000 Gulden. Das Geld entschied bei dieser Wahl also darüber, wer in Deutschland Kaiser wurde.

Man meinte, einen Deutschen gewählt zu haben. Man übersah, dass Karl, geboren in Holland, kaum Deutsch verstand und dass er in seinem Denken und Handeln ein Spanier war. Man erwartete von ihm eine nationale, antirömische Politik, war aber bald enttäuscht. Auf die Wünsche der von ihm beherrschten Völker ging er nicht ein. Für die deutschen Anliegen hatte er kaum Verständnis. Im Vordergrund standen seine eigenen Pläne und Ziele, das Ideal des christlichen Weltreichs. Trotz seiner Jugend hat Karl mit scharfem Verstand zu regieren gewusst. Unbeeinflusst nahm er seinen Weg in der Politik. Dafür brauchte er auch die Katholische Kirche, deren Einheit für ihn unentbehrlich war. Auf sie wollte er seine Herrschaft stützen.

Dem jungen Karl V. hatten die deutschen Kurfürsten jedoch eine verbindliche Beschränkung seiner kaiserlichen Rechte abverlangt. Diese „Wahlverschreibung“ spricht wiederholt von der deutschen Nation und ihren Rechten und erklärt: Nur Deutsche dürfen das Reich regieren. Neben der lateinischen soll nur die deutsche Sprache in den Schriften und Auseinandersetzungen gebraucht werden. Kein Reichstag soll außerhalb des Reiches abgehalten werden. Kein Stand oder Untertan des Reiches darf außerhalb der deutschen Nation Prozesse führen. Niemand darf seinem ordentlichen Richter entzogen werden. Niemand, er sei hohen oder niederen Standes, soll, ohne verhört zu werden, in die Acht (Ausschluss aus dem Reich) getan werden, d.h. dass der Kaiser nicht alleine das Recht hat, auf die Reichsacht zu legen, die dem Kirchenbann (Ausschluss aus der Kirche) verfallen waren.

Und wie sollte es in Deutschland mit der Unabhängigkeit der Fürsten aussehen? Diese war weitgehend von Friedrich dem Weisen gefordert und von den anderen Fürsten dann auch beansprucht worden. „Wir sollen und wollen“, musste Karl V. deshalb geloben, „die Kurfürsten, auch andere Fürsten, Grafen, Herren und Stände

bei ihren Würden, Rechten und Gerechtigkeiten (Rechtsprechung), Macht und Gewalt bleiben lassen“. Er war sogar mit der Teilnahme der Stände in der Verwaltung und in der Regierung einverstanden, wie dies bereits unter seinem Großvater Maximilian praktiziert worden war. Leider hielt er sich an kaum etwas.

Karl V. hatte in dieser Wahlverschreibung auch gegenüber der Kirche und dem Papst Gehorsam und Treue gelobt. Der erste Absatz der ihm 1519 auferlegten Verpflichtungen, wenn er gewählt würde, lautete: „Wir sagen zu, dass wir in Zeit solcher königlicher Würde, Amt und Regierung (wenn ich Kaiser bin), die Christenheit und dem Stuhl zu Rom, auch päpstliche Heiligkeit (Papst) und die Kirche als derselben Advokat (Anwalt) in gutem Befehl und Schirm haben sollen und wollen (wir sollen und wollen alle diese Einrichtungen gut verwalten und beschützen).“

Als Karl V. dann 1530 in Bologna (Italien) zum Kaiser gekrönt wurde, wurde er noch vom Erzbischof von Köln gefragt: „Willst du den heiligen, (von) katholischen Männern überlieferten Glauben halten und durch gerechte Werke bewahren? Willst du den heiligen Kirchen, den Dienern der Kirchen ein treuer Beschützer und Verteidiger sein? Willst du den in Christo heiligsten Vater und Herrn, dem römischen Bischof (Papst), und der heiligen römischen Kirche die schuldige Unterwerfung und Treue ehrerbietig erweisen?“ Alle diese Fragen beantwortete er mit ja.

Deutschland aber hatte sich immerhin dem Streben der Staaten Westeuropas angeschlossen, sich gegen die Übergriffe der Kirche zu wehren. Das konnte Karl V. nicht mehr verhindern. Die Ergebnisse der Kirchenversammlungen und die von der Katholischen Kirche geführte Bewegung des 15. Jahrhunderts hatten in Deutschland kaum noch einen großen Einfluss. Immerhin waren aber die kirchlichen Verträge von 1447 vorhanden, und auf diese wurde Karl 1519 ausdrücklich verpflichtet.

Am 4. November 1520 wird Karl in Aachen zum deutschen König/Kaiser gekrönt. Dort lädt er dann die Fürsten und Stände für 1521 zum Reichstag nach Worms ein. Luthers Landesherr Friedrich erreicht, dass sein Schützling dort noch einmal angehört werden und bei der An- und Rückreise unbehelligt bleiben solle.

Für den Kaiser war die Luthersache jedoch nur eine unter vielen zu behandelnden Angelegenheiten. Er konnte ja unmöglich die Tragweite seiner gegenüber den deutschen Fürsten gemachten Wahlversprechen übersehen. Hatte er nicht gelobt, dass kein Deutscher zu einem Gerichtsverfahren, auch von Seiten der Kirche, außerhalb Deutschlands genötigt werden durfte. Außerdem sollte niemand ohne Untersuchung und Verhör geächtet (in Reichsacht getan) werden. Auf diese Rechte pochte Friedrich, der die Lutherangelegenheit als Rechtsfall innerhalb des Reiches betrachtete und nicht nur als kirchliche Angelegenheit. Dabei hatte er natürlich auch seine eigenen machtpolitischen Interessen im Auge.

Sollte der Kaiser sich nun über alle diese Probleme und Forderungen hinwegsetzen? Das war nicht zu erwarten. Er konnte zunächst nicht anders, als sich dem Willen der deutschen Kurfürsten, deren Sprecher Friedrich war, unterzuordnen. Am liebsten aber hätten er und der Papst auf alles dieses keine Rücksicht genommen.

Tatsächlich legte Karls Behörde auch eine beachtliche Schlaueit und Durchtriebenheit an den Tag. Der Kaiser verpflichtete sich dem Papst gegenüber sogar,

die Ketzer in Deutschland gnadenlos zu verfolgen. Als Gegenleistung dafür hatte sich der Papst ihm auch angeschlossen und den französischen König fallen lassen.

Karl V. hatte nämlich das größte Interesse, nicht mit Rom zu brechen. Er hatte Rom durch seine Soldaten zwar stürmen lassen, um den Papst seinem Willen zu unterwerfen. Der Katholischen Kirche konnte er aber nicht absagen, da sie sein stärkstes Machtinstrument und seine bedeutendste Sicherheit sowohl in Spanien wie in den österreichischen Erbländern war. Wegen der geplanten Kriege gegen Frankreich war sich der Kaiser jedoch immer noch nicht ganz sicher, ob der Papst, der ursprünglich bei der Wahl den französischen König unterstützt hatte, wirklich von diesem ablassen und ihn anerkennen werde.

Deshalb bemühte er sich, es zu keiner Spannung mit den deutschen Fürsten kommen zu lassen. Er beschloss deshalb, mit seinem „geliebten Onkel Friedrich“, dem Kurfürsten, der durch die Gicht in Köln festgehalten wurde, dort nach seiner Krönung noch einmal zusammenzutreffen. Friedrich war in der Tat ein Onkel Karls. Es sollte über Friedrichs Vorschlag, Luther öffentlich vor Kaiser und Reich zu verhö- ren, gesprochen werden. Auch Kardinal Aleander suchte Friedrich deshalb dort auf und beschwor ihn, die Lutherangelegenheit dem Papst zu überlassen. - Luther wurde in Worms ja zu einem Volkshelden, und gerade dieses sollte verhindert werden.

Karl V. blieb Zeit seines Lebens altgläubig. Dem im strengen Spanien Erzogenen war Luthers Ablehnung verschiedener Sakramente und der Binde- und Lösegewalt (Auferlegung von Strafen bzw. Vergebung) des Papstes durchaus zuwider, aber er unterwarf seine Ablehnung durchaus den Erfordernissen der Politik. Schließlich war die Stellung des Kaisers im Reich schon lange geschwächt. Das Reichsoberhaupt konnte ohne die Reichsfürsten nichts durchsetzen. Das waren natürlich auch denk- bar schlechte Voraussetzungen für die Abwehr der immer dreister nach Mitteleuro- pa vorstoßenden Türken. So wurden für den Kaiser die Schwierigkeiten immer un- überschaubarer und gewaltiger.

Dieser konnte deshalb eine unversöhnliche Gegenpartei, gegen die er am lieb- sten gewaltsam vorgegangen wäre, zusätzlich zu den vorhandenen Problemen nicht gebrauchen. Aber was sollte er tun? Vorläufig musste er daher seinen Ärger herun- terschlucken, denn er brauchte auch von den Protestanten die Unterstützung, be- sonders für seinen Feldzug gegen die Türken, die 1526 Ungarn überrannt hatten. Die Kronen Ungarns und Böhmens waren nämlich durch geschickte Heiratspolitik an die Habsburger gefallen. So lag über dem Reich eine gespannte Atmosphäre.

Mir liegt ein Leserbrief aus der Wochenzeitschrift „Junge Freiheit“ vom 8.4.2016 vor, in dem es heißt: Als Karl V. dann am 21. 9. 1558 im Kloster San Yuste in Spa- nien auf dem Sterbebett lag und als „allerkatholischste Majestät“ angstvoll mit dem Tode rang, soll der als Erzbischof von Toledo (Spanien) vorgesehene Bartolome de Carranza neben ihm gestanden, ihm ein Kruzifix in die gefalteten Hände gedrückt und ihn mit folgenden Worten getröstet haben: „Eure Majestät werfe ihre ganze Hoffnung auf das Sterben Christi, unseres Erlösers, denn alles andere ist Unsinn.“

Daraufhin soll der Kaiser friedlich entschlafen sein. Carranza aber soll nun we- gen dieser lutherischen ketzerischen Äußerung von der spanischen Inquisition (Ver-

folgung) verhaftet und jahrelang gefangen gehalten worden sein. Den erzbischöflichen Stuhl hat er danach nie bestiegen, sondern starb kurz nach seiner Freilassung im Rom 1576. - Wenn man so will, hat Carranza den Kaiser bei dessen Sterben zum evangelischen Christen gemacht, denn erst als dieser erfuhr, dass alles Gnade sei, konnte er beruhigt die Augen schließen. (Dr. Karl-Heinz Kuhlmann, Bohmte)

Die Landesfürsten streben danach, selbstherrliche Machthaber zu sein. Die Reichstage und Bündnisse

In Deutschland hatte sich das gehalten, was sich unter den Germanen sehr stark ausgeprägt hatte, nämlich das Stammesbewusstsein. Man wollte sich möglichst nicht einer übergeordneten Macht fügen und sich von Fremden bestimmen lassen, was zu tun sei. An der Spitze der germanischen Stämme hatten die Herzöge gestanden, die immer wieder neu gewählt werden mussten. Inzwischen befahlen hier die Fürsten, die die Erbfolge innerhalb der Familie durchgesetzt hatten.

Durch Erbteilungen wurden daraufhin die Stämme zerrissen. Städte, die sich gründeten, kämpften um ihre Unabhängigkeit und Selbständigkeit. Kein Fürst und keine staatliche Einrichtung wollten sich von anderen bevormunden lassen. Es war lediglich der Katholischen Kirche mit ihrer Berufung auf Gott und ihren höllischen Strafandrohungen gelungen, sich alle Stände gefügig und untertan zu machen. Diese heimliche Übermacht schien den Fürsten zuerst gar nicht bewusst geworden zu sein, jedenfalls so lange sie sich mehr oder weniger selber entfalten konnten.

Das „Heilige Römische Reich deutscher Nation“ gliederte sich damals ähnlich wie heute die Bundesrepublik. Neben der übergeordneten kaiserlichen Herrschaft (heute vergleichbar mit dem Bund) war besonders die der Landesfürsten (heute Länder) sehr stark. Eine wirklich starke Zentralgewalt, wie sie damals in Frankreich und England bestand, fehlte.

Die tatsächliche Macht war immer mehr in die Hände der Fürsten übergegangen. Und diese, besonders die bedeutenden, verfolgten nur ihre eigenen Ziele, nicht die der gesamten Nation. Selbst der Kaiser dachte nur an die Stärkung und Erweiterung seiner Hausmacht, in deren Interesse er auch seine Kriege führte. Der Kampf der einzelnen Fürstenhäuser untereinander, von Geltungstrieben und Machtgelüsten besessen, führte zu einem völligen Durcheinander.

Nach der Bevölkerung und ihren Rechten, nach ihrer Gesundheit und ihrem Glück fragte kaum einer der Herrschenden. Sie wurde vielmehr besteuert, soweit man dies nur konnte. Hinzu kam die Unsicherheit auf den Straßen, die ständig zunahm. Die Städte waren es weitgehend, die gegen die Räuberbanden Widerstand leisteten, um ihren Handel nicht in Gefahr zu bringen und untergehen zu lassen.

Aber auch innerhalb der Stadtmauern gab es viele Gewalttaten und Grausamkeiten. Erinnert sei nur an die Millionen von Verbrennungen von Männern und Frauen, die als verhext bzw. als Hexen angesehen wurden. Auch die Bauern waren sehr unzufrieden. Landesherrn, Gutsherrn und Kirche hatten ihren Reichtum stän-

dig auf ihre Kosten vergrößert. Durch die Verteuerung der Nahrungsmittel und der Gebrauchsgüter und durch den Hunger geplagt ging ihr Ansinnen dahin, sich im Reiche zu vereinigen und gemeinsam für ihre überkommenen Rechte zu kämpfen. Sie waren sogar bereit, auf die Herrschenden loszuschlagen.

Der rasche, für die Altgläubigen so erschreckende Erfolg der Reformation in weiten Teilen des Reiches beruhte nicht zuletzt darauf, dass diese in nahezu allen Bevölkerungsschichten auf offene Ohren stieß. Trotzdem hätte die neue Lehre wesentlich mehr Schwierigkeiten gehabt, sich durchzusetzen, wären nicht viele Landesfürsten in ihr Lager eingeschwenkt. Es gab nämlich für sie handfeste politische Gründe, die ihre Entscheidung für den Protestantismus erheblich erleichterten. Die mittelalterliche Ordnung des Nebeneinanders von weltlicher und kirchlicher Macht vertrug sich nämlich nicht mehr mit dem neuen Staatsgedanken.

Jetzt strebten die Fürsten nach unbegrenzter Macht, gestützt auf einen straff organisierten Beamtenapparat. Jeder von ihnen träumte davon, in seinem Land Papst und Kaiser zugleich zu sein. Da störte die Kirche mit ihren Machtansprüchen erheblich. Luthers Lehre, getragen von einer starken Volksbegeisterung, dazu die Schwäche des Kaisertums, kamen den Fürsten gerade recht. Indem sie dem alten Glauben abschworen, waren sie frei zu einem neuen Staatsaufbau. Das ewige Gerangel um die Grenzen religiöser und weltlicher Gerichtsbarkeit, um die Steuerpflicht der kirchlichen Einrichtungen und vor allem um die Besetzung der kirchlichen Ämter konnte mit einem Schlag überwunden werden.

Dieser Bewegung hatten sich viele deutsche Landesfürsten angeschlossen. Diese hatten die Katholische Kirche sowieso nicht besonders leiden können, da sie das Geld außer Landes brachte. Außerdem winkte ihnen weitgehend die Verstaatlichung der riesigen Kirchenländereien und des unermesslichen Kirchenvermögens. Leider gab es dabei auch äußerst peinliche Fälle wie den des Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach, der aus den Kirchen und Klöstern seines Landes alle goldenen und silbernen Gefäße, Bilder, Messgewänder, Perlen und Edelsteine einziehen und verschleudern ließ, um mit deren Erlös die Spielschulden und andere Verpflichtungen seines verstorbenen Bruders Kasimir zu bezahlen.

Diese Bereicherung konnte durchaus auch religiös begründet werden, denn viele Fürsten sprachen, sicherlich zu Recht, der Kirche das Recht ab, sich auf Kosten des Landes zu stark zu machen. Es gab jedoch auch viele „gläubige“ Fürsten, zu denen auch der Kaiser zählte, die sich von der Vorstellung, dass der von Juden und Christen erfundene Gott eine weltumspannende Kirche eingerichtet habe, die es zu schützen und zu erhalten gelte, nicht trennen konnten. Auch hatten sie Angst um ihr Seelenheil, das heißt um ihren Platz im in ihrer Phantasie vorgestellten Himmel.

Einer der entschiedensten Gegner der Evangelischen mit einer äußerst feindlichen Einstellung der Reformation gegenüber war Herzog Heinrich (1489-1568, Herzog seit 1514) von Braunschweig-Wolfenbüttel, den Luther sehr scharf angriff und beschimpfte. Später wird er dem Luthertum gegenüber aber duldsamer.

Das Bestreben der Stadträte, Ritter und Fürsten, für die Luther nun eine Art Held geworden war, war wohl nicht in erster Linie die religiöse Erneuerung. Ihnen ging es

vor allem um die Zurückdrängung der Kirche als politischer und wirtschaftlicher Macht. Die besitzenden Stadtbürger rangen um ihr Selbstbewusstsein. Der niedere Adel, vor allem durch die Reichsritter verkörpert, befand sich in der Phase des Niedergangs und kämpfte um seinen verlorenen Einfluss. Die Stadtbevölkerung und die Bauern knüpften dagegen an Luthers Kampf mit der Kirche Sehnsüchte und Hoffnungen auf die Verbesserung ihrer eigenen Lage.

Diese einzelnen sehr unterschiedlichen Bestrebungen mündeten ein in die reformatorische Bewegung, gerichtet gegen die Katholische Kirche, deren Hauptausbeutungsgebiet das zersplitterte Deutschland war. Ein sich stärker ausbildendes nationales Interesse war ebenfalls in allen Schichten zu verzeichnen. Beim Reichstag in Worms 1521 wollten die Landesfürsten die katholische Lehre festhalten, die päpstlichen Übergriffe in ihre Politik verdammt, sie aber ebenso wie Luther.

Wie viel er von diesen Zusammenhängen gewusst hat, wird sich schwer sagen lassen. Er war kein politischer Kopf, und dem neuen Wirtschaftswesen stand er zeitlebens mit der Abneigung einer echt mittelalterlichen Bauernnatur gegenüber.

Auf der anderen Seite aber hatte er seine offenen Augen und Ohren und eine sehr gute Verbindung zur kursächsischen Verwaltung. Dank des Überblicks des Hofkaplans Spalatin, dem Luther wohl die meisten seiner Briefe geschrieben hat und mit dem er sich regelmäßig traf, konnte er sich über die allgemeine Lage, die Entwicklung und die politischen Ziele immer genauestens informieren. Bald verstand es Luther sogar, den Hof gelegentlich vor vollendete Tatsachen zu stellen.

Auf dem Nürnberger Reichstag 1522 erklärten die Fürsten, dass es unmöglich sei, das Wormser Edikt durchzuführen und die eingetreten Veränderungen rückgängig zu machen. Man forderte vielmehr eine deutsche Kirchenversammlung.

Der Gesandte, Kardinal Campeggi, rief deshalb 1524 mit einigen Papsttreuen zu einem Treffen in Regensburg auf. Gleichzeitig versteht er es jedoch, Herzog Wilhelm IV. von Bayern (Herzog 1508-1550) und Erzherzog Ferdinand von Österreich, den Kaiserbruder, zur Aufrechterhaltung des katholischen Glaubens zu bewegen. Wilhelm IV. war zwar anfangs der Reformation zugeneigt, später jedoch ihr entschiedener Gegner. Er war es, der 1548 die Jesuiten an die Universität Ingolstadt berief.

Neben diesen beiden Fürsten sehen wir bei der Regensburger Zusammenkunft den Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Trient und Regensburg, die Gesandten der Bischöfe von Bamberg, Straßburg, Augsburg, Basel, Freising, Passau und Brixen, ohne deren Durchgreifen der katholische Glaube im deutschsprachigen Raum möglicherweise in der Versenkung verschwunden wäre. Es sind vor allem bayerische Fürsten, die zusammen mit den Jesuiten den Katholizismus retten.

Die Gemeinschaft der papsttreuen Geistlichkeit schließt am 6.7.1524 das Regensburger Bündnis, bei dem als verbindlich erklärt wird, das Wormser Edikt und die beiden letzten Nürnberger Reichsabschiede in ihren Ländern umzusetzen, gemeinschaftlich der Reformation entgegenzuwirken und alles aufzubieten, was der Ausrottung der Ketzerei dienlich sei. Verheiratete Geistliche seien zu bestrafen. Dem tritt 1525 der „Dessauer (bei Wittenberg) Bund“ als Zusammenschluss der deutschen katholischen Fürsten zur Seite.

Der Krieg gegen Franz I. von Frankreich, nicht das Lutherproblem, dürfte für Karl das wichtigste Problem gewesen sein. Deshalb auch hatten die Landesherren auf dem Reichstag zu Speyer 1526 die Freiheit, zu beschließen, die kirchlichen Verhältnisse in ihren Gebieten endgültig selbst zu ordnen. Gleichzeitig schließen sich die evangelisch gesinnten Fürsten, voran der sächsische Kurfürst Johann der Beständige, der Nachfolger Friedrichs dem Weisen, und der junge, politisch kluge und weitschauende Landgraf Philipp von Hessen, zum „Torgauer Bündnis“ zusammen.

Der zweite Reichstag in Speyer 1529 scheint die evangelische Sache zu bedrohen. Die hier vertretene katholische Mehrheit ist erbittert über die Ausbreitung der lutherischen Lehre. Man fasst den Beschluss, dass die katholische Gottesdienstform in den evangelisch gewordenen Ländern wieder einzuführen sei und dass alle kirchlichen Neuerungen bis zu den Ergebnissen einer allgemeinen Kirchenversammlung zu unterlassen seien.

Gegen den für sie ungünstigen Beschluss protestieren sechs Fürsten und 14 Reichsstädte. Sie behaupten, in Sachen der Religion könne man sich keinem Mehrheitsbeschluss unterwerfen. Jeder müsse für sich selbst vor Gott Rechenschaft ablegen. Seitdem nennt man die Anhänger der Reformation auch Protestanten.

Die ehemals hessische Stadt Schmalkalden (jetzt Thüringen) ist ein Mittelpunkt in der deutschen und europäischen Geschichte des 16. Jahrhunderts, denn Philipp von Hessen ist einer der führenden protestantischen Fürsten und ein Widersacher Karls V. Er betrachtet die Reformation der Kirche und des Glaubens durch Martin Luther nicht nur als Ereignis im Reich, sondern in ganz Europa. Nach dem Augsburger Reichstag von 1530 und der Erneuerung des Wormser Edikts gehört er zu den Fürsten, denen bewusst ist, dass nur ein gemeinsames Bündnis aller Protestanten Schutz gegen den Kaiser bieten kann. In der letzten Dezemberwoche des Jahres 1530 kommt es zur Gründung des Schmalkaldischen Bundes. Sieben Bundestaungen werden in dieser Stadt abgehalten.

Der dortige Fürstentag von 1537 ist als der glanzvollste in die Geschichte eingegangen. 16 Fürsten, sechs Grafen, Gesandte des Kaisers, des Papstes, des französischen und des dänischen Königs, Vertreter von 28 Reichs- und Hansestädten, sowie 42 evangelische Theologen, an deren Spitze Luther und Philipp Melanchthon, sind anwesend. Gemäß dem Auftrag des Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, legt Luther Glaubenssätze vor, die als Schmalkaldische Artikel Eingang in das Konkordienbuch (Bekenntnissammlung) finden und auf die auch heute noch lutherische Pfarrer ordiniert werden. Auch wenn im Schmalkaldischen Krieg (1546/47) die Schmalkaldener in der Schlacht bei Mühlberg/Elbe eine vernichtende Niederlage erlitten, die Reformation und der evangelische Glaube setzten sich durch.

Da die Christenheit im Römischen Reich seit Konstantin (325) und im deutschen Raum seit Otto dem Großen (König 936-973) mit der weltlichen Ordnung fest verkoppelt war, konnten nur die Fürsten die Reformation rechtlich und machtpolitisch durchsetzen. Hieraus erwuchsen dann die lutherischen Landeskirchen in Mittel- und Nordeuropa. Im Süden Deutschlands entstanden trotz katholischer Herr-

schaft blühende lutherische Gemeinden und Gemeindezusammenschlüsse, welche jedoch die blutigen Verfolgungen der Gegenreformation nur selten überstanden.

Das Reich war gespalten, wenn auch bis 1618 im Großen und Ganzen der konfessionelle Friede gewahrt blieb. Das lag zum einen daran, dass der Schwung der Reformation erlahmte und dass sich der neue Glaube, kaum dass er nicht mehr bedroht war, in Parteikämpfe und Theologenstreit zersplitterte.

Die Altgläubigen wandten sich nach dem Konzil von Trient (1545-1563) zunächst der Erneuerung der eigenen Kirche zu.

Der Untergang der Ritterschaft und die Verarmung der Städte

Franz von Sickingen war der Vorkämpfer für ein nationales und starkes Deutschland. Sein Freund Ulrich von Hutten (1488-1523) förderte einen nationalen Humanismus und war Verfasser sehr wirkungsvoller Kampfschriften. Er war ein Anhänger Luthers, aber auch ein scharfer Gegner der Fürsten. Er setzte sich nämlich für ein vereinigtes Reich und ein starkes Kaisertum mit führender Beteiligung der Reichsritter ein. Von ihm wurde von Sickingen auf die Entwicklung einer Erneuerung der religiösen Überzeugungen und Zustände aufmerksam gemacht. Dieser sah deshalb in Martin Luther die wirkungsvolle Ergänzung für seine eigenen Bestrebungen.

Der Aufstand des niederen Adels (Ritter) im Herbst 1522 war jedoch von vornherein verloren. Die Städte dachten nicht daran, ihn zu unterstützen, ebenso wenig die Bauern. Mit den Ritttern hatten die Fürsten leichtes Spiel. Sickingens Burgen wurden schnell erstürmt und abgerissen. Er selbst fiel bei der Belagerung seiner Feste Landstuhl (bei Kaiserslautern). Hutten starb wenige Monate später, im September 1523, als Flüchtling auf der Insel Ufnau im Züricher See.

Die freien Reichsritter, welche der Reformation mit Waffengewalt zu einem Durchbruch verhelfen wollten, verloren Besitz, Macht und Ansehen. Luther hatte es abgelehnt, wahrscheinlich zu seinem Glück, sich mit ihnen zu verbünden, weil er davon ausging, dass das Evangelium nicht mit Waffengewalt verteidigt werden dürfe. Dadurch rettete er sich und die Reformation. Aber ohne die Fürsten und ohne Waffengewalt hätte sich die Reformation, das muss man sich eingestehen, nicht durchsetzen können.

Von den großen bedeutenden Gruppen, die sich vor dem Ausbruch der Reformation gebildet hatten, war die bäuerlich-revolutionäre bereits schon vor der Reformation in ihrem eigenen Blut untergegangen. Parallel dazu setzten der Rückgang und die Verarmung der deutschen Städte ein. Der Hauptgrund für diese Missstände lag hauptsächlich darin, dass der Welthandel anfang, sich vom Mittelmeer an die Küsten des Atlantischen Ozeans zu verlagern. Mit den großen Entdeckungen begann die neuzeitliche Kolonialpolitik, von der Deutschland durch seine Lage in Mitteleuropa und ohne einen geeigneten Zugang zum Meer ausgeschlossen war.

Außerdem versperrte die Eroberung Konstantinopels (1453) durch die Türken die Handelswege nach Asien, sodass die sich immer stärker entwickelnde Warenproduktion neue Absatzmärkte und Handelswege zu suchen gezwungen war. Der wirtschaftliche Aufstieg Deutschlands wurde dadurch mehr und mehr unterbunden. Damit schwanden wahrscheinlich auch die Möglichkeit seiner politischen Einheitlichkeit und das Entstehen einer großen modernen Nation. Die allmähliche, aber unaufhaltsam fortschreitende Verarmung führte möglicherweise immer mehr zu der Fürstenherrschaft. Diese wurde dabei umso unerträglicher, je mehr die Herrscher das Volk ausplünderten.

Die Bedrohung durch die Türken

Bis 750 hatten die Moslems nicht nur die arabische Halbinsel, den Vorderen Orient, das Perserreich bis zum Indus und Nordafrika erobert, sondern ebenso das gesamte heutige Spanien und Portugal, und zeitweise ebenso die Inseln Malta, Sizilien und Sardinien. Die Hauptwiderstandsmacht gegen den Islam war noch das Byzantinische Reich (ehemals Ostrom) mit seinen Gebieten in der heutigen Türkei, im heutigen Griechenland und auf dem Balkan,

Die ursprünglich in Asien als Nomaden herumziehenden Turkvölker gründeten 552 nach der Zerstörung des Awaren-Reiches (asiatisches Reitervolk) das „Köktürk-Reich“, das von der Mongolei bis zum Aral-See reichte. Dieses zerfiel jedoch schon im 9. Jahrhundert unter dem Ansturm der Uiguren, Kirgisen und Chinesen. Auf der Flucht vor den Mongolenheeren Dschingis-Khans drangen Teile der Turkvölker immer weiter nach Westen vor. 1071 nahmen die Seldschuken (eines dieser Turkvölker) Kleinasien, die heutige Türkei, ein. Dabei übernahmen sie den Islam.

Im 13. Jahrhundert entwickelten sie sich dann durch ihren Herrscher Osman (1288-1328) zu den draufgängerischen und eroberungssüchtigen Osmanen (=Türken) und bildeten das Osmanische Reich. Zunächst fielen ihnen die meisten kleinasiatischen Besitzungen des Oströmischen Reiches zum Opfer.

Im 14. Jahrhundert setzten sie dann nach Europa über und eroberten 1361 Adrianopel (heute Edirne, europäische Türkei), das ihr erster Hauptstützpunkt in Europa wurde. Nach dem Sieg über die Serben auf dem Amselfeld 1389 fiel ihnen auch die Herrschaft über Bulgarien, Makedonien und Südserbien zu. Damit wurden sie für das christliche Abendland zu einer unmittelbaren Bedrohung.

Die nun beginnenden Kriege gegen die Türken galten in erster Linie dem Schutz des Abendlandes. Da inzwischen jedoch die Einheit der Christen (Griechenland, der Balkan und Russland sind orthodox) zerbrochen war, kam es zu keiner gemeinsamen Kraftanstrengung der europäischen Christenheit mehr, so dass das Vordringen der Türken auf lange Zeit nicht gestoppt werden konnte. Auch der Ruf der Päpste, die sich um die Abwehr der Türkengefahr bemühten, blieb bei der vorwiegend machtpolitischen Ausrichtung der europäischen Staaten meist ungehört.

1396 endete ein Feldzug von Kaiser Sigismund mit der Niederlage der Christen. 1444 wurde ebenfalls ein europäisches Heer geschlagen. Auch blieb die Hilfe für die christliche Stadt Konstantinopel unzureichend. Sie fiel als letzter Rest des Ost-römischen Reiches 1453. Die Türken brachten daraufhin bald die gesamte Balkanhalbinsel bis an die Save (rechter Nebenfluss der Donau, Belgrad) unter ihre Gewalt. Nach der Niederwerfung des selbstbewusst kämpfenden Albanien zogen sie weiter Richtung Norden und eroberten 1521 Belgrad und den größten Teil Ungarns. 1529 belagerten sie sogar Wien. Kaiser Karl V. konnte sich trotz erfolgreicher Verteidigung dieser Stadt nur im Westen und Nordwesten Ungarns halten.

Ferdinand I., ein Bruder Karls V., hatte von diesem die habsburgischen Erblande erhalten und war dessen Stellvertreter im Reich geworden. Er hatte über seine Frau 1526 auch Böhmen (Tschechien) und Ungarn geerbt. Damit war die Hauptlast der Türkenabwehr nun auf das Deutsche Reich gefallen, das aber bekenntnismäßig gespalten und daher nach außen hin weitgehend handlungsunfähig war.

Hinzu kam, dass Frankreich, das von den Habsburgern im Westen (Spanien) und im Osten (Deutschland) umklammert war, unter Franz I. und seinen Nachfolgern stets die Türken gegen den Kaiser auszuspielen versuchte. Deshalb mussten die Habsburger trotz einzelner glänzender militärischer Erfolge den größten Teil Ungarns den Türken überlassen.

Die Türkenkriege fielen also teilweise in die Zeit der Reformation und belasteten das Deutsche Reich sehr. Die Zick-Zack-Politik des Kaisers, sein Entgegenkommen Luther gegenüber und seine Zugeständnisse an die Fürsten werden dadurch nun verständlicher. Die Türken hatten große Teile der Welt überrollt. Warum sollten sie nicht in der Lage sein, sich auch Deutschland einzuverleiben! Zusätzlich waren Oberitalien, Polen (Galizien, Podolien) und die heutige Ukraine ernsthaft bedroht.

Erst der große Sieg vor Wien 1683, den Kaiser Leopold I. zusammen mit dem Polenkönig Johann Sobieski erkämpfte, leitete den Rückzug der Türken ein. Karl von Lothringen, Ludwig von Baden und besonders Prinz Eugen vertrieben sie 1697 aus Ungarn und Kroatien. Seit 1739 bildete die Save die Grenze zwischen Österreich und der Türkei. Im 18. und 19. Jahrhundert führte dann das erstarkte russische Reich unter dem Vorwand, die unter der türkischen Herrschaft lebenden Christen zu schützen, noch eine Reihe erfolgreicher Angriffskriege gegen die Türken. In Wirklichkeit ging es den Russen aber um den Zugang zur Schwarzmeerküste und zu den Dardanellen (Meerenge zwischen Schwarzem- und Mittelmeer).

In einem Lexikon heißt es: „Mehmet Fatih (der Eroberer) machte sich noch 12 Reiche und 200 Städte untertan, sein Nachfolger Selim I. wurde 1512-1520 Herr über Syrien, Arabien und Ägypten. Suleiman der Prächtige eroberte 1521 Belgrad und 1522 Rhodos – von da an beherrschten die Türken den Handel im Mittelmeer, so dass die Bedeutung von Genua und Venedig herabsank; 1526 schlug er (Suleiman) die Ungarn bei Mohacs.

Die erste Belagerung von Wien 1529 zeigte das Osmanische Reich auf dem Gipfel seiner Machtentfaltung: Das Imperium (das muslimische Reich) von fast 5 Millionen Quadratkilometern war straff organisiert, das Dorf wurde vom Aga, die Provinz

vom Pascha, das gesamte Land von der Hohen Pforte, wie die Sultanatsregierung hieß, ihrem Großwesir samt den Regierungsbeamten, den Effendis, verwaltet. ... Persien wurde 1534 erobert, Ungarn 1541 osmanische Provinz und Habsburg im Frieden von Adrianopel 1568 tributpflichtig.“

Das waren militärische Leistungen! Verständlicherweise legten deshalb auch die Päpste größten Wert auf die Verteidigung des christlichen Abendlandes, denn der Vordere Orient und Nordafrika waren für den christlichen Glauben bereits verloren gegangen. Diese bedrohliche Lage kam natürlich auch Martin Luther etwas zugute. Er, der meinte, den Willen Gottes und dessen Weg mit den Menschen richtig erkannt zu haben, konnte trotz allen Vertrauens zu Gott nicht ausschließen, dass die Türken das Reich und Europa überrollen. Damit aber wären auch seine Erkenntnisse, seine Ideen und alle reformatorischen Bemühungen weitgehend untergegangen.

Das christliche Türkenbild hat stets zwischen Furcht und Faszination geschwankt. Die Eroberung von Konstantinopel durch Sultan Mehmet II. im Jahre 1453 schockierte das Abendland und verhinderte auch die Vereinbarungen, die zwischen dem Papst und dem Patriarchen der Orthodoxen Kirche geplant waren.

Die Beurteilung dieser Gefahr aus dem Osten stellte christliche Theologen und Berichterstatter beider Konfessionen vor nicht geringe Probleme: War die Türkengefahr eine Strafe Gottes für das unbußfertige Verhalten der Christen? Waren die Moslems eventuell sogar ein Vorbote der Endzeit? Sollte man dann die Türken überhaupt noch bekämpfen? In den Texten von Martin Luther spiegeln sich diese Unsicherheiten wider. Der junge Reformator hatte 1520/21 noch gemeint: „Widder die Turcken streitten ist nit andersz denn widder Got streben (sich Gott widersetzen), der durch den Turcken unsere sund (Süne) strafft.“ Aber zu dieser Zeit hatte der neue Sultan Suleiman (Süleyman), der Prachtige, Belgrad noch nicht erobert.

Wenige Jahre später, 1529, stand der Türke jedoch schon vor Wien. Im Angesicht dieser Bedrohung ist sich Luther nun sicher, „das der Tuercke gewislich sey der letzte und ergeste (ärgste) zorn des teuffels widder Christum“, und weissagt, dass dieser (der Teufel) bald bezwungen sein werde und „das der iuengst (jüngste) tag (Endgericht) muesse fuer (vor) der thuer (Tür) sein“. 1541, Suleiman hatte gerade die ungarische Hauptstadt Ofen (Buda) besetzt, formulierte Luther sogar ein Fürbittengebet für die Soldaten, um ihnen Mut zu machen und um sie zu stärken, die gegen „ein gros heer Teuffel“ in die Schlacht ziehen würden.

Diese gegensätzlichen Betrachtungen bezüglich des Osmanischen Reichs und dessen Religion an der Wende zur Neuzeit waren typisch für die lutherische und christliche Theologie, denn diese Gefahr für die Christen verlangte nach einer Deutung von Gott her und musste aus dessen großem Weltenplan abzulesen sein.

Durch das Läuten der „Türkenglocke“, die seit Papst Kalixt III. (1455-1458) täglich zur Mittagszeit zum gemeinsamen Gebet rief, war der Herrschaftsanspruch der fremden politischen und religiösen Macht auch dem einfachen Bürger über Jahrhunderte stets gegenwärtig. Das hatte auch zur Folge, dass man auf Reichstagen näher zusammenrückte und manchmal sogar die Konfessionsunterschiede vergaß.

Die weiteren Vorgänge während der Reformationszeit

Die Schwärmer und die Zwickauer Propheten

In der sächsischen Tuchmacherstadt Zwickau fiel die Einführung der Reformation mit scharfen Spannungen zwischen den verarmten Tuchmachern und der wohlhabenden Bürgerschicht zusammen. Die Lage verschärfte sich, als dem humanistisch gesinnten, von der gehobenen Bürgerschaft geschätzten Pfarrer Egranus 1520 der von Luther vermittelte Thomas Münzer als Prediger für die armen Leute zur Seite gestellt wurde. Hier wurde er jetzt extrem. Dadurch entwickelte sich unter der Führung des Tuchmachers Nikolaus Storch eine radikale evangelische Bewegung, die „Zwickauer Propheten“. Diese Bezeichnung hatten sie aus der Bibel übernommen und stellten den „Geist“, ja auch spezielle Offenbarungen, über die Bibel.

Unter Berufung auf das Alte Testament wollten diese ihre Reformation unter Gewaltanwendung durchführen. Die Auserwählten hätten das Recht, die Gottlosen zu vernichten, und zwar einschließlich der Geistlichen. Sie forderten, dass die einfachen Menschen unsere Pfarrer und Würdenträger werden müssen. Ihr Programm umfasste neben der Ausrottung der Gottlosen und der Beseitigung der Pfaffen auch die Verwerfung der Kindertaufe, der Beichte und der Freisprechung (Absolution). Ebenso strebten sie eine Reform der Ehe an. Sie wollten das Gemeindeideal des biblischen „Tausendjährigen Reiches“ verwirklichen, bei dem die Herrschaft der Auserwählten über die Gottlosen verwirklicht werden sollte.

Luthers endgültige Rückkehr von der Wartburg nach Wittenberg am 6.3.1522, veranlasst durch die gottesdienstlichen Reformen Karlstadts und Gabriel Zwillinges in Wittenberg, bedeutete gleichzeitig das Ende der Zwickauer Propheten in Wittenberg, wohin diese sich auch ausgebreitet hatten. Mit seiner Schrift „Eine treue Vermahnung zu allen Christen, sich zu hüten vor Aufruhr und Empörung“ sowie mit seinen Fastenpredigten vom 9.-16. März.1522 (zur Fastenzeit vor Ostern) stellte Luther jedem kämpferischen Aufruhr den Aufstand durch das Wort entgegen, der kein Zwingen und Dringen (Drängen) mit Gewalt leide (erlaube).

Die Ablehnung dieser radikalen Reformation, wie sie sich die Zwickauer Propheten vorstellen, begründet Luther hauptsächlich damit, dass jede Gemeinde stets zusammengewürfelt sei von mehr oder weniger Gläubigen. Deshalb erfordere die Reformation des Glaubens Sanftmütigkeit und Liebe.

Er wendet sich ebenfalls gegen die Bilderstürmer und diejenigen, die möglichst alles aus der Kirche entfernen möchten. Luther hat nichts gegen Bilder, und der Musik gehört sogar seine große Liebe. Deshalb fordert er in dieser Sang und Klang. Er komponiert selbst Choräle, zupft die Laute und singt mit seinem hohen Bariton, denn die Musica vertreibe den Teufel „und machet die Leute fröhlich: man vergisset dabei alles Zorns, Unkeuschheit, Hoffart, und anderer Laster“.

Das Marburger Religionsgespräch

Das Marburger Religionsgespräch ist auf Veranlassung Philipps des Großmütigen von Hessen 1529 zustande gekommen. Es ist ein Treffen zwischen Luther, Melanchthon, Zwingli, Ökolampad u.a. In den 15 Marburger Artikeln wurden die Einheit und (im 15.) der Unterschied (Abendmahl) der beiden reformatorischen Bewegungen niedergelegt. Leider wurde es wieder einer, angeblich der vierte, der großen Rückschläge seit 1521. Ganz gewiss hat Luther seinem Mitreformator Zwingli Unrecht getan, wenn er ihn als „Sakramentierer“ mit den „Schwärmern“ auf eine Stufe stellt.

Im Abendmahl ist für Luther Brot und Wein wie ebenfalls auch Jesus selbst, etwas, was vor ihm kein Theologe zusammendenken konnte und wollte. Nach der katholischen Verwandlungslehre verlieren Brot und Wein ihren Charakter als Brot und Wein und verwandeln sich während der Einsetzungsworte wahrhaftig in Leib und Blut Christi. Für Luther aber ist beides vorhanden, Brot/Wein und Leib und Blut Christi. Dieser wohne im geweihten Brot wie die Glut im erhitzten Metall: „Sieh, das Eisen und Feuer, zwei Substanzen, werden in einem glühenden Eisen so vermischt, dass jeder Teil Eisen und Feuer ist. Warum kann nicht der verklärte Leib Christi viel eher ebenso in allen Teilen der Substanz des Brotes sein?“

Wichtig für unseren Zusammenhang ist die Tatsache, dass Luther der angeblichen Zwinglischen Entleerung des Altarsakraments eine Lehre entgegensetzt, die ihn fast katholisch erscheinen lässt. Er hatte einst die Umwandlungslehre (Transsubstantiation) des Hl. Thomas von Aquin mit großer Leidenschaft bekämpft, die besagt, dass Brot und Wein bei den Worten „Das ist mein Leib, mein Blut“ wirklich zu Fleisch und Blut Christi würden, zwar nicht äußerlich, wohl aber in ihrem Wesen. Jetzt hielt er aber selber daran fest, dass der wahre Leib und das wahre Blut des Herrn im Sakrament gegenwärtig seien. Der Gegensatz zu Thomas und zur Katholischen Kirche ist unendlich geringer als der zwischen Zwingli und ihm.

Die in Vorbereitung befindliche Bekenntnisschrift der Wittenberger für den Reichstag in Augsburg (1530) sollte, so will man Luthers Haltung auch rechtfertigen, mit keiner Rücksicht gegenüber der offen abweichenden Abendmahlslehre der Schweizer belastet werden. Der Kaiser kam den Ketzern schon weit genug entgegen, wenn er bereit war, mit ihnen zu verhandeln. Da wollte man ihn von lutherischer Seite nicht auch noch mit der Abendmahlslehre belasten. Das scheint mir jedoch etwas her gesucht. Leider ist Luther auf die Verwandlungslehre mit seinem Gewissen eingeschworen! Das Abendmahl ist für ihn wesentlich mehr als eine gemeinschaftlich gefeierte Erinnerung an das Leben und Sterben Jesu wie bei Zwingli.

Die Reichstage von Speyer und Augsburg. Das Augsburger Bekenntnis und die lutherischen Bekenntnisschriften

Die Reichstage zu Speyer 1526 und 1529

Der Reichstag zu Speyer 1526 wurde in Abwesenheit des Kaisers von dessen Bruder Ferdinand durchgeführt. Karl V. hatte sich bei der Vorbereitung verstärkt um die Klärung der Religionsfragen bemüht und wollte, dass die aufgestauten Wirren gelöst würden. Sein Ziel war es, die Ketzerei zu unterdrücken. Sein Bruder kann sich aber nicht behaupten. Die Evangelischen setzten den Beschluss durch, „dass sich jeder Reichsstand in Sachen des Wormser Ediktes (so) also gegen seine Untertanen verhalten sollte, wie er es gegen Gott und den Kaiser verantworten könne“. Das war wahrscheinlich weniger ein Ausdruck duldsamer Gesinnung als ein kaum verhülltes Eingeständnis, dass man sich nicht mehr einigen konnte.

Als der Kaiser im Jahre 1528 die Franzosen, die wieder vom Papst unterstützt worden waren, besiegt und seine Kriege beendet hatte, hatte er nun endlich den Rücken frei, um mit aller Entschiedenheit gegen die kirchlichen Neuerungen vorzugehen und den Beschluss von 1526 umstoßen zu lassen. Er berief deshalb für 1529 wieder einen Reichstag nach Speyer in der Hoffnung, die Uneinigkeiten zwischen der katholischen Mehrheit und der evangelischen Minderheit zu beenden.

König Ferdinand, der diesem Reichstag an des Kaisers Stelle vorstand, drohte mit der Reichsacht. Religiöse Neuerungen sollten bis zu einer großen Kirchenversammlung unter päpstlichem Vorsitz unterbleiben. Wer sich bis jetzt an das Wormser Edikt, diesen kaiserlichen Befehl, gehalten hatte, sollte dies auch fernerhin tun.

Von der katholischen Mehrheit wurde nun der Beschluss des Reichstages von 1526 aufgehoben und dagegen beschlossen, dass bis zur Entscheidung durch ein Konzil, im Notfall auch einer Nationalversammlung, alle Neuerungen in Religionsachen verboten sein sollten. Hierdurch sollte jede weitere Verbreitung der Reformation unmöglich gemacht werden.

Diese Auffassung, die wiederum kaum mehr als ein Festhalten am gegenwärtigen Zustand bedeutete, fand die Reichstagsmehrheit. Ferdinand forderte am 19. April 1529, dass die Unterlegenen der „ordentlich und gehörig behandelten (zustande gekommenen)“ Mehrheitsentscheidung folgen sollten.

Sechs Fürsten und 14 Reichsstädte, darunter Nürnberg und Straßburg, legten aber gegen diesen Beschluss Protest ein und erklärten: „So protestieren und bezeugen wir hiermit offen vor Gott, unserem alleinigen Erschaffer, Erhalter, Erlöser und Seligmacher, der allein unser aller Herzen erforscht und erkennt, auch demnach recht richten wird, auch vor allen Menschen und Kreaturen, dass wir (...) vermeinten (beschlossenen) Abschied nicht (...) billigen (anerkennen), sondern (...) für nichtig und unbündig halten.“ Wegen des Protestes nannte man sie Protestanten.

Augsb. Reichstag - Erarbeitung und Bedeutung des Augsburger Bekenntnisses

Kaiser Karl V. wollte diesen Streit friedlich beilegen. Dafür sollten die Evangelischen ein gemeinsames Glaubensbekenntnis vorlegen. Am 21. Januar 1530 lud er,

der sich gerade in Bologna in Italien zur Kaiserkrönung durch den Papst aufhielt, für den 8. April zu einem neuen Reichstag nach Augsburg ein. Karl, von Spanien aus anreisend, eröffnet ihn am 20. Juni und versucht, die Spaltung beizulegen. Gleichzeitig aber hatte er dem Papst zugesichert, die Ketzerei zu bekämpfen. Damit hatte er jedoch ein leichtfertiges Versprechen abgegeben. Seine Forderung, dass den lutherischen Geistlichen das Predigen verboten werde, lehnen die evangelischen Fürsten ab, falls nicht gleichzeitig auch den Gegnern das Predigen untersagt werde.

Kaum hatte der Kurfürst diese Einladung erhalten, ließ er seine Theologen nach Torgau, einer der Regierungsstädte, kommen, um die ungeklärten Glaubens- und Ordnungspunkte zusammenzustellen. Von Wittenberg waren es dorthin etwa 50 km, also ein guter Tagesfußmarsch. Wahrscheinlich aber sind die Reformatoren mit einem Planwagen dorthin gefahren. Hier arbeitete man nun über den „Torgauer Artikel“, die die erste Grundlage des „Augsburger Bekenntnisses“ wurden.

Der geächtete Ketzler Luther durfte in Augsburg nicht persönlich erscheinen und blieb stattdessen für ein halbes Jahr im südlichsten Zipfel der kursächsischen Gebiete, nämlich auf der Veste (Festung) Coburg. Von hier aus verfolgte er das Geschehen und unterstützte vor allem seinen Freund Melanchthon, dem die schwere Aufgabe zugefallen war, das Bekenntnis der Protestanten für den Reichstag auszuarbeiten und zu vertreten. Da dessen Überreichung schon am 24. Juni stattfinden sollte und ein Aufschub nicht zu erlangen war, arbeitete man fast Tag und Nacht an dem Text, dem die Schwabacher und die Torgauer Artikel zugrunde lagen.

Das grundlegende Bekenntnis der gesamten lutherischen Reformation wurde dieses 1530 von den evangelischen Fürsten und Städten dem Kaiser und dem Reich vorgestellte „Augsburger Bekenntnis“. In ihm hat Melanchthon die reformatorische Überzeugung in behutsamer und umsichtiger Weise in die Bekenntnisse der gesamten Christenheit eingeordnet. Damit wollte er zeigen, dass die Evangelischen nicht den Boden der katholischen Lehre verlassen haben. Es enthält 28 Artikel. In 21 Artikeln werden die Übereinstimmungen mit der Katholischen Kirche und in den letzten sieben die Abweichungen von dieser geschildert. Heikle Fragen, z.B. die das Papsttum betreffenden, ließ man unerwähnt.

Nur mit Mühe konnte der Kaiser bewegt werden, deren Verlesung zu gestatten. Noch im letzten Augenblick wollte er wenigstens die in Deutsch (nur lateinisch!) verhindern, damit möglichst wenige den Inhalt verstehen konnten. Der Kurfürst von Sachsen wies aber darauf hin, dass man sich im deutschen Sprachgebiet aufhalte.

Noch einmal versuchte der Kaiser nun Ausgleichsverhandlungen, bei denen Melanchthon geneigt war, in mehreren Punkten nachzugeben. Aber Luther schrieb ihm: „Ich höre, dass ihr das wunderliche Werk unternommen habt, den Papst und Luther zu vereinigen. Aber der Papst wird nicht wollen, und Luther verbittet sich's. Seht zu, dass ihr nicht gar frei eure Arbeit wegwerft. Seid nur tapfer und haltet euch männlich.“ Melanchthon entwarf nun auch eine Verteidigungsschrift (Apologie).

Der Eindruck, welchen diese Bekenntnisschrift hervorrief, war selbst bei Gegnern ein großer. Viele waren überrascht, etwas ganz anderes über die Lehre der Evangelischen zu erfahren, als sie sich gedacht hatten. Der Bischof von Augsburg

bekannte es laut und öffentlich: „Das ist wahr, das ist die lautere Wahrheit, wir können es nicht leugnen!“

Sogar Herzog Wilhelm von Bayern, ein bewusster Gegner der Protestanten, äußerte Eck gegenüber: „Man hat mir viel anders von des Luthers Lehre gesagt, denn ich in ihrem Bekenntnis gehört habe. Ihr habt mich auch wohl getröstet, dass ihre Lehre zu widerlegen sei.“ Als ihm Eck darauf antwortete: „Mit den (Kirchen)Vätern getraute ich's zu widerlegen, aber nicht mit der Schrift“, soll der Herzog erwidert haben: „So höre ich wohl, die Lutherischen sitzen in der Schrift und wir daneben.“

Der Kaiser meint, sich mit strengen Reichsentscheidungen und Anordnungen durchsetzen zu können, und die katholische Mehrheit erneuert das Wormser Edikt (Verbot aller Neuerungen. Reichsacht über Luther und seine Anhänger). Dr. Eck, der in Leipzig 1518 mit Karlstadt und Luther gestritten hatte, soll das Augsburger Bekenntnis widerlegen. Er stellt in einer Gegenschrift (Confutatio) 404 angebliche lutherische Irrtümer zusammen. Die Protestanten werden aufgefordert, sich zu fügen. Landgraf Philipp von Hessen reiste deshalb, trotz kaiserlichen Verbots, einfach heimlich ab. Eine Vernichtung des Protestantismus scheint bevorzustehen.

Das Augsburger Bekenntnis und die Apologie gehören zu den Bekenntnisschriften des Luthertums. Neben diese beiden Schriften, welche stärker die Ansichten Melanchthons vertreten, treten Luthers Katechismen von 1529 und seine Schmalkaldischen Artikel von 1537, welche das Zeugnis von der Errettung nur durch Christus schroff der römischen Lehre gegenüberstellen.

Nach Luthers Tod und dem Sieg des Kaisers im Schmalkaldischen Krieg gerät das Luthertum in starke Bedrängnis. Die inneren Zwistigkeiten konnten jedoch durch die Konkordienformel von 1577 beigelegt werden. Zusammen mit den drei altkirchlichen Bekenntnissen sind die der lutherischen Reformation 1580 im Konkordienbuch zusammengefasst. Das Augsburger Bekenntnis ist wichtig für die heutigen zwischenkirchlichen Bemühungen.

Einige Artikel aus dem Augsburger Bekenntnis:

Erstlich wird einträchtiglich gelehrt und gehalten, laut des Beschlusses Concilii Nicaeni (Konzil von Nicea, 325), dass ein einig göttlich Wesen sei, welches genannt wird und wahrhaftig ist Gott, und sind doch drei Personen in demselben einigen göttlichen Wesen, gleich gewaltig, gleich ewig, Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist, alle drei ein göttlich Wesen, ewig, ohne Stück (ungeteilt), ohne Ende, unermesslicher Macht, Weisheit und Güte, (alle drei zusammen) ein Schöpfer und Erhalter aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge. Und wird durch das Wort: Person verstanden nicht ein Stück (Teil, also drei voneinander unabhängige Personen), nicht eine (getrennte) Eigenschaft(en) in einem andern, sondern das selbst besteht, wie denn die Väter in dieser Sache dies Wort gebraucht haben. Deshalb werden verworfen alle Ketzereien, die diesem Artikel zuwider sind.

Weiter wird bei uns gelehrt, dass nach Adams Fall alle Menschen, so natürlich geboren werden, in Sünden empfangen und geboren werden, das ist, dass sie alle von Mutterleibe an voller böser Lust und Neigung sind und keine wahre Gottes-

furcht, keinen wahren Glauben an Gott von Natur haben können; dass auch dieselbe angeborene Seuche und Erbsünde wahrhaftig Sünde sei und verdamme alle die unter ewigen Gotteszorn (alle werden verdammt), so nicht durch die Taufe und heiligen Geist wiederum neu geboren werden. Es werden verworfen alle, so die Erbsünde nicht für Sünde halten, damit sie die Natur fromm mache(n) durch natürliche Kräfte (die also meinen, dass sie gut seien), zu Schmach dem Leiden und Verdienst Christi (damit verachten sie Christus).

Es wird also gelehrt, dass Gott der Sohn sei Mensch geworden, geboren aus der reinen Jungfrau Maria, und dass die zwei Naturen, göttliche und menschliche, in einer Person also unzertrennlich vereinigt, ein Christus sind, welcher wahrer Gott und Mensch ist, wahrhaftig geboren, gelitten, gekreuzigt, gestorben und begraben, dass Er ein Opfer wäre, nicht allein für die Erbsünde, sondern auch für alle andere Sünde, und Gottes Zorn versöhnt (beseitigt), dass also derselbige Christus sei abgestiegen zur Hölle, wahrhaftig am dritten Tag von den Toten auferstanden, aufgefahrgen Himmel, sitzend zur Rechten Gottes, dass Er ewig herrsche über alle Kreaturen und regiere, dass Er alle, so an ihn glauben, durch den heiligen Geist heilige, reinige, stärke und tröste, ihnen auch Leben und allerlei Gaben und Güter austerteile und wider den Teufel und wider die Sünde schütze und schirme. Dass also derselbige Herr Christus endlich wird öffentlich kommen, zu richten die Lebendigen und die Toten usw., laut des Symboli Apostolorum (Apostol. Glaubensbekenntnis).

Weiter wird gelehrt, dass wir Vergebung der Sünden und Gerechtigkeit vor Gott nicht erlangen mögen durch unser Verdienst, Werk und Genugtun, sondern dass wir Vergebung der Sünden bekommen und vor Gott gerecht werden, aus Gnaden um Christi willen, durch den Glauben, so wir glauben, dass Christus für uns gelitten hat, und dass uns um seinetwillen die Sünde vergeben, Gerechtigkeit und ewiges Leben geschenkt wird. Denn diesen Glauben will Gott für Gerechtigkeit vor ihm halten und zurechnen (annehmen), wie St. Paulus sagt Römer 3. und 4. Kapitel.

Solchen Glauben zu erlangen, hat Gott das Predigtamt eingesetzt, Evangelium und Sakrament gegeben, dadurch Er als durch Mittel den heiligen Geist gibt, welcher den Glauben, wo und wenn er will, in denen, so das Evangelium hören, wirkt, welches da lehrt, dass wir durch Christi Verdienst, nicht durch unser Verdienst einen gnädigen Gott haben, so wir solches glauben. Und werden verdammt die Wiedertäufer und andere, so lehren, dass wir ohne das leibliche (tatsächliche) Wort des Evangeliums, den heiligen Geist durch eigene Bereitung, Gedanken und Werke (durch eigenes Tun) erlangen. - Auch wird gelehrt, dass solcher Glaube gute Früchte und gute Werke bringen soll, und dass man müsse gute Werke tun, allerlei, so Gott geboten hat, um Gottes willen, doch nicht auf solche Werke zu vertrauen, dadurch Gnade vor Gott zu verdienen. Denn wir empfangen Vergebung der Sünde und Gerechtigkeit durch den Glauben an Christus.

Es wird auch gelehrt, dass allezeit müsse eine heilige christliche Kirche sein und bleiben, welche ist die Versammlung (Gemeinschaft) aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut des Evangeliums gereicht werden. - Von der Taufe wird gelehrt, dass sie nötig sei, und dass dadurch

Gnade angeboten werde, dass man auch die Kinder taufen soll, welche durch solche Taufe Gott überantwortet und gefällig werden. Deshalb werden die Wiedertäufer verworfen, welche lehren, dass die Kindertaufe nicht recht sei. - Vom Abendmahl des Herrn wird also gelehrt, dass wahrer Leib und Blut Christi wahrhaftig unter der Gestalt des Brotes und Weines im Abendmahl gegenwärtig sei und da ausgeteilt und genommen wird. Deshalb wird auch die Gegenlehre verworfen.

Vom Kirchenrecht wird gelehrt, dass niemand in den Kirchen öffentlich lehren oder predigen, oder Sakrament reichen soll, ohne ordentlichen Beruf.

Auch wird gelehrt, dass unser Herr Jesus Christus am Jüngsten Tage kommen wird zu richten (Endgericht) und alle Toten auferwecken, den Gläubigen und Auserwählten ewiges Leben und ewige Freude geben, die gottlosen Menschen aber und die Teufel in die Hölle und ewige Strafe verdammen. Deshalb werden die Wiedertäufer verworfen, so lehren, dass die Teufel und verdamnten Menschen nicht ewige Pein und Qual haben werden.

Der Schmalkaldische Bund. Der Krieg. Der Augsburger Religionsfriede

Zur Durchführung des Wormser Erlasses (Verbot alle Neuerungen) verbanden sich 1524/25 katholisch gebliebene Reichsstände (Gebiete) im „Regensburger“ und „Dessauer Bund“. Die dadurch bedrohten evangelischen Länder, besonders Kursachsen und Hessen, schlossen daraufhin 1526 den „Magdeburger Bund“.

Nach dem Augsburger Reichstag 1530 wurde ihnen immer deutlicher, in welcher Gefahr sie schwebten. Schon hatte das Reichskammergericht damit begonnen, gegen sie wegen der Beschlagnehmung kirchlicher Besitzungen vorzugehen. Da versuchte sich ein großer Teil von diesen 1531 in Schmalkalden (am Südrand des Thüringer Waldes gelegen, damals zu Hessen gehörig) durch ein gemeinsames Schutz- und Trutzbündnis abzusichern. Es hatte Verhandlungen gegeben, die lange gedauert hatten und sehr schwierig gewesen waren, denn immerhin war es ein Bündnis gegen den Kaiser.

Mit diesem Schmalkaldischen Bund hatten sich die Fürsten und Städte nun aber ein Instrument zur Durchsetzung ihrer Interessen geschaffen. Er soll eine Vermittlungspolitik mit dem Kaiser und der Reichstagsmehrheit betreiben. Gleichzeitig soll der Ausbau der evangelischen Bekenntnisgemeinschaft gefördert werden. Sollte einer von ihnen sich vor dem Kammergericht wegen der Enteignung von Kirchengut zu verantworten haben, wie es ja der Reichstagsbeschluss von 1530 vorsah, so wollten die anderen ihm beistehen.

Auch verpflichteten sie sich zur gemeinsamen Verteidigung gegen jeden, der einen von ihnen wegen seines Bekenntnisses angreifen würde. Laut Bundesverfassung sollten jederzeit 2.000 Reiter und 10.000 Mann Fußvolk bereitstehen. Weil man sich aber nicht auf eine gemeinsame Führung einigen konnte, sollten der sächsische Kurfürst und der hessische Landgraf abwechselnd als Bundeshauptleute das Bündnis leiten. Die reformierten Schweizer Städte Basel, Bern und Zürich wurden

leider nicht in dies Bündnis aufgenommen. Frankreich, England und Dänemark interessierten sich lebhaft für diese neue Machtgruppe, sicherlich weil dadurch das Reich geschwächt wurde.

Immer mehr Fürsten und Städte schlossen sich diesem Verteidigungsbündnis an. Selbst das erzkatholische Bayern trat bei. Die religiösen Fragen, so wichtig man sie zuerst genommen hatte, mussten einer Verteidigungslinie gegen die habsburgische Erbmonarchie weichen. Luther, Melanchthon und den anderen Reformatoren war nicht ganz wohl bei dem Gedanken, dass das Evangelium mit dem Schwert verteidigt werden sollte. Außerdem lehnten sie, die die Bauernkriege gerade erst hinter sich hatten, es ab, dass man sich gegen die Obrigkeit, also den Kaiser, erhebe. Hatte nicht Paulus geschrieben: „Seid untertan der Obrigkeit“, und sei nicht von Jesus die Anweisung überliefert: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist“.

Die Bedenken Luthers und Melanchthons gegen ein derartiges militärisches Bündnis wurden aber durch Gutachten der sächsischen Juristen entkräftet, denn diese erklärten nun: Die Obrigkeit sei nicht der Kaiser, sondern die Fürsten, denn bei diesen sei die Herrschaft erblich, nicht jedoch beim Kaiser. Der müsse jedes Mal neu gewählt werden, anders als zu den Zeiten von Jesus und Paulus (Dies dürfte nicht ganz stimmen).

Diese „rechtliche“ Sicht sollte nun über die Bibelauslegung der Theologen siegen! Diese mussten jetzt umdenken. Außerdem behielten die Politiker nun die Oberhand über die Theologen, denn der Fortgang und das Schicksal der Reformation hingen nicht mehr an Luther und seinen Mitkämpfern, sondern wurden durch die Fürsten entschieden. Ein Gutachten von Luther und seinesgleichen erklärte schließlich, dass man das Recht zum bewaffneten Widerstand habe, wenn der Kaiser die Verfassung bräche.

Der Kaiser war über diesen gegen ihn gerichteten Zusammenschluss nicht so glücklich, denn er brauchte die Hilfe der Protestanten gegen die Türken, die gerade jetzt wieder Wien bedrohten. Deshalb musste er 1532 im Nürnberger Religionsfrieden (Nürnberger Anstand) diesen erst einmal freie Religionsausübung zugestehen. Die anstehenden Klärungen wurden weiterhin bis auf ein vom Papst einzuberufendes Konzil verschoben. Diesen Religionsfrieden darf man aber als einen Sieg der Protestanten über den Kaiser bezeichnen. Zum ersten Mal hatte dieser seine Ablehnung den Ketzern gegenüber aufgegeben und sich, wenn auch widerstrebend, zu einer förmlichen Anerkennung durchringen müssen. Dies führte dann zu einer Ausweitung des Protestantismus im deutschsprachigen Raum und darüber hinaus. Im Norden Deutschlands haben die Protestanten bereits die Mehrheit.

Karl V. will aber die Selbständigkeit der Reichsstände brechen und schließt deshalb 1546 gegen sie mit dem Papst einen Vertrag. Dieser verpflichtet sich zu gewaltigen Geldzahlungen für den Fall, dass Karl gegen die protestantischen Fürsten vorgeht, und stellt Truppen zur Verfügung. Nachdem sich nun die katholischen Fürsten, die sich den Schmalkaldenern angeschlossen hatten, von diesem Bündnis getrennt hatten, erklärte Karl V. am 16./17. Juni 1546 deren Hauptmächten Kur-

sachsen und Hessen den Krieg, um die kirchliche Einheit wieder herzustellen. Die kaiserliche Reichsacht gegen diese beiden Fürsten wurde dann im August verhängt.

Die weit überlegenen Schmalkaldener stellten sich Karl mit 57.000 Mann an der Donau entgegen. Auf den geplanten sofortigen aussichtsreichen Angriff wurde aber wegen der Uneinigkeit in der Bündnisführung verzichtet. Außerdem wollte Bayern sich gleich zu Anfang aus diesem Kampf heraushalten. Hinzu kam, dass sich Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen wegen des Einfalls des Herzogs Moritz von Sachsen in sein Land zur Rückkehr gezwungen sah. Dieser, als ehrgeizig bekannt, hatte sich nämlich auf die Seite des Kaisers geschlagen, weil dieser ihm die Kurwürde versprochen hatte. Dadurch handelt er sich den „ehrvollen“ Titel „Judas (Verräter Jesu) von Meißen“ ein. Ohne Entscheidungsschlacht brachen die Schmalkaldener deshalb ihren Aufenthalt bei Giengen (35 km nordöstlich von Ulm) ab.

Karl V. zieht nun mit seinem aus Spaniern und Italienern gebildeten Heere nach Sachsen und schlägt am 24. April 1547 in der entscheidenden Schlacht bei Mühlberg an der Elbe (60 km östlich von Leipzig) den Kurfürsten und nimmt ihn gefangen. Die Kurwürde und die Kurländer kommen nun an Herzog Moritz. Die ernestini-sche Linie behält nur die thüringischen Gebiete. Die Schmalkaldener werden daraufhin mit schweren Strafen und Zahlungen belegt, und ihr Bündnis wird aufgelöst.

Die meisten süddeutschen Städte dieses Bündnisses ergaben sich bald dem Kaiser, während niederdeutsche Truppen und Kursachsen noch 1547 bei Drakenburg (an der Weser, zwischen Hannover und Bremen) ein kaiserliches Heer besiegten und Konstanz am Bodensee einen Überfall kaiserlicher Truppen abwehrte.

Kriegsmüde unterwarf sich auch der hessische Landgraf freiwillig dem Kaiser und wird gefangen gehalten. Dieser steht nun auf dem Höhepunkt seiner Macht und am Ziel seiner Wünsche. Die anfänglichen Gemeinsamkeiten der Schmalkaldener waren also sehr schnell zerbröckelt, besonders weil sich der Krieg in einen kostspieligen Bewegungskrieg ohne erkennbare Entscheidungen entwickelt hatte.

Der Kaiser zwingt den Protestanten daraufhin 1548 beim Reichstag zu Augsburg das „Augsburger Interim“ (Übergangslösung) auf. Alle Neuerungen müssen rückgängig gemacht werden, nur die Priesterehe und der Laienkelch beim Abendmahl (jeder darf trinken) werden ihnen vorläufig als besondere Zugeständnisse gelassen. Diese vorläufige Regelung wird im Süden Deutschlands gewaltsam durchgesetzt. Der Norden wehrt sich beharrlich, vor allem Magdeburg, das 1550/51 eine Belagerung über sich ergehen lassen muss.

Wenn auch die Schmalkadener diesen Krieg verloren haben, so fand doch die evangelische Partei später unerwarteten Schutz bei Moritz von Sachsen, der sich nun wieder zusammen mit Frankreich gegen den Kaiser erhob.

Der Augsburger Religionsfriede von 1555 ist eine Abmachung aller Fürsten untereinander, dass keiner gegen einen anderen wegen dessen Bekenntnis gewaltsam vorgehen dürfe. Damit erhalten die Landesherren und freien Städte, die sich zur Augsburger Konfession bekennen, noch nicht die Reformierten, Religionsfreiheit und das Recht, in ihren Gebieten Veränderungen vorzunehmen. Die für die unabhängigen Städte getroffene Regelung, dass hier beide Bekenntnisse neben-

einander bestehen dürfen, dient hauptsächlich dem Schutz katholischer Einrichtungen. Dies ist freilich als ein Anfang echter Bekenntnisfreiheit anzusehen. Religionsfreiheit für den einzelnen in den Fürstentümern ist dagegen leider nur soweit gegeben, als es ihm freigestellt ist, auszuwandern.

Zum Vorteil der Katholischen Kirche ist der „geistliche Vorbehalt“ (Sonderregelung), dass nämlich Fürstbischöfe, Bischöfe und Kloster-Äbte, die protestantisch werden, ihr Amt, ihr Gebiet und ihre Einkünfte verlieren. Sie durften also nicht als evangelische Amtsinhaber weiterhin ihre Gebiete und Besitzungen führen. Diese blieben vielmehr katholisch. Hiervon wollten die protestantischen Fürsten freilich nichts wissen, denn dadurch würde ihnen Kirchengut vorenthalten werden.

Die Evangelischen fügten sich aber dieser Bestimmung, indem sie die Forderung stellten, dass evangelische Untertanen in katholischen Gebieten bei ihrem Bekenntnis bleiben dürften. Diese in einer besonderen Urkunde gegebene Zusicherung wird jedoch nicht in den Augsburger Religionsfrieden übernommen. Durch diesen wird dann auch automatisch die Herrschaft der einzelnen Fürsten über die Einheit des Reiches gestellt. Der Friedensschluss soll endgültig sein. Seine Schwächen und Mängel sind jedoch so groß, dass sich von ihnen her bereits die Katastrophe des 30jährigen Krieges mit erklärt.

Die Schweizer Reformatoren

Huldreich Zwingli

Huldreich Zwingli wurde am 1. Januar 1484, also etwa zwei Monate nach Luther, in der Grafschaft Toggenburg in der Schweiz geboren. Mit zehn Jahren kommt er nach Basel in die Schule, dann nach Bern, wo er in die griechischen und lateinischen Schriftsteller des Altertums eingeführt wird. Seine humanistische Ausbildung wird auf den Universitäten in Wien, wohin er mit 14 Jahren geht, und Basel (1502-1506) vertieft. Hier beendete er auch seine Studien als Magister (Meister) der freien Künste. - Es will beachtet sein, dass der junge Zwingli im Unterschied zu Luther Schüler des Alten Weges war, also Schüler der von Thomas von Aquin (Kirchenvater) geprägten aristotelischen (Aristoteles, Griechen) Schule.

Die Gemeinde in Glarus (50 km südöstlich von Zürich) wählte den 22jährigen zum Pfarrer (1506-16). Von hier aus zieht er mehrfach als Feldprediger für den Papst in den Krieg. Danach, bis 1518, wird er Pfarrer im Wallfahrtsort Maria-Einsiedeln (35 km südöstlich von Zürich). Bei seinen Predigten vor Tausenden von Zuhörern wendet er sich unabhängig von Luther gegen gewisse katholische Gebräuche, gegen die Wallfahrten und vor allem gegen den Ablasshandel. Ohne Scheu predigt er, dass die Vergebung der Sünden nicht durch die Jungfrau Maria, sondern allein durch Christus vermittelt werden könne.

Die Jahre von 1506 bis 1518 sind bei ihm durch den Einfluss des Humanismus gekennzeichnet. Es bestanden enge Beziehungen zu Erasmus von Rotterdam und zu dessen Gruppe in Basel. Seit Dezember 1518 wirkt er als Leutpriester am Großmünster von Zürich. Dieser war im Mittelalter ein Geistlicher, der für den nicht anwesenden Amtsinhaber tätig war. Diesen Dienst beginnt er mit fortlaufenden Predigten über das Matthäus-Evangelium. Danach legte er die biblischen Bücher der Reihe nach aus. Von Zürich aus verbreitet sich die von ihm eingeleitete Reformation nach Basel, St. Gallen, Schaffhausen, Solothurn, Bern und in weitere Teile der deutschsprachigen Schweiz.

Zusätzlich zur Beschäftigung mit den Schriftstellern des Altertums und mit den Kirchenvätern kam nun bei ihm die mit Paulus. Auf Luther war er schon gegen Ende seiner Tätigkeit in Einsiedeln, also 1518, aufmerksam geworden. Was von diesem auf dem Büchermarkt erhältlich war, fand seinen Weg auch zu ihm. Zwingli kennt die Aktivitäten Luthers und wird von ihnen mitgerissen. Dessen theologischer Einfluss auf ihn blieb jedoch gering. Als humanistischer Reformator nahm er auch zu kirchlichen und politischen Fragen seiner Zeit Stellung und wandte sich, weil er sein Vaterland liebte, leidenschaftlich gegen die Teilnahme schweizerischer Soldaten an auswärtigen Kriegen.

Aus seiner schweren inneren Krise, die sich allmählich angebahnt hatte, ging er um die Mitte des Jahres 1520 als ein anderer hervor. Er erkannte, dass (angeblich) Gottes Handeln in Christus als der Versöhner und Erlöser allein Neues schaffen könne. Bald bestimmt die überragende Bedeutung von Christus sein Denken. Im Gegensatz zu Erasmus lehnte er deshalb auch, ebenso wie Luther, den freien Willen und damit die Möglichkeit, selber etwas für seine ewige Seligkeit tun zu können, ab. Das Heil in Christus sei allein göttliche Gnade, man könne nichts dafür tun. Der Glaube werde durch den Heiligen Geist bewirkt. Die von Christus Erwählten würden gerettet. Größten Nachdruck legte er darauf, dass der Glaube das freudige Tun des göttlichen Willens zur Folge habe. Wir entdecken also viele Ähnlichkeiten zu Luther. Trotzdem ist Zwingli ein eigenständiger Reformator.

Sein Bruch mit dem Humanismus hing mit dem stets tiefer greifenden Umgang mit der Bibel, der zunehmenden Wertschätzung von Augustinus und der Erkenntnis der Aussichtslosigkeit des Erasmus-Programms zusammen. Mit großer Kraft und Vollmacht rief er die frohe Botschaft ins Volk hinein, das sich um seine Kanzel scharte. Das Wort Gottes sei die große Hoffnung für Kirche, Volk und Staat.

Die Folgen von Zwinglis Predigten blieben nicht aus. Als erste Schweizer Stadt lehnte Zürich das Ausleihen von Soldaten ab. Aufgrund seiner Anregung beachten einige Bürger auch die bestehenden Fastengebote nicht und erregen dadurch Anstoß. Daraufhin schreibt er 1522 als seine erste reformatorische Schrift „Vom Erkießen (Auswählen) der Freiheit der Speisen“, worin er behandelt, dass der Christ nicht an Äußerlichkeiten gebunden sei, um Gottes Gnade zu erlangen. Er betont: Wer im Fasten und anderen Werken seine Gerechtigkeit suche, zeige Mangel an echtem Gottvertrauen. Die Nichtbeachtung der Fastengebote des Buchdruckers Froschauer rief dann den Protest der bischöflichen Verwaltung in Konstanz hervor.

Weil es durch ihn zu einer Ablehnung der Bilder in den Kirchen und des katholischen Gottesdienstes gekommen war, kam es deswegen am 26.-28. Oktober 1523 zu einer öffentlichen Auseinandersetzung. Noch im Jahre 1523 übernahm der Rat der Stadt Zürich erst einmal die Meinung Zwinglis, unter dessen willensstarker Leitung Kirche und Obrigkeit standen. Er entschied auch, dass Zwingli erst einmal mit seinem Predigen fortfahren solle. Damit war freilich die kirchliche Oberhoheit dem Bischof entzogen worden, denn der Rat hatte sie jetzt für die Stadt übernommen.

Gegen den starken Widerstand in der Bevölkerung schaffte der Rat auf Drängen Zwinglis und seiner Freunde nun auch die katholische Gottesdienstform, die Umzüge (Prozessionen), die Reliquienverehrung (Überreste der Heiligen) und die Heiligtage ab. Die Kreuze, die Bilder, der Schmuck, die Kostbarkeiten und die Orgeln werden im Sommer 1524 aus den Kirchen geräumt. Die bemalten Mauern wurden übertüncht. Die Einsiedler Wallfahrt am Pfingstmontag hörte auf. Die Klöster der Stadt entvölkerten sich. Auf Kirchenlied und Orgel verzichtete der musikalisch sehr begabte Zwingli wegen des früheren Missbrauchs. Die Gottesdienste bestehen nur aus der Schriftlesung, der Predigt und dem Gebet. Hauptsächlich das Wort solle zur Geltung kommen. Es handelt sich also nicht um wilde Bilderstürmerei. Es ist klar, dass Zwingli nicht nur Zuspruch erfährt.

Im April 1524 heiratet er Anna Reinhard, eine Witwe. In kurzer Folge treten etliche Geistliche, Priester, Mönche und Nonnen in den Ehestand.

Der Rat der Stadt Zürich übernimmt also die Kirchenleitung, denn die Verflechtung von Christen- und Bürgergemeinde entsprach den Vorstellungen Zwinglis. Beide hätten dem Willen Gottes zu gehorchen. Dieser sollte in Zürich alles bestimmen.

Unter Zwinglis Leitung wird für die Einhaltung einer strengen Kirchenzucht gesorgt. Karten- und Würfelspiel werden untersagt und die Wirtshäuser abends um neun Uhr geschlossen. Das Tragen von Silber- und Goldschmuck und das von Samt, Seide und ausgeschnittenen Schuhen wird verboten. Ein unordentlicher Lebenswandel wird mit dem Verlust aller kirchlichen und bürgerlichen Rechte bestraft. Auch richtet Zwingli eine Sittenpolizei ein, die den Lebenswandel der Bürger überwacht, Liebespaare belauscht und die späte Heimkehr von Ehemännern ans Gericht meldet. Klöster werden nun auch aufgehoben, und die, die am alten Glauben festhalten wollen, aus der Stadtgemeinschaft ausgeschlossen.

1525 führte der Rat der Stadt Zürich offiziell die Reformation ein. Das begrüßte Zwingli, räumte er doch der „christlichen“ Obrigkeit das Recht ein, an Stelle der Glaubensgemeinde zu handeln. Ein Sitten- und Ehegericht, das erste der Reformation, sorgte nun für Zucht und Ordnung. Es galt nicht nur in der Schweiz als vorbildlich, sondern auch in den süddeutschen Städten. Gleichzeitig belegte Zwingli aber auch die Kirche mit dem Aufsichtsrecht über den Staat, weil das Wort Gottes über dem Volke und der Obrigkeit stehe.

Am Gründonnerstag (vor Ostern) 1525 feierte man in Zürich zum ersten Male „evangelisches“ Abendmahl im Anschluss an die Predigt. Dieses sollte an das Opfer Jesu erinnern und ein Ausdruck des Dankes und der Freude sein. Beim Abendmahl gehen hölzerne Schüsseln mit ungesäuertem Brot von Hand zu Hand. Die Umwand-

lung in den Leib Christi und dessen leibliche Gegenwart im Brot wie bei den Katholiken und bei Luther schloss das Zwinglische Abendmahlsverständnis aus.

Zwingli wollte nichts anderes, als die Bibel auszulegen. Sie ist ihm Grundlage und Richtschnur des Glaubens, der Theologie und des kirchlichen Handelns. Er steht auf dem Boden der Trinitätslehre (Dreieinigkeit). Seine Aussagen über Gott kreisen um Gottes Heiligkeit und Freiheit. Dieser hat alles in seinen Händen und schenkt die Gnade, wem er will. Auch die Vorherbestimmung und Erwählung liegen allein bei ihm. Diese völlige Unabhängigkeit Gottes anzuerkennen und anzunehmen sei echter Glaube. Das Vergeben der menschlichen Sünden wird bei Zwingli sehr ernst genommen. Der Versuch von Dr. Eck 1526 in Baden (Markgrafschaft von Basel bis Heidelberg), der dort den theologischen Kampf gegen Zwingli führen und das Edikt von Worms (Reichsacht) auf diesen übertragen möchte, scheiterte.

Unter Zwinglis Einfluss machte die Reformation in der Ostschweiz rasche Fortschritte. Doch riefen die Verpflichtung zum Gottesdienst- und Abendmahlsbesuch, das Verbot, auswärts an Gottesdiensten teilzunehmen, die Bevormundung des persönlichen Lebens und die Missachtung der religiösen und politischen Gegner zunehmenden Widerspruch hervor.

Auch sahen Zwingli und der Rat von Zürich durch die Bildung der Täuferbewegung (Erwachsenentaufe) im nahen Zollikon das Werk der Reformation von innen her gefährdet. Diese verwarf die Kindertaufe und forderte die Glaubenstaufe. Sie lehnte auch die Verbindung von Kirche und christlichem Staat ab, was in Zürich die Grundlagen des kirchlichen Aufbaus war. Man glaubte sich daher zu Gewaltmaßnahmen gegen die Täufer verpflichtet, obwohl auch diese in der Bibel die Grundlage ihres Glaubens sahen.

Am 8. April 1528 fand in Zürich das erste Religionsgespräch statt. 67 Thesen enthielten Zwinglis Reformationsprogramm. Fragt man nach der Mitte seiner Theologie, dann muss man antworten: Christus im Sinne Luthers, Calvins und Bullingers (Schweizer Reformator, Nachfolger Zwinglis). Er als der wirkliche Gottessohn habe die Menschen wegen seiner Sündlosigkeit und durch seinen Kreuzestod von der Höllestrafe erlöst und mit Gott versöhnt. Er sei der Führer der Menschheit.

Die schwierige religionspolitische Lage im Reich und in der Schweiz führte zu einer Kontaktaufnahme zwischen Landgraf Philipp von Hessen, dessen Anliegen es war, alle evangelischen Staaten zum Schutze der Reformation zu vereinigen, und Zwingli. Dazu aber war eine Übereinstimmung von Luther und Zwingli notwendig. Das Bündnis sollte auf dem Boden eines gemeinsamen Bekenntnisses stehen.

Das Marburger Religionsgespräch von 1529 sollte nun zu einer Verständigung führen. Seine Sakramentslehre hatte Zwingli in der Auseinandersetzung mit den Täufern und mit Luther entwickelt. Die Taufe sei das Bundeszeichen des Volkes Gottes (Gott habe mit jedem einzelnen einen Bund geschlossen). Beim Abendmahl lehrte der spätere Zwingli die Gegenwart Christi im Glauben der Gemeinde, nicht im Brot und Wein. Es kommt zu keiner Einigung in der Abendmahlslehre.

Der Plan des Bündnisses scheiterte. Der Reichstag von Augsburg 1530 machte den Riss zwischen Wittenberg und Zürich ganz deutlich. Die Reformierten wurden

nicht in das Augsburger Bekenntnis eingebunden. Deshalb hatte auch Zwingli dem Kaiser sein persönliches Bekenntnis, die fidei ratio (Vernünftigkeit des Glaubens), zukommen lassen. Dieses wurde jedoch überhaupt nicht beachtet. - Auch die folgenden Verhandlungen wegen des Beitritts der Schweizer zum Schmalkaldischen Bund zerschlugen sich. Ein gemeinsames europäisches Schutzbündnis der Evangelischen kam also leider nicht zustande.

Bald darauf schließen sich zehn weitere schweizerische Geistliche aus anderen Städten Zwingli an. Sie richten an den zuständigen Bischof von Konstanz eine Schrift mit der Bitte, er möge die Predigt des Evangeliums nicht behindern und die Priesterehe gestatten. Der Rat von Zürich schließt sich dieser Bitte mit seinen 67 Thesen an. Das bedeutet den endgültigen Sieg der Reformation in Zürich.

Ständig finden sich nun neue Gesinnungsgefährten und Mitläufer ein. In Basel predigt Johann Oekolampadius die neue Lehre, und in St. Gallen verkündet Johann Keßler das Evangelium. 1529 lag auch die Züricher Bibel mit Altem- und Neuem Testament vor, 5 Jahre vor Luthers vollständiger Bibelausgabe. Die Schweizer Reformatoren hatten jedoch die deutsche Lutherbibel als Grundlage für ihre Ausgaben übernommen und nur das neu übersetzt, was Luther noch nicht fertig hatte.

Auf die Züricher Reformation und auf die Gegnerschaft Zürichs zum Papst und zum Konstanzer Bischof reagierten die fünf am Vierwaldstätter See gelegenen inneren Orte der Schweiz, die Urkantone Luzern, Zug, Uri, Schwyz und Unterwalden, mit einem Bündnis. Sie hielten am alten Glauben fest und schlossen mit Ferdinand von Österreich ein Bündnis zum Schutz des Katholizismus. Es kommt zu unnötigen Konflikten. In Schwyz wurde z.B. der Hilfsprediger Kaiser als Ketzer verbrannt.

Die Spannungen zwischen diesen beiden Bekenntnislagern drängten zu einem Krieg. Dadurch wird die weitere Entwicklung der Reformation in diesem Großraum unterbrochen. Im Juli 1529 erklärte Zürich dann den Krieg an die inneren Schweizer Orte. Ein Entgegenkommen von beiden Seiten verhinderte aber das Blutvergießen.

Die von Zwingli dann abgelehnte, von Bern aber befürwortete Sperrung der Nahrungsmittelzufuhr für diese Städte führte daraufhin zu einer Kriegserklärung von katholischer Seite. Diese überfällt am 31. Oktober 1531 die unvorbereiteten Züricher, die in der Schlacht von Kappel eine Niederlage erleiden. Zwingli ist als Feldgeistlicher unter ihnen und wird durch einen Stein zu Boden geschleudert. Ein Söldner versetzt ihm daraufhin den Todesstoß und sagt: „So stirb, du verstockter Ketzer“. Am Tag darauf wird seine Leiche gevierteilt, verbrannt und im Wind verstreut.

Johannes Calvin

Calvin wird 1509, 26 Jahre nach Luther, in Noyon im Département (Bezirk) Oise, nördlich von Paris gelegen, geboren. Er wächst in einer adeligen Familie auf. Sein Vater, der bischöflicher Beamter ist, will zuerst, dass sein Sohn Geistlicher, später aber, dass er Jurist wird. Calvin wendet sich mit großem Eifer dem Studium der

Rechtswissenschaften zu und studiert an den Universitäten Paris, Orleans und Bourges (200 km südl. von Paris). Mit 19 Jahren macht er seinen Doktor.

Er beschreibt seinen Werdegang so: „Seit meiner frühen Kindheit hatte mein Vater mich für die Theologie bestimmt. Doch später erkannte er, dass die Rechtswissenschaft viel Geld einbringt. Diese Erwägung stimmte ihn plötzlich um. Deshalb musste ich das Studium der Philosophie (Theologie) aufgeben und die Gesetze studieren. Obwohl ich mir dabei, um meinem Vater gehorsam zu sein, redlich Mühe gab, ließ mich die unerforschte Vorsehung Gottes zuletzt doch noch einen anderen Weg einschlagen.

Weil ich stur am Aberglauben des Papsttums festgehalten hatte, war es ein hartes Stück Arbeit, mich aus diesem abgrundtiefen Sumpf herauszuziehen. Gott bezwang jedoch durch eine plötzliche Bekehrung mein Herz, das in meinem jugendlichen Alter noch völlig verstockt war, und machte es sich gefügig. Als ich erst einmal den wahren Glauben kennen gelernt und Geschmack daran gefunden hatte, erfasste mich das glühende Verlangen, meine Kenntnisse darin zu vertiefen. Obwohl ich meine übrigen Studien auch keineswegs aufgab, so vernachlässigte ich sie jedoch.

Zu meiner großen Verwunderung scharten sich noch vor der ersten Jahreswende alle, die sich nach einer gesünderen Glaubenslehre sehnten, um mich, um von mir zu lernen. Dabei stand ich doch selbst sozusagen noch erst am Anfang. Da ich aber von Natur aus scheu und schüchtern bin und die Abgeschiedenheit und Stille immer geliebt habe, suchte ich nun Mittel und Wege, wie ich mich von den Leuten zurückziehen könnte. Doch diesen Wunsch zu erfüllen, gelang mir nicht.

Im Gegenteil: Jede Zufluchtsstätte und jeder abgeschiedene Ort wurden sozusagen eine öffentliche Schule. Obwohl ich immer danach strebte, als unbekannter Privatmann zu leben, hat Gott mich doch immer wieder auf die Wanderschaft geschickt. Er hat mich in vielfache Auseinandersetzungen hineingerissen und mich nirgends zur Ruhe kommen lassen, bis er mich, ganz gegen meine Natur, ins Licht der Öffentlichkeit stellte und mir meine Lebensaufgabe zwies.“

Nach dem Tode seines Vaters kehrte Calvin nach Paris zurück, um das Studium der Theologie fortzusetzen. Dabei lernt er die Schriften Luthers kennen. Er schließt sich wahrscheinlich 1533 der evangelischen Sache an und setzt sich daraufhin offen für seine neue religiöse Überzeugung ein. - Weil er in Frankreich Verfolgungen ausgesetzt war, verließ er Paris. Ein Jahr verbringt er in unsteter Wanderschaft in Südfrankreich und flieht dann um die Jahreswende 1534/35 nach Basel.

Hier veröffentlichte der 25jährige 1536 seine „Institutio religionis Christianae“ (Unterricht in der christlichen Religion), eine Darstellung des reformatorisch-christlichen Glaubens, zuerst lateinisch, dann französisch. In der Gliederung lehnte er sich an die Katechismen Luthers an. Dieses Buch machte ihn in der protestantischen Welt berühmt. Er widmete es dem französischen König Franz I., der die Andersgläubigen in seinem Lande verfolgte. Er wollte damit erreichen, dass man erkennt, wie wenig gerechtfertigt dessen Vorgehen war.

Calvin ging es um die unumschränkte Selbstherrlichkeit und Ehre Gottes. Wegen seiner Auffassung von dessen völliger Freiheit und dessen alles umfassenden

Macht ergibt sich für ihn die Überzeugung, dass Gott es ist, der entscheidet, ob der Mensch in den Himmel oder in die Hölle komme. Der Mensch habe keinen Einfluss darauf. Man redet hierbei von Vorherbestimmung (Prädestination). Calvin erklärt: „Gott erbarme sich, wessen er will. Und wen er will, den verstockt (verdammt) er.“

Weil Gott für völlig unabhängig und alles vorauswissend angesehen wird, liegt auch die Höllen-Bestrafung nicht nur von Anbeginn ausschließlich in seiner Hand, sondern sie stand auch schon vor allen Ewigkeiten fest. Weil das so sei, können einige Reformatoren die Vorstellung von der menschlichen Willensfreiheit als menschlichen Übermut und Wahn abtun. Der Mensch in seinem kurzen Erdenleben könne überhaupt nichts dazu beitragen, um in den Himmel zu kommen. Weil Gott allmächtig sei, lenke er, und nur er, den Menschen und damit auch dessen Willen.

Und da Gott alles wisse, wisse er bereits vor aller Zeit, also auch vor allen menschlichen Entscheidungen, wie sich der Mensch verhalten werde. Im Grunde habe damit Gott bereits das Endergebnis, also den Zustand des Menschen in der Ewigkeit, vorweggenommen und diesen auch vorherbestimmt. – Dies alles ist wohl sehr schwer zu verstehen, weil es so weltfremd und kaum nachvollziehbar ist. Für Calvin und die strenggläubigen Reformierten ist es aber unverbrüchliche Wahrheit.

Diese Erwählungslehre war hauptsächlich gegen alle die gerichtet, die die menschliche Willensfreiheit hoch schätzten, und wollte sagen: Nicht der Mensch, sondern Gott selbst entscheidet über den Aufenthalt in der Ewigkeit. Es würde, so dachte man, die Ehre und Allmacht Gottes in Frage stellen, wenn es anders wäre. Von daher war Martin Luther zeitweise auch der Vorherbestimmungslehre zugetan. Wenn er diese jedoch nicht mehr aushielt, und wer kann das schon, kam er gelegentlich auf den Gedanken der Allversöhnung, dass Gott nämlich letztlich doch allen Menschen vergeben und sie zu sich holen würde.

Nur weil die Bibel sich in Bezug auf die Allversöhnung nicht eindeutig festlegt, hielt er sich mit dieser Vorstellung zurück. Ihm war freilich auch klar, dass es für uns Menschen äußerst schwer ist, sich vorzustellen, dass Gott schon vor aller Zeit einen Teil seiner Schöpfung den ewigen höllischen Qualen ausgeliefert habe. Auch Calvin konnte nicht anders, als von einem schrecklichen Beschluss Gottes zu sprechen. Luther aber war sich im Hinblick zu Jesus Christus bewusst: Für den, der Jesus vertraut, ist die Hölle ausgelöscht. Trotzdem aber hält er leider an der Höllenvorstellung fest. Er geht also von einem doppelten Ausgang am Ende aus. Schade.

Gleichzeitig legt sich Luther aber auch auf den unfreien Willen des Menschen fest, und dass dieser nichts zu seiner Seligkeit tun könne. Hat da Calvin dieses Problem nicht folgerichtiger zu Ende durchdacht! Aber bei Luther ist es wohl der freiwillige Glaubensentschluss, der den Menschen in den Himmel bringt. Wenn der Mensch aber keinen freien Willen besitzt, könnte er diesen Entschluss eigentlich auch nicht fassen. Damit hätte Calvin wieder Recht. Probleme über Probleme!

Seid ihr Reformatoren nicht ebenso intellektuell und spitzfindig wie die, die ihr so leidenschaftlich bekämpft! Da diese ganzen Gedankengebäude im Grunde Schwachsinn sind, ist es schade, dass man sich damit beschäftigen muss. Aber will man die Menschen von diesem Unsinn befreien, muss man dies leider tun.

Abweichend von Luther sind auch Calvins Ansichten vom Abendmahl. Zwinglis Auffassung ist ihm zu oberflächlich. Wie Luther sieht er in ihm das Lebensbrot, welches die Sündenvergebung schenkt und die Seele zum ewigen Heil nährt. Durch die Einsetzungsworte erhält das geweihte Brot wahrscheinlich diese Bedeutung und Kraft. Im Unterschied zu Luther lehnt er die Gegenwart Christi im Brot und Wein jedoch ab. Er meint, das seien Haarspaltereien und theologischer Schwachsinn, die den kleinen Mann nicht interessieren würden.

Seit August 1536 ist er evangelischer Prediger in Genf, das zur französisch sprechenden Schweiz gehört, und er will hier einen Gottesstaat errichten. 1538 werden er und der evangelische Prediger Wilhelm Farel wegen übergroßer Sittenstrenge jedoch ausgewiesen. Calvin wirkte bis 1541 dann als Seelsorger in der französischen Flüchtlingsgemeinde in Straßburg, das damals noch zu Deutschland gehörte. Hier trifft er Melanchthon, mit dem ihn nun eine dauernde Freundschaft verbindet, und Martin Bucer aus dem Elsass, einen deutschen Humanisten und Reformator. Dort heiratet er auch im August 1540 die Witwe Idelette von Büren.

Calvin wird vom Genfer Prediger Farel, der offenbar zurückkehren durfte, nach dort zurückgerufen, um die dortigen Unruhen zu meistern. Er erklärte später zu seiner Rückkehr: „Aber nur in der Überzeugung, dass ich um des Gewissens willen dazu verpflichtet (mein Gewissen verpflichtete mich dazu) bin, trat ich 1541 wieder als Hirte unter die Herde, freilich in großer Betrübnis, unter Tränen und mit großer Herzensangst.“ Calvin beginnt nun mit biblischen Vorträgen, drängt jedoch immer mehr auf eine Reform der Sitten- und Kirchenzucht. Die Bürger von Genf müssen feierlich einen Eid auf das von ihm verfasste Glaubensbekenntnis ablegen.

Öffentlicher Tanz wird verboten. Die Schauspielhäuser werden geschlossen. Wer zuhause heimlich Karten spielt, wird öffentlich an den Schandpfahl (Pranger) gestellt. Sittenlose sollen vom Abendmahl ausgeschlossen werden. Mit harten Strafen geht man gegen Übertreter vor. Wer nicht zur Kirche geht, wird bestraft. Wer beim Abendmahl fehlt, muss öffentlich Buße (vielleicht Strafe zahlen) tun, ebenso wer drei Tage krank im Bett liegt, ohne einen Geistlichen rufen zu lassen. Ehebruch wird mit dem eisernen Halsband (wahrscheinlich Pranger) und doppelter mit dem Tode bestraft. Ein Mädchen, das seine Mutter schlagen wollte, wird ausgewiesen.

Calvin geht in der Wahnvorstellung auf, Gottes Werkzeug und Auserwählter zu sein. Das erfüllt ihn und seine Anhänger mit einem unbeugsamen Willen und unerschrockenem Tatendrang. Sie werden von ihrer eigenen Religiosität verrückt gemacht und fanatisiert. Bei der Durchsetzung ihrer Ziele schrecken sie nicht vor der Bespitzelung der eigenen Glaubensgenossen und der Anwendung der Folter zurück.

Sie lassen sogar die Todesstrafe verhängen. 1522 wird in Bern ein Priester wegen „wilder Ehe“ enthauptet. Zwischen 1541 und 1546 finden in Genf 57 Hinrichtungen statt. Der Arzt Bolser, der Calvins Vorherbestimmungslehre angreift, wird den Flammen übergeben. Der spanische Arzt Michael Servet, der die Dreieinigkeitslehre verspottet, wird auf Calvins Befehl verhaftet und wegen Gotteslästerung verbrannt. Bald regte sich jedoch wieder Widerstand gegen dieses gemeine, unchristliche, rücksichtslose und brutale Vorgehen.

Die Mehrzahl der Bürger widersetzte sich diesen strengen Bestimmungen. Das hörte erst 1555 auf, als die neue Lehre und Ordnung allgemein anerkannt wurden.

Calvin hat sich mit seiner angeblich demokratischen Kirchen- und Gemeindeordnung von Luther mehr unterschieden als in Bezug auf ihr Abendmahlsverständnis. Dieses war Luther jedoch wichtiger!

Calvin entwarf nämlich seine Genfer Kirchenordnung. Der Gottesdienst wurde stark vereinfacht. Vier Ämter werden eingerichtet, das der Pfarrer, der Ältesten, der Lehrer und der Diakone. Der aus Pfarrern und zwölf Ältesten gebildeten obersten Kirchenbehörde werden die Überwachung des sittlichen Lebens bis hin zu Hausbesuchen und die Kirchzucht anvertraut. Diese Kirchenordnung fand schnell weite Verbreitung, besonders in Westeuropa.

Trotz des unmenschlichen Vorgehens blieben positive Folgen nicht aus. Im Großen und Ganzen bildet sich ein auf sittlich-religiösen Grundlagen errichtetes vorbildliches Staatswesen. Calvins Einfluss reicht bald über Genf hinaus. Er bildet evangelische Missionare aus und sendet sie zur Verbreitung seiner „christlichen“ Vorstellungen. Er führt einen ausgedehnten Schriftwechsel mit Fürsten, Staatsmännern, Predigern und Gemeinden. Seine besondere Fürsorge gilt der Entfaltung und Organisation der Hugenottenkirche in Frankreich. Calvins Lehre dringt in die Niederlande und, von England ausgehend, bis nach Nordamerika. Gestorben ist er 1564 in Genf.

Kirchengeschichtlich von großer Bedeutung wurde Calvins Einfluss auf die französische, niederländische und englische Reformation. Unter dem Calvinismus erhoben sich zuerst die niederländischen Städte gegen die spanische (die Niederlande gehörten damals zu Spanien) und die französischen gegen die französische tyrannische Königsherrschaft. Calvins demokratische Kirchenverfassung entsprach nämlich den Interessen der fortschrittlichen Stadtbürger. Auch bekannten sich Teile des Adels in Holland und Frankreich zum Calvinismus, aber nur deshalb, weil sie mit den rebellischen Städten mehr oder weniger gemeinsame Sache machen wollten. Wo der Calvinismus eine begeisternd angenommene und fanatische Macht wurde, standen die bürgerlichen Interessen im Vordergrund.

Zu großen Schwierigkeiten und Spannungen innerhalb des Calvinismus kam es wegen der Lehre, dass Gott den einzelnen bereits vor aller Zeit für den Himmel bzw. für die Hölle vorherbestimmt habe. Dieses verunsicherte die Gläubigen sehr, denn sie wussten nun nicht, ob sie tatsächlich in den Himmel kämen. Bezüglich dieser Unsicherheiten war die Kirche zuerst ratlos. Dann kam man jedoch auf den Gedanken, den Gläubigen klar zu machen, dass man in diesem Leben bereits am persönlichen Erfolge ablesen könne, ob Gott einen gnädig gesonnen sei oder nicht.

Die Folge war nun innerhalb des Calvinismus, dass man sich bemühte, möglichst viel Erfolg, besonders im wirtschaftlichen Bereich, zu haben. Jeder Cent/Pfennig wurde dreimal umgedreht, bevor man ihn anlegte. Und man steckte ihn dort hinein, wo man sich die größten Erfolgsaussichten versprach. Dieses wurde weitgehend flächendeckend in den Niederlanden, in England und in den USA so gehandhabt. Kein Wunder also, dass sich diese Länder nun wirtschaftlich am

schnellsten und stärksten entwickelten. Natürlich zog diese Mentalität dann ihre Kreise und breitete sich auch unter anderen Gruppen und Völkern aus.

Damit übte der Calvinismus einen sehr starken Einfluss auf die Wirtschaft und die Politik der modernen Welt aus. Weil der Staat und die öffentliche Ordnung angeblich von Gott eingerichtet seien, sei der einzelne auch zur Mitarbeit in Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst verpflichtet. Unser kapitalistisches System erwuchs also weitgehend aus religiösen Ängsten. Die lutherischen und besonders die katholischen Länder hatten dagegen keinen solchen starken wirtschaftlichen Motor und gerieten deshalb ins Hintertreffen. Diese unterschiedlichen Volksmentalitäten beobachten wir noch heute.

Die Bildung der Landeskirchen

Die Landesfürsten bilden ihre Landeskirchen

Die Reformation verlief in verschiedenen Schritten. Den ersten Anstoß bildeten Luther und die Theologen, die sich gegen die Lehren und Ordnungen der Katholischen Kirche wandten. Der zweiten Schritt waren die öffentlichen Unruhen, z.B. die Bilderstürmerei und der Bauernkrieg. Weitergeführt wurde die Reformation dann von den Fürsten, die diese Bewegung kanalisieren und wieder Ordnung schufen.

Das Jahr 1525 war ein wichtiger Wendepunkt. Nach dem Bauernkrieg und mit dem Regierungsantritt (1525) Johanns des Beständigen, dem Nachfolger Friedrich des Weisen, kam es in Kursachsen zu einem zielstrebigem kirchlichen Neuaufbau, und nach seinem Muster auch in anderen Gebieten. Luther konnte sich nur schwer dazu entschließen, den Fürsten die Leitung der neu gebildeten Landeskirchen zu überlassen. Er fühlte, dass dies ein kümmerlicher, ja bedenklicher Ersatz für die großartige Organisation und Verwaltung der Katholischen Kirche war, die sich in anderthalb Jahrtausenden entwickelte und bildete. Aber er hat keine andere Wahl.

Luther hätte sich natürlich fragen können, und sicherlich hat er es auch getan, wie sich Jesus die Kirche vorgestellt haben könnte. Er wäre aber zu keinem Ergebnis gekommen, denn Jesus hatte keine Vorstellungen von der Kirche entwickelt. In der Urgemeinde in Jerusalem und Judäa hatte sich freilich so etwas wie eine Kirche gebildet, die aber aus wenigen Personen und auf rein freiwilligem Zusammenschluss bestand. Dieses Modell, das auch einigen Gruppen während der Reformationszeit und selbst Luther zeitweise vorschwebte, hätte in der damaligen Situation aber kaum übernommen und unmöglich durchgesetzt werden können.

Hätte man bei ihm angeknüpft, wären Freiwilligkeitsgemeinden mit einem sehr starken Sendungsbewusstsein und Überheblichkeitswahn entstanden, etwa wie bei den Schwärmern und Wiedertäufern. Diese Art von Gemeinden, die so viel Unruhe gebracht hatten, schien Luther verständlicherweise nicht ratsam. Auch die Paulusbriefe halfen ihm nicht weiter, und der Gemeindeaufbau der paulinischen Gemein-

den in der damaligen „heidnischen“ Umwelt kam für ihn nicht in Frage. Man muss ja berücksichtigen, dass es in Deutschland seit über 700 Jahren so etwas wie eine „Staatskirche“ gegeben hatte und man sich im Grunde unter Kirche kaum etwas anderes vorstellen konnte.

Luthers Anfangsversuch, die kirchliche Ordnung demokratisch von der Einzelgemeinde her aufzubauen, scheiterte. In Genf und nach diesem Muster in den übrigen reformierten Landeskirchen ist dies weitgehend gelungen. Aber auch da gab es keine Freiwilligkeitsgemeinden, sondern ebenfalls so etwas wie eine Staatskirche, wobei die Kirche jedoch eine große Selbstständigkeit besaß, ja teilweise über den Staat die Kontrolle ausübte. Die weitgehende kirchliche Selbstständigkeit wäre Luther sicherlich recht gewesen, nicht jedoch die Oberaufsicht über die Regierung.

Aber die Deutschen waren wahrscheinlich zu sehr an das Gehorchen gewöhnt. Sie wollten und mussten gelenkt werden, besonders nach dem Bauernkrieg, der mit einer völligen Entrechtung der einfachen Menschen geendet hatte. Es war darüber hinaus völlig klar, dass der damalige protestantische Flächenbrand und Wildwuchs, wie er in der Zeit zwischen 1521 und 1525 vor sich gegangen war, ein Ende haben musste und dringend der Kanalisation bedurfte.

Die Notwendigkeit, diese Unordnung zu beenden, wird von allen dem evangelischen Glauben zugetanen Obrigkeiten als unausweichlich angesehen. Und weil der allgemeine Verfall der kirchlichen Ordnung leider schon zu stark fortgeschritten war, kam auch für Luther nur noch die Befehlsgewalt des Staates in Frage, wenn die überkommene Kirchenordnung überhaupt einigermaßen gerettet und gehalten werden sollte. Man bedenke auch, dass die Fürsten ihre eigenen Interessen verfolgten.

In Hessen hat man unter dem Einfluss eines französischen Franziskaners daran gedacht, Kerngemeinden ernster Christen zu bilden, die von Gemeindekirchenräten geleitet wurden. Luther, dem selber ursprünglich auch so etwas vorgeschwebt hatte, riet aber davon ab, da er die Gemeinden dafür noch nicht als reif ansah. Unter dem Einfluss des elsässischen Reformators Martin Bucer hat man in Hessen den Gemeinden schließlich aber doch eine eigene beschränkte Verwaltung zugestanden, der man auch die Kirchenzucht übertrug.

Mit dem 1525 gegründeten Herzogtum Preußen ruft der Hochmeister des Deutschen Ordens in Ostpreußen, Albrecht von Brandenburg, den ersten evangelischen Staat und die erste evangelische Kirche ins Leben. Luther, mit dem er Fühlung aufgenommen hatte, hatte ihn dazu durchaus ermutigt. Sowieso stand dieser unermüdlich für alle Fragen zur Verfügung. Der Briefwechsel, der von gewaltigem Umfang ist, ist von ihm persönlich oft in großer Eile bewältigt worden und enthält viele schwerwiegende Gutachten.

Dem Beispiel Ostpreußens folgen bald Hessen und Kursachsen. 1526 bestehen bereits zahlreiche evangelisch orientierte Landeskirchen. Als eine der ersten deutschen Städte hat im Jahre 1529 Hamburg die neue „Christike Ordeninge to denste dem hilgen Evangelio“ (Christliche Ordnung für den Dienst am heiligen Evangelium) angenommen. Überall, wo das Evangelium durchgeschlagen hatte, ist man einen ähnlichen Weg gegangen.

Luther hat nicht verhindern können, dass die Landesfürsten die Kirchen in ihren Gebieten unter ihre Aufsicht stellten, und damit hat er sich letztlich auch abgefunden. Auch hätte er gar keine Möglichkeit gesehen, es anders zu machen. Deshalb gab er dieser Regelung eine theologische Begründung. Er sah die Landesfürsten als getaufte Christen und als die bedeutendsten Glieder der Kirche an, die allein die Macht hatten, eine neue kirchliche Ordnung aufzurichten. Man sollte die landesfürstliche Kirchenregierung nicht als eine Schöpfung Luthers betrachten. Er hat eigentlich nicht gewollt, dass sich alles so entwickelte.

Luthers Beurteilung der Landesherren und Fürsten sah vielmehr folgendermaßen aus: „...von Anbeginn der Welt ist ein kluger Fürst gar ein seltsamer Vogel. Noch viel seltsamer aber ist ein frommer Fürst. Sie sind gemeiniglich (im Grunde) die größten Narren (Durcheinanderbringer) oder die ärgsten Buben (Verbrecher) auf Erden. Deshalb muss man allezeit bei ihnen mit dem Ärgsten rechnen und darf nur wenig Gutes von ihnen erwarten, besonders in göttlichen Sachen, die der Seelen Heil betreffen. Denn es sind Gottes Stockmeister und Henker (er braucht sie, um zu bestrafen), und sein göttlicher Zorn gebraucht sie, die Bösen zu bestrafen und äußerlichen Frieden zu halten. Es ist ein großer Herr, unser Gott.

Darum muss er auch solch edle, hochgeborene, reiche Henker und Büttel (Vollstrecker) haben und will, dass sie Reichtum, Ehre und Furcht von jedermann in Überfluss und Menge haben (bekommen) sollen. Es gefällt seinem göttlichen Willen, dass wir seine Henker gnädige Herren heißen, ihnen zu Füßen fallen und mit aller Demut Untertan(en) seien, sofern sie ihr Handwerk nicht zu weit strecken (treiben), dass sie aus Henkern zu Hirten werden (d.h. in das geistliche Amt, die Kirche, eingreifen). Gerät nun ein Fürst in der Weise, dass er klug, fromm oder ein Christ ist (sollte er mal ein wirklicher Christ sein), das wäre der großen Wunder eins und das allerteuerste (allergrößte) Zeichen göttlicher Gnade über dasselbe Land.“

Luther forderte, dass der Staat keine Macht über den Glauben seiner Untertanen habe und ihnen diesbezüglich etwas befehlen dürfe. Täte er es doch, so mache er sich zum Tyrannen. Es dürfe z.B. kein Fürst seinen Untertanen gebieten, Luthers Bibelübersetzung abzuliefern, wie es in Brandenburg, im Herzogtum Sachsen (nicht im Kurfürstentum) und Bayern geschah. In gleicher Weise wandte sich Luther gegen die mittelalterliche Methode, Ketzerei mit Gewalt zu unterdrücken. „Ketzerei (andere Glaubensüberzeugung) ist ein geistlich Ding. Das lässt sich nicht mit Eisen (Schwert) zerhauen, mit Feuer verbrennen oder mit (im) Wasser ertränken. Wie die Welt (in weltlichen Angelegenheiten) mit dem Schwert, so werde die Kirche (Glaubensangelegenheiten) mit dem Wort (Gottes) regiert. Um der Liebe willen (wegen der von Gott gebotenen Liebe) müsse auch die Obrigkeit der Kirche dienen.“

Ein Land mit verschiedenen Bekenntnissen war im 16. Jahrhundert weitgehend unvorstellbar. Wie sollte es regiert werden? Der Landesherr, der für das Wohl seiner Untertanen zu sorgen hatte, musste nach Ansicht der Zeit auch für eine einheitliche religiöse Auffassung sorgen. Neben der Übernahme des Kirchenbesitzes reizte es natürlich auch so manchen Herrscher zusätzlich, sich seine eigene Fürsten-Kirche zu schaffen und das Amt des „Notbischofs“ zu übernehmen.

Das Landeskirchentum war ja in den weitgehend kleinen deutschen Herrschaftsgebieten sowieso verhältnismäßig einfach und schnell einzuführen, anders als dies in großen Staatsgebilden wie England oder Frankreich der Fall gewesen wäre. Die Fürsten aber hatten nicht die Einstellung, die Luther gerne gesehen hätte. Sie haben in der Übernahme der kirchlichen Leitung bald ein landesfürstliches Recht bzw. eine Pflicht gesehen. Melanchthon hat ihnen durch den Auftrag, für beide Tafeln des Gesetzes zu sorgen (Zehn Gebote, Tafel 1: göttliche Angelegenheiten, Tafel 2: weltliche), auch noch das gute Gewissen dazu gegeben.

Um den Unruhen zu begegnen, hatten die Fürsten vorsorglich die gesamten kirchlichen Angelegenheiten in die eigene Hand genommen. Von ihnen wurde nun auch die landeskirchliche Kirchenverwaltung zielstrebig aufgebaut. Humanistisch gesinnte Räte (Beamte) unterstützten sie dabei. Auch für Luther verstand es sich von selbst, dass Neuerungen in der Kirche mit Einverständnis der Obrigkeit vorgenommen werden sollten. „Was durch ordentliche Gewalt (Obrigkeit) geschieht, ist nicht für Aufruhr zu halten“, erklärt er. Da die nicht mehr vorhandenen Bischöfe diese Aufgaben nicht mehr wahrnehmen konnten, müsse in dieser Notlage die weltliche Regierung einspringen. Jeder Eindruck, dass es sich um einen Umsturz handle, sollte vermieden werden.

Luther erklärt, dass der Landesherr einmal Pflichten habe, die aus seinem obrigkeitlichen Amt stammen, dann aber auch solche, die ihm als Glied der christlichen Gemeinde zufallen. Deshalb sei er bei seinem Regieren aus zweierlei Gründen zu dienen schuldig: 1. wegen seiner Macht, und 2. aus brüderlicher Liebe.

Zunächst solle die Kirche immer aus eigener Kraft handeln und das Gemeinleben fördern. Nur im Notfall habe sie den Landesherrn anzurufen. Die Obrigkeit habe der Kirche zu helfen, nicht sie zu regieren. Sie solle ihre Macht nur einsetzen, wenn gewisse kirchliche Angelegenheiten durchgesetzt werden müssten, z.B. bei der Durchführung einer einheitlichen Gottesdienstordnung im ganzen Lande oder bei der Einrichtung einer gemeinsamen kirchlichen Verwaltung. Ebenso müsse sie darüber wachen, dass sich Unberechtigte nicht freigewordene kirchliche Bauernhöfe und Güter aneignen. Außerdem müsse sie aufpassen, dass aus den Grundbesitzeinnahmen die Einkünfte der Pfarrer gesichert blieben. - Luther, schön und gut, aber deine Vorstellung von der Fürstenhilfe ist etwas blauäugig und vertrauensselig.

Luther selbst hatte keine Machtposition beim Aufbau der Kirche, etwa als so etwas wie ein Minister. Sein Amt war nach wie vor lediglich das eines Professors und Predigers, freilich mit gewaltigen Zuhörermassen. Sein Einfluss bei kirchlichen Entscheidungen beruhte lediglich in der Bedeutung seiner Person. Luther war doch so etwas wie der Papst der „neuen“ Kirche. Täglich wurde er um Rat und um Entscheidungen gebeten, sowohl mündlich wie auch besonders schriftlich.

Immer mehr begann aber in seine Entscheidungen die große Politik hineinzuspielen, woran Luther eigentlich nicht gedacht hatte und woran er auch kaum interessiert war. Er war sozusagen selber zu so etwas wie einer Art Großmacht geworden. Sein Einfluss erstreckte sich ja nicht nur auf Deutschland, sondern auch auf einen großen Teil Europas. Es gibt für seine Stellung in der Politik der deutschen

Geschichte kein vergleichbares Beispiel. Er hatte diese Stellung bis zu seinem Tode inne. Und kein entsprechender und geeigneter Nachfolger fand sich.

Als Möglichkeit zur Verkündigung und Verbreitung des Evangeliums verwarf Luther die Gewalt entschieden, nicht aber zur Verteidigung der von Gott angeblich eingerichteten gesellschaftlichen Ordnung. Er dehnt das vierte Gebot (Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren) auch auf die Landesväter aus und fordert den unbedingten Gehorsam ihnen gegenüber. Er rät ihnen sogar, ihre Untertanen mit dem Schwert zum Gehorsam zu zwingen (an der Kandare, Gebissstange beim Pferd, zu halten). Luther verlangt für seine Reformation leider einen diktatorischen (gewaltbereiten) Staat, dessen Fürsten seine Lehre mit Gewalt als Staatsreligion durchsetzen sollen. Die Untertanen, die sich nicht fügen, dürfe die Obrigkeit auch um ihre Bürgerrechte bzw. ins Gefängnis bringen.

Luther, der Kämpfer gegen das Geschäft im Namen Gottes (Ablass), der Mann, der die Kirche reinigen wollte, setzt sich jetzt für einen Staat ein, der ähnlich gegen Abtrünnige vorgehen soll, wie Kirche und Kaiser gegen ihn selbst vorgegangen waren. Anstatt dass die Gewissensfreiheit gepredigt wird und sich jeder darauf berufen kann, wie Luther dies selbst auch getan hat, berechtigt er nun die Landesherrn, den Einwohnern ihre Religion vorzuschreiben und aufzuzwingen.

Anstatt den Mitbürgern zu gestatten, ihre eigene, persönliche Beziehung zu Gott zu suchen und zu finden, wie es bei ihm der Fall war, zwingt er ihnen nun sein eigenes Glaubensverständnis, seine neue Lehre, auf. Damit aber hat er die Macht, die ihn innerlich befreit hatte, verächtlich beiseitegeschoben und verleugnet! Schade.

Die Landeskirchen entstanden. Grundlage dafür war für die Fürsten die Erklärung der Stände von 1526 in Speyer, nämlich so zu leben, zu regieren und zu halten (handeln), wie jeder solches gegen Gott und Kaiserliche Majestät hoffet und vertrauet zu verantworten. Diese Erklärung war keineswegs als ein Freibrief, eigene Landeskirchen einzurichten, gedacht, doch die lutherischen Fürsten leiteten daraus das Recht ab, in Glaubensdingen nach eigenem Gutdünken handeln zu dürfen.

In der Folgezeit bildeten sich in den verschiedenen Fürstentümern getrennte Landeskirchen mit dem jeweiligen Fürsten bzw. der Stadtregierung an der Spitze als Glaubenshüter. Damit den Untertanen auch klar war, was sie nun zu glauben hatten, erließen die Herrschenden ab 1527 eigene Kirchenordnungen mit Lehrsätzen.

Bald darauf sind landesherrliche Kirchenbehörden, die Konsistorien, für verwaltungsmäßige und rechtliche Kirchenangelegenheiten eingerichtet worden, in Wittenberg z.B. 1539. Diese entwickelten sich allmählich mehr und mehr zu den führenden landesherrlichen Behörden für alle Kirchensachen. Diesen unterstand nun auch das Eherecht, das bisher zu den Aufgaben der Bischöfe gehört hatten. Den Konsistorien unterstanden die Superintendenten (auf Deutsch: über gleichen), die die evangelischen Pfarrer anleiteten und beaufsichtigten.

Martin Luther empfand die Vereinigung von Staats- und Kirchengewalt in einer Hand als durchaus vertretbar. Für ihn standen kirchliche und weltliche Herrschaft unter demselben göttlichen Gesetz. Vornehmste Fürstenpflicht war für ihn die Sorge für das Seelenheil der Untertanen. Dafür waren die Einrichtung, die Erhaltung und

der Schutz wahrer christlicher Lehre und Zucht notwendig. Die Obrigkeit habe durchs Schwert dafür zu sorgen, dass diejenigen, so durchs Wort (durch die Verkündigung) nicht wollen fromm und gerecht werden, genötigt werden, fromm und gerecht zu sein vor der Welt (im staatsbürgerlichen Sinn). Für Luther war jede öffentliche Verkündigung, die vom Bekenntnis des Landesherrn abwich, Aufruhr und Zwietracht. In solchen Fällen empfahl er die Ausweisung des Aufrührers, gegebenenfalls seine Bestrafung als Gotteslästerer, unter Umständen sogar mit dem Tode.

Wir können heute noch nachempfinden, dass angesichts der damaligen Gärungen ein Durchgreifen äußerst notwendig war, um Ordnung, Einheit und Festigkeit in die jungen sich bildenden Kirchen zu bringen, sonst wären sie bald in sich selbst zerfallen. Aber um welchen Preis geschah das! Dass solche Maßnahmen von den Reformatoren in Verbindung mit der Herrschaft gut geheißen und durchgeführt wurde, ist verständlich. Sie sind für die Entstehung der Landeskirchen wichtig und entscheidend. Auf sie geht ihr Gefüge zurück. Man kann Luthers Lage verstehen.

Es wäre aber zu begrüßen, wenn er in seinen Äußerungen vorsichtiger gewesen wäre und die Möglichkeit zur kirchlichen Selbstverwaltung und zu Freiwilligkeitsgemeinde offen gehalten hätte. Denn dieses Bündnis von Thron und Altar wurde den protestantischen Kirchen zum Verhängnis. Diese damals vollzogene Verbindung ist auch heute noch weitgehend die Grundlage unseres Kirchenwesens.

Das Landeskirchentum soll bis zu einem gewissen Grade erträglich gewesen sein, solange es noch einen Luther gab, von da an aber nicht mehr. Und doch hat man es weitgehend hingenommen. Als dieser schwere Geburtsfehler im Jahr 1918 nach dem Ersten Weltkrieg von den evangelischen Landeskirchen ohne ihr Zutun beseitigt wurde, geschahen aber leider so gut wie keine grundlegenden Reformen.

Wir fordern heute die Trennung von Staat und Kirche und von Politik und Religion. Nach unserer heutigen Auffassung sollte die Religion innerste Herzensangelegenheit eines jeden Menschen sein und sich daher jeglichem staatlichen Druck entziehen. Diese Forderung ist aus unserer eigenen Geschichte erwachsen. Daraus jedoch zu folgern, dass diese Trennung zur Grundbedingung für jede menschliche Gesellschaft werden müsse, scheint mir zu weit zu gehen.

Die Religionen, wie wir sie heute haben, sind unnatürlicher, abartiger Art. Ich meine, dass die Religionen, die an einen Gott glauben, abtreten und sich auflösen sollten. Dafür sollte sich ein religiös-ethisches Bewusstsein und Empfinden entwickeln, das sehr wohl zum Staat und zur jeweiligen staatlichen Ordnung passt und diese möglichst ganz umfasst. Die Demokratie ist ein Schritt in diese Richtung.

Ich selbst, der ich weitgehend in einer lutherischen Freikirche groß und dort auch konfirmiert wurde, konnte damals die Zustimmung Luthers zur Bildung der Landeskirchen nicht nachvollziehen. Ich gab dies auch meinem freikirchlichen Konfirmationspfarrer zu verstehen. Der konnte natürlich nicht Luther in den Rücken fallen und wollte mir deshalb klar machen, dass Luther damals richtig gehandelt habe. Das hat dieser wohl weitgehend auch. Trotzdem wurde ich damals, der ich sehr stark im Spannungsfeld zwischen Landeskirche und Freikirche stand, in diesen meinen inneren Auseinandersetzungen alleine gelassen.

Die Freikirche entspricht natürlich viel eher der neutestamentlichen Gemeindevorstellung. Trotzdem sah ich damals, als ich Pastor werden wollte, in der geschichtlich gewordenen Landeskirche eine viel größere Möglichkeit, den Mitmenschen die Botschaft von Jesus zu verkündigen, sie in seine Nachfolge zu rufen und ihnen die Liebe und Gnade Gottes verständlich zu machen. Ich entschied mich damals deshalb auch vorübergehend, in diese mit ihren missionarischen Möglichkeiten Dienst zu tun. Das hätte ich dann aber nicht mehr verantworten können, da ich zum Glück aus dieser ganzen christlichen Vorstellungswelt hinausgewachsen war.

Die Entstehung und Durchführung der Kirchenvisitationen (Überprüfungen)

Zu Beginn der Reformation ließ der Zustand in den Kirchengemeinden und Schulen sehr zu wünschen übrig. Wenn man in den Städten auch für geeignete Prediger und Lehrer gesorgt hatte, war die Lage auf dem Lande jedoch katastrophal. Es war also notwendig, festzustellen, wie es in den Gemeinden und Schulen in den einzelnen Ortschaften aussah. Dem sollten die Kirchen- und Schulvisitationen (Besuche/Beurteilungen) dienen. Dabei stellte es sich jedoch leider heraus, dass die Lage im Kurfürstentum Sachsen, wo man damit anfang, vielfach schlimmer als befürchtet aussah und nicht mehr tragbar war. Es musste möglichst schnell Abhilfe geschaffen werden, besonders auch, um die durch den Bauernkrieg aufgetretenen Schäden im kirchlichen Leben festzustellen, zu mildern und zu beseitigen.

Für ein evangelisches Kirchenwesen hatte jedoch etwas ganz Wesentliches gefehlt, nämlich eine Lehrübersicht, mit deren Hilfe sich leicht überprüfen ließe, ob sich ein Pfarrer bzw. eine Gemeinde zum „wahren“ Evangelium bekennt. Wenn man Pfarrer entlassen oder neue einstellen wollte, musste klar sein, wonach man diese beurteilte. Luther leistete dafür mit seinen beiden Katechismen eine Abhilfe.

Dieser lehnte die Kirchenvisitationen zunächst ab, weil er es nicht für richtig hielt, dass der Staat die Kirchen zu sehr beaufsichtige. Seit 1525 aber befürwortete er, dass mit Unterstützung und im Auftrag der Obrigkeit die Prüfungen vom Lebenswandel, vom Bildungsstand und von der Lehre der Geistlichen durchgeführt wurden.

Nach Luthers Auffassung führe der Kurfürst diese nicht durch, weil er Herrscher sei, sondern als christlicher Bruder und aus christlicher Liebe. Später hat er diese vertrauensvolle Auffassung freilich geändert, weil er zu der Überzeugung gekommen war, dass nur die weltliche Obrigkeit in der Lage sei, aufgetretene Spannungen zu beseitigen, die allgemeine Ordnung zu sichern und Irrlehrer des Landes zu verweisen. In seiner Vorrede zu den Visitationstexten erwartet er jedoch, dass der Landesherr die Personen kenne, die dieses Werk durchzuführen haben.

In der Visitationsfrage zeigte sich ein deutlicher Unterschied zwischen ihm und Spalatin. Luther billigte das Eingreifen der weltlichen Obrigkeit nur im Hinblick auf die Kirchengüter, die Ordnung von Pfarreien und der Versorgung von Pfarrern. Diese waren ja mehr oder weniger staatliche Beamte. Spalatin steht dem Landesherrn

dagegen ein unbeschränktes Recht beim Regeln geistlicher Angelegenheiten zu, also auch in Bezug auf die Lehre.

Erst nach dem Reichstag in Speyer 1526 ist auch Johann der Beständige, der Nachfolger Friedrichs des Weisen, bereit, auf den Wunsch Luthers und anderer bezüglich einer Kirchen- und Schulvisitation einzugehen. Er handelt nun aus seiner Machtstellung heraus, die den Schutz der Kirche einschließt. Es steht für ihn eindeutig fest, dass er sowohl für das leibliche Wohl wie auch für das Seelenheil seiner Untertanen zuständig und verantwortlich sei.

Die Bildung der evangelischen Landeskirche begann also damit, dass der Landesherr erst einmal einen Prüfungsausschuss (Visitationskommission) einsetzte, der möglichst zu gleichen Teilen aus Theologen und Juristen bestand. Die Anweisungen von 1527 für die Visitationen, die nun regelmäßig stattfanden, sind typisch für die obrigkeitlichen Anschauungen und für die Macht des Staates über die Kirche: Die Visitatoren handeln im fürstlichen Auftrag. Sie erklären den Gemeinden und Pfarrern im Namen des Landesherrn, was ihre kirchliche Pflicht sei. Der Fürst sieht in den Visitatoren in erster Linie seine Beamten, die die Vertreter der Gemeinden in Bezug auf ihre äußeren Verpflichtungen sowie bezüglich der Glaubensfragen anweisen sollen. Dieses entspricht ganz der im ausgehenden Mittelalter vertretenen Auffassung von der Obrigkeit und ihrem Verhältnis zur Kirche.

Als Anreger der Visitationen gilt der Zwickauer Pfarrer Nikolaus Hausmann, ein Freund Luthers, der schon vor dem Bauernkrieg die Empfehlungen dafür gegeben hatte. Dass Luther mit diesen weitgehend einverstanden war, sieht man daran, dass er bei den Überprüfungen selber dabei war und zu dem „Unterricht für die Visitatoren“, von Melanchthon verfasst, die Vorrede geschrieben hatte. Dieses Büchlein wurde auch außerhalb Kursachsens weithin benutzt. Wenn aber ein Fürst sich zur Einrichtung von Visitationen bereitfand, dann verstärkte sich dadurch unwillkürlich sein Einfluss auf die Kirche. Das war Luther sicherlich auch bewusst.

Andere hatten durchaus auch die Idee der Visitationen gehabt, denn diese Einrichtung war nicht neu. Das Überprüfen gehörte zu den Hauptaufgaben der Bischöfe. Einige Bischöfe versuchten sogar, die lutherische Bewegung dadurch zu unterbinden, dass sie selbst entsprechende Visitationen durchführten.

Kursachsen hat es den für dieses Land damals noch zuständigen Bischöfen geradezu verboten, in die Gemeinden zu gehen. Damit hätte es wahrscheinlich eine Möglichkeit, selber die Aufsicht über die Kirche an sich zu binden, vertan. Das Neue und Wesentliche an den evangelischen Visitationen ist, dass damit das gesamte Kirchenwesen unter die staatliche Kontrolle kam. Das wäre sicherlich auch bestimmten Fürsten lieb gewesen, die dem katholischen Glauben treu geblieben waren, denn es lag längst im Zuge der Zeit, die Kirche unter die staatliche Überwachung zu stellen. Mit am weitesten ging dabei Luthers bedeutender fürstlicher Gegner Georg, der Herr des albertinischen Sachsens. Er hätte sehr gerne die Kirche seines Gebietes unter seine eigene Kontrolle bekommen.

Die Überprüfer gingen bei ihren Visitationen so vor, dass sie die Zentralstädte bereisten und dorthin die Pfarrer und Gemeindekirchenräte bestellten. Die Juristen

ließen sich nun Nachweise über den kirchlichen Besitz vorlegen und ordneten ihn. Ihre Aufgabe war es auch, dafür zu sorgen, dass dieser nicht zweckentfremdet wurde. Bei diesen Überprüfungen ging es aber in erster Linie um den Bildungsstand der Pfarrer, die oft genug ungebildet und grob verweltlicht waren, und vor allem um ihre Bereitschaft, künftig das lutherische Evangelium zu predigen. Man kümmerte sich auch um den Kirchenbesuch, um Eheangelegenheiten, Schulbildung und vieles mehr. Außerdem ordnete man die verschiedensten sozialen Aufgaben neu. Bezüglich der der Reformation zugetanen Prediger galt es auch, Meinungsunterschiede zu erkennen, diese aufzuarbeiten und zu einer einheitlichen Auffassung zu kommen.

Tatsächlich musste in vielen Orten mit der Evangeliumsverkündigung erst begonnen werden, besonders auf dem Lande. Dort hatte sich nämlich weitgehend niemand um Kirche und Schule gekümmert. Manche Pfarrer waren sogar dem Trunk ergeben. Die Theologen verhörten deshalb die Pfarrer, um festzustellen, ob ihr sittliches Leben in Ordnung sei. Was sie vorfanden, muss ziemlich erschütternd gewesen sein. Mit einem Familienleben im Pfarrhause war überall zu rechnen.

Außerdem hatte man den Eindruck, dass die Bauern die reformatorische Lehre und die Reformatoren jetzt ebenso verachteten wie sie früher das Papsttum nicht ernst genommen hatten. Auch sollte vermieden werden, dass jeder Pfarrer seine eigene Gottesdienstordnung entwerfe. Luther hoffte, auf diesem Wege zu einheitlichen Gemeindeordnungen zu kommen. Vorläufig unterließ er es deshalb auch, zu versuchen, dass sich die besonders Gläubigen zusammentun. Er befürchtete, es könne dadurch zu Glaubensstreitereien kommen.

Melanchthon stand auf dem Standpunkt, man müsse den Pfarrern beibringen, den Gläubigen zuerst das Gesetz Gottes zu verkündigen, nämlich das, was Gott von ihnen erwarte. Auf diese Weise sollten sie zur Erkenntnis ihrer Verfehlungen und zur Selbsterkenntnis geführt werden. Nach seiner Auffassung könne man die Gnadenbotschaft nicht erfassen, wenn man nicht seine eigenen Verfehlungen erkannt habe. Erst wenn die Berechtigung des Zornes Gottes und dessen Strafgerichte bewusst würden, wäre der Mensch auch in der Lage, Gottes große Gnade zu erfassen. Durch die Erkenntnis der eigenen Sündhaftigkeit führe der Weg zum Glauben, dem die guten Werke folgen sollten.

Diese Auffassung Melanchthons wurde von vielen als ein Rückfall in das alte kirchliche Denken angesehen. Luthers Mitstreiter, Johann Agricola, trat z.B. gegen Melanchthon auf und meinte, Luthers Ansicht wiederzugeben, wenn er lehrte, nicht aus Furcht vor Strafe, sondern aus Dankbarkeit wende sich der Mensch zu Gott. Obwohl Luther sich wiederholt in dieser Weise geäußert hatte, stellte er sich nun doch auf die Seite Melanchthons. Er tat dieses nicht nur aus erzieherischen, sondern mehr noch aus theologischen Gründen. Das Gesetz war ihm sehr wichtig, und er befürchtete, dass man dieses und den Zorn Gottes sonst vergessen könne. Er warnte jedoch davor, aus dieser Reihenfolge ein Gesetz zu machen.

Thomas Münzer. Der Bauernkrieg. Die Wiedertäufer. Luthers Zwei-Reiche-Lehre

Thomas Münzer (1490-1525)

Thomas Münzer stammte aus Stolberg im Ostharz, wo sein Vater ein Opfer der dortigen Grafen wurde und am Galgen geendet sein soll. Schon früh regte sich in ihm der Revolutionär. Bereits in seinem fünfzehnten Lebensjahre bildete er auf der Schule in Halle einen geheimen Bund gegen den Erzbischof von Magdeburg und die gesamte Katholische Kirche. Mit größter Verachtung beurteilte er deren Gebräuche und Lehren.

Trotzdem wählte er den geistlichen Beruf und studierte in Leipzig und Frankfurt/Oder. Auf Empfehlung Luthers wurde er 1520 Prediger in Zwickau, wo er zusammen mit dem Tuchmacher Nikolaus Storch bemüht war, eine Arbeitergemeinde aufzubauen. Seine leidenschaftliche Art führte jedoch zu Konflikten, die durch seine Hinwendung zu den Zwickauer Propheten noch gesteigert wurden. Er betonte besonders den „lebendigen Geist“, der die toten Buchstaben der Bibel erst zum lebendigen Wort werden lasse. So kam es am 16. April 1521 zu seiner Absetzung und Flucht nach Böhmen (Tschechien), von wo er auch wieder vertrieben wurde. In seiner Prager Erklärung (Manifest) vom 1. November 1521 hat er seine Grundgedanken zum ersten Male festgelegt. 1523 ging er dann als Prediger nach Allstedt (bei Lutherstadt Eisleben, Halle), wo er sich auch nicht lange halten konnte.

Seiner Meinung nach sei die Ordnung des Gottesdienstes Gemeindeangelegenheit und werde nicht von Priestern oder dem Fürsten festgelegt. Münzer wird noch vor Luther zum bedeutenden gottesdienstlichen Reformator. Schon vor diesem schaffte er die lateinische Sprache im Gottesdienst ab. Seine Gedanken über die Gemeinde lassen ihn in Verbindung mit seinen endzeitlichen Vorstellungen aber auch zum gesellschaftlichen Revolutionär werden. Er vertritt nämlich unerbittlich das Recht der Bestrafung gegenüber den Ungläubigen, den Gottlosen und den Fürsten, die das Grundübel des Geldwuchers, der Dieberei und der Räuberei seien.

Seine Lehren trug Münzer in schwärmerischer Redeweise vor. Dadurch wirkten sie umso tiefer auf die Massen, die noch vollständig in der herkömmlichen religiösen Denkweise befangen waren. Von allen Seiten lief ihm das Volk zu, und Luther wusste sich nun nicht anders zu helfen, als ihn bei den sächsischen Fürsten zu verdächtigen und zu beschuldigen. Gegen diese trat Münzer nun mit herausfordernder Kühnheit auf, aber sie wagten noch nicht, gegen ihn vorzugehen. Der Rat von Allstedt wies ihn jedoch aus.

Münzers gesamten Anschauungen, auch seine politischen, sind von seinem Christentumsverständnis her bestimmt. Seine Vorstellungen von der bevorstehenden Endzeit fließen dabei mit Anregungen aus der deutschen Mystik (Hingabe, Versenkung in Gott, persönliche Vereinigung mit ihm) zusammen. Er öffnet sich auch hussitischen (Johann Hus) und täuferischen Gedanken. Mit seinem Bewusstsein, als „neuer Johannes der Täufer“ auserwählt und berufen zu sein, tritt er als „Knecht

Gottes wider die Gottlosen“ auf. Luthers „Buchstaben-Glauben“ (an die Bibel) lehnt er ab und beruft sich auf den Geist (allgemeiner Inhalt) der Schrift, der dasselbe sei wie die Gesinnung Jesu. Auch verwirft er Luthers Gnadenlehre und bekennt sich zur Willensfreiheit und damit dazu, dass man vor Gott Taten vorzuweisen habe.

Seine „Kreuzestheologie“ wehrt sich gegen den von Luther gelehrteten „süßen“ (gütigen) Christus. Er betont stattdessen den Eifer Jesu, das Böse vergelten zu wollen, und den Ernst Gottvaters im Endgericht. Die Christenheit solle so werden, wie es die Apostel lehren, und dem Leben und Leiden Jesu immer ähnlicher werden. Das geschehe dadurch, dass die Gläubigen ihre Begierden töten, in ihren Herzen traurig über die Weltlage sind und über die Größe, Gerechtigkeit und Gewalt Gottes staunen. Nur dadurch entwickeln sie das rechte „Priestertum“, das vor Gott gelte.

Von Allstedt ging Münzer zunächst nach Mühlhausen (in der Nähe, Thüringen), dann nach Nürnberg. Aus beiden Städten wurde er aber auch wieder vertrieben. Er blieb jedoch in Süddeutschland und förderte hier den bevorstehenden gewaltigen Aufstand der Bauern. Er verstand sich nicht im eigentlichen Sinne als Revolutionär, sondern als ein für das Evangelium eifernder Gottesmann.

Im Gegensatz zu Luther drängte er auf eine unbedingte Verwirklichung des angeblichen Willens Gottes in allen Bereichen des Lebens, auch in den gesellschaftlichen. Dafür bildete er den „Bund getreulichen und göttlichen Willens“, um dies alles zu verwirklichen. Dabei war sein Augenmerk nicht allein auf Deutschland, sondern auf die gesamte Christenheit gerichtet, und er hoffte, mit Hilfe der Fürsten das „Gottesreich“ aufzurichten. Wenn sie ihn nicht unterstützten, sollte der Bund sie bei der ersten besten Gelegenheit mit den Waffen in der Hand stürzen und töten.

Dem bürgerlichen Reformator Luther trat nun also der bäuerlich-proletarische Revolutionär Thomas Münzer gegenüber. Auf Luthers Lehren aufbauend orientierte er sich aber in der Folgezeit immer stärker am einfachen Volk. In seinen Predigtorten trat er für die Revolution ein, indem er die aufrührerischen Predigten Luthers fortsetzte, der sich aber inzwischen für die friedliche Entwicklung entschieden hatte.

Manche meinen, Münzer führte konsequent weiter, was Luther in seinen Predigten und Schriften begonnen hatte. Man kann ihn nicht unbedingt einen selbständigen Kopf nennen. Neue Gedanken hat er keine in die Bewegung seiner Zeit geworfen. Aber ihre rebellische Stimmung und ihren revolutionären Aufbruch hat er mit scharfem und weitem Blicke erkannt und mit unübertrefflicher Tatkraft zu erfassen verstanden. Er war ein Mann aus einem Gusse, von kühner Entschlossenheit und unerschütterlich in seinem Bekennen und Handeln. Luther nennt er Dr. Lügner und das geistlose sanftlebende (faule) Fleisch zu Wittenberg. Ihm wirft er gemeinsame Sache mit den Fürsten und Heuchelei vor.

Der Himmel sei nicht nur etwas Jenseitiges, sondern ebenso diesseitig. Die Aufgabe der Gläubigen sei es, ihn, das Reich Gottes, schon auf dieser Erde zu errichten. Unter diesem irdischen Gottesreich aber verstand er einen Gesellschaftszustand, in dem es keine Klassenunterschiede, kein Privateigentum und keine den Bürgern gegenüber fremde, selbständige Staatsgewalt mehr gäbe. Es sollte eine

vollständige Gleichheit unter den Menschen durchgeführt werden. Alle Güter sollten gemeinsam verwaltet und alle Arbeiten gemeinschaftlich verrichtet werden. Die Mächtigen und Einrichtungen aber, die sich nicht fügen wollten, sollte man stürzen.

Inzwischen hatten die Thüringer Bauern sich erhoben. In der damaligen Reichstadt Mühlhausen errichtet Münzer nun zusammen mit Heinrich Pfeiffer 1524 sein Hauptquartier und wird zum Kopf und zur Seele dieser Bewegung. Hier baut er auch eine Art kommunistischer Gemeinde auf, die freilich kaum über zwei Monate besteht. Als dann die fürstlichen Heere heranzogen, begab er sich dorthin, wo sich die Bauern-Masse gesammelt hatte. Münzer führte ihnen auch seine Anhänger zu.

Als Knecht Gottes begleitete er nun dieses Heer, und zwar nicht als militärischer Führer, sondern als Prediger. Er riss die Massen in seiner mit dem Eingreifen Gottes rechnenden Zuversichtlichkeit mit und lehnte alle Verhandlungen mit den Fürsten ab. Damit aber hatte er die Katastrophe vom 15. Mai 1525 bei (Bad) Frankenhausen (Thüringen, nördlich von Erfurt) mit zu verantworten.

Hier erlitt er mit ihnen eine entsetzliche Niederlage. 8.000 schlecht bewaffnete, undisziplinierte Bauern, die fast gar keine Geschütze besaßen, wurden durch ebenso viele gut ausgebildete und vorzüglich gerüstete Kriegsknechte mit zahlreichem Geschütz geschlagen. Münzer selbst wurde nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht gefangen genommen und nach grausamer Folter zusammen mit Heinrich Pfeiffer hingerichtet. Die Behauptung, dass er sein Verhalten bereute, ist durch nichts bewiesen und wahrscheinlich nur eine entehrende Nachrede.

Der Bauernkrieg von 1525

Die größte und am meisten geplagte Schicht der deutschen Bevölkerung waren die Bauern. Sie kämpften seit langem um die Verbesserung ihrer Rechte und Lebensbedingungen. Die wachsende Not, die mit der Umwandlung der Nahrungsmittelproduktion in die Geldwirtschaft über die Bauern gekommen war, hatte seit dem Jahre 1476 eine Reihe von Aufständen, hauptsächlich in Süddeutschland, hervorgerufen. Besonders bekannt wurden die Bauernaufstände unter den Namen „Bundschuh“ und „Armer Konrad“. Aber sie alle blieben örtlich begrenzt und wurden leider bald niedergeschlagen.

Erst als die Reformationsbewegung die gesamte Nation in ihren Tiefen aufgewühlt hatte, gelang eine übergreifende Verschwörung. Der neue „religiöse“ Geist, der durch Deutschland brauste und alles in seinen Bann zog, wirkte naturgemäß auch auf die schon vor 1517 in der deutschen Bauernschaft vorhandenen umstürzlerischen Strömungen. Die Aufständischen bezogen die „Freiheit des Christenmenschen“ Luthers auch auf ihre Befreiungsbestrebungen und beriefen sich auf ihn.

Damit hatten sie ihn aber gründlich missverstanden, denn er denkt nur an die religiöse Freiheit, an die Freiheit, die der Christ unter Gott hat, und lehnt eine Verquickung seiner Anliegen mit weltlichen Belangen ab. In seiner Schrift „An den christlichen Adel“ (1520) weist er jedoch auch auf die bedrohliche Lage der Land-

bevölkerung hin und möchte die Spannungen auf friedlichem Wege gelöst wissen. Deshalb auch ruft er die Bauern zum Gehorsam gegen die Obrigkeit auf.

Die zwölf Artikel der Bauern, in denen sie ihre Forderungen zusammenfassten, lagen durchaus im Zuge der geschichtlichen Entwicklung und des historischen Fortschritts. Sie verlangten die Wahl und Absetzbarkeit der Geistlichen durch die Gemeinden. Sie strebten nach der Aufhebung des Frondienstes (Leistungen, z.B. für den Adel, ohne entsprechende Vergütung) und der Leibeigenschaft (eine Art Sklaverei), nach der freien Jagd, des freien Fischfangs und der freien Nutzung des Waldes. Sie forderten die Beschränkung der übermäßigen Steuern, die Zurückerstattung der einzelnen Bauern oder den Gemeinden entrissenen Wälder und Weiden, und die Beseitigung der willkürlichen Verwaltung und Rechtsprechung. Außerdem beanspruchten sie die bibelgerechte Predigt des Evangeliums.

Alle diese Forderungen waren durchaus berechtigt und im Wesentlichen die gleichen wie bei der etwa 250 Jahre später stattfindenden Französischen Revolution 1789. Die deutsche Bauernbewegung scheiterte aber weitgehend daran, dass ihr der gemeinsame nationale Boden fehlte, wie dies in Frankreich der Fall war.

Auszüge aus den zwölf Artikeln der Bauern von 1525: 1. Jede Gemeinde hat das Recht, ihren Pfarrer selbst zu wählen und auch abzusetzen, wenn er sich ungebührlich verhalten sollte. 2. Der Kornzehnt (10 % Steuern) soll bleiben, weil er bereits in der Bibel aufgeführt ist. Der Viehzehnt soll aber wegfallen. 3. Die Hörigkeit (Unfreiheit) soll abgeschafft werden, weil Christus alle Menschen erlöst hat. 4. Jeder Mann soll frei jagen und fischen dürfen. 5. Die Wälder sollen den Gemeinden gehören, die Holznutzung frei sein, damit jeder Bau- und Brennholz hat.

6. Die Fronherren sollen den Bauern nicht willkürlich Dienste aufzwingen. 8. Ein unparteiischer Rat soll den Pachtzins festsetzen, der Grundherr ihn nicht beliebig erhöhen dürfen. 9. Nur nach überliefertem Recht soll gestraft werden und nicht nach Gunst. 10. Die Allmende (Gemeindegebiet, Benutzungsrecht für alle) soll wiederhergestellt werden. 11. Abgaben im Todesfall sollen abgeschafft werden (gemeint ist wohl die Erbschaftssteuer). 12. Wenn einer oder mehrere Artikel hier aufgestellt sein sollten, die dem Wort Gottes nicht gemäß sind, dann wollen wir davon Abstand nehmen, wenn man uns das aus der Heiligen Schrift nachweist.

Dass die Bauern wegen all des Unrechts, das ihnen zugefügt worden war, äußerst erregt und wütend waren und dann wie toll um sich schlugen, hängt möglicherweise auch mit den begeisternden und Vertrauen erweckenden Predigten Münzers zusammen. Durch sie erhielten die Bauern einen gewaltigen Auftrieb und wurden in ihrem Kampfeifer bestärkt. Er peitscht sie unter Berufung auf das Evangelium an und redet ihnen ein, dass Gott in seiner Gerechtigkeit das ihnen zugefügte Unrecht sehe, auf ihrer Seite stehe und ihnen zum Siege verhelfen werde.

Ohne diese religiöse Anstachelung wäre es möglicherweise nicht zu diesen unüberlegten Aktionen der Bauern gekommen. Vielleicht hätte auch die Zeit für sie gearbeitet. Durch den reformatorischen Umbruch hätte sich möglicherweise auch ihre Situation gebessert. Das bleibt natürlich offen. Aber darauf zu warten, waren sie in dieser Stimmung nicht bereit.

Klar, die Bauern waren verständlicherweise wegen der Ausbeutung durch die Kirche und die Fürsten empört. Kein Wunder also, wenn ihnen mit der Veröffentlichung von Luthers Thesen und seiner Schriften endlich der Kragen platzte. Erstaunlicherweise war es ihnen gelungen, ihre große Verschwörung geheim zu halten. Als sie sich unerwartet erhoben, wurden die Herrschenden so überrascht, dass die Sache der Bauern zunächst günstige Aussichten hatte oder doch zu haben schien.

Trotzdem muss man sagen, dass ihr Aufstand unüberlegt und der helle Wahnsinn war, denn er geschah ohne jede militärische und strategische Vorbereitung. Sicherlich hätten die Bauern wesentlich mehr erreichen können, wenn sie hervorragende Feldherren gehabt und ausgereifte Kampf- und Schlachtpläne vorgelegen hätten, und sie deutschlandweit gemeinsam vorgegangen wären.

Es wäre für sie dann aber wahrscheinlich kaum möglich gewesen, sich in größerem Rahmen auf diesen Krieg vorzubereiten, ohne dass die Fürsten etwas gemerkt und die Vorbereitungen unterbunden hätten. Auch das Kriegshandwerk will nämlich erlernt sein! Eine aus der Wut erwachsene Erhebung reicht nicht, wenn die Gegenseite militärisch gut geschult und ausgerüstet ist.

Am 2. April 1525 schlugen die Bauern im gesamten Reich zu und ziehen, alles verbrennend, durchs Land, zerstören Burgen und Klöster und verüben grausame Gewalttaten. Die Städte dachten damals nicht daran, den Aufstand der Bauern zu unterstützen, und ihre Handwerker waren diesen gegenüber durchweg feindlich gesonnen. Nur einzelne Bürger schlossen sich ihnen an, aber auch nur zaghaft und zurückhaltend. Die städtische Unterschicht/Arbeiterschicht war damals als Machtfaktor noch viel zu unentwickelt, um die Bauern wirklich unterstützen zu können.

Noch viel weniger als mit den Städten war ein Zusammengehen mit den Rittern möglich. Der ritterliche Aufstand 1522 war durch die Fürsten niedergeschlagen worden. Deshalb hielten die Adligen jetzt meistens zu den Fürsten. Wenn anfangs einige noch auf Seiten der Bauern standen, zogen sie sich jedoch bald zurück.

Die gebietsmäßige Zersplitterung Deutschlands hinderte die Bauern, gemeinsam vorzugehen. In jedem Fürstentum handelten die Aufständischen auf eigene Faust und verweigerten sogar den Bauern in den Nachbargebieten ihre Hilfe. Überall, in Thüringen, in Franken, in Schwaben, im Elsass, im Schwarzwalde und, wo immer sich die Bauern erhoben hatten, wurden ihre Haufen mit leichter Mühe von den fürstlichen Heeren zersprengt und in einzelnen Gefechten und Schlachten nacheinander aufgerieben. Die Fürsten hatten, weil ihre Heere oft zehnmal so groß wie die Kampfgruppen der Bauern waren, ein leichtes Spiel mit diesen.

Luther riet noch am 16. April 1525, also vierzehn Tage nachdem die Bauern zugeschlagen hatten, in seinem Büchlein „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben“ zu einer gütlichen Einigung auf der Grundlage dieser zwölf Artikel, die weitgehend als berechtigt anzusehen seien. Auch meinte er, nicht die Bauern, sondern Gott selbst erhebe sich gegen die Wütereier der Fürsten. Er stellte sich also durchaus auf die Seite der Bauern. Aufgrund seiner übermächtigen Persönlichkeit hoffte Luther, dass sich die Bauern nun zurückhalten würden. Leider hatte dieses Büchlein aber nicht die geringste Wirkung.

Als sich die Fürsten von ihrem ersten Schrecken erholt hatten, setzten sie ihr Militär ein, um diesen Aufstand zu unterdrücken. Eine ihrer Hauptwaffen war dabei der betrügerische Wortbruch. Sie lockten die Bauernhaufen durch verführerische Versprechungen. Wenn diese dann in gläubigem Vertrauen auf die fürstlichen Zusagen ihre Waffen niedergelegt hatten und sich nach Hause begeben wollten, ließen sie die Wehrlosen massenhaft niedermetzeln. In Strömen floss ihr Blut. Nach geringster Schätzung sind hunderttausend Bauern entweder im Kriege gefallen oder nachher umgebracht oder hingerichtet worden.

Auf die Dauer verschlechterte sich nach dieser furchtbaren Niederlage die Situation der Bauern jedoch nicht. Sie waren schon vor dem Kriege so ausgenommen worden, dass bei ihnen nichts mehr zu holen war. Manche wohlhabenden Mittelbauern wurden freilich zugrunde gerichtet. Auch wurde eine Menge von Hörigen (ihr Besitz gehörte einem anderen) in die Leibeigenschaft (mehr oder weniger Sklaverei) hinabgedrückt. Gemeindeländereien wurden verstaatlicht. Eine große Anzahl der Bevölkerung wurde durch die Zerstörung ihrer Wohnungen und die Verwüstung ihrer Felder auch zu Landstreichern oder zu städtischen Obdachlosen.

Schwerer hatten die Geistlichkeit, der Adel und die Städte unter dem Bauernkriege zu leiden. Klöster und Stifte wurden verbrannt und die Wertgegenstände geraubt oder eingeschmolzen. Dem niederen Adel, den Rittersn, waren viele Burgen und Schlösser zerstört worden. Sie hatten sich nicht aus eigener Kraft den Bauern widersetzen können. Da sie nur durch die fürstlichen Heere gerettet worden waren, gerieten sie aber immer mehr in deren Abhängigkeit.

Die Städte wurden, falls sie sich für die Bauern eingesetzt hatten, von den siegreichen Fürsten ihrer Vorrechte beraubt und finanziell erpresst. Nur die Fürsten zogen wirkliche Vorteile aus dem Bauernkrieg. Sie rafften die geistlichen Güter an sich. Ein mehr oder weniger großer Teil des Adels musste sich unter ihren „Schutz“ stellen. Neben den weltlichen Fürstentümern gab es zwar noch kirchlich unabhängige Gebiete, städtische Herrschaftsbereiche, selbständige Grafen und Herren. Die Entwicklung in Deutschland drängte aber auf die Fürstenstaaten, die sich die übrigen Gebiete unterwarfen.

Luther und der Bauernkrieg

Luther war vom Ausbruch des Bauernkrieges sicherlich ebenso überrascht wie die Fürsten. Auch dürfte er vom gewaltsamen Vorgehen der Aufständischen entsetzt und enttäuscht gewesen sein. Ebenso hatte er wahrscheinlich gesehen, dass sie von vornherein die Unterlegenen sein würden. Wozu er sich nun, der diese Empörung und diesen Volksaufstand in gewisser Weise mit verursacht hatte, verpflichtet fühlte, war, sich zu bemühen, dass diese Unruhen möglichst gütlich beigelegt werden. Dazu sollte seine Schrift „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft“ vom 16. April 1525 dienen, die er also 14 Tage nach Beginn der Revolution geschrieben hatte.

Leider musste er erkennen, dass seine Ermahnungen auf die Bauern keinerlei Eindruck machten, die ja ganz offensichtlich mit diesem Krieg begannen, auch wenn sie allen Grund dazu hatten. Wegen all dieser entsetzlichen Grausamkeiten und der Tatsache, dass seine Schrift nichts bewirkte, wollte er sicherlich erreichen, dass dieser Aufruhr möglichst schnell beendet wird, und vermeiden, dass unter den Bauern zu viel Blut fließt.

Münzers tiefe Überzeugung, im gewalttätigen Kampf das Reich Gottes aufrichten zu müssen, war sicherlich mitbestimmend für die Grausamkeiten der Bauern und für die darauf folgende Vergeltungssucht der Fürsten. Luther packte nun die Furcht, es könnte aus falschem Verstehen seines evangelischen Glaubens immer wieder ein neuer Thomas Münzer erstehen und seiner Reformation schaden.

Deshalb gab er seine hauptsächlich an die Fürsten gerichtete Schrift „Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern“ (6.5.1525) heraus, in welcher er sowohl der Obrigkeit wie auch den Bauern ihre angeblichen „Pflichten und Rechte“ vorhielt. Den Bauern gegenüber erklärte er leider auch, dass „nichts giftigeres, schädlicheres, teuflischeres sein kann denn ein aufrührerischer Mensch.“

In diesem Text heißt es: „Dreierlei greuliche Sünden wider Gott und Menschen laden diese Bauern auf sich, daran sie den Tod verdient haben an Leib und Seele mannigfältiglich“. „Haben sie damit (mit ihrem Vorgehen gegen die Fürsten) verwirkt Leib und Seel, (mit dem) wie die treulosen, meineidigen, lügenhaften, ungehorsamen Buben und Bösewichte pflegen zu tun“. „Daran sie wohl zehnmal den Tod verdienen an Leib und Seele“. „Welcher nun einen solchen Aufrührer (gemeint sind die Bauern) siehet, soll ein Schwert nehmen und um Erhaltung willen seiner Obrigkeit denselbigen totschiessen“. „Denn solche Seelen sind recht im Fegefeuer, ja in der Hölle und Teufelsbanden (bei den teuflischen Gruppen)“. Dabei beruft er sich auf die Bibel, das unfehlbare „Wort Gottes“, jedenfalls so wie er es versteht.

Luther gesteht in seiner Zwei-Reiche-Lehre und in seinen Schriften der Obrigkeit, d.h. den Fürsten und ihrem Machtapparat, die Gewalt, die Todesstrafe und den Verteidigungskrieg zu und glaubt sich damit in Übereinstimmung mit dem Willen des Allerhöchsten. Sein Verständnis der Bibel ist in dieser Hinsicht zu einseitig. Der Obrigkeit gesteht er zu viel, der Bevölkerung zu wenig Rechte zu.

In Bezug auf die Fürsten schreibt er: „Denn ein Fürst und Herr muss hie(rbei) denken, wie (dass) er Gottes Amtmann (Stellvertreter) und seines (Gottes) Zorns Diener ist, Römer 13,4, dem das Schwert über solche Buben befohlen ist, und sich ebenso hoch vor Gott versündigt (er versündigt sich), wo (wenn) er nicht straft und wehret und sein Amt nicht vollführet (ausführt), als wenn (d)er mordet, dem das Schwert nicht befohlen ist (wenn der Fürst in solchen Fällen nicht tötet, verhält er sich wie derjenige, der tötet, obwohl er, der Mörder, dies gar nicht darf).“

Selbst den Himmel kann Luther versprechen: „Also kanns denn geschehen, dass, wer auf (der Seite) der Obrigkeit Seite erschlagen wird, ein rechter Märtyrer vor Gott sei“, und „Solch wunderliche Zeiten sind jetzt, dass ein Fürst den Himmel mit Blutvergießen verdienen kann, besser denn andere mit Beten“, und „Bleibst du

(Fürst) darüber tot, wohl dir, seliglichere (mit mehr Anspruch auf den Himmel) Tod kannst du nimmermehr überkommen (kann dir nicht zuteilwerden).“

Die Waffen waren dieses Mal jedoch schneller als der Drucker. Dieses Schriftstück erschien, als bereits annähernd 100.000 Bauern in zahllosen Gefechten erschlagen worden waren. Geblieben ist für längere Zeit eine Entfremdung zwischen den Bauern und der lutherischen Sache. Es half auch nichts, dass Luther im Juli 1525 den aufklärenden und ergänzenden („Ein) Sendbrief von dem harten Büchlein wider die Bauern“ drucken und verbreiten ließ, mit dem er diese versöhnen wollte.

Wenn Luther vorgeworfen wird, dass er den Bauern in den Rücken gefallen sei, so tut man ihm in gewisser Weise Unrecht. Er selbst hatte die Ausweitung „seiner Reformation“ in den politischen Bereich gar nicht im Auge, auch wenn er auf diese Entwicklung durch die Unternehmungen und die Entschlossenheit der Zwickauer Propheten und durch das Wirken Thomas Münzers hätte vorbereitet sein müssen. Ihm war es ja mehr oder weniger nur um die Frage gegangen, wie der Mensch einen gnädigen Gott bekomme. Alles andere hatte ihn kaum interessiert. Er war sich sicherlich bewusst, dass er von den Fürsten für ihre politischen Zwecke gebraucht bzw. missbraucht wurde. Am wenigsten dürfte er aber daran gedacht haben, dass es durch seine Bewegung zu Bauernaufständen, ja Bürgerkriegen kommen könnte.

Eigentlich hätte er sich am liebsten gar nicht an die politische Front begeben geschweige denn gewünscht, dass die Bauernaufstände mit der Reformation in Verbindung gebracht würden. Das war einfach nicht seine Welt. Wer ihm da wegen seiner Schriften und Haltung Vorwürfe macht, hat ihn sicherlich nicht verstanden.

Sicherlich hätte Luther während der Aufstände sein bedeutendes Ansehen auch dafür einsetzen können, dass den Bauern Gerechtigkeit widerfahre. Zu Anfang seiner reformatorischen Tätigkeiten (1517-22) hatte er ja sehr mitfühlend und menschlich gedacht, sich für soziale Gerechtigkeit eingesetzt („das Gut des einen ist auch des anderen Gut“), mit allen demokratisch-revolutionären Bewegungen geliebäugelt und auf Reformen hingedrängt. Er hatte das Unrecht angeklagt, das den Armen an Besitz, Leib und Seele zugefügt wurde. Auch in seiner Schrift „Ermahnung zum Frieden ...“ vom 16. April 1525 setzte er sich noch für eine Verständigung und einen Ausgleich ein. Aber die Bauern zogen nicht mit.

Es dürfte ihm freilich bewusst gewesen sein, dass die Fürsten kaum bereit waren, auf ihre Vorrechte zu verzichten. Immerhin könnte er in dieser Zeit der gewaltigen Umbrüche damit gerechnet haben, dass sich nach und nach etwas ändern würde. Seit dem Thesenanschlag waren doch gerade sieben und seit Worms vier Jahre vergangen. Das ist kein langer Zeitraum für die Inangriffnahme der gewünschten Veränderungen.

Man denke nur daran, wie viel Zeit die Verwirklichung von Luthers Schulreformen benötigte. Auch zog sich die Befreiung der Bauern durch die Stein-Hardenbergschen Reformen in Preußen (1807) über viele Jahre hin. Aber die Bauern konnten offenbar nicht mehr ruhig bleiben. Die Kommunisten tun Luther Unrecht, wenn sie behaupten, er hätte sich selbst und die Bauern verraten, indem er sich für die gesetzliche und friedliche Entwicklung entschied.

Es war doch kaum damit zu rechnen, dass die Bauern so unerwartet, so schnell und so grausam zuschlagen würden. Das muss Luther maßlos empört haben, und seine Spontanität, sein Temperament und seine Hitzköpfigkeit gingen mit ihm durch, besonders weil er den Gehorsam von der Bevölkerung erwartete.

Deshalb sah er sich besonders genötigt, die Fürsten aufzufordern, möglichst schnell, gewalttätig und rücksichtslos gegen die Bauern vorzugehen, damit diese möglichst sofort mit ihren Grausamkeiten und ihrem Gemetzel aufhören. Das waren sicherlich gute Gedanken. Dabei hatte er wahrscheinlich nicht an die Zähigkeit und Beharrlichkeit der Bauern gedacht, und erst recht nicht an die Rachegeleüste der Fürsten. So hatte er beide offenbar noch nicht kennen gelernt. Ganz abgesehen davon, dass Luther sich nicht im Aufstandsgebiet befand, sondern nur davon hörte.

Außerdem hatte er derartige Kriege nicht persönlich kennengelernt. Mit einer gewissen Ahnungslosigkeit dürfte er deshalb seine Schrift „Wider die Bauern“ (2.5.) verfasst haben, wahrscheinlich im guten Glauben, damit die Gewaltorgien auf beiden Seiten möglichst einzuschränken bzw. schnell zu beenden. Deshalb forderte er die Fürsten in diesem Schreiben dazu auf: „Drum, liebe Herren, löset hie, rettet hie, helft hie, erbarmet euch der armen Leute, steche, schlage, würge hie, wer da kann.“

Mit diesen Worten will er die Fürsten sicherlich nicht unbedingt zum Totschlagen und Morden auffordern, sondern nur zu einer schnellen militärischen Auseinandersetzung. Es geht ihm offenbar nur darum, dass die Bauern an der Sinnlosigkeit ihres Tuns gehindert werden und dieses Gemetzel ein Ende findet. Er selbst empfindet ja mit der betroffenen Unterschicht in der Bevölkerung, wenn er von den „armen Leuten“ redet.

Er möchte offenbar, dass den Bauern und der Bevölkerung eine Katastrophe erspart bleibt. Deshalb fordert er die Fürsten auf, in dieser Situation zu retten, was zu retten ist, zu helfen und sich zu erbarmen. Hierauf dürfte in diesem Satz das Hauptgewicht liegen, nicht in dem „steche, schlage, würge“.

Sicherlich, er hätte die Fürsten auch auffordern können, liebevoll mit den Bauern umzugehen. Aber weil er erfahren hatte, wie rücksichtslos diese vorgehen, verspricht er sich wahrscheinlich nichts davon, wenn die Fürsten zu viel Rücksicht nehmen. Es muss kurzer Prozess gemacht werden. Ganz sicherlich konnte er nicht ahnen, wie furchtbar sich diese rächen würden.

Vielleicht erkannte er auch, selbst wenn er wegen seines persönlichen Einflusses die Bauern durch Aufrufe und Freundschaftsbeteuerungen unterstützen würde, dass dieses wahrscheinlich überhaupt nichts bringen, sondern diese nur umso fanatischer und brutaler machen würde, da sie sich nun von ihm gedeckt wüssten. Damit würde er möglicherweise nur den Wahn der Aufständischen und das Blutvergießen fördern. Möglicherweise hat er sogar schon ihre totale Niederlage vor Augen.

Durch Luther war die religiöse Reformation ausgebrochen, um die es ihm nun ging. Diese war aber jetzt auf Ab- und Irrwege geraten, die dieser weder vorhersehen konnte und erst recht nicht beabsichtigt hatte. Eigentlich hatte der Bauernkrieg mit seiner Reformation ja überhaupt nichts zu tun.

Je stärker sich aber die revolutionäre Begeisterung entfaltete und je tiefer sie die Massen ergriff, umso verzweifelter wurde gleichzeitig die Lage Luthers. Beim Schreiben seiner Büchlein zum Bauernkrieg mag er besonders an die Predigten und Schriften von Thomas Münzer gedacht haben, der ja nicht bereit war, die Fürsten in irgendeiner Weise zu schonen.

Dabei mag ihn auch die Sorge überkommen sein, dass er, seine glaubensmäßig-reformatorischen Anliegen und seine Bewegung mit den Gedanken, Forderungen und Aufrufen von Münzer in einen Topf geworfen würden. Er musste befürchten, dass er nun ebenso wie dieser als Revolutionär angesehen würde. Das könnte in ihm die Angst um seine Bewegung geweckt und in ihm das Gefühl und die Erkenntnis hervorgerufen haben, dass seine Zeit und die seiner Bewegung vorbei seien, wenn sie von den Fürsten ebenso bekämpft würden wie die Bauern.

Es wäre aber verkehrt gewesen, Luther die Schuld am Ausbruch dieses Krieges in die Schuhe zu schieben. Ihm war freilich die vorhandene Unruhe nicht entgangen. Deshalb ermahnte er auch die Bauern, nicht selbst für ihre Rechte zu kämpfen, denn dann gäbe es keine Ordnung mehr im Lande, sondern nur noch Mord und Totschlag. Damit hatte er leider durchaus Recht. Es ist jedoch etwas bedauerlich, dass bei ihm das Hauptgewicht auf der staatlichen Gewalt liegt und er in ihr eine göttliche Ordnung sieht, die es erst einmal zu beachten gäbe. Das Herstellen sozialer Gerechtigkeit durch sich Wehren und das Widerstandsrecht lehnt er leider ab.

Man hätte erwarten können, dass die in überwiegender Zahl noch altgläubigen Fürsten sich nach der Niederwerfung der Bauern nun auch auf die lutherische Bewegung stürzen und mit blindem Eifer versuchen, das Wormser Edikt (Reichsacht) zur Geltung zu bringen. Ein vorsichtiges aber nüchternes Gemüt wie Philipp Melancthon hatte durchaus damit gerechnet. Dies trat aber zum Glück nicht ein.

Mit seinen Schriften gegen die Bauern hat sich Luther aber auch keinesfalls die Anerkennung und den Dank der Fürsten zugezogen. Wäre das der Fall gewesen, wären doch wohl mehr Bekenntnisse zum neuen Glauben abgelegt worden. Einer der jüngsten, aber durchaus tüchtigsten und verheißungsvollsten Fürsten, Philipp von Hessen, der kräftig an der Niederschlagung der Bauern mitgewirkt hatte, bekannte sich nun offen zum Evangelium, also zu Luther. Er legte sich jedoch nicht einseitig auf diese Linie fest, sondern verhandelte auch mit dem Schweizer Zwingli.

Bedeutende Städte wandten sich nun auch der Reformation zu. Von diesen war Nürnberg, was seinen Besitz betrifft, ein kleines Territorium. Auch die Fürstentümer Ansbach und Kulmbach im heutigen Nord-Bayern wurden evangelisch. Dasselbe taten einer der Askanier (Fürstengeschlecht im heutigen Sachsen-Anhalt), Wolfgang von Anhalt, und der niedersächsische Fürst Ernst von Lüneburg. Einen ganz besonderen Fall bildete der Übergang von Ostpreußen ins protestantische Lager.

Viel war das aufs ganze Deutsche Reich gesehen freilich noch nicht. Luther gegenüber war zu dieser Zeit der Großteil der deutschen Fürsten noch abgeneigt. Trotzdem ist nach dem Bauernkrieg kein Gegenschlag gegen ihn erfolgt. Es musste doch wohl recht klar gewesen sein, dass die lutherische Bewegung nicht dasselbe

war wie die der Bauern. Durch seine Theologie und durch sein Verhalten, so muss man wohl fast sagen, hat Luther seine Bewegung und die Reformation gerettet.

Die Kirche und der Krieg

In den ersten Jahrhunderten der Kirche war es nicht üblich, dass Christen Militärdienst leisteten. Bedeutende Kirchenväter lehnten dies ab. Das hatte hauptsächlich zwei Gründe: Der Christ konnte nicht zugleich Christus dienen und den Fahneneid schwören, was als Götzendienst galt. Ferner durfte er nicht töten.

Trotzdem gab es unter den Christen welche, die im römischen Heer dienten. Die Kirche hatte sich offenbar denen gegenüber nachsichtig gezeigt, die bereits vor ihrer Taufe Soldaten waren. Für sie mochte die Regel Johannes des Täufers gelten: Tut niemandem unnötig Unrecht noch Gewalt an, und seid zufrieden mit eurem Lohn (nicht plündern)! (Lukas 3,14). Ebenso wenig wie der Täufer verlangte die alte Kirche also von den Christen, ihren Militärdienst aufzugeben.

Die Haltung der Kirche zum Kriegsdienst änderte sich jedoch grundlegend, als das Christentum im Römischen Reich zur alleinigen Religion erhoben wurde. Da die Kirche sich jetzt mit dem Staat befreundet hatte, strömten die Christen nun nicht nur in die politischen Ämter, sondern auch ins Heer. Damals entstand der Begriff des gerechten Krieges. Der Kirchenvater Augustinus verstand darunter einen Krieg, der durch Gegner hervorgerufen wird, z.B. wenn diese Gebiete rauben. Ein christlicher Herrscher dürfe also dann Kriege führen, wenn er gegen einen Feind seine Rechte verteidigt. Er darf dagegen nicht erobern. Augustins Überzeugung setzte sich durch. Sie galt im Mittelalter wie ebenso bis heute in der Katholischen Kirche. Diese Einstellung erscheint mir sehr theoretisch!

Neben dem gerechten Krieg kannte das Mittelalter auch den Heiligen Krieg, der sein Vorbild im Alten Testament hatte und zur „Verteidigung“ bzw. Ausbreitung des christlichen Glaubens geführt wurde. Papst und Kaiser meinten, durch solche Kriege das Reich Gottes auf Erde festigen zu können. Die Kriege gegen die Slawen wie auch die Kreuzzüge, zu denen die Päpste vielfach aufriefen, wurzelten in einem solchen Denken. Die blutige Verfolgung der „Ketzer“ galt ebenso als Verteidigungskrieg und damit als Heiliger Krieg.

Luther behandelte die Frage, ob ein Christ Kriegsdienst leisten dürfe, vor allem in seiner Schrift „Ob Kriegsleute auch im seligen Stande sein können“ (1526). Während er den Heiligen Krieg verwarf, billigte er wie Augustinus und Thomas von Aquin den „gerechten“ Krieg, den ein Fürst zur Verteidigung seines Landes führt.

Luther übernahm auch Vorstellungen aus dem Alten Testaments, wenn er lehrte, dass der Krieg von Gott eingesetzt sei, um Unrecht und Böses zu bestrafen und wieder Zucht, Ordnung und Frieden herzustellen. Sofern dem Bösen gewehrt werde, sei es Gottes, nicht des Menschen Krieg. Die Hand, die das Schwert führe und andere umbringe, sei dann nicht des Menschen, sondern Gottes. Gott hängt, rädert (aufs Rad spannen), enthauptet, würgt (umbringen) und kriegt, erklärte er.

Er unterschied aber scharf zwischen dem Angriffs- und dem Verteidigungskrieg. Der erste wurde von ihm entschieden abgelehnt. Im Verteidigungsfall sind nach Luther die Christen jedoch verpflichtet, zur Waffe zu greifen und dabei ihren Besitz und ihr Leben einzusetzen. Wenn der Fürst einen Angriffskrieg führe, müsse der christliche Untertan ihm jedoch den Gehorsam verweigern.

Freilich wusste Luther, wie schwer es war, zu beurteilen, was dieser für einen Krieg führe. So gab er den Rat, diesem so lange zu folgen, so lange man nicht erkenne, dass man damit Unrecht tue. - Die grundsätzliche Ablehnung des Kriegsdienstes wurde seit Augustinus nur noch von kleineren Gruppen vertreten, so im 12. Jahrhundert von den Waldensern und in der Reformationszeit und danach von den Täufern, den Mennoniten, den Quäkern und den Zeugen Jehovas.

Die „Religionskriege“ wurden auch nach der Reformation weiterhin vielfach im Namen Christi geführt. Das taten im 30jährigen Krieg nicht nur die katholischen Fürsten, sondern auch Gustav Adolf von Schweden. Oliver Cromwell, der „gottesfürchtige“ Staatsmann während der englischen Revolution im 17. Jahrhundert, erklärte ernsthaft in Bezug auf seine besiegten Feinde: „Gott machte sie wie Stoppeln vor unserm Schwert“.

Wie der alttestamentliche Volksführer Gideon glaubt auch er, den Heiligen Krieg des Gottesvolkes führen zu müssen. Für ihn ist dies England. Auch Churchill hat seine Krieger mit „Soldaten Christi“ betitelt. Noch im Zweiten Weltkrieg stand bei den Wehrmachtssoldaten auf dem Koppelschloss (Gürtel) „Gott mit uns“.

Nach dem Zweiten Weltkrieg breitete sich die Meinung, dass der Christ den Wehr- und Kriegsdienst zu verweigern habe, in der Evangelischen Kirche in Deutschland aus. Das hatte verschiedene Gründe. Der Begriff eines gerechten Krieges war überaus fragwürdig geworden. Man wies auf vergangene Kriege hin.

Wer war denn im deutsch-französischen Krieg von 1870/71 der Angreifer, wer der Verteidiger? Wer war es im Ersten Weltkrieg? Es kann geschichtlich als erwiesen gelten, dass in diesen beiden Kriegen die Schuld bei allen an ihnen beteiligten Mächten lag. Bei der Beurteilung des Zweiten Weltkrieges sollte man freilich auch berücksichtigen, dass Stalin vorhatte, Mittel- und Westeuropa zu überfallen. Man hätte sich dann bis zum Atlantik einem kommunistischen Regierungsterror und einem kirchen- und christentumsfeindlichem Regime aussetzen müssen.

Die Wiedertäufer werden, besonders in Münster, grausam verfolgt

Ein Nachspiel des Bauernkrieges war die blutige Verfolgung und Ausrottung der Wiedertäufer. Sie lehnten die Kindertaufe ab, die die Kirche an den Neugeborenen vollzog, und verlangten die Wiedertaufe oder richtiger die Spät- bzw. Großtaufe, der sich erst der entscheidungsfähige Erwachsene unterziehen dürfe. Es erschien den Radikalen unter ihnen schon als Teufelswerk, die Neugeborenen zu taufen und sie damit automatisch zu Christen in einer von der Obrigkeit geleiteten

Landeskirche zu machen. Nur in der bewussten Glaubensstufe des Erwachsenen habe das Taufsakrament einen wirklichen Sinn.

Was bei den Baptisten (zu Deutsch: Taufende/Täufer) und anderen Glaubensgemeinschaften heute mehr oder weniger üblich ist, war damals ein revolutionäres Programm, vor dem die Herrschenden zitterten, besonders weil die Wiedertäufer die „kommunistischen“ Anschauungen von Thomas Münzer teilten. Sie unterschieden sich aber von ihm dadurch, dass sie seine gewaltsame Politik ablehnten und durch und durch friedliebend gesinnt waren. Sie wollten sich nicht gegen den Staat auflehnen, ja wollten überhaupt nichts von ihm und der Kirche wissen. Sie wurden deshalb zuerst auch nicht mit in das Schicksal Münzers hineingezogen.

Die Bewegung der Wiedertäufer war um 1523 in Zürich entstanden. Dort hatte der Reformator Huldreich Zwingli den Stadtrat von seinen Glaubensvorstellungen überzeugen können. Doch wie so oft bei der Durchführung von Reformen hatte Zwingli auch Zugeständnisse machen müssen. In dem Kreise seiner engen Anhänger waren jedoch einige zu der Überzeugung gekommen, dass man die aus dem Studium der Heiligen Schrift klar erkannten Wahrheiten um keinen Preis durch politisches Taktieren oder durch ein Entgegenkommen verwässern dürfe.

Für diese konsequenten Christen galt, dass weder der Staat noch kirchliche Einrichtungen das Recht hätten, in Glaubensfragen Entscheidungsgewalt zu beanspruchen. Nur im engen Zusammenleben der „wirklichen“ Christen könne sich der reine Glaube verwirklichen. In der „wahren“ Gemeinde gelte es, ein Leben im Sinne der Worte und Taten Jesu zu führen. Die Nächstenliebe, die völlige Gewaltlosigkeit, die Verweigerung von Eiden und die Ablehnung obrigkeitlicher Ämter werden zu unumstößlichen Grundregeln. Die Gemeinde sei ein Zusammenleben wirklich „Heiliger“.

Damit aber ist die Täufergemeinde nicht mehr gleichzusetzen mit der herkömmlichen christlichen Gesellschaft, in der eben jeder „Christ“ war. Die Täufer verstanden sich vielmehr als eine kleine Minderheit in einer Gesellschaft und einem Staat, die ihrer Meinung nach nichts mit dem wahren Christentum zu tun hätten. Nur in einer unabhängigen Gemeinde, die aus Freiwilligen bestehe, kann das Evangelium verwirklicht werden. Sie strebten also das an, was wir heute Freikirche nennen.

Dadurch wird natürlich der Nerv sowohl der Katholischen Kirche wie auch der eben erst entstehenden protestantischen Kirchen getroffen. Kein Wunder also, dass man sie bald aus Zürich mit seiner unter Zwingli engen Verbindung von Religion und Politik vertreibt und überall verfolgt. Trotz etlicher Hinrichtungen wächst aber in den nächsten Jahren ihre Zahl, vor allem in Österreich und Süddeutschland.

Mit einer Vielzahl weiterer reformatorischer Splitterbewegungen, die sich vom Staat abgrenzen, werden diese von katholischen wie von evangelischen Obrigkeiten in gleicher Weise unterdrückt und verfolgt. Ihre friedliebende Gesinnung war weder für die evangelischen noch für die katholischen Fürsten ein Hindernis, nach der Niederwerfung des Bauernaufstandes eine blutige Menschenjagd auf sie zu eröffnen. Im Jahre 1529 setzte der Reichstag in Speyer den Feuertod als Strafe auf sie.

Überall in Deutschland entflammen jetzt die Scheiterhaufen, auf denen gefangene Wiedertäufer eines heldenmütigen Märtyrertodes sterben. Die meisten der

verstreuten Gemeinden ertragen ihren Untergang auch duldsam gemäß dem Vorbild Christi (gemeint ist sein Sterben). In Deutschland wurden sie also getötet bzw. zumindest genötigt, auszuwandern. Mit ihrer Beseitigung wird der wohl aktivste Teil des linken Flügels der Reformation endgültig in die Bedeutungslosigkeit verdrängt.

Da erwachte in den niederländischen Wiedertäufern die Vorstellung, dass sie sich mit denselben Mitteln wehren müssten, mit denen ihre Glaubensbrüder umgebracht werden, nämlich mit den Waffen. Sie geraten dabei unter den Einfluss von „Propheten“, die den Anbruch des Gottesreiches, das Neue Jerusalem, im Hier und Jetzt verkündigen. Jan Mathys, ein Bäcker in Harlem, und Johann Bockelson, ein Schneider in Leiden, werden die Häupter dieser wiedertäuferischen Richtung.

Ihre „Propheten“ berufen sich jetzt nicht mehr nur auf die Bibel, sondern begeistern ihre Anhänger mit eigenen Prophezeiungen und Zukunftsideen. Die alten Ordnungen werden dabei Schlag auf Schlag aufgehoben. Auf den Zwang zur Glaubenstaufe folgen die Einführung der Gütergemeinschaft (eine Art Kommunismus), das Verbrennen aller Bücher mit Ausnahme der Bibel und die Abschaffung der alten Eheordnung, an deren Stelle nun eine alttestamentliche Vielehe tritt.

Der Höhepunkt wird schließlich die Gründung eines Königreichs, in dem der erst 25jährige Johann Bockelson als „Johann, der gerechte König im neuen Tempel“ gekrönt wird. Alles dies geschieht in dem Bewusstsein, vor der baldigen Wiederkunft Christi das irdische Gottesreich errichten zu müssen. Es hat nichts mehr mit Täufern in vielen anderen Gemeinden zu tun, die unter der strengen Forderung der Nächstenliebe leben und ihren Glauben nur durch friedliche Missionsarbeit verbreiten. Damit aber werden diese Täufergemeinden zu einem furchtbaren Unruheherd.

Im Münster, einem Hauptsitz der Katholischen Kirche im nordwestlichen Deutschland, war es, unabhängig von den Täufern, zu einem heftigen Kampf zwischen dem Bischof und der Bürgerschaft gekommen. Diese hätte sich jedoch nicht ohne die Hilfe der einfachen Bevölkerung, in der die Täufer sehr stark vertreten waren, vor diesem retten können. Dadurch erhielten die Unterschicht und die Täufer eine große Macht. Es gelang der wiedertäuferischen Bewegung sogar, in vollkommen rechtmäßiger Weise die städtischen Ämter zu übernehmen und 1534/35 die Stadt zu beherrschen. Deshalb wollten diese Gemeinden hier den gewaltsamen Widerstand gegen die Verfolger ihrer Brüder vorbereiten und durchführen. Die Folge war, dass es in Münster jetzt offenbar drunter und drüber ging, was dann auch dazu führte, dass die Täufer viele Ungerechtigkeiten begangen.

Um den Angriffen auf den Bischof Widerstand leisten zu können, musste sich schließlich das ganze Reich, selbst die ohnmächtige Reichsregierung, an dieser scheußlichen und verwerflichen Niederschlagung beteiligen. Erst nach der Belagerung von einem und einem Viertel Jahr fiel die durch Hunger bezwangene Stadt.

Als die vereinigten Truppen des katholischen Bischofs von Münster und des lutherischen Landgrafen von Hessen am 25. Juni 1535 in ihre Mauern eindringen, erschlugen sie jeden, der sich ihnen entgegenstellte. Sie durchkämmten die Keller der Häuser und setzten dort ihr blutiges Werk fort. Und wurde einer der Landsknechte des Mordens müde, dann trieben ihn die Kameraden mit den Worten wei-

ter: „Keine Gnade für die Wiedertäufer! Keine Gnade für die Feinde Gottes und der Menschen!“ Mit diesem scheußlichen Morden der tapferen Verteidiger feierte der katholische Bischof also seinen Sieg über das „Königreich Zion“.

Die so Erschlagenen hatte noch das „angenehmere“ Los getroffen, denn die Führer der Wiedertäufer, die den Eroberern lebendig in die Hände fielen, wurden Monate später in grausamster Weise ermordet. Ihre verstümmelten Leichen stellte man anschließend in eisernen Käfigen am Turm der Lambertikirche zur Schau. Die angebliche Schreckensherrschaft der Wiedertäufer, die von unmenschlicher Grausamkeit und viehischer Wollust gewesen sein soll, wurde von den damaligen kirchlichen Geschichtsschreibern dreist erfunden bzw. jedenfalls frech entstellt. Die Historiker übernahmen dann, teilweise bis heute, die hässlichen, niederträchtigen und bössartigen Darstellungen von damals.

Luther war zur Zeit der Eroberung Münsters 52 Jahre alt. Vom Hörensagen dürfte er dieses brutale und mörderische Vorgehen gegen die dortigen Wiedertäufer miterlebt haben. Ich selber habe leider nichts darüber gefunden, wie er darauf reagiert hat. Diese waren aber, was den Aufbau und das Zusammenleben der Gemeinde betraf, durchaus wesentlich konsequenter als Luther. Das wusste er aber nicht zu schätzen, da er noch zu sehr an der überlieferten kirchlichen Ordnung festhielt.

Das dortige Errichten des Gottesreiches und die damit verbundenen Vorstellungen konnte er aber auf gar keinen Fall, wohl zu Recht, dulden. Es ist deshalb nicht auszuschließen, dass er dieses Gemetzel als Strafe Gottes und als angemessen und gerecht empfand. Das wäre eigentlich sehr schade, da es ihm und seiner Bewegung doch ebenso hätte ergehen können. Aber er glaubte, dass er richtig liege!

Luthers Zwei-Reiche-Lehre

Die Katholische Kirche verstand sich als das irdische Reich Christi. Alle seine Bürger waren Christen und hatten Zugang zu den Gnadenmitteln (Sakramenten). Zur Verwaltung dieses Reiches gab es zwei unterschiedliche Aufgabenbereiche, nämlich den geistlichen und den weltlichen. Von dem Papst und dem Kaiser, von den Geistlichen und den Staatsbeamten wurden unterschiedliche Angelegenheiten und Pflichten innerhalb der einen Christenheit wahrgenommen.

Mit dieser Zweiteilung brauchte sich Luther erst einmal nicht auseinanderzusetzen, denn gegen sie hatte er nichts einzuwenden. Dabei hatte er offenbar zu wenig wahrgenommen, dass die Erde wesentlich größer ist als nur der Bereich der Katholischen Kirche. Anders wurde es jedoch, als die „Schwärmer“ auftraten, die kein besonderes Interesse für den Staat zeigten und mit diesem möglichst nichts zu tun haben wollten. Ihnen gegenüber wollte Luther die Bedeutung dieser Zweiteilung begründen und rechtfertigen. Seine Zwei-Reiche-Lehre hat er also nicht gegen die mittelalterlich-katholischen Ordnungs- und Staatslehren entwickelt.

Für ihn war die politische Verwaltung eine Selbstverständlichkeit gewesen. Mit ihr im Bunde war er ja auch gegen das Schwärmertum vorgegangen. Deren Radika-

lismus und Fanatismus zeigte sich einerseits in friedliebender Gestalt, indem sie nämlich erklärten, dass wegen der Gebote der Bergpredigt ein sich Einfügen in die staatlichen Ordnungen unmöglich sei. Andererseits gab es auch revolutionär-militärische Gruppen, die mit dem Schwerte das Reich Christi aufrichten wollten.

Luther meinte erkannt zu haben, dass zwischen der herkömmlichen und der schwärmerischen Auffassung Gemeinsamkeiten bestünden. Bei beiden wären nämlich das Verständnis für die weltlichen Belange und die Notwendigkeit, sich dieser anzunehmen, nicht genügend ausgebildet. Bestand hierfür seiner Meinung nach bei den Schwärmern einfach ein Mangel an Erkenntnis und Einsatzbereitschaft, so gab es bei der katholischen Auffassung Abstufungen in den Verpflichtungen dem Staate wie auch Gott gegenüber. Zu denken ist wohl daran, dass den einfachen Menschen zu wenig Verantwortung übertragen wurde. Das dürfte ein Grund für Luthers schulische Reformbemühungen sein, Jeder hatte für das Gemeinwohl zu sorgen.

Die Ausbildung seiner Zwei-Reiche-Lehre im unmittelbaren Gegensatz zum Schwärmertum ist nicht unbedingt als ein Rückfall in herkömmliche kirchliche Vorstellungen zu werten. Sie führte vielmehr zu einer Vertiefung und Verschärfung der Auffassung von geistlicher und weltlicher Ordnung. Luther bemühte sich besonders, den Christen ein wirklich gutes Gewissen bei der Wahrnehmung weltlicher Angelegenheiten zu verleihen, was den Schwärmern nicht möglich war. Die Bergpredigt, auf die sich diese berufen, gelte seiner Meinung nach in ihren zugespitzten Forderungen, wie nicht zu schwören, sich Gewaltanwendungen gefallen zu lassen, oder nicht zu töten, nur als zusätzlicher Rat für die, die die totale Vollkommenheit anstrebten, nicht aber für jeden Christen. Luther, wie selbstherrlich wirst du hier!

Obwohl beide, Kirche und Staat, nach Luthers Auffassung Gottes Einrichtung sind, so dürfen sie doch entsprechend seiner Überzeugung nicht miteinander vermischt werden. Sie seien zu ganz verschiedene Zwecken eingerichtet worden und hätten ganz verschiedene Aufgaben. Gott regiere die Menschheit nämlich auf eine doppelte Weise, die eine fördert den Erhalt des irdischen, begrenzten Lebens, die andere das ewige Heil. Die erste leite Gott mit der linken, die zweite mit der rechten Hand. Durch die Kirche wolle er die Menschen selig machen, also in den Himmel holen. Deshalb werde die Kirche auch eine Mutter der Gläubigen genannt (Galater 4,26). Durch den Staat wolle Gott die äußere Ordnung unter den Menschen aufrechterhalten, „damit wir ein ruhig und stilles Leben führen mögen“ (1. Timoth. 2,2).

Daher seien auch die Mittel, welche die Kirche und der Staat zur Erreichung ihrer Ziele anwenden dürften, ganz verschieden. Die Kirche habe nur die Verkündigung (Joh. 18,11.36; 2. Kor. 10,4). Der Staat dagegen erlässt für die Aufrechterhaltung der bürgerlichen Ordnung entsprechende Gesetze und dürfe, damit diese auch eingehalten werden, bis hin zur Hinrichtung strafen (Römer 13,4).

Luthers Zwei-Reiche-Lehre könnte man folgendermaßen zusammenfassen: 1.) Bei Luther muss man unterscheiden zwischen Kirche und Reich Christi. Die Kirche ist eine sichtbare Organisation. Das Reich Christi sei jedoch geistiger Natur, also nicht unmittelbar greifbar. In diesem sei er Herr und König. Er begegne den Gläubi-

gen im Wort und im Sakrament, durch die er ihnen die Sünden vergebe und sie damit in das Bewusstsein führe, Kinder Gottes zu sein.

Diese Gnadenmittel würden durch den Glauben empfangen und befähigten die Christen zur Liebe. Die Liebe, wie sie Jesus in seiner Bergpredigt verkündigt, kenne keine Rache, nur den barmherzigen Dienst am Mitmenschen und grenzenlose Vergebung. Da sowohl der Glaube wie auch die Liebe in den Menschen durch den Heiligen Geist gewirkt werden, herrsche Christus durch diesen in seinen Gläubigen.

2.) Vom diesem Reiche Christi ist das Reich Gottes zur Linken zu unterscheiden. Luther versteht darunter alles, was zur Ordnung und Erhaltung unseres begrenzten irdischen Lebens dient: die Ehe und Familie, das Eigentum, der Beruf, die Wirtschaft usw. Wie anders die weltliche Ordnung gegenüber dem Reiche Christi ist, werde am stärksten am Staate deutlich. Dort herrschten die Macht, die Gesetze und die Strafe bis hin zur Todesstrafe, nicht aber die Vergebung. Auch habe der Staat die Aufgabe, seine Bürger zu schützen und zu verteidigen. Das kann bis hin zu Kriegen führen.

Luther, nüchtern, besonnen und durch die Lehre der Kirche, besonders durch Augustinus, geprägt, erlaubt dem Staate, zu bestrafen und zu töten. Das übernimmt er von Paulus. Stellt er sich damit aber nicht über Jesus und dessen Bergpredigt, in der es heißt: Vergeltet nicht Böses mit Bösem oder Scheltwort mit Scheltwort, und: Du sollst nicht töten. Dieses aber lässt er nur für die nach totaler Vollkommenheit strebenden Christen gelten. Wäre dieses aber nicht auch eine Art Werkgerechtigkeit! Luther kann also Jesus und der Bibel gegenüber durchaus kritisch sein!

3.) Die weltliche Herrschaft sei neben dem Reiche Christi notwendig. Luther begründet das nicht in erster Linie damit, dass die Menschen der Sünde verfallen sind, sondern zunächst einfach damit, dass Gott seine Schöpfung und die Menschheit erhalten will. Dazu bedürfe es der Ehe und Familie, des Eigentums, der Abhängigkeits- und Befehlsverhältnisse. Nicht einmal die Notwendigkeit des Staates begründet er allein mit der Macht des Bösen in der Welt. Der Staat ist bei ihm nämlich nicht nur eine Ordnungsmacht, sondern hat auch väterliche Aufgabe wie z.B. die Fürsorge. Der Staat sei aber im engeren Sinne hauptsächlich wegen des Bösen in der Welt notwendig. Nur er könne durch seine Rechtsordnung und Macht die Ordnung und den Frieden erhalten und dem ständig drohenden Chaos wehren.

4.) Die wirklichen Christen leben im Reiche Christi! Sie bedürfen deshalb nicht des Staates, weil sie vorbildlich lebten und bereit seien, Unrecht zu erleiden. „Die zum Reich Christi gehören, bedürfen keines weltlichen Rechts noch Schwertes (Obrigkeit). Und wenn alle Welt rechte Christen, also recht Gläubige, wären, so wäre kein Fürst, König, Herr, Schwert noch Recht notwendig oder nütze. Denn wozu sollte es dienen? Weil sie den Heiligen Geist im Herzen haben, der sie lehrt und dafür sorgt, dass sie niemand Unrecht tun, jedermann lieben, von jedermann gern und fröhlich Unrecht leiden, auch den Tod. Wo eitel (wirkliches) Unrecht Leiden (erlitten wird) und eitel Recht Tun (getan wird) ist, da ist kein Zank, Hader, Gericht, Richter, Strafe, Recht noch Schwert notwendig. Darum ist es unmöglich, dass unter den Christen sollte weltlich Schwert und Recht (Obrigkeit) zu finden sein.“

Mein lieber Luther, wie blauäugig und vertrauensselig bist du in deinen Worten! Merkst du denn nicht, dass du alle Wirklichkeit übersiehst! Wenn nur ein einziger Christ auf der Erde lebte, dürftest du wahrscheinlich Recht haben. Aber weil jeder Mensch, auch jeder Christ, anders ist und denkt, wird es immer Reibereien geben.

Auch die ehrlichsten Christen sind doch keine gleichförmige Masse. Du hast doch selbst gemerkt, dass es selbst unter den verehrten Reformatoren starke Spannungen gibt. Und du selbst verhältst dich doch auch unter deinesgleichen wie ein Rebell. Da jeder Mensch ein Recht hat, würdevoll zu leben, muss es die gesellschaftliche Ordnung geben, damit ein Ausgleich zwischen den Interessen aller geschaffen wird. Auch die Christen brauchen eine gesellschaftliche Ordnung und sollten sich aus Liebe zum Nächsten dieser unterordnen.

Der Staat sei nach Luther wegen der Nichtchristen notwendig: „Denn sintemal (weil) wenig(e) glauben und das wenigere Teil sich (ver)hält nach christlicher Art, dass es nicht widerstrebe dem Übel, ja dass es nicht selbst Übel tue, hat Gott denselben (den Gottlosen), außer (ausgenommen) dem christlichen Stand und Gottes Reich, ein ander(es) Regiment (Regierung) verschafft und sie unter das Schwert (die Strafe) gestellt, dass, ob sie gleich gerne wollten (Böses tun), doch nicht tun könnten wegen (trotz) ihrer Bosheit, und ob sie es tun, dass sie es doch nicht ohne Furcht noch mit Friede und Glück (mit schlechtem Gewissen) tun mögen; gleich wie man ein wildes böses Tier mit Ketten und Banden (Stricken) fasst (fesselt), dass es nicht beißen noch reißen kann nach seiner Art (Wesen), wie wohl es gern wollte, dessen doch ein zahmes, friedliebendes Tier nicht bedarf, sondern ohne Ketten und Banden dennoch unschädlich ist.

Denn wo das (der Staat) nicht wäre und alle Welt böse ist und unter tausend kaum ein rechter Christ (anständiger Mensch) zu finden ist, würde eins das andere fressen, dass niemand könnte seine Frau unterhalten (versorgen) und Kinder erziehen, sich nähren und Gott dienen. Die Welt würde wüst. Darum hat Gott die zwei Regimenter verordnet, das geistliche, welches Christen und fromme Leute macht durch den Heiligen Geist unter Christo, und das weltliche, welches den Unchristen und Bösen wehrt, dass sie äußerlich müssen Frieden halten und still sein gegen ihren Willen (obwohl sie es eigentlich gar nicht wollten).“

Wie schlecht denkt Luther hier über den Menschen! Schade! Und wie hebt er die Christen in die Höhe. Dabei weiß doch jeder, der mit diesen zu tun hat, wieviel Ecken und Kanten auch sie haben, und wie schwer sie auch untereinander zurechtkommen. Auch Luther war kein einfacher Zeitgenosse, sondern mit vielen Mängeln behaftet. Könnten Christen mit einem so dicken Schädel und mit einer solchen Überheblichkeit, wie Luther sie hatte, friedlich miteinander auskommen? Manchmal spinnt Luther einfach. Vielleicht redet er auch nur unüberlegt, denn es ist nicht einfach, alles fehlerfrei in eine Reihe zu bekommen. Wie leicht können bei einem so schöpferischen und überlasteten Menschen wie Luther Widersprüche auftreten.

Obwohl Luther in seiner Schrift „An den christlichen Adel“ (1520) in seiner Staats- und Kirchenauffassung noch ganz im kirchlichen Denken befangen war,

lehnte er trotzdem bereits eine Aufspaltung in Geistliche und Kirchenvolk ab. Alle wirklichen Christen gehörten zum geistlichen Stande, zum allgemeinen Priestertum.

Drei Jahre später betonte er in der Schrift „Von weltlicher Obrigkeit, wieweit man ihr Gehorsam schuldig sei“ (1523) schon die Unterscheidung von Christen und Nichtchristen. Er erklärte: „Hier müssen wir Adams Kinder und alle Menschen in zwei Teile teilen, die ersten zum Reich Gottes, die anderen zum Reich der Welt. Die zum Reich Gottes gehören, die sind alle Rechtgläubige in Christo und unter Christo. Denn Christus ist der König und Herr im Reich Gottes. Auch das Evangelium spricht vom Reiche Gottes, darum (ein Zeichen dafür ist) dass es das Reich Gottes lehrt, regiert und erhält (sich zu ihm bekennt).“ Im Gegensatz dazu: „Zum Reich der Welt oder unter das Gesetz gehören alle, die nicht wirkliche Christen sind.“

Wie gründlich bei Luther die Neubesinnung ist und wie tief sie geht, wird an seiner Umdeutung der beiden im Mittelalter parallel nebeneinander herlaufenden Reiche, der Kirche und dem Staate, deutlich. Die Kirche sei nicht das Reich Christi, sondern die Papstherrschaft, und der Staat sei eine Natureinrichtung und diene nicht in erster Linie dem Schutz der Kirche. Diese Umdeutung macht deutlich, wozu die beiden Herrschaftsbereiche seiner Meinung nach dienen. Es handelt sich nämlich um die zwei unterschiedlichen Weisen, wie Gott den sündigen Menschen begegnet, einerseits mit dem Evangelium, das die Erlösung schenkt (Gläubige), andererseits mit dem Gesetz, das äußerlich die Folgen der Sünde eindämmt (Staat).

Es wäre auch falsch, die Christen und Nichtchristen, die Gläubigen und die Ungläubigen in zwei völlig getrennte Personenkreise und Lebensbereiche einzuordnen und voneinander zu trennen. Das sei nicht möglich. Man müsse zwar zwischen Christen und Namens(Schein)christen unterscheiden. Man habe jedoch nicht das Recht, zu entscheiden, wer zu welcher Gruppe gehöre. „Denn die Welt und die Menge ist und bleibt Unchristen, ob sie gleich alle getauft (sind) und Christen heißen. Aber die (wirklichen) Christen wohnen fern voneinander. Darum passt es nicht in die Welt, dass ein christliches Regiment (Herrschaft) gemein (alle umfassend) (eingerichtet) werde über alle Welt, ja noch (nicht einmal) über ein Land oder große Menge (das sei nicht einmal für ein kleines Gebiet bzw. eine große Menge möglich). Denn der Bösen sind immer viel mehr denn der Frommen.“

Luther wendet sich mit diesen Worten wahrscheinlich gegen die Einrichtung eines weltumspannenden Gottesstaates, wie es die Katholische Kirche sein wollte. Selbst auf kleinstem Gebiet wie z.B. in Zürich (Zwingli), Genf (Calvin) oder Münster (Wiedertäufer) sei dies nicht möglich. Denn überall leben Menschen, die keine Christen sein wollen und denen man auch gerecht werden müsse.

Bei all diesen Auseinandersetzungen muss man bedenken, dass Luther nichts anderes kannte, als eine Gesellschaft, in der alle wenigstens Namens- oder Taufchristen waren. Er kannte noch nicht die Religionsfreiheit in einem Staat. Das lehnte er sogar ab. Wie anders müsste er heute denken! Ganz davon abgesehen: Für ihn gab es diesen Schöpfergott, der seine Geschöpfe auch wieder erlösen wollte. Er ist also in diesem Denken gefangen und kommt dort nicht heraus. Deshalb können

wir heute mit dieser Lehre wenig anfangen, und sie kann uns auch nicht weiterhelfen.

Aber nicht nur wegen der Tatsache, dass die wirklichen Christen weit verstreut auseinanderleben, sei es abzulehnen, sie in einem Gottesstaat zusammenzufassen und über sie herrschen zu wollen. Der ehrliche Christ selbst, solange er in der Welt lebe, sei gleichzeitig Kind Gottes und Sünder. Deshalb gehöre er grundsätzlich auch zu beiden Reichen, dem Reich Christi und dem der Welt. Am Anstand und an der Sittsamkeit lasse sich nämlich noch lange nicht erkennen, ob jemand ein wirklicher Christ sei oder nicht. Auch der Weltmensch könne das Bedürfnis haben, den Mitbürgern zu helfen und das Zusammenleben zu fördern. Das brauche er durchaus nicht aus einer Dankbarkeit Gott gegenüber zu tun, sondern einfach deshalb, weil er diese zwischenmenschliche Zuwendung für angemessen und notwendig halte.

Luthers Zwei-Reiche-Lehre geht außerdem davon aus, dass das weltliche Reich nicht auf Christen, weder als Obrigkeit noch als Untertanen, angewiesen ist. Er sagt: „Die Welt ist gefasst in diese zwei Reiche: Das erste gehört für die verwirrten Gewissen (die, die Gott suchen), das andere für die harten, verstockten Köpfe (die, die mit Gott nichts zu tun haben wollen). Man braucht keine Christen für die Obrigkeit. So ist es nicht nötig, dass der Kaiser ein Heiliger ist. Es ist nicht nötig für sein Regiment, dass er ein Christ ist. Es genügt für den Kaiser, dass er Vernunft hat.“

Tüchtige Herrschaft gibt es also keineswegs nur in der Christenheit. Das Christliche verleiht der weltlichen Obrigkeit also nicht erst ihre Rechtmäßigkeit. Dass Luther so denken kann, ehrt ihn! Darum kann er die Griechen und Römer im Altertum geradezu als Vorbild hinstellen, um aufzuzeigen, welche Aufgaben die Obrigkeit hat. Denn „so hat Gott das weltliche Regiment der Vernunft (dem Verstand) unterworfen (unterstellt) und befohlen, dass es allein (über) leibliche und zeitliche Güter regieren soll, welche den Menschen Gott unterwirft (von ihm abhängig macht). Deshalb wird auch im Evangelium nicht darüber gelehrt, wie es (die Regierung) zu halten (einzu richten sei) und zu regieren (habe) sei, außer dass es (das Evangelium) gebietet, man solle es (die Regierung) ehren und nicht dawider sich setzen. Darum können hiervon die Heiden wohl sagen und lehren (darüber informieren).

Um die Wahrheit zu sagen: Sie sind in solchen Sachen weit über die Christen erhoben. Denn Gott ist ein milder, reicher Herr, er wirft groß Gold, Silber, Reichtum, Herrschaften, Königreiche unter die Gottlosen, als wäre es Spreu oder Sand (Gott ist äußerst großzügig, auch den Gottlosen gegenüber. Er überhäuft sie mit Reichtümern, als wären diese Abfall). (Ebenso) Also wirft (gibt er ihnen) er auch unter sie hohe Vernunft, Weisheit, Sprachen (Fremdsprachenkenntnisse), Redekunst, dass seine lieben Christen als Kinder, Narren und Bettler ihnen gegenüber anzusehen sind (den Christen mangelt es hieran).“

Luther und die Juden

Entwicklung des Judentums von der Babylon. Gefangenschaft bis zu Luther

Seit 537 v.Chr. kehrten Teile der Israeliten aus Babylonien, dem heutigen Irak, wohin sie zwangsweise umgesiedelt worden waren, in ihre angestammte Heimat zurück, dem damaligen und heutigen Israel. Ab 450 v.Chr. errichteten sie dann unter der Leitung ihrer Führer Esra und Nehemia in Jerusalem den zweiten Tempel. Der erste, der des Königs Salomo, war zerstört worden.

Da die in Israel inzwischen ansässige Bevölkerung aber nicht den religiösen Vorstellungen von Esra und Nehemia entsprach, schufen diese beiden hier eine neue jüdische Religionsgemeinde. Ehen mit glaubensmäßig anders orientierten, den so genannten Heiden, wurden z.B. getrennt. Auch wurden Lehrhäuser eingerichtet, in denen die Jugend sich dem Gesetzes(Thora)studium widmete und die Männer sich nach der Tagesarbeit zur religiösen Neuorientierung zusammenfinden mussten. Das Thorastudium wurde jedem zur Pflicht gemacht!

Diese jüdische Gemeinschaft blieb jedoch politisch weitgehend von den Besatzungsmächten abhängig. Zuerst waren es die Perser. Nach der Unterwerfung Vorderasiens durch Alexander d. Gr. 332 v.Chr. entbrannte bei den Juden dann ein Jahrhunderte dauernder Kulturkampf gegen das jetzt die Welt beherrschende Griechentum. Ptolemäus I., einer der Nachfolger Alexanders und 323-283 Herrscher in Ägypten, siedelte deshalb größere jüdische Bevölkerungsteile in der neuen Stadt Alexandria (Ägypten) an. Hier entstand neben Babylon die zweite große Judensiedlung außerhalb Palästinas. Sie wurde zum Zentrum des griechischen Judentums.

Nach dem Misslingen der Aufstände gegen Rom zwischen 66 und 73 n.Chr. und zwischen 132 und 135 n.Chr. ging den Juden ihre politische Selbständigkeit vollständig verloren, und ihr religiöser Mittelpunkt Jerusalem wurde total zerstört. Das Überleben des Judentums als Volk war deshalb weitgehend nur möglich durch die Bildung einer Religion ohne Mittelpunkt und durch die Weiterentwicklung von Gemeinschaftseinrichtungen. Zu dieser Zeit verbreiteten sich die Juden über das ganze Römische Reich, allmählich auch über Westeuropa. Dabei waren sie verständlicherweise hier und dort auch Einflüssen von außen unterworfen.

Ihre Stellung im Römischen Reich war weitgehend auch von der Gunst der Kaiser abhängig. Als 212 n.Chr. alle Bewohner das römische Bürgerrecht erhielten, wurden die Juden nicht ausgeschlossen. Auch unter Justinian I., dem Großen (Kaiser 527-565 n.Chr.), der noch einmal die Einheit des Reiches verwirklichte, galten sie überall noch als römische Bürger und wurden weitgehend als solche anerkannt.

Als Konstantin d. Gr. jedoch ab 313 das Christentum begünstigte, kam es leider auch zu Gesetzen, die auf eine Ausgrenzung der Juden hinzielten. Außerdem wurden die offiziellen Garantien ihnen gegenüber nicht mehr so ernst genommen. Wiederholt kam es auch zu Verfolgungen. Um 600 gab Papst Gregor d.Gr. sogar einige Grundregeln für die Mission unter den Juden heraus, die sicherlich nicht gerade judenfreundlich gewesen sein dürften.

Im heutigen Deutschland westlich des Rheins und südlich der Donau waren Juden schon zur Römerzeit verbreitet. 321 gab z.B. Kaiser Konstantin den Juden Kölns gewisse Vorrechte. Unter Karl d.Gr. wanderten diese dann aus Frankreich und Italien verstärkt ins heutige deutsche Gebiet. Sie galten als Fremde, die unter dem persönlichen Schutz der Herrscher standen. Daraus entwickelte sich, besonders unter Ludwig dem Frommen (778-840, Kaiser seit 813/14), für die sich bildende jüdische Oberschicht ein erheblicher Einfluss. Als erster erklärte er auch um 820 für die Juden die persönliche Abhängigkeit von ihm selbst (kaiserliche Vormundschaft).

Darin hatte die „Kammerknechtschaft“ der Juden ihren Ursprung. 1179 wurden sie als zur kaiserlichen Kammer (dem Kaiser gehörend) gehörig erklärt (Kammerjuden) und wurden damit Eigentum der Kaiser, die sie an andere abtreten und verkaufen konnten. Dieses wurde von den mittelalterlichen Herrschern weiterentwickelt und geriet später in ihre Willkür.

Die ältesten jüdischen Gemeinden in Deutschland befanden sich besonders in den an großen Handelsstraßen gelegenen Städten wie Metz (heute Frankreich), Trier, Mainz, Worms, Speyer, Köln, Heilbronn, Regensburg und Bamberg. Grundbesitz war ihnen nicht erlaubt, sodass ihnen die in Israel und später noch weitgehend im Römischen Reich vorherrschende bäuerliche Betätigung verschlossen blieb.

Dies führte zu Spannungen zwischen dem mosaischen Gesetz, das von einer bäuerlichen Lebensweise ausging, und dem dann in Deutschland und Europa tatsächlich geführten Leben. Mitglieder der Handwerks-Zünfte (Vereinigungen) konnten sie ebenfalls nicht werden, so dass ihnen jedes Handwerk verschlossen blieb.

Deshalb blieb ihnen lediglich der Handel offen, und zwar insbesondere der Geldverleih, den das kirchliche Zinsverbot den Christen untersagte. Die hohen Zinssätze (Judenwucher) waren jedoch behördlich festgesetzt. Diese aber konnten dazu führen, dass die Juden leicht der Volkswut ausgeliefert wurden. - Auch waren sie als gewandte und intelligente Kaufleute mit ihren weitreichenden Verbindungen den Herrschenden willkommen. - Man kann sagen, dass während der ersten deutschen Jahrhunderte die Juden, abgesehen von einzelnen Belästigungen, in Frieden lebten.

Das änderte sich aber schlagartig mit den Kreuzzügen. Diese begannen 1096 mit Judenmetzeleien im Rheingebiet, die sich nach Osten und Süden ausdehnten. Die Zeit dieser Kreuzzüge und der Schwarze Tod, der Pest (1347-1450), bildeten einen Höhepunkt der Judenverfolgung in ganz Europa. Man hatte angenommen und behauptet, dass diese Krankheit und das damit verbundene massenweise Sterben von jüdischen Brunnenvergiftungen ausgegangen wären. Diese Unterstellungen hingen teilweise damit zusammen, dass unter den Juden auffällig wenig Pestopfer zu finden waren. Das aber hing wohl mit ihrer besseren Gesundheitspflege zusammen. Hunderte von jüdischen Gemeinden gingen während dieser Zeit zugrunde, und für das Judentum in Deutschland wäre es beinahe das Ende gewesen.

Damals hört man auch zum ersten Mal die Anschuldigungen von Hostien(Abendmahlsbrot)schändungen und Ritualmorden (christliche Kinder werden in Synagogen geopfert). Trotz behördlicher Widerlegung, auch durch Päpste und Kaiser, wurden diese Vorwürfe jedoch ständig wiederholt. - Auf dem Konzil der

Mainzer Diözese (Kirchengebiet) von 1229 und auf späteren Kirchenversammlungen wurde eine Judentracht (Kleidung) festgelegt. Vor Gericht wurde auch der Judenteide nach einer besonderen Ordnung verlangt. Das späte Mittelalter war ein einziger Leidensweg der jüdischen Mitbürger. Zwischen 1163 (Leobschütz, Schlesien) und 1478 (Passau) kam es immer wieder zu Aufständen und Judentreibungen. Diese Unterdrückungen und Verfolgungen schufen eine jüdische Unterschicht.

Wegen ihres Handels, Geldverleihs und ihrer Rechtlosigkeit ergaben sich für die Herrschenden unbeschränkte Besteuerungsmöglichkeiten. Die Juden wurden für sie zu einer ergiebigen Finanzquelle. Überall hatten sie hohe Abgaben zu leisten. So wurde von ihnen für ihr Wohnen im Fürstentum ein jährliches Toleranz(Duldungs)-Geld erhoben, beim Überschreiten von Gebietsgrenzen zahlten sie Leibzoll.

Außerdem verlangte man Kopf- (für die einzelne Person), Gewerbe-, Krönungs- (bei einer Kaiser/Fürstenkrönung) und andere Steuern. Gegen hohe Geldzahlungen wurden auch bedeutende Juden vom Kaiser mit Schutzbriefen versehen (Schutzjuden). Wegen ihrer vorzüglichen Handelsbeziehungen wurden gleichzeitig einzelne Juden von den Fürsten zur Führung ihrer Finanzgeschäfte und zur Organisation von Industrie und Handel an ihre Regierungssitze geholt (Hofjuden).

Die bürgerliche Sonderstellung der Juden wurde vielfach durch obrigkeitliche Ordnungen festgelegt. Diese regelten den Aufenthaltsort, den Grundbesitz, die persönliche Bewegungsfreiheit, die Sondersteuern und das Familienrecht. Vielfach erhielt z.B. nur der älteste Sohn gegen hohe Abgaben die Heiraterlaubnis. Die jüngeren Söhne mussten dagegen auf Wanderschaft gehen (Wanderjuden).

Nur hier und da hatten die Juden Bürgerrechte und unbewegliches Eigentum (z.B. Landbesitz). Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts mussten sie sogar vielfach in gesonderten Judenstraßen (Ghettos) wohnen. Die Synagogen mussten schmucklos in versteckten Winkeln liegen. Erst unter dem Einfluss der Renaissance, des Humanismus und der Reformation hat sich die Behandlung der Juden in Europa zum Besseren gewendet. Vor Luther hatte sich lediglich Reuchlin für die Juden eingesetzt, der ein hervorragender Kenner der hebräischen Sprache war. Von einer Gleichberechtigung kann freilich noch gar keine Rede sein.

Die Ursprünge des christlichen Judentums in der alten Kirche

Nach christlicher Überzeugung verkündet das Alte Testament die Herrschaft Gottes nicht nur über die Juden, sondern über die gesamte Menschheit. Israel sei aber angeblich das Volk, über das sich Gott den Menschen zugewendet und das er gewürdigt habe, dass aus ihm der Erlöser der Menschheit kommen werde. Das Alte Testament wird deshalb nicht so sehr in seinem geschichtlichen Zusammenhang verstanden, sondern weitgehend auf Christus gedeutet. Weil die Juden Jesus aber nicht als den Messias und Erlöser anerkennen und annehmen wollten, werden sie im Neuen Testament und von den Christen als die Jesumörder angesehen und dementsprechend verurteilt.

Ihre Feindseligkeiten und Unversöhnlichkeiten den Juden gegenüber steigern sich dann in der konstantinischen Reichskirche, also etwa ab 325. Für die byzantinischen (römischen) Herrscher seit Konstantin ist der kaiserliche Machtbereich das irdische Gegenbild zur Herrschaft Gottes im Himmel. Der Staat wird damit zum irdischen Gottesreich. Die Reichskirche, die unter der Herrschaft des Gottkaisers steht, ist also mehr als eine bloße Verwaltungsorganisation. Sie verkörpert das wahre Gottesvolkes und ist gleichzeitig der irdische „Leib Christi“.

Dass neben ihr eine jüdische Religion bestehen soll, ist für die christliche Kirche nicht nur anstößig, sondern untragbar. Der Staat sei das Reich Gottes. Die Zugehörigkeit zur staatsbürgerlichen Gemeinschaft ist seit Kaiser Justinian (ab 527) bis zum Ende der Aufklärung (18. Jh.) für beide Konfessionen auch untrennbar mit dem Empfang der Sakramente verbunden. Diese erhalten die Juden jedoch nicht. Da sie dazu keinen Zugang haben, haben sie auch keinen zu den mit diesen verbundenen göttlichen Gnadengaben, die eine Voraussetzung dafür bilden, dass man in den Himmel komme. Ihre angeblichen Gottesdienste seien vielmehr widergöttlich, da sie ja möglicherweise sogar zauberhafte-dämonische Zeremonien anwenden.

Der jüdische Mensch sei in diesem durch die christliche Sakramentsgemeinschaft zusammen gehaltenen Staate ein unheimliches Wesen, das in Ehrlosigkeit und Schande lebe. Deshalb sind die Juden für die Kirche und die Christen verabscheuungswürdige Gestalten, die sich im Finstern bewegen.

Wegen seines sakramentalen Denkens verachtet der byzantinisch-römische Staat die Juden, macht sie rechtlos und wird zu Hassausbrüchen verleitet. Einer der bedeutendsten Prediger der alten Kirche, Johannes Chrysostomus (geb. um 354-407), kann in seinen Predigten über die jüdische Synagoge (Gebetsstätte) sagen: „Nenne sie einer Hurenhaus, Lasterstätte, Teufelsasyl, Satansburg, Seelenverderb, jeden Unheils gähnenden Abgrund oder was immer, so wird er noch weniger sagen, als sie verdient hat (sie, die Synagoge, sei noch schlimmer).“

Alle Verurteilungen und Enteignungen, alle Verfolgungen und Vernichtungen, die die Kirche den Juden im Mittelalter antat, hatten letztlich in der christlichen Reichsidee und in der Bedeutung der Sakramente ihren Ursprung. Für viele Jahrhunderte haben diese das Verhältnis zum Judentum bestimmt. Von unendlichem Leid ist der Weg des Judentums durch das Mittelalter gekennzeichnet, denn eine nicht zu fassende Vernichtungsbereitschaft den Juden gegenüber erfüllte das Christentum.

Das Überleben der Juden war also ihren grimmigsten Feinden anvertraut. Die Juden zu misshandeln, hielt man für ein Gott wohlgefälliges Werk. Gleichzeitig jedoch erklären die Christen, sozusagen sich selbst entschuldigend, dass der Grund für das jüdische Leiden in dem Hass liege, den Gott auf diese Menschen habe. Dass sie damit die christliche Nächstenliebe, die auch den jüdischen Mitbürger einschließen sollte, verleugnen, sehen sie nicht und wollen sie nicht wahr haben.

Luthers frühe Einstellung zu den Juden entspricht der der Kathol. Kirche

Die von Luther in den Jahren 1513-1516 an der Universität Wittenberg gehaltenen Vorlesungen über die Psalmen zeigen, dass er ein entschiedener Gegner des Judentums, und zwar aus rein religiösen Gründen, war. Er spricht von den „Lügen“ und der „Heuchelei“ der Juden bei ihren Erklärungen und ihrer Auslegung der Heiligen Schrift. So sei auch ihr Talmud (Unterweisung/Lehrbuch ihrer Gesetzeslehrer) voll von „Lügen“ und „Verdrehungen“ der Schriftstellen.

Wie ihre Väter die bedeutenden Lehrer und Propheten gefoltet und gesteinigt haben, so tun es seiner Meinung nach auch die zu seiner Zeit lebenden Juden. Sie seien die Feinde Gottes, die alles nur äußerlich verstünden, die inneren Schwächen und bösen Begierden nicht als Sünden erkennen würden und sich einer ganz irdischen Messias Hoffnung hingäben. Vergeblich, so erklärt er, erwarteten sie, dass ihr Messias durch seine irdische Macht und Stärke ihre Feinde vernichte. – Wie kritisch und wirklichkeitsbezogen kann Luther in Bezug auf diese jüdische Messias Hoffnung sein! Wäre er dies doch bezüglich seiner eigenen Erwartungen auch gewesen!

Die Worte „Darum wird dich Gott auch ganz und gar aus deiner Hütte vertreiben, zerschlagen, zerstören und aus dem Land der Lebendigen ausrotten“ (Psalm 52,7, gemeint ist ein edomitischer Herrscher) werden von Luther auf die Juden bezogen. Ihrer Sünden wegen seien sie ihres Landes und ihrer Gotteshäuser (Synagogen) beraubt, über die ganze Erde verstreut und tiefstem Elend und allgemeiner Verachtung ausgesetzt. Ein Beispiel der Schlechtigkeit der Juden sei der Jesus-Verräter Judas. Wie jener sich am Strick aufgehängt habe, so hängen diese im übertragenen Sinne am Stricke der Treulosigkeit. Wie jener mitten auseinanderplatze, dass seine Eingeweide hinausdrückten (Woher weiß Luther dies?), so behielten diese nichts vom Anstande in sich, sondern verlören alles wegen ihrer Wut und ihres Hasses.

Warum existiert dieses verdorbene Volk noch auf Erden, fragt sich Luther, und er teilt die überkommene kirchliche Ansicht, dass die Juden den Christen und allen Völkern als Beispiel des göttlichen Zornes vor Augen gehalten werden sollen. So werde Gott mit ihnen ebenfalls (wie mit Judas) verfahren, wenn sie sich nicht an die Notwendigkeit der durch Jesus geschehenen Erlösung erinnern und sich bekehren. So sei es auch vielfach prophezeit worden (aber wo?).

Wären die Juden nämlich gänzlich vernichtet worden, so hätten die Menschen schon längst die große Tat Jesu vergessen, wie viele bedeutende Ereignisse der Vergangenheit vergessen worden sind. Gott habe die Vergehen der Juden in seinen Weltplan (in seinen Erlösungsplan) aufgenommen (für wichtig gehalten). Aufgabe (wichtig, Ziel) sei es nicht, die Juden am Lästern zu hindern, sondern die Christen zur wahren Erkenntnis zu bekehren und das reine Wort (die richtige Erlösungslehre) zur Herrschaft zu bringen.

Die Auslegung der Psalmen bezüglich der Juden in den Jahren 1519-21, also nach seiner inneren Umwandlung, ist nicht anders als die vor seinen reformatorischen Erkenntnissen. In seiner „Deutschen Auslegung des 68. Psalms“ von 1521 werden die Juden noch immer als die schlimmsten Feinde Christi hingestellt, die

wegen ihres Hasses gegen Christus kein Königreich, keine selbständige Herrschaft, kein Priestertum mehr haben werden und immer ohne Führer bleiben müssen. Denn sie wollen nicht an den (Jesus) glauben, der Sünde und Tod hinwegnimmt. Sie werden also in ihren Sünden weiterhin bleiben. Und im Endgericht, so behauptet Luther, werden sie durch den Zorn Gottes zur ewigen Ruhelosigkeit verurteilt werden. Hat denn keiner von Luthers Studenten empört geschrien „Du Dreckschwein!“.

Die neuen Erkenntnisse Luthers zur Judenfrage

In der Psalmenauslegung Luthers findet sich jedoch allmählich ein ziemlich neuer Ton bezüglich der Juden. Im Jahre 1520, bei der Auslegung des 14. Psalms, spricht er von ihrer möglichen Endbekehrung und tadelt dabei jene Christen, die durch hasserfüllte Raserei gegen die Juden (wie auch er bisher), diese vom Christentum abschrecken. Diese Frevler machten sich, so erklärt er, mitschuldig an der jüdischen „Gottlosigkeit“, da sie durch ihre Grausamkeiten den christlichen Namen und die christliche Ehre schänden. Man solle die Ablehnung der Juden Christus gegenüber nicht durch seine Lieblosigkeit verstärken. Das letzte Wort über ihre Bekehrung habe Gott allein, der das Schicksal der ganzen Welt in Händen halte.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass er hier bereits einen Wandel in seinen Ansichten über die Bekehrung der Juden zu vollziehen beginnt. Schon jetzt meldet sich in ihm die Hoffnung, dass sich diese bekehren werden. Sein neuer Ansatz wird durch die nun einsetzenden Annäherungsversuche von Seiten der Juden bestätigt.

Möglicherweise schon 1519 oder 1520 wendet sich die zur Auswanderung verurteilte Regensburger Judengemeinde an ihn und sendet ihm eine in hebräischer Schrift geschriebene deutsche Übersetzung des 130. Psalms. Zweifellos versucht sie, dadurch eine Verbindung zu ihm herzustellen, weil sie von ihm Unterstützung erwartet. Auch auf dem Reichstag zu Worms 1521 wendet sich eine Gesandtschaft der Juden an ihn.

Im Jahre 1521 erscheint die Schrift Luthers: „Der Lobgesang der heiligen Jungfrau Maria“, genannt das „Magnificat, verdeutscht und ausgelegt“. Hier findet sich seine erste bedeutende Erklärung zu seiner neu erwachten Hoffnung über die Bekehrung der Juden: Darum sollten wir die Juden nicht so unfreundlich behandeln, denn es werden unter ihnen zukünftig und täglich noch Christen zu finden sein. Dazu (zusätzlich) haben sie allein und nicht wir, die wir von den Heiden abstammen, die Zusage, dass alle Zeit (bis zum Ende der Zeiten) unter den Nachkommen Abrahams Christen sein werden.

Wer weiß, welche Auswirkungen es hat, wenn wir christlich lebten und sie (die Juden) mit Güte zu Christus brächten! Wie sollen sie Christen werden, wenn sie sehen, wie die Christen so unchristlich mit ihren Mitmenschen umgehen? Das ist nicht richtig! Liebe Christen: Man sage ihnen gütlich die Wahrheit. Wollen sie nicht, lasst sie in Ruhe! Wie viele sind unter den Christen, die Christus nicht beachten und nicht auf seine Worte hören. Sie (diese Christen) sind schlimmer als Heiden

und Juden. Und wir lassen sie doch in Ruhe, ja fallen ihnen zu Füßen und beten sie fast als einen Abgott an (die Priester, Bischöfe und der Papst).

Diese hoffnungsfreudige Einstellung bringt Luther besonders in der im Jahre 1523 erschienenen Schrift „Dass Jesus Christus ein geborner Jude sei“ in phantastischer Weise zum Ausdruck. Er bekennt trotz der gegen ihn erhobenen Angriffe bereitwillig, dass er Jesus für einen von der Jungfrau Maria geborenen Juden halte, und spricht offen aus, dass er (Luther) hofft, dass er vielleicht auch von den Juden einige zum Christenglauben reizen (locken, bekehren) möchte.

Und nun kommt die eigentliche Begründung seiner neuen Hoffnung: Das Judentum habe bisher nur das von der Schrift (Bibel) weit entfernte, versteinerte und tote Christentum der Katholischen Kirche kennen gelernt. Von diesem Christentum konnte es niemals wahrhaft angezogen werden, besonders wenn ihnen diese Lehren mit bitterem Hohne und Grausamkeiten aufgezwungen werden sollten. Ganz anders verhalte es sich mit der freundschaftlichen und brüderlichen Predigt des wahrhaftigen und freundlichen Evangeliums.

Die entscheidenden Stellen bei Luther lauten: „Unsere Narren, die Päpste, Bischöfe, Sophisten (Weisheitslehrer) und Mönche, die groben Eselsköpfe, haben bisher also mit den Juden (ver-)gefahren, dass, wer ein guter Christ wäre gewesen, hätte wohl ein Jude werden mögen (Bei den Erfahrungen mit der Kirche wäre man, auch wenn man als übergetretener Jude ein guter Christ war, wohl lieber zum Judentum zurückgekehrt als Christ geblieben).

Und wenn ich (Luther) ein Jude gewesen wäre und hätte solche Tölpel und Knebel (Folterer) gesehen den Christenglauben regieren (verwalten, beaufsichtigen) und lehren, so wäre ich eher eine Sau geworden als ein Christ. Denn sie (die Kirchenvertreter) haben mit den Juden gehandelt, als wären es Hunde und nicht Menschen, haben nicht mehr kundgetan (gepredigt) als sie (zu) schelten und ihr Gut (wegzu)nehmen, wenn man sie getauft hat. Christliche Lehre und Leben hat man ihnen nicht bewiesen, sondern sie nur der Päpsterei und Möncherei unterworfen.

Wenn sie dann gesehen haben, dass der Juden Ding (Angelegenheit) so starke Schrift für sich hat (die Bibel auf ihrer Seite steht) und der Christen Ding ein bloßes Geschwätz ohne alle Schrift gewesen ist (ihre Taten keinerlei Beziehung zur Bibel hatten), wie haben (hätten) sie doch ihr Herz (ihre Sehnsucht) stillen und rechte gute Christen werden mögen? Ich habs (habe es) selbst von frommen getauften Juden gehört, dass, wenn sie nicht bei unserer Zeit (jetzt) das Evangelium gehört hätten, sie wären ihr Leben lang unter dem Christenmantel (obwohl nach außen hin Christen, Scheinchristen) Juden (innerlich) geblieben. Denn sie bekennen, dass sie noch nie bei ihren Täufern (Priestern) und Lehrern etwas von Christus gehört haben.

Ich hoffe, wenn man mit den Juden freundlich handelt (verfährt) und sie aus der heiligen Schrift säuberlich unterweist, so sollten ihrer viele rechte Christen werden und wieder zu ihrer Väter, der Propheten und Patriarchen (Stammväter) Glauben treten (zurückfinden), wovon sie nur weiter abgeschreckt werden (Luther meint, das wahre Christentum und er vertreten die wirkliche Religion ihrer Väter, aber von die-

ser werden sie abgeschreckt), wenn man ihr Ding (sie) verwirft und so gar nichts will sein (gelten) lassen und handelt nur mit Hochmut und Verachtung gegen sie.

Wenn die Apostel, die auch Juden waren, so mit uns Heiden gehandelt (verfahren) hätten wie wir mit den Juden, es wäre nie ein (einer) Christ unter den Heiden geworden. (Weil) Haben sie (die Apostel) denn mit uns Heiden (also mit unseren Vorfahren) so brüderlich gehandelt, so sollen wir wiederum brüderlich mit den Juden handeln, ob wir etliche bekehren möchten, denn wir sind auch selbst noch nicht alle hinan (auf dem richtigen Wege), geschweige denn hinüber (schon im rechten Glauben). Und wenn wir gleich hoch uns rühmen (stolz auf uns sind), so sind wir dennoch (der Abstammung nach) Heiden und die Juden von dem Geblüt (Blut, Volk) Christi. Wir (aus den Heiden) sind Schwäger und Fremdlinge, sie sind Blutsfreunde, Vettern und Brüder unseres Herrn. Darum, wenn man sich des Bluts und Fleisches rühmen sollte (wollte), so gehören (sind) ja die Juden Christo näher zu als wir, wie auch S. Paulus Röm. 9 sagt.

Auch hats Gott mit der Tat wohl bewiesen (seine Anerkennung der Juden), denn solche große Ehre hat er nie einem Volk unter den Heiden getan als den Juden. Denn es ist ja kein Patriarch (Stammvater), kein Apostel, (kein) Prophet aus den Heiden (erwählet), dazu auch gar wenig rechter Christen erhoben (auch hat er sich unter den Heidenchristen wenig Lehrer/Kirchenväter erwählt). Und obgleich das Evangelium aller Welt zu(gedacht) ist, so hat er doch keinem Volk die heilige Schrift, d. i. das Gesetz und die Propheten, befohlen (gegeben) als den Juden, wie Paulus sagt Röm. 3. und Psalm 147: Er verkündigt sein Wort Jakob (anderer Name für Israel) und seine Rechte und Gesetz Israel. Er hat keinem Volke also getan noch seine Rechte (Ordnungen) ihnen offenbart.“

Der hauptsächlichste Inhalt seiner Schrift ist die Auslegung von Jesaja 7, von 1. Mose (Genesis) 49, von Daniel 9, von Haggai 2 und anderen „Zeugnisse der messianischen Sendung Jesu“. Es ist der Versuch, die Juden zu überzeugen, dass sie sich selbst am meisten im Wege stehen, wenn sie den von Gott gesandten, aus ihrem eigenen Volke geborenen Messias ablehnen.

Nach Luthers Meinung müssten die Juden erkennen, dass sich die Heiden (die anderen Völker) noch nie so willig einem jüdischen Mann als ihrem Herrn und König hingegeben haben als diesem Jesus. Diese Tatsache müsste sie nach Luthers Ansicht vernünftigerweise zum Glauben an ihn bringen. - Dieselben Texte hat er später auch in seiner Schrift gegen die Juden „Von den Jüden und ihren Lügen“ ausgelegt, doch dann hasserfüllt gegen diese.

Luther ist freilich bereit, mit aller Vorsicht und Rücksichtnahme schrittweise in diesem Bekehrungswerke vorzugehen. „Wenn es aber die Juden ärgern sollte“, lautet der Schluss der kleinen Schrift „Dass Jesus Christus ein geborner Jude sei“, „dass wir unsern Jesus als einen Menschen und doch als wahren Gott bekennen, so wollen wir das mit der Zeit auch kräftiglich aus der Schrift bessern (nachweisen).

Aber es ist zum Anfang zu hart (die Lehre von der Gottheit Christi), lass sie zuvor Milch saugen und aufs erste diesen Menschen Jesus für den rechten Messias erkennen. Danach sollen sie Wein trinken und auch lernen, wie er wahrhaftiger Gott

sei. Denn sie sind zu tief und zu lange verführt (gelehrt worden), (so) dass man säuberlich (vorsichtig) mit ihnen umgehen muss, da es ihnen zu sehr eingebildet (eingebläut) worden ist, dass Gott kein Mensch sein könne.

Danach (Es) wäre (also) meine Bitte und Rat, dass man säuberlich (zurückhaltend) mit ihnen umginge und aus der Schrift sie (erst nach und nach über die Gottheit Christi) unterrichtete, so möchten ihrer etliche herbeikommen (sich überzeugen lassen). Aber wenn wir sie mit Gewalt treiben und mit Lügenteidingen (Vorwürfen) umgehen und ihnen schuld geben (erklären), sie müssten Christenblut (Christen sein) haben, dass sie nicht stinken, und weiß nicht wessen des Narrenwerks (Unsinns) mehr ist, dass man sie (z.B.) gleich für Hunde hält, (.) was könnten wir Gutes an ihnen schaffen (ausrichten)? Ebenso dass man ihnen verbietet (man sollte damit aufhören, ihnen zu verbieten), unter uns zu arbeiten, (zu) hantieren und andere menschliche Gemeinschaft zu haben, womit man sie zum Wuchern treibt (weil wir ihnen das verbieten, treiben wir sie zu Geldgeschäften), wie sollte sie das bessern?

Will man ihnen helfen, so muss man nicht des Papstes, sondern christlicher Liebe Gesetz an ihnen üben und sie freundlich annehmen, mit lassen werben und arbeiten (Sie sollen sich ebenso wie wir nach Beschäftigung umsehen und mit uns zusammen arbeiten.), damit sie Ursache (Grund) und Raum (die Möglichkeit) gewinnen (haben), bei und um uns zu sein, unsere christliche Lehre und Leben zu hören und zu sehen. Wenn etliche halsstarrig sind, was liegt daran (was macht es)? Sind wir doch auch nicht alle gute Christen. Hier will ichs diesmal bleiben (bewenden) lassen, bis ich sehe, was ich gewirkt (erreicht) habe.“

Aus diesen freudigen Worten in Bezug auf die Judenbekehrung spricht die gewaltige Zuversicht der ersten reformatorischen Jahre. Hier zeigt sich die noch von keiner Enttäuschung getrübe, von keinen Misserfolgen gelähmte Siegeskraft eines jungen und lebendigen Glaubens.

Es ist die neu erwachte religiöse Innerlichkeit, die alle äußerlichen und entleerten Erscheinungen der Papstkirche überwindet. Wenn das Judentum dem seinem eigenen Volke entstammenden Menschheits-Heiland noch nicht in Dankbarkeit und mit Stolz zu dienen bereit ist, dann ist die Papstkirche mit ihren Missbräuchen und ihrem Mangel echter christlicher Liebe daran schuld, so jedenfalls denkt er. Dem schriftgemäßen und lebendigen reformatorischen Christentum wird und muss sich das Judentum von selbst zuwenden, „um sein Büßer- und Strafdasein zu beenden“.

Welche Begeisterung erfüllt den Reformator in jenen Jahren! Er traut dem erneuerten Christentum die Kraft zu, die Papstkirche und das Judentum durch die religiöse Glaubensinnerlichkeit seiner Bewegung von Grund auf umzuwandeln. Er glaubt, dass die Juden durch die Annahme von Jesus in die christlich-abendländische Völkergemeinschaft einbezogen werden können. Vor ihm dürfte das Bild von dem einen Hirten und der einen Herde gestanden haben.

Luthers Schrift „Dass Jesus Christus ein geborener Jude sei“, mit der er auf die richtige Beziehung zu den Juden aufmerksam machen wollte, fand damals nicht nur in den protestantischen, sondern auch in katholischen Kreisen lebhaften Beifall. Neun Auflagen erschienen allein 1523, und die Nachfrage blieb stark. Aber auch in

jüdischen Kreisen erweckte sie große Anerkennung, und die Juden bemühten sich um ihre Weiterverbreitung. Sicherlich waren sie nicht an ihr interessiert, um zum von Luther angeblich neu entdeckten Christentum zu wechseln, sondern lediglich, weil sie sich durch deren Inhalt endlich anerkannt fühlten bzw. wussten.

Freilich, Luther wird nicht bewusst, dass seine Begeisterung für die Juden nichts als Gefühlsduselei und Schwärmerei ist. Er erkennt ja auch nicht, dass seine neue religiöse Sicht weitgehend reine Spinnerei ist. Durch sein Turmerlebnis hat er freilich seine innere Freiheit gefunden. Ihm ist jedoch noch nicht klar, dass er durch seine Bekehrung eine weitere Religion entwickelte, die weder Hand noch Fuß hat.

So sehr er auch von Christen, die durch ähnliche Krisen gehen mussten, verstanden werden kann. Die Juden werden ihn nicht verstehen und ihm folgen können, selbst wenn sie Hunderte von verschiedenen glaubensmäßigen Richtungen entwickelt haben mögen. Die christliche Lehre, besonders die von Luther, muss ihnen als Unsinn, als abartig vorgekommen sein. Auch wenn ihre eigenen religiösen Vorstellungen sehr zu wünschen übrig lassen, mit der christlichen, dass Gott als Mensch auf die Erde kommt und sich wegen der menschlichen sündhaften Natur kreuzigen lässt, können sie sicherlich nichts anfangen. Ebenso wenig dürften ihnen viele andere Lehrsätze zugesagt haben.

Luther hat doch selbst erfahren müssen, wie schwer es ist, aus seiner Vorstellungswelt herauszukommen. Und jetzt will er das, was er erst nach 15 Jahren geschafft hat, den Juden zumuten! Sie haben Selbstbewusstsein und sind stolz auf ihr Volk und ihre Vergangenheit. Das ist grundsätzlich zu begrüßen und scheint mir gut.

Es wäre freilich angebrachter gewesen, wenn sie auch mit ihrer eigenen Überlieferung kritischer umgegangen wären. Dass das sehr schwer ist, weiß ich. Es würde die strenggläubigen Juden jedoch wesentlich sympathischer machen. Aber selbst, wenn sie selbstkritischer gewesen wären, wären sie nicht zu Luther und seinen Phantastereien und Schwärmereien geführt worden. Dieser hätte vielmehr umgekehrt kritisch mit sich, seiner Vergangenheit, seiner Entwicklung und seinen Erkenntnissen umgehen müssen. Damit hätte er wahrscheinlich eher die Juden erreicht als mit seinen Phantasievorstellungen.

Die erneute Gegnerschaft Luthers

Luther hatte zu Anfang seiner reformatorischen Tätigkeit angenommen, die Juden ließen sich leicht für die neue Ausrichtung seines Christentums gewinnen. Einzelne Judentaufen, die ihm gelungen waren, führten aber bald wieder zum Abfall dieser und damit auch zu einer bitteren Enttäuschung Luthers. Ende der 1520er und Anfang der 1530er Jahre bekommt er aber einen Blick dafür, wie es um die erhoffte jüdische Bekehrungsfreudigkeit tatsächlich steht. Er gewinnt die bedauerliche „Erkenntnis“, von den Juden aufs „gewissenloseste genarrt worden zu sein“.

Er sah nun in den zur Taufe bereiten Juden nur noch Menschen, die angeblich den christlichen Glauben verhöhnen wollten. Anfang der 1530er Jahre drohte er

sogar einem neuen Taufwilligen, ihn mit einem Stein um den Hals von der Wittenberger Elbbrücke zu stoßen (Wie lieblos und grausam!) und zu sprechen: „Ich taufe dich im Namen Abrahams“. Damit lehnte er vollständig ab, ihn im Namen Jesu zu taufen und Christ werden zu lassen.

Jahrelang hatte Luther, der felsenfest davon überzeugt war, das wahre Evangelium neu entdeckt zu haben, mit der von ihm neu ausgelegten Frohen Botschaft um die Juden geworben. Er hatte ihnen für den Fall ihrer Bekehrung sogar eine brüderliche Gemeinschaft in Aussicht gestellt. Aber alle seine Bemühungen in dieser Hinsicht waren verständlicherweise völlig erfolglos geblieben. Er litt sehr unter der Weigerung der Juden, Jesus als den ihnen angeblich in alttestamentlicher Zeit verheißenen Messias und Erlöser anzuerkennen.

Am 18. Januar 1525 berichtet er in einem Brief von einem (angeblichen?) Giftmordanschlag eines polnischen Juden, den die (jüdischen?) Feinde Luthers beauftragt hätten. Möglicherweise hat diese Erfahrung seine Judenfeindlichkeit verstärkt. In seinen Schriften nach 1525 ist nämlich immer deutlicher zu erkennen, dass er die Möglichkeit einer Judenbekehrung mit geringen Ausnahmen ständig verneint.

Endlich hat er eingesehen, dass man sich in Bezug auf sie keinen Hoffnungen hinzugeben braucht. Außerdem kommt ihm jetzt immer stärker zum Bewusstsein, wie „bedenken-“ und „rücksichtslos“ sie gegen ihn und die kirchliche Vorstellungswelt vorgehen. Schon zu Beginn der 1530er Jahre finden wir deshalb in seinen Tischreden die Behauptung, dass das gesamte Judentum „verdorben“ sei.

Das alttestamentliche „Gottesvolk“, von ihm meist „die rechten Israeliten“ genannt, und das jüdische Volk z.Zt. Jesu und später werden von nun an von ihm klar voneinander getrennt. Den Juden nach Jesu Auftreten werden nicht mehr die Wesensmerkmale des früheren „Volkes der Erwählung“ zuerkannt. Juden und Papisten (Katholiken) werden dagegen in seinen Äußerungen immer wieder gleichgesetzt. Die angebliche „Werkgerechtigkeit“ der Juden, also durch Gesetzeserfüllung in den Himmel kommen zu wollen, sieht er als den totalen Gegensatz zur reformatorischen Gnadenerlösung an. Jüdischer „Materialismus“ (Gewinnsucht) und papistische Äußerlichkeiten sind für ihn ein und dasselbe. Sie sind auch die eigentliche Ursache für seine abgrundtiefe Verachtung dieser Religionsgemeinschaften.

Zu einer tiefen Enttäuschung kam es bei ihm, als er bemerkte, dass in jüdischen Schriften und Synagogen offenbar über Jesus und die Lehre über ihn gelästert werde und dass sich ihre Ablehnung des Evangeliums eventuell verstärkt habe. So wurde von jüdischer Seite Jesus als Gehängter, ja als Hurensohn und Zauberer tituliert. Dazu hatten natürlich die Christen durch ihre Erzählungen Anlass gegeben.

Auch dessen Mutter Maria wurde als Hure bezeichnet und ihr Name sogar in Haria (Scheißhaus) umgewandelt. Diese als Lästerungen empfundenen jüdischen Darstellungen empörten Luther ungemein. Ebenso wurden von den Juden auch die Zentralwahrheiten des Christenglaubens, die Trinität (Dreieinigkeit) Gottes und die Gottessohnschaft und Auferstehung Jesu als Schwindel abgetan.

In den Jahren 1537 und 1538 kommt es bei Luther zu entscheidenden Schritten gegen die Juden. 1536 hatte nämlich der Kurfürst von Sachsen wegen zahlrei-

cher jüdischer Missbräuche des gewährten Gastrechtes, Geldwucher, Verbrechen usw. (das kann ich nicht nachprüfen) die Vertreibung der Juden aus seinem Lande angeordnet. Dieses möchte jedoch der Generalanwalt der deutschen Juden, Josel von Rosenheim, verhindern. Durch die Vermittlung eines Capitos wendet sich dieser daher mehrere Male an Luther, um über ihn Zugang zum Kurfürsten zu bekommen.

In seiner Antwort vom 11. Juni 1537 lehnt Luther dieses Anliegen mit großer Milde im Ton, aber mit rückhaltloser Darlegung der angeblichen Missachtungen ab, die die Juden mit seinen Schriften getrieben hätten. Enttäuscht wendet er sich außerdem gegen die „Verstocktheit“ der Juden, die angeblich auch seine liebevollste Zuwendung ihnen gegenüber zurückgewiesen hätten. Diese Verstocktheit zu unterstützen sei er nicht imstande. Josel möge daher seine Versuche, mit ihm Kontakt aufzunehmen, beenden.

Seit 1532 hatte sich Luther auch mit den Bestrebungen der mährischen (tschechischen) Protestanten auseinanderzusetzen, die eine Anpassung an das Judentum forderten. Selbst bei seinen Tischgesprächen wird ihm erklärt, dass aufgrund der Zehn Gebote der Sabbat gehalten werden müsse, wie dies die Widertäufer täten. Diese „Sekte der Sabbather“ wird ihm im Jahre 1537 in einem ausführlichen Briefe des Grafen Wolf Schlick zu Falkenau vorgestellt, der ihn gleichzeitig bittet, ihm Gründe aus der Heiligen Schrift gegen deren Irrtümer zu nennen.

Im Februar 1538 folgt Luther dieser Aufforderung in seinem „Brief wider die Sabbather“. In „aller Klarheit und Schärfe“ wird hier gleichzeitig die „sündige Verstocktheit“ der Juden und ihre „Verwerfung“ durch Gott dargestellt, zwischen dem Gesetz Christi und dem überwundenen jüdischen Gesetz eine klare Trennlinie gezogen und die Verbindlichkeit aller jüdischen Gebräuche, Ordnungen und Vorschriften wie Sabbat, Beschneidung und Zehn Gebote für die Christen abgelehnt. Jede Annäherung zwischen dem protestantischen Christentum und dem jüdischem Gesetz und Glauben wird entschieden verworfen.

Luther erklärt, dass das Gesetz des Mose nur für die Juden, nicht aber für die Christen gelte. Wenn die Sabbather den Sabbat heiligen wollten, müssten sie sich seiner Meinung nach auch, ebenso wie die Juden, beschneiden lassen. Welche unnötigen Folgerungen zieht Luther hier! In den Paulusbriefen wird doch ganz eindeutig die Beschneidung für unnötig erklärt.

Aber von einer Heiligung des ersten Tages der Woche, des Sonntags, ist nirgends die Rede! Da ist es dann doch letztlich egal, welcher Tag der Woche herausgehoben wird! Wer den Sabbat verwirft, müsste eigentlich auch den Sonntag verwerfen. Aber die Sonntagsheiligung hatten die Christen inzwischen verinnerlicht und auch zu einer Art göttlichem Gesetz gemacht. Wenn Luther gegen den Sabbat vorgeht, müsste er eigentlich ebenso auch gegen den Sonntag vorgehen, denn dieser ist von Menschen eingerichtet. Er wehrt sich aber dagegen, dass die Ordnungen des Alten Bundes für die Christen gelten sollen.

Von nun an werden deshalb Luthers Äußerungen über die Juden, ihren „Aberglauben“, ihre „Halsstarrigkeit“, ihre „Boshaftigkeit“, ihre „Gotteslästerungen“, aber auch ihren Geldwucher immer schärfer. Die Überzeugung, dass im Judentum der

angebliche Erzfeind abendländisch-christlichen Wesens zu bekämpfen sei, verhärtet sich durch seine vermeintlichen „Erfahrungen“, und in seiner „Beurteilung“ wird er immer rücksichtsloser.

Dabei wird ihm gar nicht bewusst, dass er selbst sich nicht anders, nämlich als Sturkopf, verhält. Weil er überzeugt ist, Gott recht verstanden zu haben, bekämpft er fanatisch die Juden als Feinde Gottes. Dabei hätte er erst einmal nachweisen müssen, dass er im Recht ist. Dieser Mühe unterzieht er sich aber nicht, weil er meint, Paulus und andere Schreiber als Gewährsleute auf seiner Seite zu haben.

Im „Brief wider die Sabbather“ (1538) sind schon die ersten Grundlinien von Luthers entscheidender und abfälliger Hauptschrift von 1542 „Wider die Juden und ihren Lügen“ enthalten, die in hartem Gegensatz zu seiner Verteidigung der Juden von 1523 steht. Wir bemerken in diesen Jahren, dass er auf das Verhalten der Juden sein schärfstes Augenmerk richtet. In einem Tischgespräch von 1538 macht er für die deutsche Niederlage den Türken gegenüber einen getauften spanischen Juden namens Catianus wegen dessen Verrat verantwortlich. Er scheint also über das türkisch-jüdische Bündnis unterrichtet gewesen zu sein. Aus Enttäuschung über die Juden gibt er während dieser Zeit eine Anzahl von Schriften heraus, die dem Judenhass seiner Zeit neue Nahrung geben.

Den Anstoß für seine Hauptschrift gab eine jüdische Veröffentlichung, die als Antwort auf Luthers Sabbatherbrief gedacht war. Es handelte sich um eine erdichtete Auseinandersetzung zwischen einem Juden und einem Christen. In ihr wurden die Grundwahrheiten des Christentums nach Meinung Luthers aufs heftigste geleugnet und die dazugehörigen Bibelstellen in jüdischem Sinne verdreht.

Wieder ist es Graf Wolf Schlick, der Luther diesen Text übersendet. Als er sie gelesen hat, steht der Entschluss in ihm fest, eine umfassende Gesamtabrechnung mit dem Judentum und den jüdischen Schriften zu machen, und im Januar 1543 erscheint dann „Von den Juden und ihren Lügen“. Im unmittelbaren Anschluss daran, sozusagen als Ergänzung, gibt er im März die zweite Schrift „Vom Schemhamphoras (hebräischer geheimnisvoller Gottesname) und vom Geschlecht Christi“ heraus. In diesen Kampfschriften lässt er seinem Zorn freien Lauf. Ob diese Ausfälle gegen die Juden etwas mit seinen damaligen doch wohl sehr schweren Krankheiten zu hatten, kann ich nicht beurteilen und möchte dem auch nicht zustimmen.

Luther fasst das Judenproblem nicht als Gegenstand des Neides oder als völkische Abneigung auf. Erst recht ist er kein Rassist, wie heutzutage immer wieder fälschlich behauptet wird. Rassisten in unserem Sinne gab es damals überhaupt nicht! Er beschäftigt sich auch nicht mit lehrmäßigen Unterschieden zwischen der christlichen und der jüdischen Religion. Die Verstoßung des Judentums betrachtet er vielmehr als ein durch Gott gewirktes Volksschicksal.

Die Juden wurden seiner Meinung nach im wichtigsten Augenblick der Weltgeschichte, als nämlich Jesus auftrat, vor eine Wahl gestellt, und da haben sie sich falsch entschieden und Jesus abgelehnt. Damit aber haben sie sich dem ewigen, unversöhnlichen Zorne Gottes ausgeliefert. Für Luther waren also nicht einzelne Irrwege Israels für diese Verwerfung entscheidend, sondern nur die Ablehnung Jesu.

Soso! So handelt also der Gott der Liebe! Außerdem wäre natürlich zu fragen, ob das Kommen Jesu wirklich der größte Augenblick der Weltgeschichte war. Dieses ist doch lediglich die Vorstellung der Kirche und die Luthers, der diese bewusst übernahm. Klar, für das religiöse Bewusstsein des Christentums ist dies natürlich der bedeutendste Augenblick der Weltgeschichte, denn Gott wurde angeblich Mensch.

Diese Vorstellung, dass Jesus die Menschheit mit seinem Opfertode erlöst habe, ist jedoch hergeholt und zu bezweifeln, ja irrig. Außerdem wissen wir bis heute nicht, wer letztlich für dessen Kreuzigung verantworten war. War dies allein eine Entscheidung des römischen Landpflegers, der Jesus wegen seiner Vertreibung der Geldwechsler vom Tempel gefangen nehmen ließ. Er duldet nämlich keine Unruhe beim Passah(Oster)fest in Jerusalem und machte kurzen Prozess. Oder geschah die Verurteilung doch im Interesse gewisser Juden. Oder kam etwa beides zusammen?

Die Versicherung Luthers, dass er nur unfrohen Herzens und mit Widerwillen an die Darstellung des Judenproblems heranging, ist verständlich und nachvollziehbar. Er leidet mit unter dem angeblich ungeheuren „Fluche“, den das jüdische Volk durch „Gottes Zorn“ getroffen habe. Dieser Fluch betreffe aber nicht nur die Juden, sondern ebenso ihn und alle Christen, wenn sie sich nicht ihrer eigenen Sünden bewusst werden. Wir sehen hieran, dass die Angst bei Stotternheim vor dem straffenden Gott bei Luther immer noch lebendig ist!

Seine Einstellung war nie: Wie viel besser bin ich und sind wir Christen als die Juden! Sein Empfinden lässt ihn vielmehr, wenn er sich das Judenschicksal bewusst macht, vor dem gnadenlosen Zorne Gottes erschrecken und tief erschauern. Sein Gebet lautet deshalb: „Möge deine (Gottes) Gnade mich mit Sünden beladenen Menschen vor gleichem Schicksal bewahren!“ Die Erkenntnis der Notwendigkeit des Vertrauens in Christus werde gestärkt, wenn man sich das jüdische Schicksal bewusst mache. Luthers Beschäftigung mit dem Judenproblem ist daher auch für ihn selbst immer wieder ein Weg in die Selbsterkenntnis und in die Demütigung.

Die christlich-abendländische Menschheit hier, das Judentum ohne den Erlöser dort, so sieht Luther die Weltlage. Dabei war für ihn gleichzeitig die Grundfrage zu beantworten, was das Judentum seiner Zeit mit dem Judentum des Alten Testaments zu tun hatte. Die früheren Juden waren für ihn eindeutig das auserwählte Volk Gottes. Aber schon bei dieser Beurteilung wird er nach und nach sehr vorsichtig und zurückhaltend und trifft nun in aller Deutlichkeit eine Unterscheidung:

Sie seien das auserwählte Volk, weil aus ihnen die großen „Sprecher Gottes“ hervorgegangen waren, heilige Männer und Verkünder wie Noah, Abraham, Isaak, Jakob, Mose, David und die Propheten. Das Volk als Ganzes aber war nun seiner Meinung nach nie auserwählt gewesen, sondern halsstarrig, abtrünnig, gotteslästerlich, und mörderisch gegenüber den Propheten. Aus diesem verworfenen Volke hatte Gott einzelne auserwählt und sie zu dessen Wortführern gemacht. Das Volk selbst war wegen seiner Bosheit bereits in alter Zeit mit schwerer Strafe belegt und durch die Wegführung und Zerstreuung in alle Länder bestraft worden.

Gott zerstörte als Strafe den jüdischen Staat und verschleppte die Juden in die Babylonische Gefangenschaft. In einem Tischgespräch denkt er sogar über die

Möglichkeit nach, dass die weggeführten Juden einer starken rassischen Vermischung ausgesetzt waren, z.B. durch die Vergewaltigung kriegsgefangener Frauen.

Er spricht von der möglichen Vermischung mit Tataren, Zigeunern und andern Völkern. Dadurch seien die Juden in ein ganz anderes Volk verändert worden. Sie seien so ein Erzeugnis völkisch-rassischen Verfalls und Niedergangs. Der zu seiner Zeit lebende jüdische Volksteil bestand seiner Meinung nach nur noch aus Verfalls- und Entartungsmenschen, aus Trägern eines schnöden Materialismus, furchtbarer Habgier und verbrecherischer Triebe wie Stehlen, Rauben, Wuchern und Morden. Dieses Judentum sei nicht nur durch den Zorn Gottes verkommen. Es habe durch seine falsche religiöse Entscheidung Jesus gegenüber auch seinen eigenen Verfall eingeleitet und bis heute erwiesen. – Schade, Luther, dass du so denkst!

Die heutigen Juden seien, heißt es in der Hauptschrift, die getrübtte Neige, gars-tige Hefe, der verdorrte Schaum, schimmelige Grundsuppe und mösichtiger Pfuhl vom Judentum (Hier verwendet Luther wohl Bilder vom Bierbrauen und der Weinherstellung. Die Abfallprodukte verwendet er als Bezeichnung für die Juden.). Sie seien das Volk von Gottes weltgeschichtlichem Zorn, verloren bis in alle Ewigkeit, Kinder des Teufels, des Teufels liebste Söhne, ja seine Verwalter in dieser Welt.

Am jüngsten Tage wird dieses Volk, außer wenigen Auserwählten und Taufwilligen, dem furchtbarsten Zorne, den grimmigsten Höllenstrafen überantwortet werden. Nur ein kleiner Teil der Juden habe Jesus als den verheißenen Messias anerkannt und sich in die christliche Menschheitsgemeinschaft eingeordnet. Dadurch haben sie ihr irdisches und religiöses Dasein gerettet.

Im Mittelpunkt von Luthers Judenbeurteilung steht also die Frage: Für oder gegen Christus? „Während die ganze Welt (So, so! Ich dachte, es gäbe außer Europa noch andere Völker!) sich im Glauben an Christus zusammenschließt“, rotten sich die Juden abseits in einem engherzigen, habgierigen, eigensüchtigen, räuberischen (Volks)Nationalismus unnatürlicher Art zusammen. Ihr räuberisches, wucherisches, parasitenhaftes (andere ausnutzend) Volksdasein sei das natürliche Ergebnis eines im falschen Sinne völkischen Egoismus, für den andere Völker nur der Gegenstand der rücksichtslosesten Ausbeutung seien. Nur ein von Gott verlassenes, von keinem Heilande erlöstes Volk könne sich dieser Ausbeutertätigkeit hingeben.

Überall entdeckt Luther bei den Juden religiösen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und völkisch-rassischen „Materialismus“ (Habsucht, Geldgier). Am meisten aber tadelt er an ihnen, dass sie sich über alle Menschen erheben und diese stolz und hochmütig verachten (Was Luther selbst auch tut, ohne es offenbar zu merken.), dass sie voll seien und (be)trunken von eitler „Heiligkeit“ (wie Luther selbst auch). Mit schneidender Schärfe und seiner Überzeugung nach in überwältigender Kraft in der Beweisführung widerlege er die materialistische (gierige) Einstellung, den Hochmut und die geistige Begrenztheit der Juden.

Es muss leider zugestanden werden, dass Martin Luther noch tief in der Welt des mittelalterlich-christlichen Judenhasses steht, in der diese als Dämonen angesehen und ausgestoßen werden, wenn er fordert: „Erstens, dass man ihre Synagoge oder Schule (gemeint ist die Synagoge) mit Feuer anstecke, und was nicht brennen

will, mit Erde überhäufe und beschütte, dass kein Mensch ein Stein oder Schlacke davon sehe ewiglich... Zum anderen, dass man auch ihre Häuser desgleichen zerbreche und zerstöre... Zum dritten, dass man ihnen nehme alle ihre Betbüchlein und Talmudisten (religiöse Lehrbücher)...

Zum vierten, dass man ihren Rabbinen (Gemeindevorsteher, Lehrer) bei Leib und Leben verbiete, hinfort zu lehren, ... dass man ihnen verbiete, bei uns und den Unsern (in unserem Lande und vor unseren christlichen Mitbürgern) öffentlich Gott zu loben, zu danken und zu beten, zu lehren, bei Verlust Leibes und Lebens... Und nochmals, dass ihnen verboten werde, den Namen Gottes vor unseren Ohren zu nennen. Der Juden Maul soll nicht wert gehalten werden (ist nicht dafür geeignet) bei uns Christen, dass es Gott sollte vor unseren Ohren nennen, sondern, wer es von den Juden hört, dass er's der Obrigkeit anzeige oder mit Saudreck auf ihn (diese Juden) werfe... Zum fünften, dass man den Juden das Geleit (den Schutz) und die (Benutzung der) Straßen ganz und gar aufhebe ... Zum sechsten, dass man ihnen den Wucher (Geldgeschäfte) verbiete und nehme ihnen alle Barschaften (Bargeld, Geldvermögen) und Kleinode an Silber und Gold, und lege es beiseite zu verwahren (das heißt wohl, man darf es nicht für sich selbst verwenden, sondern muss es für die betroffenen Juden aufheben)... Zum siebenten, dass man den jungen, starken Juden und Jüdinnen in die Hände gebe Flegel (Dreschflegel), Axt, Spaten... und lasse sie dienen im Schweiße der Nasen (ihres Angesichts)..."

Außerdem beschimpft er erstens ihren Stolz auf ihre Abstammung von den heiligen Vätern. Luther wendet dagegen ein: Nicht äußere Geburt, sondern Gottes Wort und die Berufung (durch Gott, die den Christen gilt) entscheiden (über unsere wirkliche Zugehörigkeit zum Volke Gottes). Erst göttliche Berufung könne die bloße Tatsache der (natürlichen) Geburt veredeln und beglaubigen (aufwerten). Zweitens wendet er sich gegen ihren Stolz auf die von Gott eingesetzte Beschneidung. Luther stellt dagegen die alttestamentlichen Worte: „Beschneidet die Vorhaut eures Herzens“, 5. Mose 10,16 und Jeremia 4,4.

Drittens lehnt er ab, sich zu rühmen, das Volk Gottes zu sein. Hier unterscheidet Luther zwischen den „rechten Israeliten“ in alttestamentlicher Zeit und den zu seiner Zeit verworfenen Juden. Er zieht einen scharfen Trennungsstrich zwischen diesen beiden Gruppen. Er behauptet sogar, die Teufel wären würdiger, Gottes Volk zu sein, als die heutigen Juden. Viertens weist er ihren Stolz auf das Land Kanaan (Palästina), Jerusalem und den Tempel zurück. Dieses seien äußere Dinge, so behauptet Luther, die Gottes Zorn ihnen inzwischen hinweg genommen habe.

Fünftens verschmäht er ihre Messiashoffnung. Hier kommen wir zu den für Luther entscheidenden Aussagen: Die Juden wollen und können Christus nicht als den ihnen verheißenen Messias anerkennen, weil sie seiner Erlösungssendung ihre materialistischen Vorstellungen entgegensetzen: Sie wollen einen weltlichen König, der sie zum herrschenden Volke der Erde macht, der ihnen Kraft und Macht gibt, alle Gojim (Heiden) zu demütigen und auszubeuten, sie zu versklaven oder zu töten. In weit ausholender Beweisführung legt Luther daraufhin dar, dass Christus und kein anderer die Erfüllung der von Gott gegebenen Heilandsverheißung ist.

Ein sechster Teil seines Buches wendet sich gegen die angeblich jüdischen Lügen über Christus und Maria, die an Hand von Schriftstellen und mit „Gründen gesunder Menschenvernunft“ „eingehend widerlegt“ werden. Er schiebt hier wie in den anderen Fällen die Hauptschuld an den Verdrehungen und Lügen den Rabbinern (Gelehrten) in die Schuhe, während er das gewöhnliche Volk, die einfältigen Juden, als die von ihren Führern Verführten hinstellt.

So kann er nun nach umfassender und gründlicher Vorbereitung an den siebten Teil, an die Lösung der Judenfrage, herangehen. Luthers Rat und seine Vorschläge sind klar und unmissverständlich: Er wünscht sich die zielstrebige Trennung zwischen der christlichen Menschheit und dem „widerchristlichen“ Judentum. Die in der jüdischen Überzeugung verwurzelte und in ihren Gesprächen und Schriften geäußerte Behauptung, dass die christlichen Völker Gefangene der Juden seien, solle ein Ende haben. Er fordert ihren Abzug aus allen christlichen Ländern und ihre Heimkehr in ihr Vaterland Kanaan (Dort lebten doch bereits andere Menschen und Völker!) bzw. die Vertreibung als das letztlich einzige erfolgreiche Heilmittel (Aber wohin will man sie vertreiben, frage ich? Hier lassen Luthers Phantasie und seine Ratschläge zu wünschen übrig!) In keinem Falle sollten sie geduldet werden oder sogar Gleichberechtigung erlangen, da die jüdischen Lästereien gegen Christus keine christliche Milde gestatteten.

Müsste man die Juden im Lande behalten, dann müssten scharfe Maßnahmen ihnen gegenüber getroffen werden: Zerstörung ihrer Synagogen, Verbot ihres Gottesdienstes und ihrer Bücher, Verbot des Wuchers (Geldgeschäfte) und Rückführung der Judenheit aus der Handelstätigkeit zur landwirtschaftlichen Arbeit in dienender Stellung. An eine Möglichkeit dieser wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umstellung der Juden aber glaubte Luther bei dem angeblich eingefleischten Charakter (dem Selbst- und Sendungsbewusstsein) der Juden selbst nicht. Er nimmt eher an, dass sie neidisch und gehässig sein werden, anstatt ordentlich zu arbeiten. Ihren christlichen Arbeitgebern würden sie schaden, wo sie nur könnten. Eine Hinwendung der Juden zum christlichen Bekenntnis kommt für ihn ebenfalls nicht in Frage: „Den Teufel und die Seinen zu bekehren ist unmöglich.“ Die Masse der Juden wird nach Luthers Auffassung für ewig verworfen bleiben.

Luther weiß angeblich, wer diese Vertreibungen der Juden verhindert. Mit aller Schärfe wendet er sich gegen die Regierungen, die die Juden aus Geldgründen begünstigen. Er glaubt, mit klarem Blick das fürstlich-jüdische Bündnis zu durchschauen. Die Regierungen bezögen, so behauptet er, lieber Bestechungsgelder von den Juden und würden deshalb kein Interesse daran haben, sie einzuschränken oder auszutreiben. Die Juden aber wiederum trieben diese Gelder von dem sowieso ausgebeuteten Volke ein.

Die Hauptschrift betont, dass gegebene Freiheiten, d.h. ein Entgegenkommen, nie dazu führen dürfen, dass diese missbraucht werden. Zur christlichen Barmherzigkeit gehöre auch oft die Härte! Das Entgegenkommen und die Zuwendung den Juden gegenüber dürften nie zur Unterstützung gegenchristlicher Bestrebungen und zum Verrat der christlichen Sache werden. Dass Güte und Strenge zusammengehö-

ren können, ist für Luther kein Widerspruch, was mir grundsätzlich durchaus richtig erscheint. - Am Ende dieser gnadenlosen Schrift gegen die Juden steht erfreulicherweise ein Gebet Luthers für die Juden, dass Gott seinen Zorn von ihnen wenden und den weltgeschichtlichen Fluch beenden möge.

Luthers Ausfälle gegen die Bauern sind bis zu einem gewissen Grade noch verstehbar und könnten entschuldigt werden. Er fühlte sich nämlich missverstanden und lehnte außerdem von seiner Vorstellungswelt her die Gewaltanwendung gegen die Obrigkeit ab. Man denke an seine Zwei-Reiche-Lehre, die ins mittelalterliche Weltbild zwar passt, jedoch grundsätzlich unerträglich ist.

Seine Ausfälle und Verurteilungen den Juden gegenüber sind dagegen unentschuldigbar. Hier spielen natürlich auch wieder seine religiösen Vorstellungen eine große Rolle. Aber weil er, man möchte sagen, seinen Aberglauben über Gott und den Messias und die Verwerfung der Juden zu historischen Tatsachen und zu einer ewigen Wirklichkeit macht, kann er gegen die Juden so vorgehen.

Luther merkt gar nicht, wie sehr er sich im Grunde genommen ebenso verhält wie diese, indem er nämlich an alten, überholten Vorstellungen stur festhält. Dabei sollte er bei Jesus und Paulus etwas anderes gelernt haben, nämlich die Zuwendung und Liebe. Da er aber sich selbst zum Maßstab setzt, hat er dazu zu wenig Gespür. Er verteufelt die Juden, anstatt sich selbst wegen seines himmelschreienden religiösen Unsinns.

Das Echo auf diese Schrift war für Luther eine Enttäuschung. Während vorher die Missionsschrift „Dass Jesus ein geborener Jude sei“ im ersten Jahr gleich neun Auflagen erlebte, kommt die Hauptschrift im Ganzen nicht über zwei hinaus. Selbst in protestantischen Kreisen erheben sich Zweifel, Vorwürfe und Anfeindungen wegen der allzu großen Härte und Rücksichtslosigkeit Luthers den Juden gegenüber. - Luther dagegen war sicherlich davon überzeugt, dass die deutschen Regierungen den Juden gegenüber völlig versagt hätten, weil sie diese nicht vertrieben. Nur in Sachsen und teilweise in Hessen wurden die Judenmaßregeln verschärft.

Bei seiner Abschiedspredigt in Eisleben am 14. Februar 1546, vier Tage vor seinem Tode, hat Luther noch einmal eine besondere Ermahnung gegen die Juden an seine Hörer gerichtet. Er warnt vor derer Einfluss, der die Christen immer wieder bedrohe, und ruft dazu auf, die „Unbekehrbaren“ nicht bei sich zu dulden und wohnen zu lassen. Aber auch dieser Aufruf war damals erfolglos geblieben.

Die Judenkritik des Dr. Eck

Den heutigen oftmals mit Recht sehr verbissenen und radikalen Lutherkritikern ist wahrscheinlich unbekannt, dass es längst vor Luther, schon im 13. und 14. Jahrhundert, antijüdische Schriften und Maßnahmen gegeben hat. Genannt seien stichwortartig 1.) die Verbrennungen jüdischer Schriften in Paris, Köln, Mainz und Erfurt, 2.) die Ausweisungen von Juden aus England, Frankreich, Spanien, Bern, Zürich, Genf, Straßburg, Freiburg, Trier, Nürnberg, Regensburg, Ulm und Nördlingen,

3.) die Judenverbrennungen in Südfrankreich, der Schweiz, Straßburg, Colmar, Speyer, Worms, Köln, Mainz und Konstanz

Diese öffentlichen Hinrichtungen erfolgten meist aufgrund angeblicher Ritualmorde (Töten christlicher Kinder), Hostienschändungen (Abendmahlsbrot) und Brunnenvergiftungen. Dieses grausige Kapitel der Verbrennung von Juden wegen der Ritualmorde usw. kommt in Luthers Polemik überhaupt nicht vor. Sie spielt aber bei einem Zeitgenossen Luthers eine große Rolle, nämlich bei dem Ingolstädter Prof. Eck, der der schärfste theologische Gegner Luthers war und auf dessen Betreiben in Rom der päpstliche Bann (Kirchenausschluss) über ihn verhängt wurde.

Dieser bedeutende katholische Theologe verfasste 1541, also bereits ein Jahr vor Luthers Schrift „Von den Jüden und ihren Lügen“, eine scharfe Gegenschrift gegen den evangelischen Nürnberger Prediger Andreas Osiander, der dort 1522 die Reformation eingeführt hatte. Dieser hatte sich nämlich in einer Schutzschrift gegen die schrecklichen Ritualmordvorwürfe ausgesprochen und eindeutig für die verdächtigten Juden Partei ergriffen. Der Streittheologe Eck wirft ihm nun vor, von den Juden bestochen worden zu sein, und er erklärt, Ritualmörder gehörten ebenso ins Feuer wie die Feinde der Kirche, die Ketzer, nämlich wie Luther und sein Anhang.

In seiner Gegenschrift entwickelt Eck seine eigenen Vorstellungen und Forderungen „zur Lösung der Judenfrage“. Da heißt es u. a.: Ehren (Auszeichnungen), Würden (Titel), Ämter und Herrschergewalt dürften niemals an Juden vergeben werden. Das Halten christlicher Diensthofen in Judenhäusern sei zu verbieten. Juden müssten den Zehnten von allem ihrem Besitz abgeben. Er forderte die Todesstrafe bei der Beschneidung eines christlichen Knaben (die Juden haben wohl hin und wieder christliche Kinder adoptiert). Verbot der Ehe zwischen Christen und Juden. Kenntlichmachung von Juden durch besondere Zeichen an der Kleidung (wie im Dritten Reich der Judensterne). Verbot aller „Zins- und Wuchergeschäfte“. Juden sollten hart arbeiten müssen: Gassen säubern, „heimliche Gemächer“ (also Toiletten) räumen (säubern), Ungeziefer auflesen, Mist austragen, Schlachthäuser säubern, Berufsverbot als Apotheker und Wundärzte. Nur bei so strenger Behandlung, meint Eck, würden die Juden ihr Los als Gottes Strafe erkennen und sich zum rechten (katholischen) Glauben bekehren. Denn bisher lebten sie in Saus und Braus, würden hehlen (sich in unrechtmäßige Geschäfte einlassen) und stehlen. Sie verursachten (führten durch) Mord mit der Hand und mit Arzneien.

Diese schrecklichen Vorwürfe und Anschuldigungen und diese Vorschläge für die Judenbehandlung waren innerhalb der Katholischen Kirche z.Zt. Luthers offenbar üblich. Es gibt jedoch zu bedenken, dass die Katholiken den großen Judenfeind Dr. Eck bisher öffentlich totgeschwiegen haben. Eck blieb bis heute von den Anklagen, die man Luther gegenüber gemacht hat, verschont. Dass die Katholische Kirche ihn nicht zum Gesprächsthema macht, hängt sicherlich auch damit zusammen, dass sie sich vor entsprechenden Anschuldigungen frei halten möchte. Man hält es vermutlich nicht für angebracht, sich selbst anzuklagen und sich damit gleichzeitig der Sensationsgier der Medien und Vergangenheitsbewältiger auszuliefern.

Die Beurteilung von Luthers Kritik an den Juden

Auf reformatorischer Seite wird das als christlich angesehen, „was Christum treibet“, was also das christliche Denken und Handeln und damit die ehrliche Ausbreitung des Christentums vorantreibt. Aber was ist das wirkliche Christentum? Das ist eine sehr schwierige Frage. Verkörpern Paulus, Augustinus, die Katholische Kirche bzw. Luther mit ihren Glaubensvorstellungen und Lehrsätzen dieses echte Christentum? Ich bezweifle, dass Lehrsätze überhaupt christlich sein können.

Jesus hat uns etwas vorgelebt, was man als christlich bezeichnen könnte. Leider kann ich auf seine Glaubensvorstellungen, seine Lehre und seine Einstellung zu den Mitmenschen in diesem Buch nicht zu sehr eingehen. Auf alle Fälle hat er sich von der Betonung von Lehrsätzen und Glaubensvorstellungen weitgehend frei gemacht. Für ihn galt, nicht nur die Frohbotschaft von der großen, allumfassenden Barmherzigkeit Gottes zu verkündigen, sondern diese auch zu leben. Dabei hat er sicherlich sehr realitätsfern, idealistisch und schwärmerisch gedacht. Was er sich vorstellte, ist nämlich kaum zu verwirklichen.

Luther war dagegen durchaus wirklichkeitsnäher und praxisbezogener. Nur war er selbst jemand, der seine weitgehend traditionellen christlichen Ideen zur letzten Wahrheit erklärte. Insofern war er selber auf andere Weise völlig realitätsfern und ein unverbesserlicher Schwarmgeist. Auch glaubte er sogar, durch seine Hasspredigten und Schmähschriften den Juden gegenüber Christus zu verherrlichen.

Seine rabiate Judenfeindlichkeit war jedoch etwas, was die Begegnung zwischen Juden und Christus eher verhinderte als förderte. Was Jesus erwartete, nämlich den anderen als Bruder zu betrachten, das hätte auch für seinen Diener Martin Luther gelten sollen. Ein hoffnungsvoller Anfang christlich-jüdischer Annäherung führte jedoch nach vielen unnötigen Enttäuschungen und Verbitterungen auf Seiten Luthers zum Ende des Aufeinanderzugehens und zur Verteufelung der Juden.

Vielfach wird Martin Luther nun gedankenlos zum Hauptschuldigen der christlichen Judenfeindschaft erhoben, und heute meint man weitgehend, Luther sei der Hauptverantwortliche für die weitgehende Beseitigung der Juden im Herzen eines christlichen Europas. Der Nationalsozialist Julius Streicher (Zeitschrift: Der Stürmer) hat die Judenmorde damit gerechtfertigt, dass er erklärte, man habe nur die Forderungen des Reformators Luther erfüllt. Wieweit kann man diesen aber mit diesen Verbrechen belasten und ihn dafür verantwortlich machen? Sicherlich hat er diese so nicht gewollt. Auch in seinen gehässigsten Spätschriften ging es ihm vor allem um die Absonderung und Vertreibung der Juden als angebliche „Lästerer Christi“.

Seine Vorschläge waren aber schlimm genug, besonders weil er in keinsten Weise der „Halsstarrigkeit“ der Juden nachstand, sondern zu seinem absonderlichen und abartigen Aberglauben ebenso hartnäckig und unnachgiebig stand wie diese zu ihren merkwürdigen Vorstellungen. Die Halsstarrigkeit, die Luther den Juden vorwirft, trifft leider ebenso auf ihn zu. Luther ist offenbar der gleiche geblieben wie vor seinem Eintritt ins Kloster. Anstatt sich damals von den kirchlichen Vorstellungen zu befreien, stürzt er sich noch tiefer in die Werkgerechtigkeit hinein, und anstatt die

Juden in ihrer Beharrlichkeit zu verstehen, greift er sie, entsprechend der kirchlichen Lehre, umso mehr an.

Es ging ihm jedoch nicht um ihre Vernichtung als so genannte Nicht-Arier, Parasiten und Untermenschen, wie im Dritten Reich. Die „scharfe Barmherzigkeit“, zu der der Reformator aufrief, schloss jedoch in Bezug auf sie das Töten leider nicht aus. Das erscheint mir als unentschuldig. Ein Völkermord an den Juden mit seiner entarteten, bestialischen Brutalität, wie er in 20. Jahrhundert stattfand, wäre für ihn jedoch wahrscheinlich unvorstellbar gewesen.

Die Schuld, die der Nationalsozialismus und seine Helfershelfer damit auf sich geladen haben, ist unentschuldig, besonders da die Juden in der Zeit davor im recht freiheitlich gesinnten Deutschland, sich immer mehr anpassten. Endlich war das passiert, was diese schon aus Luthers Schriften herausgehört und von ihm erwartet hatten, nämlich ihre Anerkennung als Mitbürger und Volksgenossen. Deshalb hatten auch sie zu ihm Vertrauen gewonnen und sich hilfesuchend an ihn gewandt. Wie sehr müssen sie von ihm enttäuscht gewesen sein!

Von dieser Schuld, die durchaus auch die gesamte Christenheit betrifft, sollte in aller Offenheit gesprochen werden. Entfernt sich die Christenheit nicht in aller Deutlichkeit von allen den grauenhaften Erklärungen ihrer bedeutenden Väter und Kirchenlehrer, so verrät sie Jesus, der zur Ehrlichkeit und Liebe aufgefordert hat. Wäre es nicht auch ein Stück Ehrlichkeit, sich einzugestehen, wie verbohrt sich christliche Kreise und man selber immer noch an völlig unrealistischen Vorstellungen und Lehrsätzen festklammern! Bei mir jedenfalls begann die Loslösung von der christlichen Gedankenwelt damit, dass die Liebe zur Wahrhaftigkeit in mir durchbrach. Ebenso wie den kirchlichen Lehrsätzen, so sollte man auch Luther gegenüber kritisch eingestellt sein. Besser freilich wäre es noch, wenn man sich selbst gegenüber genügend kritisch wird, was Luther leider nicht schaffte und worin er versagte.

Die Christenheit wird nie den Weg zum jüdischen Bruder finden, solange sie erwartet, dass dieser sich zum Christentum bekennt. Er ist nicht halsstarrig, sondern kann mit dem christlichen Unsinn einfach nichts anfangen. Deshalb bleibt er lieber in seinen Vorstellungen. An dem jungen Luther wird doch wie an kaum einem anderen deutlich, wie vernarrt man in seine einem eingeimpften Ideen sein kann.

Anstatt dass er sich bei seinem Stotternheimer Gewittererlebnis von diesem tyrannischen Gott abgewendet und gelöst hätte, verfällt er ihm und der Werkgerechtigkeit immer mehr. Wir sehen, Luther ist der gleiche geblieben wie vor seinem Eintritt ins Kloster, denn auch später hält er stur an dem fest, was er als neues erkennt, anstatt nun auch diese zu hinterfragen. Er bleibt zeitlebens ein Sturkopf. Das Gewittererlebnis hat ihn nur wenig weiter gebracht. An sein Turmerlebnis klammert er sich nun ebenso hartnäckig wie vorher an seine Werkgerechtigkeit. Offenbar hat er noch immer Angst vor der Höllenstrafe, wenn er nicht linientreu bleibt.

Sollte man von den Juden erwarten können, dass sie aus ihren Vorstellungen herauskommen, wenn Luther dies im Grunde bei sich selbst auch nicht schafft! Hätte er die Juden nicht durch die vorurteilsfreie und brüderliche Aufnahme in die eigene Gemeinschaft gewinnen können. Dabei hätte er von ihnen freilich nicht er-

warten dürfen, dass sie seinen christlichen Aberglauben übernehmen. Unter Friedrich dem Großen ist diese gegenseitige brüderliche Anerkennung teilweise gelungen, weil er die Andersdenkenden einfach bei ihrem Glauben ließ. Das hätte auch Luther gut angestanden. So hätte er auch sie locken und gewinnen können.

Sie hätten dann zwar nicht seine religiöse Überzeugung geteilt, sich aber als Menschen angenommen gewusst. Das wäre sicherlich auch ein guter Schritt nach vorne gewesen. Das konnte er aber wegen seines gebundenen und gefangenen Gewissens einfach nicht. Die Juden hätten dann möglicherweise auch allmählich ihre Vorstellungswelt hinterfragt und aufgegeben, wie dieses bei freiheitsdenkenden Juden tatsächlich der Fall ist. Ist es nicht schade, wenn ein angesehener Jude meint: „Wenn ich den Namen Christus höre, denke ich nur an Pogrome (Judenvernichtung).“ Wir als Europäer und Christen sollten uns also schämen und schulden den Juden das Bekenntnis eines schrecklichen Irrweges in unserer Geschichte.

Luthers in späteren Lebensjahren immer heftiger werdender Judenhass wird allerdings bis heute von den ev.-luth. Kirchen, die sich ansonsten kämpferisch gegen rechts stellen, vorsorglich übergangen. Obwohl es gerade Anfang der 1980er Jahre eine Aufarbeitung in Kreisen der evangelischen Kirchen hinsichtlich Luthers Judenfeindlichkeit gegeben hat, haben bis heute nur Einzelpersonen für diese um Entschuldigung gebeten. Es bleibt abzuwarten, ob diese weitgehend links gerichteten und der politischen Korrektheit verpflichteten Kirchen wegen Luthers Judenäußerungen eines Tages ihre sämtlichen Martin-Luther-Kirchen umbenennen und sich selbst dann einfach als Reformatorische Kirchen bezeichnen werden. Umbenennungen bei Entdeckungen von Judenfeindlichkeit liegen ja im Zuge der Zeit.

Luthers geistige Unbeweglichkeit. Seine Unfähigkeit zur Bibel- und Selbstkritik

Luthers geistige Unbeweglichkeit in seinen religiösen Erkenntnissen ist weitgehend erschreckend. Rückblickend auf sein Gewittererlebnis 1505 und auf seine Entscheidung, ins Kloster zu gehen, hätte er doch erkennen müssen, wie leicht der Mensch auf religiöse Ab- und Irrwege geraten kann. Als er jedoch aus seiner persönlichen Krise einen Ausweg gefunden hatte, der sicherlich letztlich auch ein Irrweg war, war er kaum noch bereit, weiter an der wirklichen lehrmäßigen Problematik des Christentums und der Kirche zu arbeiten. Er verurteilte nun nur allzu schnell alle diejenigen, die nicht bereit waren, mit ihm den Erlösungsweg, den er für sich gefunden hatte, zu gehen. Damit steht er den Verurteilungen, Strafen und Grausamkeiten des Papstes und der Katholischen Kirche eigentlich in nichts nach.

Es ist erstaunlich, wie wenig lernfähig und wie unduldsam dieser große Geist auch sein konnte. Sein eigenes Schicksal hätte ihm doch helfen können, andere in ihrer Lage zu verstehen. Stattdessen zieht er sich an seiner neuen Entdeckung und Erkenntnis hoch, macht sie zum Maßstab seiner Weltanschauung und des theologi-

schen Denkens überhaupt und schlägt teilweise wie ein Irrer um sich. So verteuft er das Gewissen und die Vernunft, wenn sie nicht mit seinen persönlichen Erkenntnissen und den Ergebnissen seiner theologischen Arbeit übereinstimmen.

Luther war nämlich zutiefst überzeugt, dass man nur durch den von ihm neu entworfenen Glauben in den Himmel komme. „Ich will meine Lehre ungerichtet haben von jedermann (lasse meine Lehre von niemandem infrage stellen), auch (nicht) von allen Engeln. Denn da ich (von) ihr gewiss bin, will ich durch sie euer und auch der Engel Richter sein, dass, wer meine Lehre nicht annimmt, dass er nicht möge selig werden. Denn sie ist Gottes und nicht mein; darum ist mein Gericht (meine Erklärungen und Entscheidungen) auch Gottes und nicht mein.“

Die Behauptung Luthers, seine Überzeugung sei die Lehre Gottes und deshalb unantastbar, nicht einmal die Engel dürften sie infrage stellen, ist eine unglaubliche Anmaßung und letztlich eine kaum zu überbietende Verhöhnung Gottes. Seine furchtbaren Verurteilungen Andersdenkender, z.B. der Humanisten, der Täufer, der Juden und der Muslime, bis hin zu seinen Erklärungen über die Todesstrafe schreibt er in seinem Überheblichkeitswahn Gott zu und entzieht sich damit seiner eigenen Verantwortung. Der Absolutheitsanspruch, den er beim Papst ablehnte und bekämpfte, wird von ihm leider ebenso praktiziert. Luther entwickelte sich in seinem Wüten zum Einzelkämpfer, angeblich für die Sache Gottes, gegen den Teufel.

Luther fordert die Todesstrafe für Geldwucherer und untreue Ehepartner, und den Foltertod für Prostituierte. Frauen mit geistigen bzw. magischen Fähigkeiten sollen gefoltert und getötet werden. Luther und Melanchthon sehen ungetaufte Säuglinge von der ewigen Verdammnis bedroht. Ersterer meint deshalb auch, Gegner der Säuglingstaufe sollten getötet werden. Er fordert auch die Hinrichtung ohne Gerichtsverhandlung für Christen, die die lutherische Gnadenehre nicht annehmen, und für Prediger, die keinen kirchlichen Auftrag nachweisen können, selbst wenn sie Engel aus dem Himmel wären und das reine Evangelium verkündigten.

Luther droht Bürgern, die den nicht verraten, der ohne kirchlichen Auftrag predigt, indirekt die Todesstrafe an. Kein Wunder also, dass er auch den Wunsch hat, dass der Papst und die Bischöfe getötet werden. Jedenfalls redet bzw. schreibt dieser Hitzkopf in seiner spontanen und aufbrausenden Art so. Wieweit diese Äußerungen tatsächlich so vernichtend gemeint sind, ist eine andere Frage. Sollten sie tatsächlich nicht ganz so brutal zu verstehen sein, wäre es gut gewesen, wenn er sich mehr zurückgenommen und vorsichtiger geäußert hätte. Es ist aber nicht auszuschließen, dass er tatsächlich bereit war, dass gegen Andersdenkende so grausam vorgegangen wird. Hatte er doch seiner Meinung nach den alttestamentlichen Terrorgott auf seiner Seite, der ebenfalls ähnliche Forderungen stellte.

Jesus als Idealist, Illusionist und Phantast erklärt doch ganz eindeutig, unmissverständlich und ohne jede Einschränkung: „Du sollst nicht töten“, und er erwartet, dass der Mensch nicht nur Gott, sondern auch seine Mitmenschen liebe. Er spricht jedoch so gut wie nie über den Staat, über Soldaten und Krieg. Hatte er evtl. keinen inneren Zugang zu bestimmten gesellschaftlichen Bereichen, oder klammerte er diese bewusst aus, weil er von seinen Moralvorstellungen her keine Antwort auf die

auftretenden Probleme wusste bzw. weil entsprechende wirklichkeitsnahe Erklärungen nicht in seine ethischen Vorstellungen gepasst hätten.

Luther als Mann der Praxis und durch die Lehre der Katholischen Kirche, besonders durch Augustinus, geprägt, sieht er die Obrigkeit als die strafende Dienerin Gottes an. Seiner Meinung nach bestätigt Jesus auch die Todesstrafe. Wahrscheinlich kommt er durch die Paulusbriefe darauf, der sagt, dass Gott der Obrigkeit das Richtschwert (Todesstrafe) in die Hand gegeben habe. Da diese Briefe für Luther Gottes Wort sind, muss folgerichtig auch Jesus ihnen zustimmen.

Luther bejaht deshalb auch den Krieg, wenigstens den Verteidigungskrieg. Seiner Meinung nach tötet dann nicht der Soldat, sondern Gott selbst durch die Soldaten. Stellt sich Luther hiermit nicht über Jesus? Entwickelt er nicht seine eigene Ethik und Religion? Luther kann also Jesus und der Bibel gegenüber in einem gewissen Sinne durchaus kritisch sein, denn er übernimmt nicht einfach das Jesuswort: „Vergeltet nicht Böses mit Bösem oder Scheltwort mit Scheltwort“, sondern ordnet es seinem eigenen Denken unter.

Spürt Luther denn gar nicht, dass ein himmelweiter Unterschied, ja Gegensatz zwischen ihm und Jesus und dem Gott, den dieser verkündigt, besteht! Es ist freilich richtig, dass der alttestamentliche Terrorgott in einigen Psalmen und besonders in 5. Mose und bei Josua immer wieder zu furchtbaren Gewalttaten auffordert: „Rottet sie, eure Gegner, vor euch her aus!“ Aber muss Luther denn gleich dessen Aufforderungen übernehmen, wenn Jesus ganz anders denkt! Für mich ist das unbegreiflich.

Das Vorgehen der Juden bei der einstigen Eroberung des Gebietes der Kanaanäer war wahrscheinlich gar nicht so grausam und brutal, wie es dargestellt wird. Die Schreiber von 5. Mose und von Josua wollten aber nachträglich, also Jahrhunderte später, betonen, dass es zur jüdischen Auserwähltheit gehöre, sich von allen anderen Völkern streng und sauber abzugrenzen, ja von ihnen nichts übrig zu lassen. Das eigentlich wollten sie mit der Einfügung ihrer mörderischen Beschreibungen in den Erzählungen zum Ausdruck bringen.

Dabei hätten sich die Juden z.Zt. der Abfassung von 5. Mose und Josua bewusst sein sollen, dass sie durchaus ein Mischvolk sind, das aus Wüsten-Nomaden, Kanaanäern, den Seevölkern (Philister) und anderen Gruppen bestand, denn die anderen Völker waren eben nicht total ausgerottet. Auch die Behauptung, dass alle Israeliten Nachkommen Abrahams seien, stimmte einfach nicht, ebenso wenig wie der Auszug des gesamten Volkes aus Ägypten. Die Herkunft der Juden war sehr unterschiedlich, nicht nur völkisch, sondern auch religiös. Die Erzähler, besonders der so genannte Deuteronomist, sind jedoch auf eine einheitliche Linie bedacht.

Alles dieses hat Luther offenbar nicht gemerkt, bedacht oder wahr haben wollen, weil er einfach von der Voraussetzung ausging, dass der Text des Alten Testaments Gottes unverbrüchliche und unfehlbare Offenbarung sei, die den angeblichen Schreibern wie Mose, Josua, David und den Propheten eingegeben sei. Anstatt nach der tatsächlichen Entstehung der Bibel zu fragen und auch die darin enthaltenen Unterschiede und Widersprüche zur Sprache zu bringen, machte er sich selbst zum Maßstab für das Bibelverständnis.

Die eigentliche Richtigkeit interessierte ihn überhaupt nicht, weil er seine eigene Überzeugung hatte, die ihm mehr bedeutete als die geschichtliche Wahrheit. Ja, nach dieser konnte er überhaupt nicht fragen, weil das nämlich voraussetzen würde, dass er damit infrage stellte, dass alle Bibeltexte von Gott eingegeben seien. Gott könne sich nämlich nicht widersprechen. So, wie es dort zu lesen ist, muss seiner Meinung nach die völkische Geschichte Israels abgelaufen sein.

Luther geht davon aus, dass die alttestamentliche Gottesvorstellung die gleiche sei, wie sie Jesus gehabt habe, ohne irgendwelche Abstriche. Der alttestamentliche Mördergott sei also der Vater Jesu Christi. Luther ist nicht in der Lage oder bereit, die Unterschiede zwischen dem alttestamentlichen Terrorgott und dem Gott der Zuwendung, wie wir ihn bei Jesus kennen lernen, zu sehen, nein, er kann es nicht, weil er auf diese seine Sicht eingeschworen ist.

Luther hätte sich auch fragen können, wie Gott auf einmal zu einem Sohne kommt. Hatte er ihn wie ein Taschenspieler aus einem Hut hervorgezaubert? Wo war Jesus, bevor er auf die Erde kam? Im ganzen Alten Testament ist von Jesus nicht die Rede. Luther aber zaubert ihn in die Stellen hinein, in denen von der Erwartung eines Heilsbringers die Rede ist. Er hätte sich auch nach der Beziehung zwischen der „Gottheit“ Jesu und seiner Menschheit fragen können. In der Kirchengeschichte hatte es ja genügend Auseinandersetzungen darüber gegeben. Aber er traute Gott schließlich alles zu bzw. konnte ihn nicht in Frage stellen.

Ebenso hätte er sich auch mit der Rolle des Heiligen Geistes, der dritten Person innerhalb der „Dreieinigkeit“, auseinandersetzen können. Immerhin wurden im Zusammenhang mit dem Konzil von Nicäa 325 und bei einigen Kirchenvätern Erörterungen darüber sehr ernsthaft geführt. Auch einige seiner Zeitgenossen und Mitreformatoren dachten sehr intensiv darüber nach.

Luther war innerlich weitgehend auf die Lehre von der Gottheit des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes eingeschworen und darauf, dass diese drei eine Person seien. Komisch! Er kam aus diesem Denken und dieser Überzeugung nicht hinaus. Sie wurden zur Grundlage seiner reformatorischen Lehren. Seine Erkenntnis und das Gewissen wurden offenbar von einem Dämon geritten, den er für Gott hielt.

Man kann freilich von Luther kaum erwarten, dass er infrage stellte, dass es einen Gott gibt, noch dass er sich damit beschäftigte, wie diese Gottesvorstellung entstanden ist. Ebenso wenig kann man von ihm erwarten, dass er schon etwas von „historisch-kritischer Forschung“ und von „Formengeschichte“ verstand.

Man hätte aber von ihm erwarten können, dass er etwas kritischer mit dem biblischen Text umging. Im Alten Testament finden sich durchaus merkwürdige Erzählungen, die auch Luther hätten skeptisch werden lassen können, z.B. ist dort von einer sprechenden Eselin die Rede (4. Mose 22, 21-35). Aber für Luther waren derartige Berichte Gottes Wort, an dem es nichts zu deuteln gibt. Er traute Gott durchaus solches Vorgehen und „Wunder“ zu. Luther kann zwar erklären, dass das Gesetz des Mose nicht für Christen gelte, z.B. die Beschneidung. Diese Kritikfähigkeit dem Gesetz des Mose gegenüber hätte Luther weiter ausbauen sollen! Vielleicht hätte er sich sogar vom ganzen Alten Testament trennen sollen oder getrennt.

Er hätte aber wenigstens über mögliche Abschreibfehler oder Umdeutungen von Worten stolpern können. So wird berichtet, dass aus Ägypten 600.000 Mann (ab 20 Jahren) auszogen, wobei die Frauen und Kinder nicht mitgezählt waren (2. Mose 12,37/38. In 4. Mose 2,32 werden 603.550 angegeben, wobei der Priester-Stamm Levi nicht mitgezählt wurde.). Außerdem waren viel „Pöbelvolk“ (wohl Angeheiratete, Knechtsfamilien und als Sklaven gehaltene) und sehr viele Schafe und Rinder dabei. Wenn man die Frauen, die Kinder und das fremde Volk dazu zählt, so kommt man leicht auf vier bis fünf Millionen Menschen.

Ganz Deutschland hatte z.Zt. der Reformation etwa zehn, allerhöchstens 15 Millionen Einwohner. Wie aber können so viele Israeliten mitsamt ihrem Vieh sich jahrelang geschlossen durch die Wüste bewegen und sich dort auch noch mit Wasser versorgen und ernähren. Ich schätze, dass sich Gruppen bis zu vielleicht 3.000, allerhöchstens 10.000 Personen durch diese Wüste bewegen und überleben könnten. Aber, so dachte Luther wohl, wenn er überhaupt darüber gestolpert sein sollte, dass bei Gott kein Ding unmöglich sei. Er hätte bei seinem intensiven Bibelstudium und bei seinen Übersetzungsarbeiten durchaus auf weitere Ungereimtheiten und Widersprüche stoßen können, von denen es zahlreiche gibt. Aber er wagte offenbar nicht, das „Wort Gottes“ anzutasten.

Viele seiner Zeitgenossen, besonders unter den Humanisten, aber auch unter seinen Mitreformatoren, waren durchaus skeptischer und kritischer als er. Karlstadt hat z.B. in der wissenschaftlichen Bibelforschung als erster die Echtheit der fünf Mosebücher bestritten. Die Forderung der Humanisten „ad fontes“, zurück zu den Quellen, hatte er, wahrscheinlich während seiner Klosterzeit in Erfurt, durchaus verinnerlicht und mit der Rückbesinnung auf die Bibel umgesetzt. Das gleiche hatten auch Wyclif, Hus, Gutenberg, Erasmus und viele andere getan. Luther ist es offenbar bei seiner Rückbesinnung auf die Bibel nie bewusst geworden, wie sehr er damit dem Zeitgeist verfallen war. Dass er seine Orientierung an der Bibel wahrscheinlich den Humanisten, die er doch so sehr bekämpfte, zu verdanken hatte, ist ihm sicherlich nie bewusst geworden. Aber beim Zurückgriff auf die Quellen hätte er noch viel weiter zurückgehen können, so wie wir es heute tun. Die Bibel speist sich ja auch aus den unterschiedlichsten Vorlagen.

Viele, die Fragen an ihn richteten, zeigten sich kritischer als er. Aber anstatt sich mit deren Fragen und Problemen wirklich ernsthaft auseinanderzusetzen und darauf einzugehen, fertigte er diese mit der oberflächlichen Erklärung ab, der liebe Gott habe für diese neugierigen Personen Weidenruten geschnitzt, um sie wegen ihrer dummen Fragerei zu vertreiben.

An dieser Äußerung erkennt man, wie leichtfertig er an den Problemen seiner Mitmenschen vorbei ging und dass er nicht bereit war, sich den großen religiösen Fragen seiner Zeit zu öffnen und auf sie einzugehen. Luther stand noch weitgehend mit beiden Beinen in der katholischen Tradition. Er hatte seine festen Vorstellungen von Gott und von der Bibel, die er einfach stur durchpeitschte, ohne andere Erkenntnisse gelten zu lassen.

Dabei scheut sich Luther nicht, für die Ausgabe seiner lateinischen Schriften

1545 in dem Vorwort ausführlich von den Irrtümern seiner Anfangsjahre zu sprechen und zu bekennen: „Aus meinen älteren Schriften ist zu ersehen, welche weitgehenden Befugnisse ich damals in aller Demut dem Papste noch beigelegt habe, die ich später als ärgste Gotteslästerung erkannt und verdammt habe. Der Leser möge also diese Unsicherheit oder, wie meine Gegner es verdächtigen, diesen Widerspruch meiner damaligen Lage und Unerfahrenheit zugutehalten. Ich stand anfangs ganz allein und war für ein so gewaltiges Unterfangen doch gar zu einfältig und ungelehrt; denn ich bin nur durch die Verkettung der Umstände, nicht aus freien Stücken und mit Vorbedacht in diesen Sturm hineingeraten: des ist Gott mein Zeuge! Und so kann man an meinem Beispiel wieder einmal sehen, wie schwer es ist, sich durchzuringen, aus einem Meer von Irrtümern aufzutauchen, die in der Meinung einer ganzen Welt fest begründet und ihr durch die Länge der Gewohnheit zur anderen Natur geworden sind.“ – Schade, dass sich Luther nicht zu mehr hat durchringen können! Er hatte doch begriffen, wie sehr man festgefahren sein kann.

Bei Luther kommen wir, muss man wohl zugeben, vom Regen in die Traufe, also vom Regen unter den Dachrinnen-Abfluss. Seine Überheblichkeit, die er selbst nicht merkte und erkannte, war nicht nur oft verletzend, sondern sie verhinderte auch viele theologische Klärungen, die durchaus wichtig und von Bedeutung gewesen wären. Damit machte er sehr viele gemeinschaftliche Unternehmungen unmöglich, die für die Durchführung der Reformation wichtig gewesen wären, z.B. die Absprachen und die Vereinigung mit den Schweizern. Luther merkte gar nicht, dass er sich mit seiner Sturheit an die Stelle des Papstes gesetzt hatte.

Erinnert sei besonders an den Abendmahlsstreit in Marburg 1529, wo Luther stur an seiner Überzeugung festhielt, dass in dem vorhandenen Brot und Wein gleichzeitig auch tatsächlich der Leib und das Blut Christi drin seien, dass also Brot und Wein gleichzeitig Leib und Blut Jesu seien. Auf seinen Tisch schrieb er mit Kreide „scriptum est“, es steht geschrieben. Aber Papier und Tische sind geduldig. Nach der Auffassung von Zwingli und anderer Reformatoren, selbst mehr und weniger bei Melanchthon, bleiben dagegen Brot und Wein schlicht das, was sie sind, sie haben lediglich Symbol-/Bildcharakter. Wie man Brot und Wein in sich aufnimmt, so nehmen wir Christus in uns auf und vereinigen uns mit ihm.

Ebenso stur hielt er an der Kindertaufe fest, obwohl diese im Neuen Testament mit keinem Sterbenswörtlein erwähnt wird. Johannes der Täufer hatte wohl getauft, und Jesus hatte sich von ihm taufen lassen. Es ist aber nirgends in den Evangelien davon die Rede, dass Jesus getauft habe. Und sollte er tatsächlich die Taufe eingesetzt haben, was äußerst fraglich ist, dann hat er ganz sicherlich die Erwachsenentaufe gemeint. Luthers Mitreformatoren hatten sich mit dem Abendmahl und der Taufe wahrscheinlich intensiver auseinander gesetzt als er. Sie nahmen nicht alles so stur wortwörtlich oder deuteten es nach ihrer Ideologie. Wie Luther es deutete, war vieles möglicherweise ursprünglich auch gar nicht gemeint.

1492, als Luther neun Jahre alt war, entdeckte Christoph Kolumbus wieder Amerika, und man wurde sich bewusst, dass die Erde keine Scheibe, sondern eine Kugel ist. An Luther gingen diese Erkenntnisse jedoch vorbei und ließen ihn kalt,

denn nach der Schöpfungsgeschichte und den Schöpfungspsalmen leben wir eindeutig auf einer Erdscheibe.

Immerhin muss man Luther ironischerweise zugutehalten, dass Kolumbus tatsächlich noch nicht den Beweis erbracht hat, dass die Erde eine Kugel ist, denn er war ja nicht, wie er annahm, in Indien, sondern in Amerika gelandet. Erst als der Seeweg bis Indien um Südamerika 1521/22 von Magellan entdeckt wurde, war wirklich erwiesen, dass die Erde eine Kugel ist. Da hätte Luther mit seinen etwa 39 Jahren noch lernfähig sein können. Aber da hatte er wohl anderes im Kopf.

Ebenso verhält es sich mit der Umkreisung der Erde um die Sonne (Nikolaus Kopernikus, 1473-1543). Für Luther stand aber weiterhin die Erde im Mittelpunkt unsere Sonnensystems und des Universums. Er erklärte das kopernikanische Weltbild vielmehr als eiteln Unsinn. Sein Freund Philipp Melanchthon hatte sich diesen neuen Erkenntnissen wenigstens ein wenig geöffnet.

In gewisser Weise konnte Luther jedoch durchaus kritisch sein. Er hatte sich in seiner Erfurter Zeit sehr ausführlich mit den Werken des Kirchenvaters Augustinus beschäftigt und diese mit kritischen und temperamentvollen Randbemerkungen versehen. Dabei stellte er in seinen letzten dortigen Jahren (1509/10) mit Scharfsinn und wissenschaftlicher Genauigkeit die Unechtheit zweier dieser Schriften fest, welche im Mittelalter diesem bedeutenden Kirchenlehrer zugeschrieben wurden.

Auch hat er erkannt, dass im Jakobusbrief auf das Tun des Guten großer Wert gelegt wird und dieses durchaus notwendig für die ewige Seligkeit, für das in den Himmel Kommen, sei. Wegen seiner Erkenntnis, dass dieses aber angeblich einzig und allein Geschenk Gottes sei, lehnte er diese Forderungen des Jakobusbrief-Schreibers ab und bemühte sich, ihn seinen Vorstellungen unterzuordnen. Damit aber stellte er sich selbst wieder, ohne dass er es wohl merkte, über die Bibel, von der er meinte, sie sei Gottes unfehlbares Wort, und ihr müsse unbedingt geglaubt und gehorcht werden. Dabei ging er gleichzeitig auch von der Voraussetzung aus, dass sich das Wort Gottes nicht widersprechen könne.

Das waren aber seine eigenen Vorstellungen von der Bibel und sicherlich auch die vieler Kirchenväter und vieler seiner Zeitgenossen. Wiederum machte er sich mit seinem Zurechtrücken also zum Maßstab. Immerhin, und das spricht ein wenig für seine Kritikfähigkeit und seine Bereitschaft, Konsequenzen zu ziehen, setzte er den Jakobusbrief, weil er nicht so viel mit ihm anzufangen wusste, ganz an den Schluss der neutestamentlichen Briefe, während wir ihn in anderen Bibelausgaben damals und heute viel weiter vorne finden.

Auch in Bezug auf die so genannten Apokryphen (verborgene, geheimnisvolle Schriften) ist er durchaus kritisch. Diese sind griechische Texte, die der jüdischen Übersetzung des Alten Testaments aus dem Hebräischen ins Griechische (Septuaginta) hinzugefügt wurden. Die Katholische Kirche übernahm im Wesentlichen auch diese apokryphen Texte in ihre lateinische Bibel (Vulgata), die für sie maßgebend war. Auf den Synoden (Versammlungen) von Hippo (393) und Karthago (397) wurde ihre Gültigkeit als biblische Texte beschlossen, und das Konzil von Trient

(1545-1563) erklärte ausdrücklich, dass sie zur Bibel gehörten und ihre Anerkennung eine Bedingung für die ewige Seligkeit sei.

Die evangelischen Kirchen legen ihrem Alten Testament dagegen nicht die griechische oder lateinische Übersetzung, sondern die hebräisch-palästinensischen Texte zugrunde. In diesem Bibelbuch gab es keine Apokryphen. Auf ev.-luth. Seite werden diese dem Alten Testament deshalb nur als Anhang beigelegt, während sie auf reformierter Seite weithin sogar ganz weggelassen werden. Luther erklärt, dass sie nicht der Heiligen Schrift gleichzusetzen, aber doch nützlich und gut zu lesen seien. - Neutestamentliche Schriften, die nicht von der Katholischen Kirche ins Bibelbuch übernommen worden waren, beachtet Luther offenbar überhaupt nicht. Dabei enthalten diese trotz ihrer Verzerrungen ins Legendenhafte wertvolle Texte, die uns Aufschluss über die altchristliche Theologie und Frömmigkeit geben.

Luther lehnt die Himmelfahrt der Maria, also ihre leibliche Aufnahme in den Himmel unmittelbar nach ihrem Tode, ab. Gut so, Luther! Er bejahte aber ihre „unbefleckte Empfängnis“, also dass sie nach der Geburt Jesu wieder Jungfrau war, weil man es so aus den Evangelien herauslesen könne. Dabei hat er sicherlich gewusst, dass das Wort der angeblichen messianischen Weissagung für Jungfrau im Hebräischen ebenso junge Frau bedeutet. Die Übersetzung ist also sehr einseitig!

Im Gegensatz zur Katholischen Kirche geht er jedoch davon aus, dass Maria nach der Geburt Jesu noch weitere Kinder, und zwar von Josef, gezeugt habe. Wenn Luther also etwas in der Bibel findet, ist es für ihn unbedingte Wahrheit. Natürlich versucht er bei vielem, besonders auch bei Widersprüchen, dieses in seinem Sinne zurechtzurücken und zu deuten. Was sich jedoch nicht mit der Bibel belegen lässt, z.B. die Himmelfahrt der Maria, kann er kritisch, sogar sehr kritisch, betrachten.

Bei seiner Romwanderung 1510/11 oder 1511/12 glaubt er noch felsenfest an allen katholischen Unsinn. Nur beim Beschreiten der Pilatus-Treppe geht offenbar, wie selten, ein Zweifel durch sein Gehirn: „Wer weiß, ob es wahr ist?“ Auch als er sich bei seiner Rückreise in Augsburg aufhält und der Jungfer Ursel, dem Wundermädchen, begegnet, fängt er an, kritisch zu werden. Es hieß, seit Jahren nehme sie kein Essen mehr zu sich, sondern lebe einzig und allein von der sonntäglichen Hostie (Abendmahlsbrot). Trotzdem sah sie gesund und wohlgenährt aus. Luther ist aber nicht ganz von Zweifeln frei, ob da alles mit rechten Dingen zugehe. Tatsächlich wird sie ein Jahr später als Betrügerin entlarvt. Luther konnte also durchaus kritisch sein! Es ist nur schade, dass er diese Fähigkeit nicht weiter ausgebaut hat.

Auch in Bezug auf seinen Namen Luder, wie sich sein Vater schrieb, wusste er kritisch zu sein. Ihm behagte es nicht, besonders als Dr. Eck ihn in Leipzig 1518 bei seinen Angriffen als Luder bezeichnete, Luder zu heißen. Bezogen auf den Menschen galt als Luder zunächst jeder, der verführt und damit in die Hölle lockt. Aus dem Luder wurde dann allmählich ein zunächst stark abwertender, später eher ein spöttischer Schimpf- und Neckname. Unter Luder verstand man einen bedauernswerten Menschen. Neben dem verkommenen Luder gibt es auch das dumme (gutmütige) und das feine (vornehm tuende) Luder. Wir haben den Begriff Luder noch in Luderer, Luderjan, so viel wie Liederjan, Luderleben, luderhaft, ludermäßig, ludern.

Meine Mutter erschrak auf der Flucht aus Schlesien 1945, als die Bevölkerung in Altenburg/Thür. von Luder redete. Für sie hieß der Mann Luther. Aber die Thüringer und Sachsen können zwischen d und t nicht unterscheiden, das ist für sie in der Aussprache einundderselbe Buchstabe. Nachdem Eck ihn 1518 in Leipzig wiederholt als „Luder“ bezeichnet hatte, nannte und schrieb er sich schnell Luther, sogar mit th. Das th übernimmt er wohl aus dem Griechischen, obwohl das gar nicht notwendig gewesen wäre. Luther freilich zahlte es Dr. Eck heim, indem er ihn Dr.eck nannte. (Ich las auch, dass er sich bereits 1517 Luther schrieb.)

Luthers Krankheiten und sein Sterben

Am 18. Februar 1546, als Luther 63 Jahre alt war, schloss sich sein Lebenskreis wieder in seiner Geburtsstadt Eisleben, der Hauptstadt der Mansfelder Grafschaft. Spätestens ab seinem 38. Lebensjahr (ab Worms 1521) war er ein kranker Mann. Von Gichtknoten, Rheuma, Hämorrhoiden, schweren Verdauungsstörungen, Magen-Darm-Beschwerden, Gallen- und Nierenkoliken (krampfartiger Schmerz), Schwindel und Kreislaufattacken und Herzenge(angina-pectoris)-Anfällen soll er geplagt gewesen sein. Von der Verstopfung sagt er: „Mein Stuhl ist so hart, dass ich gezwungen werde, ihn mit großer Kraft bis zum Schweißausbruch heraus zu stoßen.“ Möglicherweise trank er zu wenig.

Er versteht dies als Gottes Willen: „Damit sucht der Herr mich heim, damit ich nicht ohne Kreuz lebe.“ Das ist natürlich Unsinn, aber wahrscheinlich denkt er an Paulus, der seine Krankheit ähnlich begründet. Luthers Krankheiten sind wahrscheinlich vielmehr auf seine Essgewohnheiten zurückzuführen. Es ist nicht anzunehmen, dass dieser vielbeschäftigte Mann sich beim Essen Zeit ließ und gründlich kaute und gut einspeichelte, um seine Organe zu schonen. Seine Beschwerden sind ständig von großen Schmerzen begleitet, so dass der damals Gebannte und Geächtete sogar den Schutz der Wartburg aufgab und in Erfurt einen Arzt aufsuchte.

Ab 1530 nimmt seine Leistungsfähigkeit ab, was er wiederholt in Briefen beklagt. Auf das Predigen verzichtet er immer wieder. Termine sagt er ab und reist nicht mehr so oft. Immer seltener greift er zur Feder. Grobheiten und Starrsinn ersetzten dafür seine Arbeitsleistung und deren Qualität.

Die Zornesausbrüche mehren sich derart, dass Melanchthon zweimal überlegt, Wittenberg zu verlassen. Überall spürt Luther Feinde, auch unter den Juden, denen er kriminelles Verhalten unterstellt. Er spürt, wie er immer mehr gemieden wird, so dass er hofft, dass sein Leben bald zu Ende ist. Seine Krankheiten lassen jedoch an keiner Stelle eine Veränderung seiner reformatorischen Theologie erkennen.

Das volkstümliche Bild eines kerngesunden und kraftstrotzenden Reformators stimmt nicht. Auch berühmt gewordene Auftritte wie die Rede vor dem Wormser Reichstag 1521 des damals 38jährigen hat er völlig erschöpft und entkräftet hinter sich bringen müssen. Man muss freilich bedenken, dass auch die Reise dorthin für

ihn sehr anstrengend gewesen war. Wegen seines vielfachen Krankseins hat Luther beinahe dauernd mit einem frühen Tod gerechnet. Zuhause und auf seinen Reisen hat es bei ihm Situationen mit unmittelbaren Todesahnungen gegeben.

Im Oktober 1545 wurde Luther gebeten, in den Streitigkeiten zwischen den Mansfelder Grafenhäusern zu vermitteln und diese zu schlichten. Da er seine „lieben“ ehemaligen Landesherren doch versöhnt wissen wollte, ist er mit Melanchthon und Justus Jonas deshalb dorthin gefahren. Er konnte deren Angelegenheiten jedoch noch nicht endgültig regeln. Deshalb fand er sich zu Weihnachten noch einmal auf dem Schloss in Eisleben ein.

Und ein drittes Mal traf er dort am 28. Januar 1546 ein. Die Briefe, die er von der Reise nach Hause schreibt, klingen vergnügt, fast munter. Er lässt es sich auch nicht nehmen, unterwegs wiederholt in Kirchen zu predigen. Doch war er bereits auf dieser Reise ein todkranker Mann. Die Grafen empfingen ihn mit einem großen Ehrengelait. Dieses Mal gelingt ihm tatsächlich die Schlichtung des Familienstreits.

Bei dieser letzten Anreise war Luther unterwegs einmal abgestiegen und ein Stück gegangen. Durchgeschwitzt setzte er sich wieder in den Wagen. Damit hat er sicherlich einen Fehler begangen. Hätte er sich erst einmal abgetrocknet, hätte er möglicherweise noch lange leben können. Aber wer denkt daran! Kurz darauf wurden die Reisenden von einem eiskalten Windstoß erfasst. Luther erlitt wenig später einen starken Schwindelanfall, von dem er sich nicht mehr erholte. Zwei Wochen später wiederholten sich diese Anfälle. Er ist unfähig, seine Unterkunft zu verlassen.

Am 16. Februar macht er seine letzte schriftliche Aufzeichnung, in der er zu verstehen gibt, wie sehr man in Sachen eingeweiht sein muss, um eine Klärung zu treffen. Wahrscheinlich denkt er dabei an sein Leben zurück, wo er so viele äußerst wichtige Entscheidungen, die immer sehr viele Menschen betrafen, fällen musste, denn bescheiden schließt er diesen Rückblick mit: „Wir sind Bettler. Das ist wahr“.

Am 17. Februar abends klagte er über heftige Schmerzen in seiner Brust. Daraufhin wurde er mit warmen Tüchern abgerieben, trank eine Arznei, stand auf, ging unruhig auf und ab, legte sich wieder ins Bett und versuchte, zu schlafen. Nach Mitternacht rief er einen Diener und bat, die Stube zu heizen. (War es ihm zu kalt, oder war sie unbeheizt?) Nun wurde er erneut mit warmen Tüchern frottiert. Der Arzt, Graf Mansfeld und seine Gattin wurden herbeigeholt, da jeder wusste, dass es mit Luther zu Ende ging. Er selbst sprach auch davon und begann zu beten.

Ein Augenzeuge berichtet von seinen letzten Minuten: Als er nun fühlte, dass sein Ende nicht mehr fern war, sprach er: „Ich fahre dahin. Meinen Geist werde ich aufgeben“, und dreimal hintereinander wiederholte er: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist. Du hast mich erlöst, du treuer Gott“. Daraufhin schwieg er und war still. Man rüttelte ihn aber, rieb und kühlte ihn und versuchte, ihn anzusprechen. Er aber hielt seine Augen geschlossen und antwortete nichts.

Während er also ganz still wurde, riefen ihm seine Begleiter Jonas und Coelius zu: „Reverende Pater (verehrungswürdiger Vater), wollet Ihr auf Christum und die Lehre, wie Ihr sie gepredigt, bekennend sterben?“ Da antwortete er, dass man es deutlich hören konnte: „Ja!“ Was hätte er denn anderes sagen können, selbst wenn

er sich unsicher gewesen wäre! Dann wandte er sich auf die rechte Seite und begann zu schlafen. Viertel vor drei früh am 18. Februar wurde er in seinem Gesicht kreidebleich, tat noch einen tiefen, sanften Atemzug und gab seinen Geist auf.

Die Last seiner Arbeit, die er alle die Jahre geleistet hatte, war an ihm nicht spurlos vorübergegangen. Er erreichte ein für die damalige Zeit ansehnliches Alter. Der Tod hatte für ihn nichts Schreckliches. Er war für ihn kein Schlusspunkt, sondern nur der Abschluss einer Lebensphase, der eine andere, bessere folgen sollte.

Die irdischen Dinge waren für ihn geregelt. Sein Testament hatte er aufgesetzt, und für seine Familie war gesorgt. Auf Anweisung des sächsischen Kurfürsten wurde er in einem Metallsarg nach Wittenberg überführt und dort in der Schlosskirche, an die er seine Thesen angeschlagen hatte, beerdigt. Auch der zweite große Reformator, Philipp Melanchthon, fand dort neben ihm seine letzte Ruhe.

In Rom herrschte beim Empfang dieser Nachricht große Freude, denn endlich sei es mit diesem Erzketzer vorbei. Einen grässlichen Abgang, wie er ihn auch verdient habe, habe er genommen. Viele Teufel seien bei seinem Sterben um ihn herumgeflogen und wären mit ihm so umgegangen, dass niemand hätte bei und um ihn bleiben können. Er habe wie ein Ochse gebrüllt und sei zuletzt mit furchtbarem Geschrei verschieden. Darauf habe es nicht aufgehört, in jenem Haus zu spuken.

Die (Mit)Begründerin des „Bundes für Deutsche Gotteserkenntnis“ (gegründet 1937), Mathilde Ludendorff, die zweite Frau des preußischen Generals Erich Ludendorff, behauptet in ihrem Buch „Der ungesühnte Frevel“ (1936), dass Luther von Juden vergiftet worden sei. Ich bringe dies der Vollständigkeit halber, finde jedoch keine Belege dafür, und im Sterbehaus Luthers (Museum) in Eisleben weiß man von diesem angeblichen Mord nichts.

Um diese Behauptung zu verstehen, muss man sich bewusst machen, dass Luther in seinem Alter gegen die Juden wettete und den Fürsten empfahl, sie aus ihren Ländern zu vertreiben. Der Kurfürst von Sachsen verwies sie. Ich kann jedoch nicht beurteilen, ob dies nur auf Anraten Luthers geschah. Albrecht III., der Graf von Mansfeld, Fürst des Gebietes, in dem Luther groß geworden war und starb, nahm sie dagegen bei sich auf. Mathilde Ludendorff behauptet, wegen des Geldes.

Nach allgemeiner Darstellung zog Luther nach Eisleben, um dort einen Streit zu schlichten. Mathilde Ludendorff behauptet dagegen, dass er dorthin ging, damit auch in der Grafschaft Mansfeld die Juden ausgewiesen würden. In der Tat ist es unverständlich, warum der angeblich schwerkranke Luther sich wegen Rechtsstreitigkeiten unter den Grafen mitten im Winter dreimal auf diesen beschwerlichen Weg gemacht hat. Da gebe ich Frau Ludendorff völlig Recht. Diesem dickköpfigen Luther ist das jedoch durchaus zuzutrauen.

Es wäre aber noch unverständlicher, wenn er wegen der Haltung des Fürsten den Juden gegenüber in dieser Kälte dorthin gezogen wäre. Man könnte es höchstens so erklären, dass er die Gelegenheit, einen Streit zu schlichten, dazu nutzen wollte, das Judenproblem anzusprechen. Das tat er dann auch in seinen Predigten.

Als Luther nun so krank geworden war, reichte ihm die Fürstin Dorothea selbst, eine in der Arzneykunst überaus bewanderte Frau, in seinen letzten Stunden ihre

selbstbereiteten Medikamente, um ihn wieder hoch zu bekommen. Nun muss man annehmen, dass die Ärztin Frau Ludendorff vermutet oder sich sicher ist, dass Juden ihr das Gift als angebliches Heilmittel zugespielt hätten. In der Tat war die Fürstin den Juden gegenüber freundlich gesonnen und könnte das nicht bemerkt haben. Von einer Vergiftung weiß aber keiner der Berichte über Luthers Tod etwas.

Der einzige angebliche Beweis, den Frau Ludendorff dafür bringt, dass Luther ein Gift eingeflößt worden sei, ist, dass dieser in seinem Zinksarg sehr schnell verwest sein und furchtbar gestunken haben soll. Sie führt dies auf ein bestimmtes damals übliches Gift zurück. Man müsste jedoch nachforschen, ob es auch andere Gründe für das schnelle Verwesen und den Gestank gegeben haben könnte, z.B. die Medikamente der Fürstin oder Luthers Fettleibigkeit.

Es ist auch nicht auszuschließen, dass seine Gegner die Gerüchte seines Stinkens in die Welt gesetzt haben, wie dies von katholischer Seite oft geschehen ist, und dass die Ärztin darauf hereingefallen ist. - Sollte ihre Vermutung bzw. Behauptung jedoch stimmen, so könnte ich verstehen, dass sich die Juden an ihm rächen wollten. Hatte er sie doch über alle Maßen verteufelt, nur weil sie eben dasselbe taten wie er selbst, nämlich an den Vorstellungen der Überlieferung festzuhalten.

Luther als Nationalheld

Luther und die nationalen Bestrebungen

Luthers religiöser Kampf gegen Rom wurde von den Deutschen weitgehend als ein nationaler Kampf gegen die katholische Fremdherrschaft empfunden und aufgefasst. Selbst ein katholischer Statthalter in Bologna (Italien) notierte: „Solange der Papst nicht ein Seelenhirte (sich für die Religion einsetzt) ist, sondern Machtpolitik betreibt, ist der Abfall der Deutschen unter Luther sehr wohl verständlich!“

Der persönliche Mut, den Luther in Worms beim Bekenntnis zu seinen Schriften aufgebracht hatte, wurde in dieser Phase der reformatorischen Bewegung von einem großen Teil der einfachen Bürger und Bauern bewundert. Damit wurde er zu einer Symbolfigur des Widerstandes. Seine Beharrlichkeit erzeugte gleichzeitig eine nationale Stimmung und hat den Deutschen zu mehr Selbstbewusstsein verholfen.

Besonders mit der Übersetzung der Bibel und der damit verbundenen Schaffung der deutschen Hochsprache schuf Luther die Einheit der Deutschen in einem weit grundsätzlicherem Sinne als nur dem politischen. Die Lutherbibel wurde zu einem festen Bestandteil der deutschen Familien, ja der Deutschen überhaupt. Sie wurde in gewisser Weise zur Grundlage der inneren Vereinheitlichung Deutschlands.

Die Stadträte, Ritter und Fürsten hatten natürlich nicht die religiöse Erneuerung im Auge, für die sich Luther in Worms und zeitlebens eingesetzt hatte. Sie rangen vielmehr um ihr Selbstbewusstsein und ihre öffentliche Stellung. Der niedere Adel, vor allem verkörpert durch die Reichsritter, befand sich bereits im Niedergang und

kämpfte eigentlich auf verlorenem Posten. Bürger und Bauern knüpften an Luthers Kampf mit der Kirche Sehnsüchte und Hoffnungen, die auf die Verbesserung ihrer eigenen wirtschaftlichen Lage hienzielten. Alle diese unterschiedlichen Bestrebungen sammelten sich in der reformatorischen Bewegung, die gegen die Katholische Kirche gerichtet war, deren Hauptausbeutungsobjekt das gebietsmäßig zersplitterte und deshalb schwache Deutschlands geworden war.

Mit seinen religiösen Kampfschriften gegen die Papstkirche hat Luther der nationalen Begeisterung der Ritter-Kreise um Ulrich von Hutten neuen Auftrieb gegeben. In den Bauern und Städtebürgern, die unter der geistigen Bevormundung und der wirtschaftlichen Ausbeutung durch die Kirche litten, hatte er Hoffnung auf Veränderung ihrer Lage geweckt. Gleichzeitig bildete sich ein stärker werdendes nationales Interesse in allen Schichten. - Die allgemeine Unzufriedenheit mit der Kirche kannte Luther. Was aber sein Auftreten für diese verschiedenen Bevölkerungsschichten im Einzelnen bedeutete, hat er sicherlich kaum durchschaut. Aber gerade wegen seines mutigen Auftretens machten sie ihn alle zu ihrem Helden.

Schließlich unterstützte er indirekt auch die gegen den Kaiser und die Kirche gerichteten Selbständigkeitsbestrebungen eines Teils der deutschen Fürsten. Diese waren begierig auf den umfangreichen Kirchenbesitz, der dann auch im Verlaufe der Reformation in ihre Hände fiel. Thomas Münzer hat 1524 in seiner „Hochverur-sachten Schutzrede“ diesen Sachverhalt klar dargelegt, indem er sich an Luther mit den Worten wandte: „Dass du in Worms vorm Reich gestanden bist, dafür dankt dir der deutsche Adel (die Fürsten), dem du das Maul also wohl bestrichen hast und Honig gegeben (nach dem Mund geredet und seine Interessen wahrgenommen hast), denn er wähnte (erwartete) nicht anders, du würdest mit deinem Predigen böhmische (großzügige) Geschenke geben, Klöster und Stifte, welche du jetzt den Fürsten verheißt. So du zu Worms hättest gewankt (widerrufen), wärest du eher (vor Wut) vom Adel erstochen worden, denn frei gelassen.“

Ich glaube das nicht, weil die Fürsten damals weitgehend mit Luther noch nicht allzu viel anzufangen wussten und es begrüßt hätten, wenn er widerruft. Sie wollten noch keinen endgültigen Bruch mit der Kirche. 1521 wäre auch Münzer ebenso wenig wie Luther in der Lage gewesen, diese Zusammenhänge zu durchschauen

Ähnlich bedeutende Persönlichkeiten wie Luther hatte die deutsche Geschichte in Hermann dem Cherusker (9 n.Chr.), Kaiser Barbarossa (1122/25-1190) und Bismarck (1815-1898). Für den letzteren wurden überall in Deutschland die so genannten Bismarcktürme (Aussichtstürme) errichtet. Ähnlich war es auch Luther ergangen. In Erinnerungen an ihn sind viele Kirchen nach ihm benannt worden.

Als Nationalheld wurde er besonders in Dritten Reich verehrt. Aus seinem Liede „Ein feste Burg“ sang man besonders begeistert „Und wenn die Welt voll Teufel wär' und wollt uns gar verschlingen, so fürchten wir uns nicht so sehr, es soll uns doch gelingen!“ Diese Worte wurden jedoch nicht religiös, sondern militärisch verstanden.

In einem damaligen Schulbuch heißt es: „Mitten aus dem Volk war den Deutschen ein Führer erstanden. Hoch hielt er in starker Faust die Fahne, auf der auch

ein ‚Deutschland erwache!‘ zu lesen war. Und wirklich, unter seiner Führung machten sich die Deutschen frei vom Geist der verweltlichten Papstkirche, sie besannen sich auf ihr uraltes nordisch-germanisches Wesen, wo Frömmigkeit eine Sache des Herzens war. ... Mit einer deutschen, von Rom freien Kirche erhofften sie überhaupt ein neues, schöneres Vaterland.“ Wie sehr Luther hier verzerrt wird, dürfte klar sein.

Luther wird in Liedern als Nationalheld gefeiert

Gefühlvolle Gedichte, deren Verfasser uns nicht bekannt sind, werden schon zu Lebzeiten Luthers verfasst und drücken die Begeisterung für ihn oder seine Ablehnung aus. Das bekannteste ist die „Wittenbergisch Nachtigall“ von Hans Sachs (Nürnberg, Schuh-macher und Poet (Dichter) dazu, von 1523):

Wach auff! Es nahent gen den tag.
Ich hör singen im grünen hag (Wald)
ein wunigkliche (merkwürdige) nachtigall.
Ir stim durchklinget berg und thal.
Die nacht neigt sich gen occident,
der tag get auff von orient,
die rotprünstige morgenröt
her durch die trüben wolcken göt.

Pass auf! Der Tag ist schon da,
an dem eine betörende Nachtigall
in reinster Weise zu hören ist.
Ihre Stimme klingt durch Berg und Tal (überall).
Die Nacht steigt auf im Westen,
der Tag kommt her vom Osten (im Osten wie im Westen hört man von ihm),
die rot leuchtende (prunkvolle) Morgenröt (die Botschaft Luthers)
hin durch die trüben Wolken geht (überstrahlt die trostlose kirchliche Lehre).

Mit dieser Nachtigall ist Luther gemeint, „die Wittenbergisch Nachtigall, die man jetzt höret überall.“ Dieses Gedicht ist eine Lobeshymne auf ihn und die Reformation. Das Alte gehe unter, und das Neue leuchtet bereits in den allerschönsten Farben durch die Trost- und Hoffnungslosigkeit hindurch. Damit reihte sich der dichtende Schuhmachermeister in die Gruppe der Poeten, die von Luther begeistert waren und mit ihren Liedern für die Reformation kämpfen wollten.

Es folgen in den sich anschließenden Jahrhunderten viele Gedichte über Luther, von denen ich drei bringen möchte, in denen er direkt als Nationalheld gefeiert wird:

Luther, schleudre deinen Blitz, von Hermann Ploetz

1.) Luther, schleudre deinen Blitz!
Schlag noch einmal an die Pforte
unsres Tempels (Deutschland), dass die Worte
wie in unerhörten Wettern

unser Götzentum (Zeitgeistströmungen) zerschmettern!
Dazu, Luther, einen Blitz!

2.) Luther, schöpf (schaffe in uns) uns deine Kraft!
Weltbefreier, Selbstbezwinger (er hat sich nicht unterkriegen lassen),
Nächstenknecht (Menschheits-Diener) und Gottesringer (für höchste Ideen):
Einen Glauben (du glaubtest an die höchsten Ideale) urgewaltig (äußerst stark),
tausend Leben vielgestaltig (Er schaffte, wozu andere 1.000 Leben brauchen.),
Luther, schöpf uns deine Kraft!

3.) Luther, tritt in unser Haus!
Nimm (ergreife) das Wort in Freundesmitte (im Freundeskreis),
leite unsrer Kinder Schritte (bei den Kindern muss angefangen werden),
lach und scherze, singe Lieder,
schaff das Heim zur Gottstatt (mach unser Zuhause zur Friedensinsel) wieder!
Luther, tritt in unser Haus!

4.) Luther, weck uns einen Mann!
Deutsch wie du, aus keuscher Stille (in aller Zurückhaltung)
wachs' (er wachse) er wie in (aus) Erz (so unzerstörbar), ein Wille,
der uns ohne Wank(en) und Irren
führ' aus hundert Bruderwirren!
Dazu, Luther, einen Mann!

5.) Luther, deinen Todestrotz!
Lass dein Deutschland, weltverlassen (von niemandem unterstützt)
in der Götterdämmerung (Untergang) Gassen,
sei's zum Siegen, sei's zum Sterben,
Wormser Recken(Helden)geist erwerben:
Siegfried(Drachentöter)sinn und Luthertrotz!

Leider kann ich über den Dichter, das Jahr der Abfassung und den Grund dieser Strophen nichts ausfindig machen. Wahrscheinlich richtet es sich gegen Zeitgeistströmungen (Götzentum), gegen den moralischen und sittlichen Verfall der Deutschen und überhaupt gegen den Untergang Deutschlands.

Wie hoch der Dichter Luther einschätzt und was er ihm alles zutraut wird deutlich in den Ehrentitel, die er ihm beilegt. Ein solcher Held und kämpferischer Geist müsste auch wieder für ihn und seine Zeitgenossen auferstehen! Den für Glaubensangelegenheiten kämpfenden Luther stellt Ploetz in den Dienst der Volkserziehung und Staatskunst. Ob man Luther damit gerecht wird, ist eine andere Frage. Immerhin hat er eine solche Charakterstärke gezeigt, wie man sie sich wünscht!

Ein Luther tut uns not, von Dr. F. Günther

1.) In dieser wildbewegten Zeit,
wo's laut im Volke gärt,
da nützt uns nicht der scharfe Strahl (die Waffe),
da nützt uns nicht das Schwert.

Ich seh' im Geist die Flamme (Gefahren/Bürgerkrieg) schon,
die prasselnd uns umloht (uns zu verbrennen droht);
ein deutscher Kern- und Eisenmann,
ein Luther tut uns not!

2.) Ein Ritter, der sich stolz und kühn
in jene Wogen (Gefahren/Bürgerkrieg) stürzt,
der mit des Geistes lichtem Strahl (Intelligenz)
sich todesmutig schürzt (umgibt).
Der gleich dem Fels im Meere steht,
wie (sehr) Sturm und Flut auch droht –
eine deutscher Kern- und Eisenmann,
ein Luther tut uns not!

3.) Ein deutscher Mann, der hohen Mut's
auf die Gefahren schaut,
der seinem Herzen, seiner Hand,
der seinem Gott vertraut,
der gläubig in die Zukunft blickt
in's lichte (helle) Morgenrot (in eine bessere Zukunft) –
ein deutscher Kern- und Eisenmann,
ein Luther tut uns not!

Dieses Gedicht wurde zum 300. Todestag Luthers 1846 von Dr. F. Günther ihm zu Ehren verfasst. Leider kann ich über den Dichter und seine Anliegen nichts finden. Die Abfassung fällt in die Zeit nach der Vertreibung Napoleons (Schlacht bei Waterloo 1815) und vor der Deutschen Nationalversammlung 1848 in Frankfurt.

Es war die Zeit des erwachenden deutschen Nationalbewusstseins, wo Bürgerkriegszustände nicht ausgeschlossen werden konnten (die Flamme, die uns umloht/um uns brennt). In dieser Situation fordert Günther eine Persönlichkeit, wie sie Luther war, der vor nichts zurückschreckte, sondern selbstbewusst und mutig, möglichst ohne Waffen, die Probleme löst. Günther blickt auf Luther zurück, wenn er sich nach einem handfesten und durchgreifenden Politiker sehnt. Luther war von seiner Gesinnung und seinem Auftreten her kein Staatsmann. - Günther wünscht sich jedoch einen Politiker vom Format und der Festigkeit eines Luthers. In Bismarck ist dann etwa 20 Jahre später tatsächlich diese Person aufgetreten.

Du Land, reich an Ruhme, wo Luther erstand, von Hans Ferdinand Maßmann

1.) Ich hab mich ergeben
mit Herz und mit Hand,
dir, Land voll Lieb und Leben,
mein deutsches Vaterland.

2.) Mein Herz ist entglommen (glühend)
dir treu zugewandt,
du Land der freien und Frommen,
du herrlich Hermannsland (Hermann der Cherusker, Varusschlacht, 9 n.Chr.)!

3.) Du Land, reich an Ruhme,
wo Luther erstand (herstammt),
für dieses Volkes Tume (Art und Wesen, Tume in: Heldentum, Deutschtum)
reich ich mein Herz und Hand.

4.) Will halten (mich halten) und glauben (vertrauen)
an Gott fromm (unerschütterlich) und frei (aus eigener tiefer Überzeugung),
will, Vaterland, dir bleiben
auf ewig fest und treu!

5.) Lass Kraft mich erwerben (bekommen)
in Herz und in Hand,
zu leben und zu sterben
fürs heil'ge Vaterland!

Der Verfasser Hans Ferdinand Maßmann (1797-1874) war Schüler des Turnvaters Jahn und Förderer des Turnerwesens. Das öffentliche Turnen war damals eine gesamtdeutsche Bewegung und wurde als national-orientiert angesehen. 1815 schloss sich Maßmann freiwillig den Befreiungskriegen gegen Napoleon an und nahm 1817 am Wartburgfest (studentische Burschenschaft) teil. 1820 verfasste er dieses Lied nach einer alten Volksweise. Wir spüren seine Liebe zum und seine Begeisterung für das Vaterland. - In der zweiten Strophe greift er auf den „Beginn“ Deutschlands zurück, und in der dritten will er darauf hinweisen, was Deutschland für die Welt geleistet hat. Er erwähnt die seiner Meinung nach bedeutendste Gestalt der deutschen Geschichte, nämlich Luther. Damit mag er durchaus Recht haben.

Luther im Vergleich mit Religionsstiftern/Kirchenvätern

Ich halte es für angebracht, Luther mit anderen bedeutenden religiösen Persönlichkeiten zu vergleichen, weil er durch diese Gegenüberstellungen in seinen Ideen, Absichten und Handlungen sicherlich besser verstanden werden kann.

Jesus und Luther

Wie es gekommen sein könnte, dass Jesus Gott als gütigen Vater erkannte

Wer Jesus als den „eingeborenen“ Sohn Gottes ansieht, der vom „Himmel“ herabgestiegen und Mensch geworden ist, macht es sich in mancher Beziehung recht leicht. Er hat für vieles Erklärungen, die dem nachdenklichen Menschen nicht einleuchten. Ich selbst gehe nach vielen schweren Auseinandersetzungen, inneren Krisen und seelischen Kämpfen davon aus, dass Jesus ein ebensolcher Mensch war wie wir. Er hatte freilich eine innere Größe wie z.B. der griechische Philosoph Sokrates, wie Albert Schweitzer und der farbige US-Amerikaner Martin Luther King.

Ich persönlich zweifle nicht daran, dass Jesus gelebt hat. Will man ihn zeitlich einordnen, so haben wir im Grunde nur ein einziges verlässliches Datum, nämlich die Zeit des Pontius Pilatus, der von 26-36 n. Chr. Verwalter (Prokurator, Landpfleger) in Teilen (Judäa) des heutigen Israels war. - Nach Lukas 3,1+2 ist Johannes der Täufer im 15. Regierungsjahr des Kaisers Tiberius aufgetreten, das wäre 27/28 oder 28/29. Vor dem öffentlichen Auftritt Jesu hat er sich von diesem taufen lassen, also etwa um 30. Nach Lukas 3,23 soll Jesus damals ungefähr 30 Jahre alt gewesen sein. Ob diese Angaben exakt sind, ist im Grunde nicht so wichtig.

Man kann davon ausgehen, dass Jesus um das Jahr 4 v.Chr., andere nehmen an 1 n.Chr., von Maria, der Ehefrau des Joseph, als erstes Kind wahrscheinlich in Nazareth das Licht der Welt erblickte. Nach den ersten drei Evangelien hat Jesus während seiner Wirksamkeit nur ein Passahfest (Ostern) in Jerusalem mitgemacht, nach dem Johannes-Evangelium jedoch drei. Die Länge seiner Wirksamkeit lässt sich also nicht mit Sicherheit festlegen. Das spielt auch keine so große Rolle. Auf jeden Fall kann man davon ausgehen, dass er nur verhältnismäßig kurze Zeit aufgetreten ist. Ich hatte als Kind und Schüler, der ich die vielen Jesusgeschichten sehr verinnerlicht hatte, immer angenommen, dass er sehr viele Jahre gewirkt haben muss. Das scheint jedoch nicht der Fall gewesen zu sein.

Jesus als ältester Sohn von Joseph dürfte wie sein Vater (Luther übersetzt) Zimmermann gewesen sein (tekton = Verfertiger von Holz-, Metall- oder anderen Arbeiten, Zimmermann, Baumeister). Nun, Luther kam aus Thüringen, wo die Fachwerkhäuser üblich waren. Sollten sie gebaut werden, musste erst einmal das Fachwerkgerüst, das anschließend mit Lehm oder Steinen gefüllt wurde, erstellt werden.

Dieses errichteten die Zimmerleute. Der Baumeister der Häuser war dort also in erster Linie der Zimmermann. Kein Wunder also, dass Luther das Wort tekton mit Zimmermann übersetzte. Im Heiligen Land wurden die Häuser jedoch aus Steinen errichtet. Deshalb scheint es angebrachter zu sein, anzunehmen, dass Jesus Häuserbauer war. Möglicherweise hat er sogar die damals zerstörte römische Großstadt Sepphoris (7 km nördl. von Nazareth) wieder mitaufgebaut. Für die Zeit vor seinem öffentlichen Auftreten erfahren wir in den Evangelien jedoch nichts über ihn.

Mich haben ein Leben lang die Fragen beschäftigt, wie Jesus zu seiner Erkenntnis vom gütigen Gott kam, auf welche Weise er seine ethisch-moralischen Vorstellungen (Bergpredigt) entwickelte, und was ihn dazu veranlasst haben könnte, öffentlich aufzutreten und seine Liebesbotschaft zu verkündigen. Leider habe ich bis heute in den Evangelien keine Antworten darauf gefunden.

Daher bin ich auf Vermutungen angewiesen. Ich gehe davon aus, obwohl ich es nicht belegen kann, dass er, besonders als erstes Kind, eine sehr liebevolle Mutter und ein religiös recht aufgeschlossenes Elternhaus hatte. Hinzu kommt, dass er nicht im Zentrum seiner Religion, in Jerusalem, groß wurde, sondern im Norden Israels, in Galiläa, was auch gelegentlich heidnisches Galiläa genannt wird. Dort lebte man mit anderen Völkern und anderen religiösen Vorstellungen zusammen und musste wohl ein wenig duldsam sein, wenn man in der Öffentlichkeit nicht

ständig anecken wollte. Darauf nahmen die Pharisäer, besonders bei ihren Missionsversuchen, natürlich wenig Rücksicht.

Als Kind, Jugendlicher und Handwerker dürfte Jesus im religiösen Gedankengut seiner Umgebung und Zeit erzogen worden sein und gelebt haben. Weil Jesus sich während seines Auftretens immer wieder mit den Pharisäern auseinandersetzte und sie teilweise sehr scharf und vernichtend angriff, was wohl so stimmt, nehme ich an, dass er in pharisäischen Kreisen groß und auch von ihnen erzogen wurde.

Die Pharisäer sind eine wahrscheinlich im 2. Jahrhundert v.Chr. entstandene religiöse, politisch aktive Bewegung im Judentum. Für sie war die Beschäftigung mit der Thora (die 5 Bücher Moses), den jüdischen Gesetzesschriften, äußerst wichtig. Durch sie erfuhren diese eine lebensnahe Auslegung. Die Pharisäer legten aber auch größten Wert auf die peinlich genaue Einhaltung dieser „göttlichen“ Vorschriften, und es ist deshalb verständlich, dass die Pharisäer dem einen oder anderen als sehr radikal und überheblich vorkamen. Als Schriftgelehrte genossen sie jedoch z.Zt. Jesu hohes Ansehen. Als Bewegung im Volk standen sie im Gegensatz zu den gut ausgebildeten Sadduzäern, die in der Politik und der Religion das Sagen hatten.

Jesus dürfte ein nachdenklicher, wahrscheinlich sogar sehr nachdenklicher Mensch gewesen sein. Er spürte aufgrund seiner liebevollen Erziehung im Elternhaus, dass Gott es gut mit ihm und allen Menschen meine. Für ihn war Gott deshalb der Inbegriff der Güte. Er fühlte sich mit ihm versöhnt und hatte, im Gegensatz zu Luther, keine Angst vor der Hölle. Dieser Gott konnte, das war seine innere Erkenntnis und Stimmung, den Menschen gegenüber nicht böse sein und sie erst recht nicht für ewig verdammen.

Umso mehr muss er sich deshalb darüber gewundert haben, dass die Pharisäer auf der peinlich genauen Gesetzeserfüllung bestanden und den Menschen, die diese Vorschriften nicht erfüllten, mit ewigen Höllenqualen drohten. Das war für ihn ein unüberbrückbarer Gegensatz: Hier der barmherzige Gott, dort die auf die Gesetzeserfüllung bedachten und mit Strafen drohenden Pharisäer. Dieser Gegensatz dürfte ihn ständig und besonders des Nachts beschäftigt haben. Er grübelte nun wahrscheinlich darüber nach, wie dieser Widerspruch zu lösen sei. So mag im Laufe der Jahre seine Erkenntnis über Gott, über das Verhältnis Gottes zu den Menschen und über das Verhältnis der Menschen zu Gott und untereinander gereift sein.

Hinzu kam, dass ihn besonders Johannes der Täufer beeindruckte, der am Jordanübergang nördlich des Toten Meeres predigte, das Kommen des Gottesreiches ankündigte und die, die bereit waren, ihre Gesinnung zu ändern, taufte (ca. 27-29)

Jesus muss sich von ihm sehr angezogen gefühlt haben, denn er hörte sich ihn nicht nur an, sondern ließ sich auch taufen. Dieser war jedoch nicht der einzige, der öffentlich auftrat. Auch war die Endzeitstimmung damals sehr verbreitet. Viele spürten, dass sie zu Propheten berufen waren, und manche fanden auch eine teilweise recht beachtliche Anhängerschaft. - Offenbar hat Johannes Jesus sehr zum Nachdenken angeregt, obwohl sich dieser gedanklich ganz anders entwickelte.

Die Entscheidung Jesu, öffentlich aufzutreten. Sein Sterben

Wieweit für das öffentliche Auftreten Jesu bei diesem geistige Erlebnisse, ein inneres Drängen oder sogar so etwas wie eine persönliche Berufung eine Rolle gespielt haben, vermag ich nicht sagen. Auf jeden Fall gab er seinen Beruf auf, verließ sein Zuhause, entfernte sich auch von seiner Freundschaft und fing an, wie so viele andere auch, seine Erkenntnisse zu verkündigen. Damals mag Jesus etwa 30 Jahre alt gewesen sein, wie das auch bei vielen anderen Spätberufenen der Fall war und ist. Luther war bei seinem Thesenanschlag 34 Jahre alt.

Es ist möglich, dass der Plan, öffentlich als Prediger aufzutreten, schon lange in Jesus gereift war und dass er durch die damaligen anderen religiösen Bewegungen und durch das Auftreten von Johannes dazu angeregt wurde, nun endlich auch selber damit zu beginnen. Es könnte auch sein, dass er sich bei Johannes Anregungen für sein eigenes Wirken holen wollte. - Es wäre aber auch nicht auszuschließen, dass er bei der Begegnung mit diesem erst schlagartig zu der Erkenntnis gekommen sein mag, dass das Verkündigen auch seine Aufgabe sei.

Damals dürfte er noch von Johannes begeistert gewesen sein, obwohl dieser rückblickend noch viel zu gesetzlich war. Jesus ging in seiner Verkündigung der Güte Gottes und in seiner Hinwendung zu den Menschen nämlich noch viel weiter.

Jesus suchte sich nicht einen so belebten Predigtort wie Johannes der Täufer aus, der am Jordanübergang wahrscheinlich Unmengen von Menschen erreichte. Jesus blieb in seiner Heimat Galiläa und wirkte hauptsächlich am See Genezareth, besonders oft wird Kapernaum erwähnt. Dort findet er auch Menschen, die in seine unmittelbare Gefolgschaft treten, die so genannten Jünger. Auch soll er nach den Evangelien in den Städten an der Mittelmeerküste und auf der anderen Seite des Jordans aufgetreten sein, eventuell auch im Samaria-Gebiet. Das ist nicht auszuschließen und durchaus möglich. Zuletzt wirkte er in Jerusalem, wo ihm seine Anhänger nach den Evangelien offenbar einen triumphalen Empfang bereiteten.

Seine Wirksamkeit gleicht in mancher Beziehung der eines Rabbi (Ehrentitel eines Gesetzeslehrers), und doch weicht sie entscheidend von ihnen ab. Er predigt nicht den Gebildeten, sondern dem einfachen und ungelehrten Volk, und verspricht diesem das Reich Gottes. Außerdem wird sein Reden von Taten begleitet. Er hat offenbar die Fähigkeit, durch seelische Kräfte andere, besonders auch Besessene, zu heilen. Bei den Gebildeten und Gelehrten stößt er dagegen auf Ablehnung.

Seine letzte Tat geschieht im Tempel von Jerusalem während des Passahfestes (Ostern) und soll, nicht nur zeichenhaft, eine Beseitigung von allem seiner Meinung nach Widergöttlichem, sein. Er stößt den Geldwechslern ihre Tische um. Dabei war das Umtauschen für die Besucher äußerst wichtig, um Opfertiere kaufen zu können.

Dieses sein Vorgehen wird der römischen Besatzung gemeldet, die höllische Angst vor Aufruhr während dieses Festes hat, bei dem sich etwa eine Million Juden in Jerusalem aufhalten. Sie macht deshalb mit Jesus kurzen Prozess. Möglicherweise hatte dabei auch die jüdische Regierung in Jerusalem ihre Hände im Spiel, die nicht gut auf Jesus zu sprechen war. Am Tag vor dem Passahfest wird er deshalb am Kreuz, eine römische Todesstrafe für Schwerverbrecher, hingerichtet.

Für seine letzten Tage in Jerusalem liegt uns im Markusevangelium ein mehr oder weniger zusammenhängender Bericht vor, der dann der erste Teilabschnitt dieses Evangeliums gewesen sein dürfte, dem die Erzählungen vom Wirken Jesu vorangestellt wurden. Diese Schilderung der Begebenheiten in Jerusalem wird wohl in manchen Teilen von Augenzeugenbeschreibungen gestützt.

Es ist anzunehmen, dass die Jesusbewegung genauso untergegangen wäre wie die Bewegungen von Johannes dem Täufer, von den Essenern und allen anderen, wenn nicht Paulus die Ideen der sich bildenden Jerusalemer Gemeinde aufgegriffen hätte. Dabei hat er dieser Richtung eine neue theologische Orientierung gegeben.

Das Wirken und die Verkündigung Jesu

Jesus und die Pharisäer: Um die Verkündigung Jesu zu verstehen, kommen wir leider nicht darum herum, bei den Pharisäern und ihrer Gesetzhaltigkeit einzusteigen. Wie leider in jeder Gesellschaft, so war es auch bei den Juden. Die Empfehlungen und Vorschriften, die sich die Menschen gegeben hatten, um das Miteinander zu regeln und zu vereinfachen, verselbständigten sich im Laufe der Zeit. Es ging dann nicht mehr so sehr um die Ordnung des Lebens. Die Gebote bekamen vielmehr einen gesetzlichen Charakter. Wenn dann noch über und hinter ihnen ein fanatischer und tyrannischer Gott gesehen wurde, der diese gegeben haben soll und eifersüchtig über sie wacht, verlieren diese leicht ihren hilfreichen zwischenmenschlichen Wert und werden schnell zu starren und herz- und sinnlosen Forderungen.

Die Rechtsordnungen in einem Staat sind wie ein Zaun, der das Volk zu seiner Sicherheit von allen Seiten umgibt. Dabei bilden sich jedoch ebenso viele Zaunlücken, wie es Zaunlatten gibt. Die Pharisäer gaben sich jetzt größte Mühe, diese Lücken, d.h. alle offenen Fragen, genauestens zu klären und zu regeln. Das führte zu Tausenden von Bestimmungen, die genau festlegten, wie die einzelnen Ge- und Verbote angewendet sein wollten. Angeblich handelte es sich um gottesdienstliche und im täglichen Leben durchzuführende „Reinheitsvorschriften“. Sie gingen aber praktisch weit über diese hinaus. Es handelte sich vielfach leider nicht nur um Bestimmungen, die wirklich die Sauberkeit und den Anstand betrafen.

Die Erfüllung dieser Forderungen war dann entscheidend für die Frömmigkeit, die man anstrebte, und den öffentlichen Eindruck, den man machen wollte. Wer nach diesen Vorschriften lebte, galt als gläubig und gottesfürchtig und genoss großes Ansehen. Jesus fragte dagegen nach dem Sinn dieser Anordnungen und sah viele für wertlos an. Sinnlos sind für ihn z.B. die angeblichen Reinheitsgebote in Bezug auf die Nahrung. Seiner Meinung nach gibt es nichts, das von außen in den Menschen hineinkommt und ihn verunreinigen könnte. Vielmehr könnte das, was dieser von sich gibt, seine Worte und Taten, widerwärtig sein und ihn verunreinigen.

Er scheut sich offensichtlich nicht einmal, den Pharisäern zuzurufen: „Ihr blinden Führer, die ihr die Mücke aussiebt (unwichtige Dinge aufs genaueste beachtet), dagegen aber Kamele verschluckt (große Straftaten begeht).“ „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler. Ihr reinigt die Außenseite des Bechers und der Schüssel, drinnen aber sind sie gefüllt mit Raub und Verbrechen.“ „...., dass

ihr geweißten Gräbern gleicht, die nach außen schön scheinen, drinnen aber voll von Totengebeinen und allerlei Unrat sind“ (Matth. 23,13-36).

Diese Vorwürfe Jesu richten sich gegen die Gesetzmäßigkeit der Schriftgelehrten, bei denen seiner Meinung nach äußerliche Korrektheit mit unreinen Absichten und Handlungen Hand in Hand gehen können. (Diese harten Sprüche stammen sicherlich von Jesus, möglicherweise sind sie auch später in den Gemeinden gebildet.)

Auch wurde der Sabbat (Sonntag, Feiertag) nach der Überzeugung Jesu um des Menschen willen eingerichtet, damit er sich entspannen und dem Höchsten dienen könne. Dabei wäre es dem Menschen weitgehend selbst überlassen, diesen Tag so zu gestalten, wie er es für richtig hält. Sein Wort: „Der Sabbat ist um des Menschen willen da und nicht der Mensch um des Sabbats willen“ findet sich bei keinem sonstigen Rabbi.

Überhaupt ist die Freiheit Jesu dem Gesetz gegenüber, besonders wenn er betont „Ich aber sage euch“, bei keinem anderen jüdischen Gelehrten zu finden. Auch hätte es keiner gewagt, dem Mose zu widersprechen. Er wäre erledigt gewesen.

Man darf nach Jesus nicht die tausend pharisäischen Vorschriften dem Menschen überstülpen und ihn damit seiner eignen Verantwortung und Freiheit berauben. Jesu Verständnis des Sabbats war jedoch noch kein offener Verstoß gegen das Sabbatgebot selbst, sondern nur gegen die vielen Auslegungs-Spitzfindigkeiten.

Zur jüdischen Frömmigkeit gehört, dass über das eigene Verhalten, also über eigene zusätzliche Leistungen und Fehler, und über die Belohnung, die einem zu steht, bzw. die Strafe, die man verdient, mit Gott verhandelt werden kann. Das lehnt Jesus ab und führt darüber Streitgespräche mit verschiedenen religiösen Gruppen.

Er kann nicht dulden, dass der Mensch mit Gott verhandelt oder sogar streitet. Gott beansprucht für ihn den Menschen ganz in seiner Gesinnung und in seiner Einstellung zu ihm. Deshalb fordert Jesus ein religiöses Umdenken. Es geht ihm um die Besinnung über sich selber und um die Erkenntnis, dass wir der Gnade Gottes bedürftig sind, die uns nur geschenkt werden kann. Luther ähnelt Jesus in dieser Beziehung sehr stark. Auch er ist ein Verkündiger der unverdienten Gnade Gottes und polemisiert gegen den Versuch, durch „gute“ Werke bzw. über die Gesetzeserfüllung die Gnade Gottes und das himmlische Reich zu erlangen.

Jesu Hinwendung zu den Verachteten: Dass Jesus keinen Wert darauf legte, als Frommer, ja als Gesetzeserfüller öffentlich dazustehen und anerkannt zu werden, sieht man schon an den Menschen, die seine Hilfe erfahren. Sie sind durchweg, wie die Evangelien zeigen, Gestalten am Rande der Gesellschaft, Menschen, die auf Grund ihres Schicksals, ihrer Schuld oder auch der herrschenden Vorurteile als Verachtete und Ausgestoßene gelten: Von „Dämonen“ Besessene, Kranke, die nach der damaligen Vergeltungslehre ihre Gebrechen als Strafe für begangene Schuld tragen müssen, Aussätzige, denen die Gemeinschaft mit den anderen versagt ist, Frauen und Kinder, die in der Gesellschaft nicht mitzählen, Heiden, die an den Vorrechten Israels keinen Anteil haben, und immer wieder schuldiggewordene und verachtete Personen, von denen sich der Fromme vorsichtshalber fernhielt.

Jesus ist auch, im Gegensatz zu den Eiferern, der Meinung, dass im Grunde nur bei den Verachteten, den Dirnen und Zöllnern, den Kranken, den Ausgestoßenen und den Schuldiggewordenen die Bereitschaft zur Umkehr vorhanden ist. Zu ihnen weiß er sich deshalb gesendet und scheut nicht ihre Gemeinschaft. Ihm geht es hauptsächlich darum, dass sich der Mensch vor Gott wie ein Kind weiß, das die Bereitschaft hat, sich beschenken zu lassen, und sich nicht auf Verdienste und Rechte beruft. Dieses, glaubt er, sei bei den Verachteten vorhanden.

Jesu Stellung zum herkömmlichen Gottesgesetz: Jesus denkt nicht daran, wenigstens wenn man seine Worte so verstehen darf, die Gesetzesvorschriften des Mose und die prophetischen Anweisungen für ungültig zu erklären, diese aufzuheben und durch seine eigene Botschaft zu ersetzen. Er geht vielmehr, sicher zu Unrecht, davon aus, dass die Prophetenworte und Mosegesetze göttlichen Ursprungs sind. Er kann sich möglicherweise nicht aus dem Althergebrachten lösen, vielleicht, weil er gefühlsmäßig zu sehr daran gebunden ist. Außerdem hätte er sicherlich, wenn er dieses täte, nicht nur die Schriftgelehrten gegen sich, sondern auch seine eigenen Anhänger. Deshalb scheut er sich eventuell, dieses Risiko einzugehen.

Jesus wendet sich seiner Meinung nach also nicht gegen die väterlichen Vorschriften, sondern es geht ihm angeblich gerade um deren Erfüllung. Er meint jedoch, dass diese nicht hinreichend verstanden werden. Deshalb will er ihren eigentlichen Sinn ins Bewusstsein bringen und bemüht sich, dass dieser erkannt, verstanden und ausgeführt wird. Dabei kämpft er gleichzeitig leidenschaftlich gegen die Gesetzesauslegungen und Spitzfindigkeiten der Gelehrten und dagegen, dass in der zeitgenössischen Gesetzesauslegung die Unterscheidung zwischen Wichtigem und Geringerem ausdrücklich verboten ist. Diese Unterscheidung wird vielmehr als menschliche Vermessenheit angesehen.

Tatsächlich aber löst er die herkömmlichen Vorschriften auf und erklärt sie mehr oder weniger für ungültig. Dafür stellt er an ihre Stelle seine eigenen Forderungen. Das dürfte ihm möglicherweise wohl kaum bewusst geworden sein, da er am Überkommenen festhalten möchte und seine neue Lebensordnung und Ethik nur ein Bewusstmachen des ursprünglichen und eigentlichen ewigen göttlichen Willens sein sollen. Seine Gegenforderungen in der Bergpredigt (Matth. 5-7) „Ihr habt gehört, dass zu Alten gesagt ist, ich aber sage euch“ sind aber mehr als eine Auslegung. Sie sind eine von Grund auf neue Botschaft, mit der er sich über Mose (Matth. 5,21-48) und andere Autoritäten stellt: „Siehe, hier ist mehr als Jona/Salomo“ (Matth. 12,41/42). - Ich wüsste gerne, woher er die neue Auslegung und Ethik hat!

Die Bergpredigt soll das neue und eigentliche Gottesgesetz sein: Die Worte der Bergpredigt (Matth. 5-7) sind sicherlich beeindruckend und können friedliebende Menschen in Begeisterung versetzen. Aber wer kann sich wirklich an ihnen orientieren? Wenn man sie nicht als unerfüllbare Höchstforderungen verstehen will, muss man sie als religiöse Phantasie-Regeln beurteilen. Sie eignen sich nicht einmal für eine hohe ethische Orientierung, geschweige denn für die Bewältigung des Alltags.

Jesus geht es wahrscheinlich darum, Gott und dessen irdisches Reich als etwas bewusst zu machen, das nicht in unsere Welt passt. Er will uns einen Blick in die

Welt Gottes ermöglichen, uns also eine nicht zu begreifende Idealwelt vorstellen. Er, der Liebende und der, der in Gott die Güte selbst sah, erlebte möglicherweise dessen Nähe so unmittelbar und war so von dieser „Vollkommenheit“ angetan, dass er sich genötigt sah, seine Belehrungen entsprechend zu formulieren.

Für dieses traumhafte Reich Gottes im Himmel und auf Erden wollte er seine Anhänger und die neue Menschheit vorbereiten. Die Gegenaufrufe der Bergpredigt stehen nämlich nicht nur im totalen Gegensatz zum allgemein gültigen Recht, sondern auch zum Menschenmöglichen. Aber vermutlich lag Jesus gar nicht daran, letztgültige Verordnungen für die Menschen zu geben. Er war ja auch nur Mensch und hätte wissen müssen, wie begrenzt unser Vermögen ist. Er wollte den Menschen offenbar schon in eine himmlische, für irdische Verhältnisse nicht zu erreichende Ordnung hineinstellen. So sehr er die Pharisäer und deren übertriebene Vorschriften anklagte, so sehr müssen wir ihm wegen der Unerfüllbarkeit seiner Verhaltensmaßregeln im menschlichen Bereich Vorhaltungen machen.

Jesus möchte wohl auch ausdrücken, dass Gott eigentlich den Menschen ganz beansprucht und die echte totale Hingabe fordert, verglichen mit der gewohnheitsmäßigen oberflächlichen Frömmigkeit. Er meint sicherlich, dass es keinen Gehorsam Gott gegenüber gibt, der sich nicht in der Begegnung mit dem Nächsten bewähren müsste. Seine Liebesforderung überbietet jede Rechtsforderung und menschliche Möglichkeit. Sie kennt keine Einschränkungen oder Grenzen. Liebe schließt auch den Feind mit ein. Es ist freilich zu fragen, ob damit nur der persönliche Gegner oder auch der gewalttätige Eroberer gemeint ist?

Jesu Ruf zu unumschränkter Wahrhaftigkeit macht den Eid überflüssig. Es geht also nicht darum, diesen vor Gericht abzulehnen, sondern darum, einfach nicht die Unwahrheit sagen zu können. Auch der lüsterne Blick, der Zorn, die Schimpferei und das Böses mit Bösem Vergelten werden abgelehnt. Wer kann sich davor verschließen? Nun, diese Forderungen kann man noch einigermaßen nachvollziehen.

Wenn bei einem Todesfall das Fasten nicht Ausdruck echter Trauer ist, so ist es für Jesus Heuchelei. Gleichzeitig aber kann er sagen: Kümmert euch nicht um die Toten. Es gibt Wichtigeres zu tun! Mit diesen Worten lehnt er den Totenkult ganz ab. Aber warum soll man nicht gesellschaftliche Rituale wie die Trauerfeier beachten, die nicht unbedingt unter die Haut gehen müssen! Es dürfte Jesus also um die Forderung nach ständiger echter Ehrlichkeit gehen. Die Schauspielerei lehnt er ab. Aber auch diese hat wohl gelegentlich ihr Recht!

Aber wie soll ein Mann folgende Aussage umsetzen: „Wer eine Frau sieht und sie begehren möchte, der hat schon in seinem Herzen mit ihr die Ehe gebrochen.“ (Matth. 5,28) Ob Jesus die Trennung einer Ehe ablehnt, will ich nicht beurteilen. Auf jeden Fall ist für ihn aber schon der lüsterne Blick Sünde. Aber wer kann sich davon frei halten! Hat nicht die Schöpfung selbst die Begehrlichkeit in uns hineingelegt!

Hier überspannt Jesus alles Menschenmögliche und macht sich damit im Grunde selbst unglaublich. Hier könnte Luther eigentlich seine Beurteilung des Zölibats (kein Sex für Priester und Mönche) wiederholen: „Dann hätte man auch gleich das Scheißen verbieten können.“ - Verständlicher und umsetzbarer wäre es, wenn

Jesus dazu aufgefordert hätte, sich sein Eheversprechen gründlich zu überlegen und bei Spannungen immer wieder zu überprüfen, welche Möglichkeiten man selbst hat, zugefügtes Unrecht einzustecken, dem Partner kein Unrecht anzutun, sich mit ihm immer wieder zu versöhnen und so die Ehe zu retten.

Die neue Lebensweise, die Jesus fordert, ist eine wesentlich andere als das sich Zufriedengeben mit der Erfüllung von bloßen Gesetzesvorschriften. Es geht um eine innere Einstellung bei allem Tun und bei allem, was man unterlässt. Und diese Haltung muss von einer tiefen Herzensliebe und der Bereitschaft, tatsächlich zu vergeben und sich zu versöhnen, bestimmt sein. Deshalb fordert er ja auch unmissverständlich „Versöhne dich mit deinem Bruder/Mitmenschen“ (Matth. 5,23/24), und zwar sofort, sobald du dir bewusst wirst, dass jemand etwas gegen dich hat.

Es geht also nicht nur darum, dass wir aktiv werden, wenn wir selbst etwas gegen den anderen haben. Nein, wenn wir spüren, dass der andere mit uns unzufrieden ist, werden wir zum Handeln, zur Versöhnung, aufgefordert. Jesus geht soweit, dass er heute fordern würde: Wenn du gerade eine Überweisung für ein Hilfswerk ausfüllst, und dir wird dabei in diesem Augenblick bewusst, dass ein anderer etwas gegen dich habe, dann verzichte erst einmal auf die Spende und gehe zuerst hin und versöhne dich mit deinem Nächsten. Ich möchte sagen: Was für ein Quatsch!

Es geht also nicht nur darum, dass ich zu meinem Mitmenschen gehe, wenn mir bewusst wird, dass ich einen Groll auf ihn oder ihn beleidigt oder ihm Unrecht getan habe. Schon dann, wenn ein anderer, oft aus unverständlichen Gründen, etwas gegen mich hat, soll ich damit aufhören, das Gute zu tun, das ich mir gerade vorgenommen habe, sondern erst einmal mögliche Banalitäten aus dem Wege räumen, die für den anderen möglicherweise keine Belanglosigkeiten zu sein brauchen.

Es gilt also, die neue Ethik von Jesus, ihren Hintergrund und seine Anliegen, gründlich aufzuarbeiten, um sie wirklich zu verstehen. Obwohl diese Forderungen nicht umzusetzen sind, haben wir zu überlegen, was wir diesbezüglich tun können,

Jesus möchte wohl bewusst machen, dass sein Gott bzw. sein Gottesverständnis eigentlich den ganzen Menschen fordert und keine Rücksichtnahme sich selbst oder anderen gegenüber duldet. Der göttliche Wille schwebt wie ein hochheiliger Geist über dem menschlichen Alltag und den menschlichen Unzulänglichkeiten.

Wenn die Pharisäer mit ihren tausend fast undurchführbaren Gesetzesvorschriften und ihren Strafandrohungen Gott in weite Ferne rücken und unnahbar machen, so möchte Jesus das Reich Gottes unter uns verwirklicht wissen. Er wünscht sich, dass uns Gott in jeder unserer Handlung ganz nahe ist und dass wir aus ihm heraus leben und uns von ihm her bei allen unseren Vorhaben entscheiden. Es geht ihm um die totale Harmonie mit Gott. Es besteht freilich die Gefahr, dass der Bergpredigtgott ebenso zu einem fernen, unerreichbaren Tyrannen wird, obwohl Jesus eigentlich das Gegenteil erreichen möchte, nämlich ihn zum Vater werden zu lassen.

Es ist nicht zu vermuten, dass Jesus seine neue Lebensethik als Höchstanforderungen an die Menschen stellte, um ihnen bewusst zu machen, dass sie dieser doch nicht gerecht werden können und deshalb auf die alleinige Gnade Gottes angewiesen seien, wie dies bei den Reformatoren mit der Gegenüberstellung von

Gesetz und Evangelium der Fall war. Er schwebte einfach in höheren Regionen und wollte durch seine Anforderungen den Menschen unmittelbar mit Gott verbinden.

Weder seine Zuhörer, die sicherlich von ihm begeistert waren, vielleicht gerade weil er den Pharisäern widersprach, noch seine Jünger, noch die Urgemeinde dürften ihn wirklich verstanden haben. Immer wieder, selbst bei der Abfassung der Evangelien, beobachten wir, wie sie alle in die gesellschaftliche Ordnung und in die damaligen Gesetzmäßigkeiten zurückfallen, ja gar nicht aus ihnen herauskommen.

Liebes-Forderungen sind sicherlich für die Gestaltung des Gemeinschaftslebens äußerst wichtig und haben dafür große Bedeutung. Jesu Erwartungen aber gehen etwas an der Gestaltung des Gemeinschaftslebens vorbei und meinen eigentlich die Beziehungen des Einzelnen zu Gott. Damit aber schießt Jesus an den wünschenswerten Zielen doppelt vorbei. Er gibt weder dem Einzelnen genügend Hilfestellung für seine alltäglichen Fragen und Probleme noch schenkt er der Gesellschaft befriedigende Antworten für ein friedliches und liebevolles Zusammenleben.

Für Luther ist es entscheidend, dass der sündige Mensch die Gnadenhand Gottes annimmt und dessen Heilstat bedingungslosen Glauben schenkt. Die guten Werke, besonders die Nächstenliebe, seien dann ein selbstverständlicher Dank für diese göttliche Zuwendung. Ob Luther mit dieser Folgerung Recht hatte und ob dieser Dank zu wirklicher zwischenmenschlichen Liebe führt, ist natürlich sehr fraglich. So einfach scheint mir dieses nicht zu sein.

Luther trennt sich wohl vom Gesetz des Moses, nicht aber von den Anweisungen Jesu. Er kann sich erst Recht nicht in einen Gegensatz zu Jesus stellen, wie dieser es Mose gegenüber tat. Trotzdem hat Luther dies getan, weil er seinen eigenen Kopf und seine eigene Auslegung der Worte Jesu hat. Er lässt in seiner realistischen Art die Forderungen der Bergpredigt nur unter wirklichen Christen gelten, nicht jedoch im gesellschaftlichen Bereich. Aber auch unter echten Christen ist ihre Erfüllung unmöglich. Weil Luther zu sehr dem guten Willen unter den Gläubigen vertraute, hat er keine besondere Ethik und keine speziellen Moralanweisungen entwickelt.

Jesus und seine Gottesvorstellung: Im Mittelpunkt der Verkündigung Jesu steht nicht seine Person, also er selbst, wie dies in der christlichen Kirche der Fall ist, sondern der Gott, der von ihm dankbar und liebevoll mit Vater angesprochen wird.

Viele waren vom Gottesreich ausgeschlossen. Durch Jesus ist Gott aus der Ferne und Unnahbarkeit, in die er im Judentum geschoben war, wieder in die Nähe der Menschen gerückt. Die durch Gesetz und Tradition aufgerichteten Schranken sind aber nun durch die vergebende Gnade, die Jesus verkündigte, beseitigt.

Gott ist also trotz seiner Jenseitigkeit der stets auf den Menschen Zugehende. Er ist die liebende Macht, die über die Menschheit und die Gegenwart bestimmt. Er umfängt jeden, begrenzt ihn aber auch gleichzeitig und fordert ihn. Damit gewinnt auch bei Jesus der Gedanke, dass Gott als Richter im Endgericht auftritt, Bedeutung. Er sagt: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht können töten. Fürchtet aber den, der Leib und Seele verderben kann in der Hölle“.

Das Gericht wird also über die Einzelnen ergehen, und sie werden Rechenschaft ablegen müssen. Dabei schließt Jesus die Höllestrafe für die nicht aus, die nicht

umkehren wollen. Das ist im Grunde sehr schade. Da ist Jesus möglicherweise noch zu sehr in der pharisäischen Vorstellungswelt verwurzelt. Es bleibt freilich zu fragen, wieweit die höllischen Qualen für ihn wirklich Bedeutung haben. Sind sie nicht möglicherweise nur den Schriftgelehrten gegenüber, die nicht umdenken und umkehren wollen, eine Drohung, also die gleiche Erpressung, mit der diese andere bedrohen?

Die Vorstellungen Jesu vom Kommen des Reiches Gottes: Jesus tritt von Anfang an, ebenso wie Johannes der Täufer, als endzeitlicher Prophet auf, der in dem Bewusstsein lebt, dass das Ende der Welt nahe ist. Diese Endzeitstimmung war damals sehr verbreitet und findet sich auch an vielen Stellen in der Verkündigung Jesu. Ich selbst entdeckte während meiner gesamten Studienzeit diese Endzeiterwartung Jesu im Neuen Testament überhaupt nicht. Das dürfte daran gelegen haben, dass das Weltende z.Zt. Jesu nicht eingetreten war. Ich konnte mir damals einfach nicht vorstellen, dass Jesus von etwas redet, was sich nicht erfüllte.

Jesu Verkündigung konzentriert sich aber tatsächlich voll und ganz auf das Kommen des Königreiches Gottes. Dabei hat er jedoch nicht wie die anderen Endzeitpropheten nur die Vorstellung, dass die göttliche Königsherrschaft in naher Zukunft anbrechen, ja möglicherweise ganz unerwartet und plötzlich da sein werde.

Seiner Meinung nach entwickelt sie sich vielmehr in der Menschheitsgeschichte und ist bereits jetzt hier gegenwärtig. Er behauptet: „Denn das Reich Gottes ist bereits mitten unter euch“. (Lukas 17,21) Dieses ist jedoch noch verborgen und will in seiner Verborgenheit erkannt und geglaubt werden. Es liege nicht nur im Jenseits oder im Schoße einer geheimnisvollen Zukunft, sondern in der ganz alltäglichen Gegenwart, der niemand ansieht, was hier schon eigentlich vor sich geht. In seinen Reich-Gottes-Gleichnissen redet er von diesem verborgenen und unscheinbaren Anbruch mitten in einer Welt, die für gewöhnliche Menschenaugen nichts davon erkennen lässt. Und trotzdem sei in dieser das Kommende schon tief verankert.

Er selbst, sein Auftreten, seine Worte und seine Taten sind die Zeichen dafür, dass die neue Zeit bereits angebrochen ist. Er beginnt ja in der Kraft des ihn erfüllenden Geistes Kranke zu heilen, indem er die Dämonen austreibt. Diese erschienen ihm, wie in seiner Zeit üblich, als Plagegeister der Menschen, und er sagt: „Wenn ich durch den Finger Gottes die Dämonen austreibe, so ist ja die Gottesherrschaft schon zu euch gekommen“. (Lukas 11,20, Matth. 12,28)

Am Fliehen der bösen Geister könne man erkennen, dass der Satan schon überwältigt und dessen Herrschaft bereits zusammengebrochen sei. Er behauptet: „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen (Der Satan hat seine Macht verloren.). Siehe, ich habe euch die Vollmacht gegeben, auf Schlangen und Skorpione zu treten, und ihr steht höher als die gesamte Macht des Feindes. Und nichts kann er euch antun“. (Lukas 10,18+19) Jesu Leute stehen über dem Teufel.

Jesus tritt also auch als Weisheitslehrer auf, denn er konzentriert sich nicht so sehr auf die Zukunft, sondern besonders auf die Gegenwart. Seine Zeitgenossen ruft er im Hinblick auf den Anbruch des Königsreiches Gottes zum Umdenken auf: „Die Zeit ist erfüllt, und das Reich Gottes/die Gottesherrschaft ist jetzt da. Nehmt also die Heilsbotschaft an und kehrt um!“ (Markus 1,15) Für ihn ist die gegenwärti-

ge Weltzeit bereits im Auslaufen begriffen, denn mit ihm bahnt sich das Neue an. Deshalb sei jetzt nicht die Zeit der Trauer, sondern der Freude, die Hochzeitszeit.

Und trotzdem erwartet er gleichzeitig ihr plötzliches Hereinbrechen: Denn siehe, diese Gottesherrschaft wird mit einem Schlage mitten unter euch sein. „Denn wie der Blitz oben vom Himmel blitzt und leuchtet über alles, das unter dem Himmel ist, so wird es mit dem ‚Menschen‘ (dem Messias) an seinem Tage sein.“ (Lukas 17,24) Alle werden den vom Himmel herabsteigenden „Menschensohn“ sehen, und sie werden erleben, wie er sein Reich aufrichtet. Gleichzeitig mit dessen Kommen erwartet er auch die Auferstehung der Toten und das Endgericht.

Jesus ruft jedoch nicht zum Glauben an seine Person auf und versteht sich auch nicht als den kommenden Messias. Er weist vielmehr auf diesen hin. Er in seiner Person verkörpere lediglich die Entscheidungsforderung für Gott. Jesus sah sich also nicht als der Gründer einer neuen Religion an und bereitete auch nicht die christliche Gemeinde/Kirche vor, sondern sah sich als Propheten für das baldige Anbrechen der Gottesherrschaft an.

Die Deutung seines Todes. Weissagungen und Übertragungen auf ihn

Jesus erweckte bei seinen Anhängern immer mehr den Eindruck und die Überzeugung, dass er der erwartete Messias sei. Verständlicherweise schockierte sie sein Sterben am Kreuz nun, denn damit waren alle ihre Hoffnungen zunichte gemacht. Der, der Israel von der Römerherrschaft befreien sollte, war stattdessen von diesen an das Schandholz genagelt worden. Und das schon zu einem Zeitpunkt, als die Jesusbewegung gerade erst begonnen hatte. Jesu Anhänger, zu denen auch Frauen gehörten, hielten seine Sache deshalb erst einmal für verloren und flohen, bis sie durch neue Erkenntnisse zu der Gewissheit kamen, dass er doch der von Gott verheißene Heilskönig sei.

Zuerst einmal aber mussten sie mit ihrer Enttäuschung fertig werden? Sie fragten sich deshalb: Wie konnte Gott seinen Auserwählten so im Stich lassen? Das war doch nicht möglich. Sie grübelten, sie forschten in den heiligen Schriften und stellten sich allmählich die Frage, ob dieser Tod nicht doch einen Sinn haben könnte. Und siehe da, sie fanden Texte, z.B. Jesaja 53, die vom leidenden und sterbenden Gottesknecht redeten. Nun dachten sie darüber nach, ob mit diesem dort beschriebenen Misshandelten vielleicht ihr Jesus gemeint sein könnte. Es klickte in ihnen. Sie schienen eine Antwort, eine Lösung in ihrer Verzweiflung gefunden zu haben.

Dort heißt es: Er hatte keine imponierende Gestalt und strahlte keine Würde aus. Wir sahen ihn. Aber er gefiel uns nicht, denn er war voller Krankheiten und Gebrechen. Man blickte sogar von ihm weg, wenn man ihn sah. Darum hat er auch nicht unseren Vorstellungen entsprochen. Wir hielten ihn sogar für einen, der wegen seiner Sünden von Gott geplatzt, geschlagen und gemartert wäre, ohne auf den Gedanken zu kommen, dass er wegen unserer Verfehlungen verwundet und um unserer Sünde willen gequält wurde. In Wirklichkeit trug er nämlich mit seinem Leiden unsere Schmerzen und hatte alle die Züchtigungen, die wir eigentlich verdient hätten, auf sich genommen. Endlich erkennen wir nun: Die Bestrafungen, die

uns zugedacht waren, hat er auf sich genommen, damit wir mit Gott versöhnt seien, und durch die Qualen, die er zu ertragen hatte, sind wir gerettet.

Als er gefoltert wurde, ertrug er es geduldig und tat seinen Mund nicht auf wie ein Schaf, das vor seinem Scherer verstummt, und wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird. Ohne eine ordentliche Gerichtsverhandlung ist er getötet worden. Wer kann sich deshalb eine Vorstellung von dem machen, was er zu leiden hatte. Aus der Gemeinschaft aller Lebendigen wurde er hinweggerissen, um sich für die Sünden meines Volkes zu opfern. Und man gab ihm obendrein bei Übeltätern und Verbrechern seine Grabstätte, obwohl er niemandem Unrecht getan und niemanden hintergangen hatte. Aber Gott wollte ihn auf diese Weise entwürdigen.

Wenn er sein Leben zur Bestrafung dahingegeben hat, wird er Anhänger finden und ewige Bedeutung gewinnen, denn Gottes Plan mit den Menschen konnte sich durch seinen Opfertod verwirklichen. Weil er sich aufgeopfert hat, wird er zum Heiland für die Welt werden und in die ewige Herrlichkeit eingehen. Und durch die Verkündigung dieser Erlösungsbotschaft wird er, mein Diener (hier spricht Gott selbst), der Gerechte, den Vielen den Himmel schenken, denn er hat ihre Sünden gebüßt. Ihm soll die Menschheit gehören, weil er sich als Verbrecher hat behandeln lassen und für sie bei Gott um Gnade bat, weil er sein Leben für sie dahingegeben und auf diese Weise ihre Sünden auf sich genommen hat. – Als die Jünger diesen Text entdeckten, fiel ihnen nichts leichter, als ihn als Prophezeiung auf Jesus zu deuten.

Dieses Lied vom stellvertretenden Leiden des Gottesknechtes und seiner sich anschließenden Herrlichkeit fängt jedoch nicht, wie ich es getan habe, mit dessen Niedrigkeit und Anstößigkeit an. Es beginnt vielmehr bereits mit dem Siegestriumph (Jes. 52,13-53,2): Siehe, meinem Knecht wird es gelingen, und deshalb wird er erhöht werden und zu größtem Ansehen gelangen. Auch wenn viele über ihn entsetzt waren, weil seine Gestalt verunstalteter war als die der anderen Menschen und sein Aussehen hässlicher als das der Erdenbewohner, so wird er doch viele „Sünder“ begeistern, und selbst Könige werden sich mitreißen lassen. Denn die nichts von der Güte und Gnade Gottes gewusst hatten, werden diese nun erkennen.

Aber wer kann erfassen, was uns da geschenkt worden ist, und wer begreift die Hinwendung Gottes zu den Menschen! Alles kam so plötzlich, denn er (Jesus) trat so unerwartet auf wie eine Blume, die aus der Erde emporschießt.

Von wem dieser Text wirklich redet, war den Anhängern Jesu egal. Als sie auf ihn stießen, gingen ihnen die Augen in Bezug auf die Hinrichtung Jesu auf, denn sie waren überzeugt, dass hier von keinem anderen als von ihrem Jesus die Rede sein konnte. Sein qualvolles Sterben war also von Gott geplant gewesen und von diesem selbst durchgeführt. Deshalb machten sie sich nun auch Vorwürfe: Wir hatten dies nicht erkannt! Wir waren geblendet, Träumende. Wir sahen in ihm einen politischen Heilsbringer. Aber Gott hatte offenbar einen anderen Plan mit ihm. Und diesen hat er umgesetzt, verwirklicht. Weil Gott selbst für diese Kreuzigung verantwortlich ist, konnte Jesus auch nicht im Tode geblieben sein, ja, eigentlich sei er nicht einmal gestorben. Er lebt und wird sein Heilsreich aufrichten und vollenden.

Über diese neuen Erkenntnisse waren sie stolz. Denn jetzt, mit dem Tode und der Auferstehung Jesu, könne Gott erst sein Friedensreich und damit das Reich des Messias errichten. Dank dieser Erkenntnis konnten sie nun auch wieder froh werden und als seine Boten verkündigen: Den Jesus, den ihr (gemeint sind wohl die Juden) gekreuzigt habt, den hat Gott nicht im Tode gelassen. Er brauchte vielmehr diesen Opfertod, um euch zu erlösen und um sein Friedensreich zu errichten.

Weil Jesaja 53 für sie von keinem anderen als von Jesus redete, deshalb war für sie auch klar, dass an vielen anderen Stellen in ihren heiligen Schriften nur von Jesus die Rede sein konnte. Und nun überprüften sie eine Aussage nach der anderen. Da heißt es vom König bei der Thronbesteigung: „Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeugt“. (Psalm 2,7) Also war Jesus der Sohn Gottes!

Sie schlossen aus dem Vers „Und du, Bethlehem Ephratha (anderer Name für Bethlehem), die du klein bist unter den Städten in Juda, aus dir soll mir der kommen, der in Israel Herr sei, dessen Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her gewesen ist (Er war schon immer da)“. (Micha 5,1-2), dass Jesus in Bethlehem, bei Jerusalem gelegen, geboren sein müsse. Wie aber hätten seine Eltern vor der Niederkunft von Nazareth dorthin kommen können? Ach ja, da war ja die Volkszählung des Kaisers Augustus im Jahre 6 v.Chr. (Lukas 2,1). - Dass Bethlehem eine so große Bedeutung hatte, hängt damit zusammen, dass der König David von dort stammte.

Auch heißt es „... und (Gott) rief ihn, meinen Sohn (gemeint ist eigentlich das Volk Israel) aus Ägypten“. (Hosea 11,1) Also muss sich Gottes Sohn Jesus auch in Ägypten aufgehalten haben. Deshalb erzählt Matthäus, dass Joseph mit Frau und Kind von Bethlehem nach Ägypten zog/floh. (Matth. 2,13-15) Aber warum soll er dies getan haben? Angeblich, um den Nachstellungen des grausamen Königs Herodes zu entfliehen, der dem Kinde nach dem Leben getrachtet haben soll. Dieser aber war z.Zt. der Geburt Jesu wohl schon tot (gest. 4 v.Chr.).

Ebenso finden sich im Alten Testament Texte vom Stern von Bethlehem und von den Weisen aus dem Morgenland, die dann dem Jesuskind Geschenke gebracht haben sollen. - Die Erwähnung der beiden Mitgekreuzigten ist wohl auf die Stelle aus Jesaja 53 zurückzuführen: „... und den Übeltätern gleichgerechnet ist. ... Und man gab ihm sein Grab bei Gottlosen und bei Übeltätern.“

Aber nicht nur in den alttestamentlichen Schriften fanden die Anhänger Jesu Aussagen über ihn. Die griechischen Christen waren überzeugt, dass zu dem, was die heidnischen Götter geleistet hatten, ihr Jesus, der Sohn Gottes (Titel, nicht biologisch), schon lange in der Lage war. Ebenso wie angeblich Alexander der Große auf dem Wasser eine Meerenge überquerte (Plutarch), so konnte auch ihr Jesus auf dem See Genesareth gehen. Valerius Maximus berichtet, dass in den römischen Göttergeschichten einmal sogar Wasser zu Wein verwandelt worden sein soll.

Die Kunst des Weissagens habe der Gott Apoll erfunden, berichtet der griechische Philosoph Platon schon Jahrhunderte vorher. Dieser wird auch als der Heilungsgott der griechisch-römischen Glaubenswelt angesehen. „Helfer in der Not“ nennt ihn Pindar. „Auch die Arzneien sind meine Entdeckungen“, lässt Ovid Apoll sagen, der bei diesem Dichter weiter behauptet „Auf Erden nennt man mich den

Helfer.“ Weil ein griechischer Gott zu diesem in der Lage war, begegnet uns wahrscheinlich auch in den Evangelien ständig der voraussagende und heilende Jesus.

Jesus starb zu Beginn der dreißiger Jahre. Erst 40-50 Jahre später, also etwa ab 70, wurden unsere Evangelien verfasst. Die sechziger und siebziger Jahre waren in Palästina eine aufgewühlte und aufgeregte Zeit mit dramatischen Ereignissen: Die Juden machten einen Aufstand gegen die Römer. Deshalb wurde von diesen Jerusalem erobert, der Tempel verwüstet und diese aus Jerusalem vertrieben.

Eine der Folgen dieser kriegerischen Auseinandersetzungen war der wachsende Einfluss der Pharisäer. Auch verschärften sich die Gegensätze zwischen der frühchristlichen Gemeinde und der jüdischen Tradition und führten zu einer vollständigen Trennung zwischen Judentum und Christentum. In dieser äußerst gespannten Zeit wurden also die Evangelien abgefasst. Die damaligen Ereignisse flossen nun als Prophezeiungen in die Darstellung des Lebens Jesu und in seine Reden mit ein.

Ihre Berichte schrieben die Evangelisten nicht nur aus geschichtlichem Interesse. Sie blickten vielmehr in der Hoffnung zurück, aus dem Wirken und den Reden Jesu Antworten auf Fragen und Probleme ihrer eigenen Zeit zu finden. Dass sie dabei sehr phantasievoll vorgingen, lässt sich denken. Kein Wunder also, dass Jesus bereits auf die Zerstörung des Tempels hinweist.

Luther und Jesus im Vergleich

Bei Luther wissen wir genau, dass er in eine seelische Krise geraten war, die bei ihm über zehn Jahre dauerte. Hauptsächlich durch eine Römerbrief-Stelle fand er aus dieser heraus. Von Jesus ist uns eine solche Krise nicht bekannt. Es ist nicht einmal gesagt, dass er sich als Kind und Jugendlerner um eine Gesetzeserfüllung, wie sie die Pharisäer erwarteten und forderten, bemühte.

Ich selbst nehme dies auch nicht an. Möglicherweise vertraute er von Anfang an dem gütigen Schicksal, ganz anders als Luther. In den Geschichten über Jesus ist leider nichts zu finden, das uns ein Bild von der Entwicklung seines Denkens und dem Wachstumsprozess seines Bewusstseins geben könnte. Wir wissen nicht, wie er zu seiner ganz anders ausgerichteten Gottesvorstellung, zu seiner besonderen persönlichen Beziehung zu Gott und zu seinen ethischen Vorstellungen kam.

Jesus und Luther kamen also vermutlich zu ihrer Erkenntnis der Güte und Gnade Gottes auf sehr unterschiedlichem Wege. Als sie beide aber um die 30 Jahre alt waren, entwickelten sie sich zu Eiferern für ihre neue Gottessicht. Für Luther war von größter Wichtigkeit, den strafenden und den vergebenden Gott (das ist derselbe Gott) einander gegenüberzustellen (Gesetz und Evangelium), denn er meinte, die Zuhörer könnten erst die Gnade Gottes begreifen, wenn sie um seine Gerechtigkeit und seinen Zorn wüssten. Deshalb müsse auch zuerst das Gesetz, der strafende Gott also, gepredigt werden. Luther bleibt also ein Gesetzesprediger.

Jesus geht bei den einfachen Menschen nicht so vor. Für ihn ist Gott die Liebe schlechthin, der Barmherzige, der den Menschen nach dem Tode in sein himmlisches Reich aufnimmt. Lediglich denen, die sich auf ihre Frömmigkeit und Geset-

zeseerfüllung etwas einbilden, droht er mit dem Strafgericht. Das tut er möglicherweise in erster Linie, um sie zum Nachdenken zu bewegen.

Jesus und Luther haben als ihre Gegner nicht so sehr den Staat, sondern die religiösen Eiferer ihrer Zeit. Das sind bei Jesus die Schriftgelehrten und Pharisäer, bei Luther ist dies die Kirche. Beide gehen sie zielstrebig und schroff gegen diese vor und riskieren dabei ihr Leben, ohne sich vor Verfolgung und Tod zu fürchten. Als Luther bewusst wurde, welche Folgen sein Auftreten in Worms hätte haben können, erklärte er: So toll, so glaubensstark und sicher, kann Gott einen machen. Auch Jesus vertraut blind auf Gott, besonders bei seinem stürmischen Auftritt im Tempel. Wahrscheinlich denkt er gar nicht daran, dass sich die Römer ihn holen könnten.

Luther, angeblich auch ganz auf Gottes Lenkung vertrauend, stellte seine Bewegung aber unter die Fittiche der Fürsten und arbeitete mit den gesellschaftlich führenden Schichten und den Staaten zusammen. Klar, er hätte auch gar nicht anders können. Jesus war dagegen nicht in eine ähnliche Lage gekommen, da er noch keine Kirchen-Vorstellungen entwickelte. Er und die ersten christlichen Gemeinden arbeiteten also nicht mit dem Staat zusammen. Dazu kam es erst nach 300 unter Kaiser Konstantin. Die christliche Kirche vermied es zuerst möglichst, sich mit der Obrigkeit allzu sehr anzulegen. Dafür verteufelte man umso mehr die Juden.

Paulus und Luther

Paulus, ein Eiferer für das väterliche Gesetz und Verfolger der Jesusgemeinde

Der Apostel Paulus stammt aus Tarsus in Kleinasien, der heutigen Türkei. Seine Heimatstadt liegt dort, wohin der Finger der Insel Zypern zeigt. Tarsus, bei der heutigen Stadt Sayhan gelegen, stand frühzeitig unter griechischem Einfluss. Paulus wurde dort zu Anfang des 1. Jahrhunderts geboren, wahrscheinlich kurz vor 10 n.Chr. Er ist also mehr oder weniger ein Zeitgenosse Jesu.

Seine Vorfahren waren Juden und scheinen aus Palästina dorthin eingewandert zu sein. Er sprach ein gepflegtes Judengriechisch und wuchs dort in enger Beziehung zum griechischen Denken auf. In seiner religiösen Entwicklung ist er jedoch weniger vom griechischen Geist, sondern weitaus mehr vom pharisäischen Judentum geprägt. Als Lehrer bei den Pharisäern erlernte er auch ein Handwerk, nämlich das eines Zeltmachers (Lederarbeiters). Dadurch hatte er die Möglichkeit, auf seinen Missionsreisen auf die Unterstützung durch die Gemeinden zu verzichten.

Im Alter von 18/20 Jahren, sicherlich erst nach dem Tode Jesu, ging er nach Jerusalem, wo er nach der Apostelgeschichte ein Schüler Gamaliels des Älteren war. Auffällig sind sein übermäßiger jugendlicher Fleiß und Eifer, von dem er selbst im Galaterbrief (1,14) spricht, wo er betont, dass er damit seine Altersgenossen übertraf. Seine Begeisterung für die väterliche Religion und seine instinktive Erkenntnis, dass die Jesusanhänger dieser zu einer Bedrohung werden könnten, ließen den höchstens 25jährigen bald zu ihrem erbitterten Hasser und Verfolger werden.

Nach den Ausführungen der Apostelgeschichte war er mit der Steinigung des Stephanus um 35, des ersten christlichen Blutzeugen, völlig einverstanden. Luther übersetzt sogar, dass er Wohlgefallen (syneudokein = beistimmen) an dessen Tötung hatte. Die Apostelgeschichte (8,3) fährt fort: „Saulus aber wütete wider die Gemeinde, ging hin und her in die Häuser, holte Männer und Frauen heraus und überantwortete sie ins Gefängnis.“ Die Verkündigung Jesu und sein Anspruch, die alttestamentliche Gesetzlichkeit zu überbieten und im eigentlichen Sinne zu erfüllen, war für die Pharisäer ein Angriff auf die Grundlagen des gesamten Judentums.

Wenig später hatte sich Paulus vom Hohen Rat (jüdische Regierung) in Jerusalem Empfehlungsschreiben geben lassen, die ihn berechtigten, die jüdischen Jesusanhänger (galten als Juden) in Damaskus gefangen zu nehmen und nach Jerusalem zu führen bzw. führen zu lassen (Apg. 9,1-2). Was Lukas, der Schreiber der Apostelgeschichte, über Paulus erzählt, ist jedoch meiner Meinung nach mit großer Vorsicht zu genießen. Da Paulus es aber in gewisser Weise bestätigt, bringe ich es.

Paulus selbst erklärt: „Ihr habt ja von meinem ehemaligen Verhalten im Judentum gehört. Ich habe die Gemeinde Gottes unbarmherzig verfolgt und war bemüht, sie zu beseitigen. Dabei ging ich weiter als viele meiner Altersgenossen in meinem Volk. Ich war in besonders hohem Masse ein Eiferer für die Überlieferungen meiner Väter.“ (Galater 1,13/14) Und: „Sie (die Gemeinden in Judäa) hörten vielmehr nur: Der uns einst verfolgte, verkündigt jetzt den Glauben, den er einst beseitigen wollte.“ (Galater 1,23) Neben Paulus gab es sicherlich Tausende ebenso gebildete Pharisäer-Lehrer, die die Jesusgemeinden auch ablehnten. So rücksichtslos wie er waren aber die anderen offenbar nicht vorgegangen.

Der persönliche Komplex des Paulus. Seine Auflösung im Damaskuserlebnis

Paulus wollte die pharisäischen Gesetzesvorstellungen möglichst bis zur letzten Konsequenz erfüllt wissen und konnte deshalb keine so weitgehenden Abweichler, wie es die Jesusanhänger waren, dulden. Besser als die Urgemeinde in Jerusalem erkannte er den starken Unterschied, ja Gegensatz zwischen ihr und dem jüdischen Gesetz. Daraus zog er seine verbissenen Konsequenzen. Es legt sich bei dieser rücksichtslosen Verfolgungspraxis und seiner anschließenden totalen Wandlung die Vermutung nahe, dass er in irgendwelchen Zwangsvorstellungen gefangen war.

Später stellte sich nämlich für ihn alles auf den Kopf. Er schreibt: „Aber dieses alles, was mir früher als großer Vorzug erschien (Pharisäer zu sein), habe ich durch Christus als Nachteil und Schaden erkannt. Ich betrachte überhaupt alles andere als Verlust im Vergleich mit dem überwältigenden Gewinn, dass ich Jesus Christus als meinen Herrn kenne. Durch ihn hat für mich alles andere seinen Wert verloren, ja ich halte es für bloßen Dreck. Nur noch Christus besitzt für mich einen Wert.“ (Philipper 3,7-8) Gleichzeitig betont er auch, dass Gott durch Jesus die Menschheit mit sich selber, ohne Gegenforderungen zu stellen, versöhnt hat. (2. Kor. 5,18-19)

Darf man daraus schließen, dass er sich, ebenso wie Luther, mit seiner gesetzlichen Strenge die Gnade Gottes verdienen und den Himmel erwerben wollte? Ich

schließe nicht aus, ja vermute sogar, dass der Eifer des Paulus ein Ausdruck seiner Angst vor diesem Gott war, ebenso wie dies bei Luther der Fall war.

Paulus hatte sich offenbar immer mehr in die Idee verrannt, dass der Wille Gottes von allen Juden konsequent erfüllt werden müsse. Dafür wollte er sich einsetzen, um dadurch gleichzeitig für sich selbst dessen Gnade teilhaftig zu werden. Sein späterer Eifer und Kampf für seine Erlösungsbotschaft zeigen doch, wie besessen dieser Mann von der Pflichterfüllung war. Auch sein beharrlicher Streit mit den Jerusalemer Aposteln (Apostelkonzil, 49/50) ist doch ein Zeichen dafür, wie konsequent und kämpferisch er war. Wir müssen uns deshalb fragen, was Paulus dazu bewogen haben könnte, Christ zu werden und mit seiner Vergangenheit zu brechen.

Der Pharisäer Paulus scheint ständig trotz seines übermäßigen Eifers unzufrieden gewesen zu sein und mit sich selbst gehadert zu haben. Er ließ sich deshalb immer wieder etwas Neues einfallen, um seinen Gott zufriedenzustellen. Ist es nicht eine Sauerei, eine Art von Sadismus, sich darüber zu freuen, dass ein lebenswürdiger Mensch gesteinigt wird! Hätte er es nicht am liebsten gesehen, wenn die Christen, die er aus Damaskus hatte abführen lassen wollen, gesteinigt worden wären.

Seine innere Unzufriedenheit und seine Bereitschaft, bei den Christen konsequent durchzugreifen, steigerten sich wahrscheinlich ständig. Dabei erkannte er eventuell aber gleichzeitig auch, dass es mit ihm selbst nicht so weitergehen konnte und dieser Weg für ihn nicht zu einem Ziele, sondern in immer größere Hilflosigkeit führen und letztlich möglicherweise in so etwas wie Wahnsinn enden würde.

Mit solchen Empfindungen und Gefühlen mag er nach Damaskus gezogen sein. Auf dem Wege dorthin musste er wahrscheinlich immer wieder an Stephanus denken, der angeblich mit einem Gebet auf den Lippen starb. Dabei mag er sich immer wieder gefragt haben, ob dieser Mann nicht mehr Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit und Gottesnähe besessen hatte als er mit seinem fanatischen Wüten.

Ich vermute, dass Paulus auf diesem Wege und bei diesen inneren Auseinandersetzungen ein ganz tiefes persönliches Erlebnis hatte, ähnlich meinem eigenen während meiner qualvollen religiösen Auseinandersetzungen. Ich sage nicht, dass damals Gott oder Jesus ihm selbst bzw. mir leibhaftig erschienen sind, sondern ich denke, dass die inneren Spannungen zu dieser Umorientierung führten.

Paulus schreibt ja selbst, und das nehme ich ihm ab: „dass er (Gott) seinen Sohn in mir offenbarte“. (Galater 1,15-17) Er sagt freilich nicht, wie das geschah. Auf jeden Fall war Paulus von einer neuen, von ihm nicht erwarteten Erkenntnis überwältigt worden, nämlich der, dass Gott in Jesus die Wende des Weltlaufs herbeigeführt habe. Das zu verkündigen wusste er sich nun berufen. Seine Bekehrung schließt für ihn also die Berufung zum Apostel (Gesandter) Jesu mit ein. Später weiß er sich auserwählt, mit der Erlösungsbotschaft zu den Nicht-Juden zu ziehen.

Bei Luther habe ich den Eindruck, dass es bei ihm in seiner inneren Verzweiflung nach über zehn Jahren endlich einmal klick machte und er die Erkenntnis hatte oder begriff, dass Gott seine Gnade aus freien Stücken schenkt (Turmerlebnis). Bei mir selbst war es so, dass Jesus mich an meiner Stirn berührte und sagte: „Ich tat es aus Liebe“. Dadurch hatte sich nicht nur meine innere Spannung urplötzlich

gelöst, sondern ich durfte auf einmal auch erkennen, dass Jesus ein ebensolcher Mensch war wie ich selbst auch. Das schenkte mir eine große Freiheit, besonders den kirchlichen Lehrsätzen und biblischen Überlieferungen gegenüber. Bisher waren diese Auseinandersetzungen immer mit quälenden Schuldgefühlen verbunden.

Durch dieses Erlebnis fand ich auch urplötzlich zur Erde und zu den Kräften im Dasein, auf die sich nun meine ganze Bewunderung und Liebe konzentrierten.

Ähnlich stelle ich mir die Wandlung bei Paulus vor. Aus dem fordernden und unnahbaren Gott wurde urplötzlich ein liebender und schenkender. Zwar blieb der gnadenlose Zorn Gottes bestehen, aber dessen unbarmherzige Strafe traf nicht mehr den „Sünder“, sondern hatte sich einzig und allein auf Jesus bei dessen Sterben am Kreuz konzentriert und dort entladen. Diese Erkenntnis war das befreiende Erlebnis für Paulus. Jetzt fühlte er sich nicht mehr von diesem Gott getrieben, ihm in fanatischer Hingabe zu dienen, sondern er war bereit, anders als früher, für ihn aus freien Stücken und in Dankbarkeit, Freude und Liebe tätig zu sein.

Dieses innere befreiende Erlebnis fand wohl im Todesjahr des Stephanus, also 35, statt, wenige Jahre nach der Kreuzigung Jesu. Sofort ging Paulus nach „Arabien“, also in die Nähe von Damaskus, zu den Juden auf Missionsreise (Galater 1,17), Er war ja nichts anderes gewohnt, als Gott zu dienen, und das wollte er gerade jetzt, in dieser ersten Begeisterung, auch tun.

Dabei hatte er eigentlich kaum eine Ahnung von Jesus und von der Vorstellungswelt dessen Anhänger in Jerusalem. Aber er war so mit Freude erfüllt, dass er sich kurzerhand seine eigene Erlösungsreligion zusammenbastelte. Er hatte ja eine umfangreiche innere religiöse Vorstellungswelt, die ihm in der griechisch beeinflussten Stadt Tarsus vermittelt worden war. Befreit von der drückenden Gesetzmäßigkeit arbeitete er nun fortwährend an dieser Gnadenreligion. Nach und nach baute er nun das in seine religiösen Vorstellungen ein, was er von den Jerusalemer Aposteln erfuhr, z.B. Jesu letztes Mahl und die Taufe.

Es muss einen Grund geben, warum Paulus in seinen Briefen so wenig über die Ereignisse im Leben Jesu berichtet. Naheliegender ist natürlich die Erklärung, dass er kaum etwas von diesem wusste, weil er mit der Jerusalemer Gemeinde so gut wie keinen Kontakt hatte. Der eigentliche Grund dafür dürfte jedoch tiefer liegen. Nach Paulus verbietet uns die Botschaft von der Erlösung durch den Opfertod Jesu, dem Menschsein Jesu besonderen Wert beizumessen und den Glauben an ihn von Tatsachen aus seinem Leben abhängig zu machen.

Das Denken und die Verkündigung des Paulus

Weder die angeblichen Heiden noch die das „Gottesgesetz“ kennenden Juden, die es aber nicht hätten erfüllen können, hätten nach Paulus eine Möglichkeit gehabt, jemals in den Himmel zu kommen. Der Kreuzestod Jesu ist für ihn deshalb so wichtig, weil durch ihn sich jetzt ein völlig neuer Heilsweg, auch für die Andersgläubigen, anbietet. Das Kreuz, ja die Hölle, hätten angeblich alle Menschen verdient. Stellvertretend für sie hat Jesus diese Strafe, dieses Leid, auf sich genommen, der angeblich Sündlose für die Sünder, damit sie durch ihn vor Gott Gerechte würden.

Durch sein Blut (Opfer) hat er zwischen Gott und den Menschen Versöhnung und Frieden geschaffen. Eine solche Vorstellung kannten weder die Juden noch Jesus selbst. Sie ist, freilich neben den ersten Erklärungen in Bezug auf den Tod Jesu in der Urgemeinde, weitgehend eine Erfindung des Paulus selbst.

Er brauchte diese, um aus seiner ihm wohl kaum bewussten Angst vor der ewigen Verdammnis herauszukommen. Er stellte damit seine ehemaligen Bestrafungsvorstellungen weitgehend einfach auf den Kopf. Anstatt dass Gott ihn und die Menschheit ewig in der Hölle quält, begab sich dieser sozusagen (durch den erfundenen Sohn) selbst an den Ort der fürchterlichsten Strafe. Zu beachten ist auch, dass Paulus, im Gegensatz zu Jesus, das Reich Gottes nur in eine zukünftige Welt legt und nicht hier auf Erden beginnen lässt.

Paulus hätte deshalb die Belehrungen der Anhänger Jesu, der Jerusalemer Apostel, auch gar nicht gebrauchen können, weil sonst möglicherweise sein Gedanken- und Phantasiegebäude zum Einsturz gebracht worden wäre. Seine eigene Rettung und die Erlösung der gesamten Menschheit wären ja möglicherweise wieder aufgehoben worden, wenn die Jünger Jesu Paulus auf den Boden der Jesus-Wirklichkeit gebracht und ihm erzählt hätten, was sich bei diesem wirklich abgespielt hat.

Wir müssen uns auch bewusst machen, dass die Evangelien nicht von der Jerusalemer Jesusrichtung verfasst wurden, sondern von Anhängern und Nachfolgern des Paulus. Überall in ihnen begegnen uns deshalb dessen Vorstellungswelt und Erlösungslehre. Ich will nicht bestreiten, dass die Jerusalemer sich auch bereits in diese Richtung entwickelt hatten, aber längst nicht so deutlich und stark.

Dieser Kreuzestod und die Auferstehung Jesu gehören nach Paulus für den Gläubigen unmittelbar zusammen. Erst in dessen Auferweckung von den Toten wird Gottes Sieg über die teuflischen Mächte offenkundig. Erst durch sie wird Christus für die Gläubigen zur sie lebendig machenden Kraft. Sie verbürgt auch die künftige Auferweckung der Gläubigen von den Toten. Kreuz und Auferstehung Jesu lassen sich bei Paulus nicht trennen. Die Aneignung des durch den Kreuzestod und die Auferstehung ermöglichten Heils geschieht durch den Glauben, der die einzige Forderung ist, um die „Gerechtigkeit Gottes“, d.h. die Voraussetzung für das ewige Leben, zu erwerben. Dieses ist also an Jesus und seine Vermittlung gebunden.

Neben diese Annahme tritt freilich die Taufe, zu der der Glaube hinführt und in der er nach außen hin bekannt wird. Sie bewirke nicht nur die Reinigung und Heiligung der Gläubigen, sondern schließe sie auch zu einem einheitlichen Körper zusammen und mache sie gleichzeitig zu Gliedern am Leibe Christi. Außerdem sei die Heilserlangung des Einzelnen an die Heilsgemeinde gebunden. Dieser Gemeinschaftsbezug ist aus der Heilslehre des Paulus nicht wegzudenken. Daraus wurde dann später: Außerhalb der Kirche gibt es kein Heil. – Durch Jesus werden nur die Gläubigen gerettet. Von einer Versöhnung für alle Menschen kann keine Rede sein.

Der neue, vom Geist Gottes getriebene Mensch wird wieder zu dem Menschen vor dem Sündenfall, zum Menschen, wie Gott sich ihn vorgestellt hatte. Er wird wieder zu seinem Ebenbilde gemäß dem Worte: Lasset uns Menschen machen, uns

ähnlich. (1. Mose 1,26) Der neue Mensch muss dieses Mensch- und Christsein aber im sittlichen Bemühen, vor allem in der Nächstenliebe, verwirklichen.

Paulus rechnet mit der baldigen Wiederkunft Christi. Deshalb erscheint ihm diese Welt als eine verächtliche Einrichtung, zu der Zurückhaltung und Abstand geboten seien. Es fällt zwar auf und überrascht, dass er die Staatsgewalt und die staatlichen Einrichtungen für in Ordnung hält und sie bejahend annimmt. Das hängt aber wahrscheinlich damit zusammen, dass er meint, dass Gott den irdischen Ordnungsgewalten ein gewisses Recht und eine (zeitlich) begrenzte Macht verliehen hat.

Die Missionstätigkeit des Paulus, seine Briefe und sein Ende

Nach seinem Bekehrungserlebnis um 35 begann Paulus schon sehr bald, in den jüdischen Synagogen südlich von Damaskus Jesus als den verheißenen Messias zu verkündigen. Drei Jahre später ging er dann nach Jerusalem, um Petrus kennenzulernen. Er blieb dort jedoch nur 15 Tage und begab sich dann in die Gebiete von Syrien und in seine kilikische Heimat. Um 44 holte ihn Barnabas, Gemeindeleiter und dem Paulus schon von Jerusalem her bekannt, in das syrische Antiochien zur Mitarbeit. Von der dortigen Gemeinde wurden die beiden zur „ersten“ Missionsreise des Paulus zu den Nichtjuden auf Zypern und im südlichen Kleinasien geschickt.

Inzwischen kam es zu einem Konflikt zwischen den Christen aus den Heiden und den Judenchristen. Dieser sollte auf dem „Apostelkonzil“ (48/49 oder 49/50) in Jerusalem möglichst ausgeräumt werden. Paulus ging es dabei um die Unabhängigkeit der Heidenchristen vom jüdischen Gesetz. Als er mit Jakobus, dem Bruder Jesu, mit Petrus und den anderen Führern der dortigen Gemeinde zusammentrifft, wird er erneut für seine angebliche Gleichgültigkeit in der Befolgung des jüdischen Gesetzes angegriffen. Doch Paulus ist zutiefst davon überzeugt, dass dieses für die Christen aufgehoben ist.

Kurz darauf begann die durch Kleinasien nach Europa führende zweite Missionsreise (50-52/53) mit ihrem 1,5jährigen Aufenthalt in Korinth. Die dritte Reise fällt in die Zeit von 52/53-57. Paulus zieht wieder durch Kleinasien und Griechenland mit einem 2,5jährigen Aufenthalt in Ephesus und der Überwinterung in Korinth.

Als Paulus im Frühjahr 58 die versprochene Geldsammlung für die dortigen Bedürftigen nach Jerusalem bringt, hofft er offenbar noch über Rom bis nach Spanien zu kommen. Aber in Jerusalem erwarten ihn unangenehme Zusammenstöße mit den Juden, und es folgt die zweijährige römische Haft in Cäsarea (57-59 oder 58-60), von wo er per Schiff nach Rom befördert wird, wo er erst im Frühjahr 60 oder 61 eintraf. Dort verbrachte er zwei weitere Jahre in milder Haft, deren Ausgang nicht bekannt ist. Die altkirchliche Überlieferung mag Recht haben, wenn sie den durch das Schwert erfolgten Tod des Apostels in die Christenverfolgung (besonders 64) unter Kaiser Nero (54-68) ansetzt. - Andere nehmen an, dass er bereits im Jahre 60 oder 62 in Rom gestorben sei.

Die tiefe Verpflichtung des Paulus für sein Werk und die riesigen Entfernungen, die oft ein persönliches Eingreifen unmöglich machten, führten Paulus zu einem ausgedehnten Briefwechsel mit seinen Gemeinden und mit Einzelpersonen. Er ist

der Verfasser der ältesten neutestamentlichen Schriften (50-56). Mit ihnen sind uns sehr wichtige Dokumente aus der Anfangszeit des Christentums erhalten geblieben.

Seine Briefe, von denen nicht alle erhalten sind, sind in den Gemeinden gelesen, abgeschrieben und gesammelt worden. Gesichert ist die Verfasserschaft des Paulus bei: 1. Thessalonischer, Galater, 1. Korinther, Philipper, Philemon, 2. Korinther, Römer (in der Reihenfolge ihrer Abfassung). Allgemein abgelehnt wird diese beim Hebräerbrief. In der kritischen Bibelwissenschaft sind sechs Briefe umstritten.

Luther und Paulus im Vergleich

Luther ähnelt diesem Paulus sehr. Beide waren sie zunächst davon überzeugt, dass man sich die Gnade Gottes durch eigene Taten erwerben müsse. Beide kamen aber mit dieser Einstellung nicht weiter, sondern gerieten in eine tiefe Lebenskrise, die ich bei Paulus annehme, jedoch nicht belegen kann. Wie lange Paulus in dieser Krisenstimmung, die ihm wahrscheinlich überhaupt nicht bewusst wurde, lebte, dazu kann ich nichts sagen, aber möglicherweise mehrere Jahre. Von Luther ist uns sein über zehnjähriges Ringen bekannt. Paulus fragte sich, wahrscheinlich wegen seiner Begegnung mit dem gesteinigten Stephanus, ob Gott nicht doch womöglich anders sein müsse, als er sich ihn vorstellte. Auf dem Wege nach Damaskus kam ihm dann seine neue Erkenntnis. Bei Luther war es sein Turnerlebnis.

Paulus war nach diesem geistigen Erlebnis innerlich so angetan, dass er gleich wieder losziehen und seine neue Überzeugung weitergeben musste, ohne viel Ahnung von der Botschaft Jesu und der der Apostel zu haben. Ihm reichte es offenbar, zu verkündigen, dass im Kreuzestod Jesu das Heil für die Welt begründet liegt. Auch Luther gab nach seinem Turnerlebnis seine neuen Erkenntnisse mit großem Eifer weiter (95 Thesen, Bücher von 1520). Während Paulus als Missionar in große Teile der Welt zog, blieb Luther weitgehend innerhalb seiner alten Ordnungen an der Universität Wittenberg. Er hatte jedoch einen riesigen Schriftverkehr zu bewältigen.

Für beide bezeichnend ist ihr leidenschaftliches Temperament, das sich in ihrer Verkündigungsarbeit und ihren Schriften mit großer Heftigkeit entladen konnte. Auch zeigten beide eine unerbittliche Unnachgiebigkeit überall dort, wo die Zuwendung der göttlichen Gnade auf dem Spiele stand. Den Menschen zu gefallen haben sie als mit ihrem Auftrag unvereinbar zurückgewiesen. Als echte Seelsorger haben sie auch die Zeit gefunden, sich jedes Einzelnen anzunehmen. Bei beiden finden wir ebenso eine verstehende Rücksichtnahme und Milde gegenüber den Schwachen.

Ihr gewaltiges Selbstbewusstsein ist nichts anderes als ihr Sendungsbewusstsein. Niemals sind sie in der Gewissheit schwankend geworden, von Gott selbst zu Sendboten berufen worden zu sein. Dabei haben beide ihr persönliches Befreiungserlebnis, das sie nicht weiter hinterfragten, einfach zur Grundlage einer neuen Religion gemacht. Die ihnen angeblich auferlegte Verkündigung der Erlösungsbotschaft ließ sie alle Sorgen und Mühen freudig ertragen. Alle Anfeindungen, Gefahren und Verfolgungen, allen Hass und Neid nahmen sie gelassen auf sich. Der Respekt vor der Größe ihrer Leistung wächst aber noch gewaltig, wenn man bedenkt, wie sehr sie beide gesundheitlich angeschlagen waren.

Beide, Paulus und Luther, blieben jedoch weitgehend ihrer überkommenen Vorstellungswelt verhaftet, wahrscheinlich Luther mehr als Paulus. Paulus predigte nach seiner Bekehrung die Vergebung der Sünden und die Gnade Gottes durch den Kreuzestod und die Auferstehung Jesu. Diese Vorstellung übernahm Luther völlig unkritisch, ohne sich zu fragen, wieweit Paulus damit tatsächlich Recht hatte, und ohne sich, ebenso wenig wie Paulus, die Verkündigung und Wirksamkeit von Jesus tatsächlich zu erarbeiten. Luther legte jetzt Jesus mit Paulus aus, was vor ihm schon die Evangelisten getan hatten.

Natürlich will ich nicht bestreiten, dass es für Luther sehr schwer gewesen wäre, einen Zugang zu dem irdischen und geschichtlichen Jesus zu finden. Wenn er aber auf so manche Ungereimtheiten und Widersprüche in den Evangelien gestoßen wäre und sie bearbeitet hätte, hätte er dem eigentlichen Jesus wohl etwas näher kommen können. Aber soweit war er noch nicht aufgetaut.

Luther und Augustinus

Die Augustiner-Orden

Ich wähle für einen Vergleich mit Luther unter den vielen Kirchenvätern der Alten Kirche Augustinus. Er war nicht nur der bedeutendste, sondern Luther stand auch in einer engen persönlichen Beziehung zu ihm. Er hatte sich nicht nur nach seiner Klosterentscheidung 1505 den Augustinern angeschlossen, sondern beschäftigte sich mit diesem zeitlebens auch sehr intensiv. Er berief sich nicht nur häufig auf ihn, sondern war auch überzeugt, mit ihm lehrmäßig weitgehend übereinzustimmen.

Augustinus wurde eine Mönchsregel zugeschrieben, die zwar einige Grundzüge von dessen Einstellung zum Mönchtum übernommen hatte, hauptsächlich aber erst viel später von unbekannten Verfassern entworfen wurde. Sie hat im Mönchtum des Mittelalters eine große Rolle gespielt, und von ihr erhielten verschiedene Orden und Klosterverbände ihren Namen.

Durch päpstliche Anordnungen von 1243 und 1256 wurden zahlreiche Einsiedlerverbände, die bis dahin weitgehend nach der „Augustinerregel“ lebten, zu einem festen Orden unter Leitung eines Ordensgenerals zusammengefasst. Dieser Orden war in Provinzen (Gebiete) aufgeteilt, an deren Spitze der Provinzial stand. Die Augustiner waren dem Papst besonders verbunden. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts wurde er als Bettelmönchsorden angesehen.

Ein Nachlassen der anfänglichen Strenge in der Beachtung der Ordensregeln führte im 15. Jahrhundert zu einer Reformbewegung. In Deutschland kam es zur Gründung der „Regulierten Augustinerobservanten“ (eine strengere Richtung), denen Luther beitrug. Es gab und gibt viele verschiedene Augustiner-Orden. Auch gelten die Rekollekten, die Dominikaner, die Prämonstratenser und die Serviten im weiteren Sinne als Augustiner.

Die Entwicklung und das Wirken des Augustinus

Aurelius Augustinus wurde im Jahre 354 in Tagaste geboren, das an der heutigen Grenze von Algerien/Tunesien liegt. Seine christliche und gläubige Mutter Monica beeinflusste ihn offenbar sehr mit ihrer Frömmigkeit. Er schätzte sie sehr und war zeitlebens von ihrer religiösen Einstellung beeindruckt. Sein Vater, ein Gemeindefunktionär, hatte keine besonderen religiösen Interessen und stand dem Christentum fern. Er starb, als Augustinus 17 Jahre alt war. Noch auf seinem Totenbett wurde er getauft. Ich vermute, auf Anraten oder Druck seiner Frau.

Nach seiner Schulzeit verbrachte Augustinus sein 16. Lebensjahr untätig in Tagaste, da die elterlichen Mittel für ein Studium in Karthago (heute Tunis) noch nicht ausreichten. In seinen „Bekenntnissen“ (Confessiones) schildert er dieses äußerst abwertend als ein Jahr der Unsicherheiten und Wirren in seiner geschlechtlichen Entwicklung. Als er dann als Student in Karthago lebte, verfiel er einem ungezügelteren Leben. Er rang vergeblich mit seinen Begierden. Doch schon bald gab ihm ein festes Liebesverhältnis (Konkubinat, voreheliche feste Beziehung) einen gewissen Halt, aus dem sein Sohn Adeodat hervorging. Diese „Ehe“ löste er dann 385 als 31-jähriger auf, jedoch wohl mehr auf Betreiben seiner Mutter.

Die Empfehlung des römischen Schriftstellers Cicero (106-43 v.Chr.), ein Leben auf der Grundlage der Philosophie zu führen, entfachte in dem Studierenden die Sehnsucht nach etwas Höherem und Ewigem. In der von Cicero behandelten Frage nach dem wahren Glück entdeckte er sein eigenes Suchen wieder. Dessen Antwort, wahres Glück sei nur in der Philosophie zu finden, weil sie eine ewig gültige Weisheit vermittele, blieb bestimmend für sein ganzes Leben. Die biblischen Schriften, zu denen er auch Zugang hatte, waren ihm wegen ihrer Einfachheit zuwider.

374, also als 20-jähriger, schloss er sich einer religiösen Bewegung, dem Manichäismus, an, die christliches und altpersisches (Zarathustra) Gedankengut miteinander verknüpfte. Dieser forderte die Enthaltsamkeit und versprach, dass man durch Vernunft-Erkenntnisse zur völligen Wahrheit durchdringen würde.

Die Ursache für seine grenzenlose Eitelkeit, seinen unbeherrschten Ehrgeiz und seine Ausschweifungen sah er daher nun im Dämonischen, das angeblich die Welt beherrsche, nicht in sich selbst. Kein Wunder also, dass besonders seine Begierden nicht nachließen. Neun Jahre lang wurde nun seine Sehnsucht nach einem ordentlichen und glücklichen Leben nicht befriedigt. Daraufhin entwickelte sich in ihm der Eindruck, dass er von dieser Religion getäuscht worden sei, und er zweifelte nun an allen ihren Versprechungen bezüglich der Sinnfindung im Leben. So bereitete sich in ihm ein Bruch mit dem Manichäismus vor.

Nach Abschluss seines Studiums in Karthago lehrte er etwa ein Jahr lang in seiner Geburtsstadt Tagaste und ließ sich dann als Lehrer der Beredsamkeit (wahrscheinlich als Ausbilder von so etwas wie Rechtsanwälten) in Karthago nieder. Aber, angeekelt von der Sittenlosigkeit seiner Studenten, verließ er diese Stadt 383 und ging nach Rom. Wir dürfen daraus schließen, dass ihn das unanständige Leben anwiderete. Er selbst kam jedoch auch nicht davon los. Im Herbst 384 erhielt er

dann die Stelle eines Lehrers der Beredsamkeit in Mailand, wo er jedoch fortfuhr, dem sinnlichen Vergnügen nachzugehen.

Hier veränderten jedoch die Begegnung mit Ambrosius, dem Bischof von Mailand, und die Beschäftigung mit den Schriften des griechischen Philosophen Plotin (um 205-270 n.Chr.) sein Leben. Die Güte, der Mut und die rednerische Begabung des Ambrosius begeisterten ihn. Oft hörte er sich ihn an, um für seinen eigenen Beruf Anregungen zu bekommen. Außerdem staunte er darüber, dass dieser dem Kaiser Theodosius dessen Ungerechtigkeiten und Gewaltverbrechen vorwarf.

Allmählich aber wirkte auch der Inhalt seiner Predigten auf ihn, denn Ambrosius machte deutlich und bewusst, dass der christliche Glaube nicht unvernünftig sei und die Heilige Schrift, wenn sie sinnbildlich und gleichnishaft verstanden werde, wahre Weisheiten enthielte. Beim Lesen der Werke Plotins kam der nun 31jährige auch zu der Überzeugung, dass das Böse in ihm von ihm selber verursacht sei und dass allein Gott die Willenserneuerung herbeiführen könne.

Diese Lektüre erneuerte in ihm auch die Sehnsucht, sich über die Begierden und das Irdische erheben zu können, die nämlich zum ersten Male beim Lesen der Schrift Ciceros „Hortensius“ in ihm aufgebrochen war. Gleichzeitig entdeckte er, wie sehr die Ziele des Christentums auch die Ziele der plotinischen Philosophie seien, und er kam zu der Überzeugung, dass der christliche Glaube die wahre Philosophie sei, und dass echte Philosophie im Grunde christlich sei. Dadurch überwand er nun allmählich vollständig den Manichäismus, also das „Vertrauen“ auf die eigenen Vernunftkenntnisse und ebenso die eigenen Kraftanstrengungen.

Aus freien Stücken wollte er nun freilich noch immer der Weltlust entsagen. Aber woher sollte er die Kraft dazu nehmen? Diese überkam ihn nach langen inneren Kämpfen ganz plötzlich, und er empfand sie als unverdientes Gnadengeschenk. Er erfuhr nämlich von einem Ägypter, der beim Lesen eines Jesuswortes zu Christus gefunden hatte und einer der Begründer des Mönchtums wurde: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast, und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; und komm und folge mir nach!“ (Matth. 19,21).

In seinen „Bekenntnissen“ führt er in diesem Zusammenhang aus: „Ich warf mich (als ich dieses über den Ägypter hörte) unter einen Feigenbaum, ließ den Tränen freien Lauf und sprach: ‚O Herr, wie lange willst du zürnen? Gedenke doch nicht meiner früheren Sünden!‘ Denn noch fühlte ich mich von ihr gefesselt und stöhnte schwer in bitterem Leid: ‚O Herr, warum endest du nicht in dieser Stunde meine Schande.‘ Da hörte ich aus dem Nachbarhause eine Kinderstimme, die in singendem Ton immer wieder sprach: ‚Nimm und lies, nimm und lies!‘ ... Ich verstand die Worte des Kindes als einen göttlichen Befehl, sofort die Heilige Schrift zu öffnen und das erste Kapitel, auf das ich treffen würde, zu lesen. ... Ich griff zu den Briefen des Apostels Paulus und las schweigend den Abschnitt, auf den zuerst meine Augen fielen. Es war die Stelle aus dem Römerbrief 13,13-14: ‚Lasset uns ehrbar wandeln als am Tage, nicht in Schwelgen und Zechen, nicht in Unzucht und Schande, nicht in Hader und Streit, sondern ziehet an den Herrn Jesus Christus!‘ Ich wollte nicht

weiterlesen, es war auch nicht nötig. Volle Gewissheit war bei diesen Worten in mein Herz geströmt, und alle dunklen Zweifel waren gewichen.“

Dieser sittliche Ernst des Paulus führte ihn zu seiner Wende. Er sagte bei diesen Worten nämlich zu sich: Versuche doch nicht immer aus eigener Kraft aus deinem Sumpf herauszukommen, sondern lass Christus in dir wirken. Gleichzeitig entschloss er sich, seine Art zu leben und seinen Beruf aufzugeben. Bestärkt wurde er dazu auch dadurch, dass ihm der Beichtvater des Bischofs Ambrosius von dem berühmten Redner Viktorin erzählte, der noch als Greis Christ wurde. Nun meldete sich Augustinus zur Taufe an. Zusammen mit einigen Freunden und seiner Mutter zog er sich 486 deshalb auf ein Landgut zurück, um dort Enthaltensamkeit zu üben und Zeit zum Nachdenken zu haben. Nach einer gründlichen Auseinandersetzung mit sich selber und einem umfangreichen Vorbereitungsunterricht wurde er dann in der Osternacht 387 zusammen mit seinem Sohn Adeodatus von Ambrosius getauft.

Im folgenden Jahre kehrte er dann über Rom, wo seine Mutter starb, in seine Heimatstadt Tagaste zurück. Dort leitete er eine entsagungsbereite Gruppe, die in strenger Abgeschiedenheit von der Welt lebte. 391 wählte und weihte ihn jedoch die christliche Gemeinde von Hippo Regius (an der Mittelmeerküste, Grenze Algerien/Tunesien) gegen seinen Willen und obwohl er sich sträubte zum Priester, als er dort gerade einen Gottesdienst besuchte.

Bald erregte seine Fähigkeit als Prediger und Kämpfer für die christliche Lehre und für christliche Werte allgemeine Aufmerksamkeit. Valerius, der Bischof (Hauptpastor) von Hippo, ließ ihn 395 zu seinem Mitbischof (wohl Art Stellvertreter) weihen, obwohl Augustinus darauf hinwies, dass eine solche erzwungene Ernennung unbiblisch sei. Fast 35 Jahre lang übte er daraufhin dieses Amt aus. Besonders durch diesen Gemeindedienst und die Verantwortung für die Mitmenschen und die Seelsorge an ihnen wurde auch sein Denken entscheidend mitgeprägt. Er wusste jetzt auch, die Demut sehr zu schätzen, und stellte tiefsinnige Betrachtungen über die Sünde, die Gnade und die Vorherbestimmung zur Verdammnis und zur Seligkeit an. Seine Bekenntnisschrift beginnt mit den Worten: „Herr, du hast uns geschaffen mit der Sehnsucht zu dir hin, und ruhelos ist unser Herz, bis es Ruhe findet in dir.“

Seitdem wurden die afrikanische Kirche und das gesamte Abendland durch ihn sehr beeinflusst. Alle bestehenden oder neu auftretenden angeblichen kirchlichen Irrlehren verloren nun an Bedeutung und lösten sich wegen seines kämpferischen Auftretens mehr und weniger auf, so die Donatisten, der Priscillianismus, die Arianer, vor allem die Pelagianer und Semipelagianer, die die Erbsünde leugneten und lehrten, dass der Mensch zur Selbsterlösung fähig sei. Seine Bedeutung wurde in der ganzen Kirche anerkannt, als der 75jährige am 28. August 430 in Hippo während der Belagerung der Stadt durch den germanischen Stamm der Vandalen starb.

Die Erkenntnisse und Lehren des Augustinus. Ihre Folgen innerhalb der Kirche

Während wir heute zwischen Theologie und Philosophie grundsätzlich unterscheiden, ist für Augustinus beides mehr oder weniger ein und dasselbe. Für uns ist Theologie das, was die Kirche über die angeblich göttlichen Dinge zu sagen hat. In

der Philosophie ist Gott weitgehend ausgeklammert bzw. nicht vorhanden, und man versucht, das Geschehen auf der Erde und unter den Menschen aus eigener Sicht zu erklären. Bei Augustinus greifen die Offenbarungen Gottes und die menschlichen Erkenntnisse (Philosophie) dagegen ineinander, ja sollten übereinstimmen. Sie seien die Grundlage für die wahre Religion. Er trennt jedoch auf das Entscheidendste den christlichen Glauben von der heidnischen Vorstellungswelt. Bei den Kirchenvätern vor ihm fand noch weitgehend eine Vermischung von beidem statt.

Für ihn ist das Christentum mit seinen Erkenntnissen und Aussagen die höchste und reinste Philosophie, da dieses angeblich aus der göttlichen Offenbarung hervorgegangen sei. Weisheitslehrer hätten den menschlichen Geist zu der Erkenntnis des Planes und der Ordnungen Gottes zu führen, da der Mensch erst mit diesem Einblick zu seiner höchsten geistigen Vollkommenheit aufsteige. Dieses Wissen aber sei das Ziel wirklicher und echter Philosophie. Die Einsicht erwachse aus dem Vertrauen in die Botschaft Gottes, und das sich daraus bildende Bewusstsein stelle die höchste Entwicklungsstufe des Glaubens dar. Dass sich Augustinus mit diesen Ansprüchen in eine unwirkliche Phantasiewelt begibt, merkt er ebenso wenig wie Luther, der auch in einer wirklichkeitsfremden Vorstellungswelt erst seinen inneren Frieden gefunden hat.

Die schwierigsten theologischen Fragen werden von Augustinus mit durchdringendem Scharfsinn erörtert, wobei ein mächtiges religiöses Gefühl, ein feuriger Eifer für die Ehre Gottes und eine unbedingte Ehrfurcht vor der Kirche mitsprechen. Er kam freilich immer wieder mit den menschlichen Verstandeserkenntnissen in Konflikt, war jedoch gleichzeitig von der vollkommenen Vernünftigkeit der Kirchenlehre überzeugt, weil er meinte, es handele sich lediglich um scheinbare Widersprüche. Die Darlegung der kirchlichen Vernünftigkeit sah er als eine Aufgabe der Wissenschaft an, konnte es jedoch nicht verhindern, dass er selbst oft keine Lösungen für seine Fragen und für Widersprüche fand. Er wurde so zum Vater der grüblerischen Theologie des Mittelalters.

Sein der Wirklichkeit widersprechendes Denken erscheint aber nie als trockene Verstandesweisheit. Seine Ausführungen behalten selbst bei den schwierigsten und spitzfindigsten Untersuchungen Lebendigkeit, Frische und eine in der Tiefe des Gemüts wurzende Anschaulichkeit. Ein übersichtliches Lehrsystem lieferte er jedoch ebenso wenig wie Luther. In seinen Schriften werden aber alle möglichen Glaubens- und Welt-Bereiche behandelt, wie dieses auch bei Luther der Fall war. Von anderen können sie nun zu einem Lehrgebäude zusammengestellt werden.

Augustinus hatte die persönliche Erfahrung gemacht, dass er außerhalb der Kirche zu keinem Frieden gekommen war. So war es für ihn unumstößliche Gewissheit, dass man das Heil und die Seligkeit nur innerhalb der Katholischen Kirche und nur durch ihre Vermittlung finden könne. Sie sei die Gemeinschaft der durch Christus Erlösten. Da nur in ihr die Gnade Gottes wirksam sei, gäbe es außerhalb von ihr kein Heil. Sie ist für ihn mitten in der Welt der Sünde der Gottesstaat. Für ihn ist die Kirche auch die alleinige Grundlage aller Wahrheit. Was ihren Vorstellungen nicht entspreche, sei zu verwerfen, wie sehr auch die Vernunft sich dagegen sträube.

In seinem Buch „De civitate Dei“ (Über den Gottesstaat) wird die menschliche Geschichte als ein großer Kampf zwischen dem Gottesstaat und dem Weltstaat dargestellt. Der Ablauf der menschlichen Geschichte ist bei ihm jedoch nicht ohne die Vorstellung bzw. die Voraussetzung einer jenseitigen Welt zu verstehen. Die beiden jenseitigen Reiche, das Reich Gottes und das des Teufels, sind als Gemeinschaften zu verstehen, in denen die Engel und die Dämonen leben. Sie stehen jedoch bezüglich der irdischen Reiche nicht einfach parallel zur Kirche und zum Staat.

Diese jenseitigen Reiche wirken in die irdischen Geschichtsabläufe hinein. Hier bildet die Kirche den Gottesstaat (civitas Dei) neben dem irdischen Staat (civitas terrena). In dem einen regiert die Gottesliebe, die die Selbsthingabe einschließt, in dem anderen die Selbstliebe, die bis zur Leugnung Gottes führen kann. Dort gilt der höchste Ruhm Gott, hier sucht man die Ehre bei den Menschen. Dort dienen die Fürsten und die Völker einander in Liebe, die Fürsten in der Sorge für die Bevölkerung, die Bürger aber durch Gehorsam den Herrschenden gegenüber. Hier regiert die Machtsucht der Fürsten, die die Völker unterjochen und sie ohne Mitgefühl gnadenlos ausplündert. Dabei dachte er z.B. an den römischen Staat.

Er lehrte auch, dass mitten in der Welt der Sünde der „Gottesstaat“, die Kirche, den irdischen Mächten haushoch überlegen sei und dass ihr deshalb eigentlich alle weltliche Macht untertan sein müsste. Nur wenn der Staat sich der Kirche ganz unterordne, erfülle er den Auftrag Gottes auf Erden, sonst bleibe er ein Reich des Bösen. Eigentlich solle der irdische Staat nach Gottes Willen eine Gemeinschaft des Friedens und der Gerechtigkeit sein. Das sei aber nur möglich, wenn er sich voll und ganz von den heidnischen Religionen abwende und sich seine sittlichen Grundlagen von der Kirche geben lasse, wenn er also sozusagen ein „christlicher“ Staat würde.

Durch derartige Aussagen und Darstellungen hat Augustinus, ohne es eigentlich zu wollen, das spätere weit überspannte Selbstbewusstsein der Kirche und die damit verbundenen total übertriebenen und maßlosen Machtansprüche der Päpste hervorgerufen. Seine Sichtweise hat den mittelalterlichen Katholizismus also aufs nachhaltigste beeinflusst, und sie beherrscht noch heute weitgehend die abendländischen Kirchen. Sicher ist freilich, dass er nicht ganz richtig verstanden und ausgelegt wurde. Auf jeden Fall hat er aufgrund seiner persönlichen Erfahrungen der Kirche eine viel zu große Macht und einen weit übertriebenen Einfluss zugesprochen.

Im Anschluss an Paulus lehrte Augustinus auch die durch den Sündenfall Adams und Evas verursachte völlige Unfähigkeit des Menschen zum Guten (Erbsünde). Die Kraft, das Gute ernstlich zu wollen und wirklich zu vollbringen, sei der Menschheit vollständig verlorengegangen. Nur durch die Erwählung zum ewigen Heil durch den Gnadenratschluss Gottes (Prädestination) könne der Mensch nun gerettet werden.

Auch öffnete sich Augustinus der Mystik, also einer Religiosität, bei der der Mensch durch Hingabe und Versenkung zu einer persönlichen Vereinigung mit Gott gelangen möchte. - Da er an die unmittelbare Wirksamkeit der kirchlichen Heilmittel (Taufe, Beichte/Vergebung, Abendmahl usw.) glaubte und diese sehr hoch einschätzte, hat er in gewisser Weise auch dazu beigetragen, dass die Gläubigen meinten, durch die Praktizierung und Anwendung dieser selig zu werden. Damit hat er

also das gefördert, was Luther später so bekämpfte, nämlich dass geglaubt wurde, durch eine Anhäufung der Gnadengeschenke sich die ewige Seligkeit zu sichern.

Augustinus ist für die Christen der umfassendste Geist des untergehenden Altertums. Seine zahlreichen Schriften haben den größten Einfluss sowohl auf den Katholizismus wie auch auf die Richtungen, die diesen ablehnten, besonders auf die deutsche Reformation, ausgeübt. Die Katholische Kirche verehrt ihn als Kirchenvater und Heiligen, die protestantische als Gewährsmann vieler ihrer Lehrsätze.

Luther erging es ähnlich wie Augustinus. Ein Vergleich zwischen beiden

Die Entwicklung Luthers verlief in mancher Beziehung ähnlich wie die von Augustinus. Für beide gab es bereits in jungen Jahren einen Konflikt, der gelöst werden musste, wenn sie zu innerem Frieden gelangen wollten. Für Augustinus war dieser sein ausschweifendes Leben und sein persönlicher Hochmut, unter denen er sehr litt und die er zu überwinden versuchte. Er fand aber trotz aller Bemühungen, zu denen ihn besonders philosophische Strömungen ermunterten, keine Möglichkeit, sein lasterhaftes Leben zu beenden. Das muss ihn furchtbar gequält haben.

Von Luther ist uns kein unbeherrschtes, triebhaftes und zügelloses Leben bekannt. Er hatte aber wahnsinnige Angst vor dem Richterspruch Gottes und vor der Hölle. Deshalb tat er alles für ihn Menschenmögliche, um aus dieser inneren Zerrissenheit herauskommen. Diese Seelenqualen wurden bei ihm durch die Erkenntnis der Gnade Gottes beendet. Auch Augustinus hatte urplötzlich die Kraft, sich von seinem lasterhaften Leben zu lösen. Beide hatten etwa gleichlange, etwa 13 Jahre, unter ihren Anfechtungen gelitten, und beide waren etwa 30 Jahre alt, als die Befreiung eintrat. Bei beiden war es auch die Begegnung mit Paulus, die ihrem Leben eine Wende und neue Richtung gab.

Luther machte seiner Meinung nach für sich die Erfahrung, dass der Mensch trotz aller seiner Bemühungen Gott nicht gerecht werden bzw. ihn gnädig stimmen könne. Augustinus erlebte es ähnlich: Der Mensch sei unfähig, auf einen moralischen Weg zu kommen, wenn die Güte Gottes ihn nicht verändert, erneuert. Beide lehnen deshalb entschieden das eigene Bemühen ab und betonen umso stärker, dass allein die Hinwendung Gottes zum Menschen weiterhelfe. Alle, die anders denken, werden nun von beiden leider entschieden abgelehnt und verteufelt.

Dabei hätte doch Herrn Luther bewusst werden müssen, dass andere zu ihrem inneren Frieden auch ohne solche Seelenkämpfe gekommen sind, und Herr Augustinus hätte doch sehen müssen, dass andere sich gar nicht erst auf die schiefe Bahn begeben haben bzw. durch eigenen Entschluss und durch eigene Kraft aus ihrem Luderleben wieder herauskamen. Ihre persönlichen Erlebnisse schätzten beide zu hoch ein und machten sie zu Maßstäben ihres Denkens und ihrer Religion.

Luther hatte sich während seiner Krisenjahre viel mit Augustinus beschäftigt, aber dessen Erkenntnisse waren nicht auf ihn übersprungen. Auch wenn Augustinus immer wieder betonte, dass man nicht durch eigene Anstrengungen seine Probleme lösen und den inneren Frieden erlangen könne, sondern dieser dem Menschen geschenkt werde. Er hatte offenbar keinen Zugang zu diesen Aussagen.

Daraus wird aber auch deutlich, dass für beide das Gnadenhandeln Gottes auf unterschiedlichen Erfahrungen beruhte. Bei Augustinus ging es um die Loslösung von seinem sündhaften Lasterleben. Luther brauchte nicht von Unsittlichkeiten befreit zu werden, er hatte einfach Angst vor dem Strafgericht Gottes. Luther brauchte also eine neue Erlösungsvorstellung, während Augustinus einen Anstoß brauchte, um aus seiner Ichbezogenheit herauszukommen. Deshalb konnte Luther die Erkenntnisse von Augustinus auch nicht einfach auf sich übertragen und übernehmen. Ich sehe Luther für eine gewisse Zeit seines Lebens als Psychopathen an, während ich dieses Augustinus nicht unterstellen könnte. Er ist mehr mit Süchtigen zu vergleichen, die sich selbst von ihrer Sucht nicht befreien können.

Bei beiden verlief deshalb die Entwicklung nach ihrem Bekehrungserlebnis auch erst einmal sehr unterschiedlich. Während Luther begann, am Lehrgebäude der Kirche zu rütteln, z.B. mit seinen 95 Thesen, zog sich Augustinus in die Einsamkeit zurück, um nun die Möglichkeit zu finden, sich auf ein sittsames Leben einzustellen. Beide wurden jedoch bald Kämpfernaturen. Der eine kämpfte mehr oder weniger gegen alle Welt, während der andere seine Gemeinde in Hippo fördern wollte und dabei zu immer neuen Erkenntnissen über Gott und sein Gnadenwalten kam.

Für Augustinus war die Katholische Kirche eine heilige Einrichtung, da er meinte, durch sie seinen Seelenfrieden gefunden zu haben. Luther dagegen griff diese und den Papst schwer an und zertrümmerte sie. Augustinus bekämpfte nun gnadenlos alle, die von der Lehre dieser Kirche abwichen, Luther verhielt sich nicht anders, nur attackierte er die, die ihm nicht zustimmten. - Beide haben sie durch ihren kämpferischen Geist und die Fülle ihrer leidenschaftlichen und mitreißenden Schriften die Entwicklung der Kirche und des kirchlichen Lebens sehr stark beeinflusst.

Luther und Mohammed

Die Kindheit Mohammeds und seine erfahrenen Demütigungen

Die Aufarbeitung von Mohammeds Lebenslauf: Weil das Leben, das Auftreten und die Auswirkungen von Mohammed doch wohl weniger bekannt sind, sehe ich mich veranlasst, ihn etwas ausführlicher zu behandeln. Es ist jedoch nicht einfach, sich ein Bild über ihn und seine Verkündigung zu machen, denn Tatsachen und phantasievolle spätere Erzählungen gehen in der Überlieferung ungeordnet durcheinander, und man kann nur schwer herausfinden, was wahr und was erfunden ist.

Sein vollständiger Lebenslauf ist auch erst etwa 130 Jahre nach seinem Tode schriftlich festgehalten und festgelegt worden. Dieser beruft sich freilich auf frühere Überlieferungen und Texte. Diese muss man sich jedoch mühsam erarbeiten, aufschlüsseln und beurteilen. Durch meine Ausbildung in den Methoden der „historisch-kritischen Forschung“ innerhalb der Theologie ist mir jedoch das Handwerkszeug vermittelt worden, um weitgehend zwischen dem Tatsächlichen und dem Erfundenen zu unterscheiden, dieses zeitlich einzuordnen und zu beurteilen.

Die arabische Welt: Mohammed ist ein Sohn der Arabischen Halbinsel. Diese, ein reines Wüstengebiet, erstreckt sich vom heutigen Israel, Syrien und dem Irak (Mesopotamien/Zweistromland) bis hin zum Indischen Ozean und ist etwa ebenso groß wie ganz West- und Mitteleuropa zusammen. Im Altertum gab es in Arabien einige sehr blühende Handelsstädte. Mekka war der Mittelpunkt für den Warenaustausch zwischen Indien, Syrien, Ägypten und Italien.

Die Überfälle der Beduinen (Hirten-Wandervölker) auf die Karawanen versuchten die Mekkaner dadurch zu unterbinden, dass sie die am Handel interessierten Stämme zu einem Bunde zusammenschlossen und diesem einen religiösen Charakter gaben: Man feierte in Mekka ein Frühlingsfest, bei dem auch Handelsmessen (Ausstellungen) stattfanden. In und bei der Kaaba wurden außerdem neben den eigenen auch die Götterbilder fremder Stämme aufgestellt. Dadurch erreichten die Mekkaner allmählich, dass jeder Araber im Tempel von Mekka auch sein eigenes Gotteshaus erblickte, dieser wurde sozusagen zum Nationalheiligtum. Diese Handelsgemeinschaft bildete also schon vor Mohammed die Grundlage für ein friedliches Zusammenleben und für eine gewisse religiöse Zusammengehörigkeit.

Trotz aller Zersplitterung der arabischen Bevölkerung und trotz der ewigen Kämpfe zwischen den Hunderten von Stämmen fühlte sich diese besonders wegen ihrer gemeinsamen Sprache doch in gewisser Weise bereits als ein Volk.

Der altarabische Stamm bestand aus den untereinander verwandten Großfamilien, die ihre Abkunft von einem „gemeinsamen Stammvater“ ableiteten, und den Freigelassenen und Sklaven. Jeder Stamm bestand dabei aus zahlreichen Gemeinden, von denen jede ihre eigene Ordnung hatte. Die Gehöfte der einzelnen Großfamilien und Familien waren für die Stammesangehörigen unantastbar und heilig.

Der Stolz auf die „Reinheit“ der Herkunft, den wir noch heute bei allen Beduinen finden, beseelte schon damals die meisten Stämme. Von der vorislamischen Religion der Araber wissen wir aber leider nur sehr wenig. Jeder Stamm hatte offenbar seine eigene Gottheit, daneben aber noch einen heiligen Platz, Baum oder eine heilige Quelle. Den verehrten Figuren wurden übernatürliche Kräfte zugesprochen.

Mohammeds Herkunft und seine Entbehrungen und Demütigungen: Mohammed wurde um das Jahr 570 geboren, also ungefähr 200 Jahre, nachdem das Christentum im Römischen Reich Staatsreligion geworden war (391). Sein Vater Abd Allah, Sohn des Abd al Muttalib, soll Mohammeds Mutter Amina „geheiratet“ haben und drei Monate später, kaum 25 Jahre alt, auf einer Karawanen-Handelsreise nach Gaza (heutiges Palästina) gestorben sein. Begraben wurde er in Medina, das damals noch Yathrib hieß. Seine Mutter stammte angeblich aus Mekka. Mekka ist wohl nicht der Geburtsort Mohammeds, wie immer wieder behauptet worden ist, sondern Usfan, eine Stadt zwischen Mekka und Medina, wo seine Mutter lebte.

Ihre Ehe mit Mohammeds Vater war wahrscheinlich keine richtige, sondern lediglich eine bezahlte und zeitlich begrenzte mit dem Ziel des Beischlafs. Sie dürfte auch mit anderen Männern Verbindungen eingegangen sein, denn sie soll gesagt haben, dass die Schwangerschaft mit Mohammed für sie die leichteste gewesen sei. Das könnte natürlich auch Legendenbildung sein, um auszudrücken, dass Gott

schon bei der Geburt von Mohammed mitwirkte. Seine Herkunft war also, so vermuten wenigstens einige, mehr oder weniger außerehelich oder sogar unbekannt.

Es fällt nämlich auf, dass er sich später immer maßlos aufregte, wenn seine Zugehörigkeit zum Stamme der Quraisch in Frage gestellt wurde. Besonders von den Mekkanern wurde diese nämlich immer wieder angezweifelt, was ihn sehr gekränkt und beschäftigt haben dürfte. Wuchs er doch in einer Gesellschaft auf, die ihre Ahnen verehrte und für die die Stammeszugehörigkeit äußerst wichtig war.

Diese Missachtung seiner Herkunft wird ihre Gründe gehabt haben. Ich erwähne dies deshalb, weil er so leidenschaftlich dagegen ankämpfte. Es ist nämlich sehr verwunderlich, dass er zuerst wiederholt betonte, dass die Herkunft und Blutslinie keine Rolle spiele und dass es keinen Unterschied zwischen einem Araber und einem Nicht-Araber gäbe. Möglicherweise redete er so, um seine eigene Herkunft zu überspielen. Später ist ihm seine Zugehörigkeit zu den Arabern aus verschiedenen Gründen jedoch äußerst wichtig, und er ist stolz auf seine angeblichen „Vorfahren“.

Er betont sogar ausdrücklich, dass er aus einer ehelichen Verbindung stamme, nicht aus Unzucht, und er macht darauf aufmerksam, dass keine seiner 500 Großmütter jemals außerehelichen Geschlechtsverkehr gehabt habe. Wie will er das aber wissen, und wer hätte es nötig, darauf hinzuweisen, wenn bezüglich seiner Eltern und Vorfahren alles in Ordnung gewesen wäre. Er ist sogar in der Lage, seine Vorfahren mit genauem Datum und Namen 40 Generation, ja bis zum biblischen Stammvater Abraham und darüber hinaus bis zu Adam und Eva, zurückzuverfolgen.

Im Matthäusevangelium geht der Stammbaum Jesu bis auf Abraham zurück. (Matth. 1,2-16) Mit dieser Übernahme will Mohammed sicherlich belegen, dass er und der Islam den gleichen Ursprung wie das Judentum und das Christentum haben und gleichberechtigt neben diesen stehen. Wenn jemand die Zugehörigkeit Mohammeds zum Stamme der Quraisch in Frage stellte, wurde dieser regelmäßig jähzornig, weil dann auch seine Abkunft von Abraham nicht mehr belegt gewesen wäre. Mit diesem Anzweifeln hätte man nämlich Gottes angeblichen Weg durch die Geschichte und die Bedeutung Mohammeds nicht anerkannt. Auch erklärt Mohammed „Als Allah die Menschen schuf, machte er mich charakterlich wie auch in der Abstammung zu dem besten von ihnen“.

Mohammeds Mutter übergab ihr Baby der Beduinenfrau Halima. Zwei Jahre später brachte diese ihr aber das Kind zurück, weil es an krampfartigen Anfällen litt. Die Amme glaubte, ihr Schützling sei von bösen Geistern besessen. Vier Jahre später, als er sechs war, starb seine Mutter. Zunächst kam die Vollwaise, die, jedenfalls in ihrer Nähe, keine Geschwister hatte, zu ihrem 80jährigen Großvater Abd al-Muttalib (geboren um 497 in Medina, gestorben 578 in Mekka) nach Mekka.

Muttalib war nicht sehr wohlhabend, genoss jedoch Ansehen, da er zur Sippe der Hashimiten gehörte, die ein Teil des mekkanischen Stammes der Quraisch war, der damals in Mekka alle einflussreichen Positionen besetzt hatte. Aufgabe der Hashimiten war die Bewirtung der Pilger sowie der Geleitschutz für Karawanen.

Als Muttalib jedoch zwei Jahre später ebenfalls starb, wurde der Achtjährige von seinem sehr armen Onkel Abu Talib, einem Bruder seines Vaters, aufgenommen.

Die Jahre bei ihm, sahen ziemlich traurig aus. Mohammed fehlten in seiner Kindheit also nicht nur die Liebe und die Fürsorge der Eltern, sondern wohl auch Vorbilder und Leitfiguren, die ihm Orientierung für sein Handeln hätten geben können.

Die Zeit danach musste er sich seinen Lebensunterhalt als Schaf- und Ziegenhirte selbst erarbeiten. Das war eine Tätigkeit, die verachtet und meistens von Sklaven oder Frauen gegen einen sehr geringen Lohn ausgeübt wurde. Als Mohammed jedoch später von seiner göttlichen Sendung zutiefst überzeugt war, wies er mit einem gewissen Stolz auf diese demütigende Beschäftigung hin und verglich sich mit Mose und David, die ebenfalls Hirten waren, und behauptete sogar, dass Gott noch nie einen Mann zum Propheten erwählt habe, der nicht Schafe gehütet habe.

Als Lehrer fuhr ich mit allen meinen Schulklassen, in denen ich das Fach Religion unterrichtete, zu Moscheegottesdiensten nach Hamburg. Damals wusste ich noch nicht so viel über Mohammed und den Islam und nahm an, dass Mohammed sich durch seine Erfahrungen als Waisenkind und durch das Witwendasein seiner Mutter dazu hatte berufen gefühlt, sich für mehr soziale Gerechtigkeit in seinem Volke einzusetzen. Deshalb habe er sich zur Ausbreitung einer neuen Religion, durch die dieses verwirklicht werden konnte, genötigt gefühlt.

Heute sehe ich das jedoch wesentlich anders. Bei Mohammed ist es durch seine Erfahrungen als Kind und Jugendlicher, besonders durch die Entwürdigungen, denen er ausgesetzt war, wahrscheinlich zu Komplexen und einer Krise mit sich selbst gekommen, mit denen er zeitlebens nicht ganz fertig wurde. Besonders unter der Unklarheit seiner Herkunft hatte er sehr zu leiden. Das hatte möglicherweise zur Folge, dass er davon träumte, ein bedeutender und mächtiger Mann zu werden.

Die Kindheit und deren Auswirkungen bei Mohammed und Luther im Vergleich: Luther kam im Vergleich zu Mohammed aus geordneten Familienverhältnissen und genoss eine gute Schulbildung. Trotzdem dürfte sein Elternhaus mit daran schuld gewesen sein, dass er aus Angst vor der Höllenstrafe fast zugrunde gegangen wäre.

Sein Vater jedenfalls war, dem Zeitgeist entsprechend, äußerst streng, und seine Mutter war offenbar manchmal sogar hysterisch. Weil Luther möglicherweise zu wenig mütterliche Liebe und zu wenig elterliches Verständnis in seiner Kindheit erfahren hatte, nahm er an, dass der Gott, von dessen Existenz damals alle überzeugt waren, auch so unduldsam, hart und gnadenlos sein würde wie seine Eltern und seine Lehrer. Aus diesem Grunde fiel er wahrscheinlich in panische Angst vor diesem Gott, unter dem er wohl bald 15 Jahre furchtbar litt, bevor diese sich durch sein Turmerlebnis auflöste. Wir sehen also, dass möglicherweise beide, Mohammed und Luther, in ihrer Kindheit sehr stark geschädigt wurden und sich dadurch der eine zum Reformator, der andere zum Religionsgründer und Eroberer entwickelten.

Durch seine Ehe wird Mohammed Karawanenführer in fremde Gebiete und setzt sich nun mit dem Juden- und Christentum stärker auseinander

Mohammeds Eheschließung mit Khadidscha: Mit 25 Jahren wurde Mohammed von der reichen Witwe Khadidscha geheiratet. Es ist möglich, dass er bereits vor seiner Hochzeit bei ihr gearbeitet hatte. Dann ist davon auszugehen, dass sie mit

seinen Arbeiten und seiner Zuverlässigkeit sehr zufrieden war. In ihrem Unternehmen war er dann ein erfolgreicher Karawanenführer, der nun zu verschiedenen mehr oder weniger weit entfernten bedeutenden Handelsplätzen kam. Die Berichte über sein Leben werden seit dieser Zeit zahlreicher und zuverlässiger.

Seine Eheschließung mit Khadidscha, die möglicherweise eine Christin war und deshalb Verständnis für seine Offenbarungen und religiösen Vorstellungen aufbrachte, legt nahe, dass er nicht besonders angesehen gewesen sein konnte. Mit 25 Jahren hätte er zur damaligen Zeit längst verheiratet sein müssen. Zwar hatte er die Tochter seines Onkels Abu Talib heiraten wollen. Dieser hatte aber seinen Wunsch abgelehnt und sie einem anderen Manne gegeben. Wenn sogar sein Onkel, der ihn groß gezogen hatte, ihm die Ehe mit seiner Tochter verweigerte, mag dieser dafür entsprechende Gründe gehabt haben.

Die vierzigjährige Khadidscha, von der Mohammed schließlich geheiratet wurde, war 15 Jahre älter als er. Sie war bereits einmal verwitwet und einmal geschieden und hatte Kinder aus beiden Ehen. Eine Frau mit dieser Vorgeschichte hatte in Arabien schlechte Aussichten auf eine dritte Ehe. Auch ihr Vater lehnte interessanterweise die Ehe mit Mohammed ab. Mit Wein versetzte sie ihn allerdings in einen Vollrausch und war am nächsten Tage verheiratet. Die Herkunft Mohammeds könnte bei dieser Ablehnung ausschlaggebend gewesen sein. - Mir scheinen diese Hinweise auf sein Ansehen in der Gesellschaft deshalb wichtig zu sein, weil daraus deutlich werden könnte, warum er einen so starken Geltungsdrang entwickelte.

Bei dieser Heirat ließ sich Mohammed möglicherweise auch von praktischen Erwägungen leiten. Khadidscha war reich, und durch eine Ehe mit ihr konnte der arme Mohammed seine mehr als bescheidenen Verhältnisse verbessern, denn nun wäre er frei von der Sorge um das tägliche Brot gewesen. Überhaupt änderte sich nun seine Lage vollständig, denn in Khadidscha hatte er einen Menschen gefunden, der mit aller Hingabe und Treue an ihm hing und der in den schweren Zeiten, die auf ihn zukommen sollten, niemals den Glauben an ihn verlor. Diese Ehe war eine ziemlich glückliche. Es entstammten ihr wohl zwei Knaben, einer jedenfalls ist sicher, und vier Mädchen. Die Söhne starben leider früh. - Im öffentlichen Leben von Mekka scheint Mohammed auch jetzt nicht stärker hervorgetreten zu sein.

Mohammeds Beziehungen zu Juden und Christen: Ich persönlich schließe nicht aus, dass Mohammed bereits in seiner Jugend die jüdisch-christliche Vorstellungswelt und besonders den Eingott-Glauben kennengelernte. Dabei war ihm sicherlich der Unterschied zwischen Juden- und Christentum kaum bewusst. Ich kann mir sonst kaum erklären, warum er bei der Entwicklung seiner eigenen Religion so überzeugt bei der jüdisch-christlichen Überlieferung ansetzte. Außerdem finde ich in seinem Lebenslauf bis zu seinen Offenbarungen keine religiöse Krise wie bei Luther und Augustinus und auch keinen entschiedenen Bruch mit der arabischen Religion.

Durch seine Reisetätigkeit und seine Handelsbeziehungen erweiterte er sicherlich sehr stark seinen geistigen Horizont und kam zum Nachdenken über religiöse Fragen. Verstärkt dürfte er nun in Kontakt mit Juden und Christen getreten sein, die ihm von Mose, von Jesus und von dem einen einzigen Gott erzählten, der am Ende

der Tage sein Gericht über die Guten und die Schlechten halten werde. Mohammed faszinierte wahrscheinlich auch die Aussicht auf ein ewiges Leben nach dem Tode, bei dem die Gottgläubigen sich in der himmlischen Seligkeit aufhalten dürfen, die Verdammten aber in die Hölle müssten. Durch diese Vorstellungen wurde er auch verstärkt zu einem Vergleich mit den arabischen Anschauungen herausgefordert.

Aus verschiedenen Anspielungen im Koran und aus späteren Legenden lässt sich sogar mit einer gewissen Bestimmtheit annehmen, dass Mohammed während seiner Zeit als Karawanenführer in seiner Umgebung einen jüdischen Schriftgelehrten hatte, der ihn über viele Fragen zum Alten und Neuen Testament aufklärte.

Dieser Lehrer muss es verstanden haben, ihm eine hohe Meinung den Juden gegenüber zu vermitteln, denn Mohammed hatte während seiner späteren Predigt-tätigkeit in Mekka diesen gegenüber eine Hochachtung. Besonders beeinflusst dürfte ihn jedoch der gelehrte Waraka haben, ein Vetter seiner Frau Khadidscha. Dieser soll sich zuerst dem Juden- ,dann dem Christentum zugewandt und als Priester der größten Kirche in Mekka dort ein wichtiger religiöser Führer gewesen sein.

Die Darstellungen aus den heiligen Büchern der Juden und Christen mögen dem Wüstensohn, der selbst kaum, wahrscheinlich gar nicht lesen und schreiben konnte, schon deshalb besonders glaubwürdig erschienen sein, weil sie schriftlich festgehalten waren. Noch heute trennen die Moslems bei den „Ungläubigen“ die Juden und Christen als „Schriftbesitzer“ von den ganz gewöhnlichen „Götzenverehrn“ anderer Religionen. Es ist höchst unwahrscheinlich, dass Mohammed Texte aus dem Alten und Neuen Testament je selbst gelesen hat. Was er daraus zu berichten weiß, dürfte über Erzählungen und die mündliche Belehrung zu ihm gelangt sein.

Mohammed erhält „Offenbarungen“. Seine „Berufung“ zum Propheten

Mohammed hört Stimmen in einer Höhle: Anscheinend kam Mohammed, als er vierzig Jahre alt war, trotz seiner guten Ehe und trotz seiner finanziellen Absicherung in eine Lebenskrise. Die Gründe für seine plötzliche Veränderung liegen weitgehend im Dunkeln. Wieweit die Beleidigungen und Demütigungen, die ihn zeitlebens getroffen und verunsichert hatten und die er innerlich verarbeiten musste, dabei eine Rolle spielten, vermag ich nicht mit Sicherheit zu sagen.

Es ist jedoch möglich und sogar wahrscheinlich, dass seine ungeklärte Herkunft ihn ein Leben lang furchtbar belastete. Deshalb sehnte er sich danach, ohne dass ihm dieses bewusst zu werden brauchte, aus diesen inneren Spannungen herauszukommen. Dabei bildete er sich möglicherweise ein, eine ganz besondere Person zu sein. Andere hätte er gerne beeindruckt. Aber wie sollte er das schaffen? Er konnte doch an seiner Abstammung und an der Ablehnung und Verachtung durch seinen Stamm nichts ändern.

Gleichzeitig war in ihm das Interesse am Juden- und Christentum stark geweckt worden, und sicherlich kam er manchmal auf die Idee, auch seinem Volke den wohl in seinem Empfinden überlegenen und höherwertigen Ein-Gott-Glauben näher zu bringen. Ebenso mag der Wunsch in ihm herangereift sein, dass auch die Araber eine solche Offenbarungsschrift bekämen. Diese Vorstellungen schienen ihm je-

doch nur Träume, Schatten zu sein, die über ihn kamen und dann auch wieder weiterzogen. An eine Umsetzung und Verwirklichung hatte er sicherlich nie gedacht. Wie sollte er auch. Dies alles wäre ja doch nicht in die Tat umzusetzen gewesen.

Aber diese Vorstellungen mögen in ihm im Unterbewussten weiter gearbeitet haben. Seine Minderwertigkeitskomplexe und seine religiösen Ideen verbanden sich dabei miteinander, ohne dass ihm dieses bewusst wurde und ohne dass sich schon konkrete Vorstellungen abzeichneten. Geordnet war in ihm noch nichts, aber er wurde körperlich geschüttelt und hin- und hergerissen. Dabei konnte er sich nicht erklären, was da mit ihm passiert und was in ihm vor sich geht, was ihn da so drängt und was das Ganze überhaupt soll. Aber eines Tages war es dann soweit, dass das Fass zum Überlaufen kam, dass bei ihm innerlich eine Explosion stattfand.

Er beginnt nun, seine Handelsgeschäfte immer mehr zu vernachlässigen, weil er mit diesem inneren Druck nicht mehr fertig wird. Auch hält er es unter Menschen nicht mehr aus. Er verlässt deshalb immer häufiger sein Zuhause. Es zieht ihn mit Macht in die Einsamkeit. Er benötigt eine Beruhigung und sucht für sich eine Lösung. Dafür begibt sich für längere Zeit in eine Höhle zur Besinnung, zum Nachdenken. Luther wurde bei seinen Ängsten durch sein Gewissen ins Kloster gedrängt.

In dieser Höhle taten sich Mohammed, wie er behauptet, Traumgebilde auf, und Steine und Stimmen würden zu ihm sprechen. Sogar ein Engel würde versucht haben, ihn zu würgen und umzubringen. In diesen Augenblicken litt er unter furchtbaren Angstzuständen und starken Depressionen. Er quälte sich sogar mit Selbstmordgedanken. Einmal möchte er sich z.B. von einem Felsen herabstürzen.

Er konnte sich nicht erklären, was da mit ihm geschah, und nahm an, von einem bösen Geist besessen zu sein. Er rang sich aber durch harte innere Kämpfe, in denen er nicht nur an sich selbst verzweifelte, sondern fast zugrunde gegangen wäre, allmählich zu der Überzeugung durch, dass ihn kein Dämon überwältigen wollte, sondern dass er es mit einer höheren, einer es gut mit ihm meinenden Macht, mit Gott selbst, zu tun hätte.

Khadidscha und bald auch einige enge Freunde bestärkten ihn in dieser Überzeugung und machten ihm klar, dass er nicht seelisch krank sei, sondern dass Gott etwas mit ihm vorhabe. Nun wurden diese Begegnungen für ihn auch konkreter, greifbarer und verständlicher. Mohammed berichtet: „Er kam zu mir mit einer Seidendecke, auf der Schriftzeichen standen, und sagte ‚lies!‘ Und dann: ‚O Mohammed! Du bist der Prophet Gottes, und ich bin Gabriel!‘“ Mohammed war bei diesen Sätzen zunächst äußerst unsicher und verstört und wusste nicht, wie er dieses Erlebnis deuten sollte und wie es zu verstehen sei.

Die Begegnungen mit dem Erzengel Gabriel häuften sich nun, und Mohammed behauptet, in regelmäßigen Abständen göttliche Botschaften empfangen zu haben. Nach den Berichten der frühesten Schreiber über sein Leben wirkte Mohammed dabei immer, als sei seine Seele aus ihm herausgetreten. Seine Augen waren geschlossen, sein Gesicht war mit Schaum bedeckt, er fiel in eine Art Ohnmacht. Doch manchmal brüllte er auch wie ein Kamel, wir würden sagen wie ein Stier.

Die Stimmen, die er vernahm, verkündeten aber nur das, was Mohammed von anderen gehört hatte und deshalb bereits wusste. Aus seinem Unterbewusstsein stieg wahrscheinlich das auf, was sich dort nach und nach angesammelt und zu einer Ordnung zusammen gefunden hatte. Früher hätte er vieles von dem, was er in der Höhle erlebte, nicht für möglich gehalten. Jetzt aber zweifelte er nicht mehr an der tatsächlichen Wirklichkeit dieser göttlichen Mitteilungen und glaubte fest an die Offenbarungen, die ihm vom Himmel zuteil geworden waren. Anders sind seine Leidenschaft und Beharrlichkeit, mit denen er später diese himmlischen Botschaften verbreitete, kaum zu erklären.

Ich darf hier daran erinnern, dass es im Christentum ganz ähnliche Begegnungen mit dem „Göttlichen“ gab und gibt, z.B. die Marienerscheinungen. Auch haben mich immer wieder die Schreibmedien (Mittelsperson), z.B. der Österreicher Jakob Lorber (1800-1864) beeindruckt, also Menschen, die zur Feder greifen mussten und denen tage-, ja jahre- und jahrzehntelang aus der „jenseitigen Welt“ etwas diktiert wurden. Bei Lorber wurden es 25 Bände. Auch der Gründer des Jesuitenordens, Ignatius von Loyola, gibt vor, Offenbarungen gehabt zu haben.

Ich habe für die Offenbarungen Mohammeds Verständnis, da es mir ganz ähnlich wie ihm erging: Ich zweifle nicht daran, dass Mohammed seine ersten Mitteilungen so oder ähnlich erlebt hat, wie ich es eben beschrieben habe. Ich selbst durfte nämlich ähnliche Erfahrungen und Begegnungen machen. Jedes meiner verschiedenen spirituellen Erlebnisse hatte ich jedoch nur ein einziges Mal, bis auf die innere Stimme, die mich über ein halbes Jahr lang bearbeitete. Mohammed scheint dagegen über einen längeren Zeitraum immer wieder dieselben, wenigstens ähnliche „übernatürliche“ Begegnungen gehabt zu haben.

Meine spirituellen Erlebnisse waren für mich durchaus eine nüchterne Wirklichkeiten, die auch ihre Folgen für mich hatte. Durch die Begegnung mit Jesus wurde dieser auf einmal für mich ein Mensch wie andere auch, und ich konnte endlich mit ruhigem Gewissen die biblischen Texte kritisch bearbeiten. Durch die innere Stimme wurde ich veranlasst, meinen Lehrerberuf aufzugeben. Ein Jahr später entdeckte ich dann die Aufgabe, Gruppen-Fasten-Wanderungen zu entwickeln und durchzuführen, was dich dann auch 30 Jahre lang tat und womit ich eine umfangreiche Bewegung in Deutschland und anderen europäischen Ländern auslöste.

Ich habe bis heute jedoch keine Antworten darauf gefunden, wie es zu diesen inneren Erlebnissen kam. Bei mir ist möglicherweise ähnliches abgelaufen, wie ich es bei Mohammed vermute und beschrieb. Ich habe die Kräfte, die diese Erlebnisse bewirkten und auslösten, jedoch nicht wie Mohammed personifiziert, also als Engel bzw. Gott gedeutet oder angesehen. Mohammed tut so, als ob es diesen Allah und auch den Engel Gabriel, die er in Wirklichkeit aus der Überlieferung übernommen hatte, wirklich gibt. Auf diese erdachten Gestalten führte er alle Eingebungen, die er bekam, zurück. Es bleibt zu fragen, wieweit ihm diese Erfindungen bewusst wurden.

Auf einmal rechtfertigt Mohammed alle seine Taten mit göttlichen Anweisungen: Es erscheint höchst merkwürdig, dass sich bei Mohammed in seiner zweiten Wirkungsphase in Medina bei jeder Schwierigkeit, in die er kam, prompt eine lösende

Offenbarung einstellte. Diese kamen also nicht nur, wie man bei einem Religionsstifter leicht vermuten könnte, um ihn zu trösten, zu loben, zu tadeln und um sein schlechtes Gewissen zu beruhigen. Diese stellten sich auch nicht nur ein, um ihm moralische Vorstellungen und religiöse Wahrheiten zu vermitteln.

Alles, was Mohammed an Abscheulichkeiten während seiner Zeit in Medina tat, wurde durch „Offenbarungen“ gerechtfertigt. Sie verselbständigten sich also mit der Zeit und wurden zu Erklärungen für seine vielen Widersprüchlichkeiten, ja zu Befehlen, die es ihm ermöglichten, Karawanen zu überfallen, die Juden zu bekriegen, zu vertreiben und zu töten und Arabien zu erobern. Von ihm selbst getroffene Entscheidungen, für die er persönlich nicht die Verantwortung übernehmen wollte oder konnte, kleidete er in göttliche Offenbarungen und übertrug damit die Verantwortung auf eine höhere Instanz, nämlich auf Gott.

Wir wissen, dass Mohammed immer außer sich geriet, wenn man seine Offenbarungen als Lüge bezeichnete oder seine Herkunft in Frage stellte. Dieses waren seine wunden Stellen. Er brauchte einen Stammbaum zurück bis hin zu Abraham und Adam und Eva, um sich als Gesandter Gottes auszuweisen. Und seine Botschaften und Handlungen konnten seiner Meinung nach nur für richtig gehalten und hingenommen werden, wenn sie direkt von Gott selbst stammten bzw. befohlen worden waren. Wer also daran zweifelte, dass er seine Erklärungen und Befehle von Allah selbst empfangen habe, zweifelte deshalb seiner Meinung nach auch an ihm selbst und seiner göttlichen Sendung. Das aber konnte er nicht dulden.

Deshalb betont er auch immer wieder seine hervorragenden Charaktereigenschaften, die sonst nur auf alle übrigen Menschen verteilt vorhanden seien. Er wäre von zuvorkommender, sanfter Natur und angenehm im Umgang mit den Mitmenschen. Gott stattete ihn mit den besten menschlichen Vorzügen aus. Alles Hervorragende finde sich in ihm in unbegrenztem, absolutem Maße. Außerdem übertreffe er alle Menschen an Verstand, Weisheit und Willenskraft. Seine Begabung sei größer als die aller Menschen zusammen seit Weltanfang bis zu ihrem Ende. Auch fehlt es bei ihm nicht an eindeutigen Hinweisen auf seine Unantastbarkeit als Prophet.

Die Lehre von den geistigen Qualitäten des Propheten soll den Gläubigen seine übernatürliche Größe zeigen. Daraus ergibt sich nun für das Denken des gläubigen Arabers, dass Mohammed auch die vollkommenste Körpergestalt besessen und die vornehmsten Sitten praktiziert haben muss. So wurde er immer wieder dargestellt. Und dieses Bild lebt auch heute noch in der Vorstellung der Moslems.

Mohammeds angebliche epileptische Anfälle: Es wird immer wieder behauptet, dass Mohammed unter epileptischen Anfällen litt. Diese hätten seinen religiösen „Wahnsinn“ begünstigt. Unter dieser Einwirkung seien seine ersten Offenbarungen entstanden, die sich durch eine überspannte Gemütsstimmung und durch Verwirrtheit auszeichneten. Als ein solcher Anfall ihn zu Boden riss, soll ihn der Engel (wohl Gabriel) mit den Worten geweckt haben: „O du Bedeckter (Begnadeter?), erhebe dich und verkündige und verherrliche deinen Herrn (Allah). Reinige deine Kleider (rituelle Waschung?) und meide jede Schandtät. Sei nicht freigebig (duldsam anderen Vorstellungen gegenüber) in der Absicht, dadurch mehr zurückzuerhalten (zu

erreichen), und warte geduldig auf deinen Herrn (er wird schon das Richtige in die Wege leiten). Wenn die Posaune (zum Endgericht) erschallen wird, so wird dieser Tag für die Ungläubigen ein Tag des Kammers und der Not sein“ (Sure 74).

Ich bin leider nicht in der Lage, viel über den Zusammenhang von epileptischen Anfällen und den „Offenbarungen“, die Mohammed zuteilwurden, zu sagen. Was Fachleute zu Erlebnissen, Eingebungen und politischen und religiösen Wahnvorstellungen, die bei epileptischen Anfällen evtl. auftreten, berichten können, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Deshalb schließe ich nicht aus, dass die Unterstellung der epileptischen Anfälle und der hysterischen Wahnvorstellungen bei Mohammed von Seiten seiner Gegner, besonders der Christen, kommt.

Ich schließe nicht unbedingt aus, dass Mohammed unter epileptischen Anfällen litt. Diese, wenn sie geschehen sein sollten, dürften jedoch nicht die Ursache für seine Offenbarungen gewesen sein, sondern diese eher verstärkt haben. Ich wüsste auch gerne, ob wirkliche Epileptiker zu so willensstarken und kraftvollen Taten, wie sie Mohammed durchführte, in der Lage sein sollten. Seine Offenbarungen lassen sich sicherlich auch ohne Epilepsie erklären. Es ist jedoch nicht auszuschließen, dass die Erscheinungen, die er hatte, und seine Offenbarungen mit Gemütszuständen verbunden waren, die nun äußerst stark ausbrachen. Diese mögen Anfällen, vielleicht sogar epileptischen, geglichen haben. Auch beim Apostel Paulus vermuteten viele, dass er unter epileptischen Anfällen litt. Ich selbst möchte dies bestreiten.

Hatte Luther ähnliche Offenbarungen? Von Luther sind uns derartige übersinnliche Offenbarungserlebnisse nicht bekannt. Er hatte lediglich sein „Turmerlebnis“, zu dem er hauptsächlich durch die Bearbeitung des Römerbriefes kam. Durch dieses fand er seinen Durchbruch und eine neue Orientierung. Neue Erkenntnisse sind ihm wohl auch bei seinen stundenlangen Gebeten gekommen. Die meisten „rebellischen“ Einsichten stellten sich bei ihm sicherlich ganz ruhig über den Verstand ein.

Ganz frei von Erscheinungen und Phantasievorstellungen scheint Luther jedoch auch nicht gewesen zu sein. Seine angeblichen Begegnungen mit dem Teufel, auf den er auf der Wartburg beim Übersetzen des Neuen Testaments das Tintenfass geworden haben soll, deutet er, für das 16. Jahrhundert typisch, als Versuchungen. Auch 1530 schreibt er in Bezug auf derartige Erscheinungen: „Ich denke, es sei der schwarze Geselle aus der Hölle gewesen, der mich in seinem Reich auf Erden nicht wohl leiden mochte.“ Möglicherweise bezieht er sich dabei auch auf das Wartburgerlebnis. Für Luther war der Teufel ja eine tatsächliche Gestalt. - Als Mohammed seine Offenbarungen bekam und als Prediger auftrat, war er 15 Jahre in Mekka verheiratet und 40 Jahre alt. Luther hatte seinen Durchbruch mit etwa 35 Jahren. Bei den Anschlägen seiner 95 Thesen an die Wittenberger Schlosskirche war er 34.

Mohammeds friedliche Missionstätigkeit in Mekka

Die Anfänge seines Auftretens in Mekka: Nach seinen ersten Offenbarungen konnte Mohammed das innere Feuer, das in ihm brannte, nicht mehr löschen. Er gab dem unwiderstehlichen Zwang, der auf ihm lastete, nach und hielt seinen nach Wohlstand und Reichtum strebenden Mitbürgern gnadenlos sittliche und zwi-

schenmenschliche Werte vor. Er sprach von gegenseitigem Verständnis, der Güte, der Vergebung, auch den Feinden gegenüber, dem Geist des Friedens und der Versöhnung. Diese Vorstellungen, in denen er nun selbst lebte, hatte er sicherlich von Jesus übernommen. Diesen, die in seiner Umgebung offenbar nicht hoch im Kurs standen und kaum umgesetzt wurden, wollte er Gehör verschaffen. Die Rolle des Einzelkämpfers war ihm ja in gewisser Weise bereits in die Wiege gelegt, obwohl seine Gesellschaft ihre Kinder dazu erzog, sich als Teil des Stammes zu fühlen.

Angefeindet wurde er in den ersten Jahren seines Auftretens nicht, denn Mekka war offen für alle Götter und ihre Boten. Um die Kaaba herum und auf den Märkten predigten oft Mönche, religiöse Schwärmer und Wahrsager, die sich Hanifen nannten, wie sich auch Mohammed selbst zuerst bezeichnete. Viele unter ihnen lehnten die Vielgötterei, den Alkohol und den außerehelichen Geschlechtsverkehr ab.

Manche von ihnen verehrten sogar den Gott Abrahams, fasteten, beteten und glaubten an ein Leben im Jenseits nach dem Tode. Die Mekkaner ließen sie gewähren, solange dadurch weder die Pilger noch die Händler beeinträchtigt oder beleidigt wurden. Außerdem war der Eingottglaube Mohammeds nicht wirklich neu. Die Bevölkerung kannte diesen von den arabischen Juden und den christlichen Syrern.

Von der Verkündigung des einen Gottes: Mohammed wusste, welche Bedeutung die Kultstätten, die Götterbilder und die feierlichen Handlungen für die Mekkaner hatten. Sie boten seinem Volke und allen Arabern angeblich Schutz und Sicherheit. Außerdem waren die zahllosen Pilger, die zur Kaaba strömten, eine der wichtigsten Einnahmequellen der Stadt. Um nicht gleich anzuecken, wählte Mohammed bei seiner Verkündigung des einen Gottes deshalb einen Mittelweg zwischen seiner strengen Eingott-Vorstellung und den Vorstellungen der Mekkaner und der Pilger. Diese leugneten zwar die Existenz des einen erhabenen Gottes nicht unbedingt, glaubten jedoch, dass ihre Gottheiten die Mittler zwischen Mensch und Gott seien.

Zunächst nahm er also eine duldsame Haltung gegenüber dem Glauben seines Volkes ein und sprach auch nicht gleich von einer neuen Religion, dem Islam, sondern lediglich von der Religion Abrahams und dem einen Gott, ohne die zahlreichen Gottheiten, die um die Kaaba aufgestellt waren, verächtlich zu machen. Er erklärte: „Euch euer Glaube, mir mein Glaube“.

Später ging er sogar noch einen Schritt weiter und tat so, als ließe er die drei bedeutendsten arabischen Gottheiten und einige Hauptgötter des Koraischitenstammes gelten. Einige Mekkaner freuten sich über diese scheinbare Duldung und erkannten Mohammed als einen Gottgesandten an. Diese Zugeständnisse scheinen aber bei manchem seiner Anhänger ein verständliches Ärgernis hervorgerufen zu haben, und später musste er erkennen, dass sein Entgegenkommen ihm nicht viel gebracht hatte, denn seine Duldung dieser Gottheiten stand ja im totalen Gegensatz zu seiner Eingott-Überzeugung.

Mohammed entschied sich daher, diese ihm mitgeteilten Offenbarungen zu widerrufen, in denen diese Gottheiten gelobt wurden. Um diese Änderung nun seinen Anhängern und den Mekkanern gegenüber verständlich zu machen, behauptete er,

die früheren Verse seien ihm vom Teufel eingeflüstert worden und würden jetzt durch die wahre Offenbarung ersetzt werden.

Durch diese Zurücknahme wurde er nun gehässigen Angriffen ausgesetzt. Man beschimpfte ihn auf offener Straße, und die Nachbarn legten ihm ihren Unrat vor seine Tür. Mohammed sah sich daher gezwungen, sich in das Haus seines angesehenen Freundes Arkam zurückzuziehen, wo er sich einigermaßen sicher fühlte. Auch viele andere Texte über die Glaubensfreiheit und ein friedliches religiöses Zusammenleben, die er hier verkündigte wurden dann in Medina durch spätere Koran-Kapitel für ungültig erklärt, in denen nun vom totalen Krieg gegen alle Ungläubigen die Rede ist.

Mohammed wollte die Unterschiede zu den Juden und Christen möglichst gering halten, um diesen den Übertritt zum Islam zu erleichtern. Deshalb nahm er jüdische und christliche Bestandteile auf. Sogar bei vielen rein gesellschaftlichen Bestimmungen scheute er sich nicht, diese wortwörtlich zu übernehmen. Eine Frau musste nun bei den Moslems ebenso wie bei den Juden drei Monate lang nach der Scheidung warten, bis sie sich wieder verheiraten durfte.

In Mekka wollte Mohammed zu Anfang nur seine religiösen Vorstellungen ausbreiten und die dortigen Stämme auf friedliche Weise durch seine Verkündigung bekehren. Dabei war er von seiner Sendung und dem Wert seiner Religion so überzeugt, dass er davon ausging, dass sich diese wie ein Lauffeuer ausbreiten werde.

Wie wirkt Mohammed auf die Mekkaner und welche Erfolge hatte er? Die geschäftstüchtigen Bewohner Mekkas standen zu fest im praktischen Leben, als dass sie bereit gewesen wären, über den Eingott-Glauben und eine zukünftige Welt nachzugrübeln. Deshalb wurde das, was Mohammed verkündigte, von diesen weitgehend abgelehnt. So war Mohammed mitleidigem Spott ausgesetzt.

Selbst seine näheren Bekannten konnten es nicht glauben, dass „Allah“ sich diesen unbedeutenden Mann zum Sendboten einer neuen Lehre auserwählt habe. Sein Anhang reichte anfangs kaum über seine Familie hinaus, zu der auch der junge Ali, ein Sohn seines Onkels Abu Talib, gehörte. Außerdem hatte er wahrscheinlich nur einigen Zulauf aus den unteren Schichten der Bevölkerung, vor allem der Sklaven. Das förderte seine Bemühungen aber nicht gerade.

Nur ein Mann von größerer Bedeutung folgte ihm in der ersten Zeit (616), der angesehene und zuverlässige Abu Bekr. Allmählich schlossen sich ihm daraufhin aber doch auch vereinzelt Glieder der führenden Familien an, so Othman ben Affan (616) aus dem führenden Hause Umajja. Da aber begann man Mohammeds Anliegen und Herausforderungen ernster zu nehmen und übte nun ihm gegenüber Druck aus, besonders als er immer mehr direkte Angriffe gegen die religiösen Kulthandlungen wagte. Die Lage wurde nun allmählich so ernst, dass er eine Anzahl seiner Anhänger nach dem christlichen Abessinien (heute Äthiopien) auswandern ließ.

Die Standfestigkeit und Ausdauer, die die Gruppe um den Propheten in dieser demütigenden Lage zeigte, machte in Mekka Eindruck und führte Mohammed nun doch mehr Anhänger aus den wichtigen Kreisen, wenn auch meistens nur rein äu-

ßerlich und scheinbar, zu, z.B. den jungen Omar (617), der später der zweite Kalif (Nachfolger) wurde. Dieser war bisher ein heftiger Gegner der neuen Bewegung.

Durch diese Zunahme der Anhängerschaft kam es gelegentlich zu Streitigkeiten zwischen den Mekkanern und den „Gläubigen“, die manchmal auch einen blutigen Verlauf nahmen. Mohammed erschien nun nämlich nicht mehr nur als harmloser Schwärmer. Weil er mit seinen Angriffen auf den herkömmlichen Kult Anklang fand, wurde er von vielen als Revolutionär angesehen, der die Grundlagen der Gemeinschaft, besonders ihr Kultzentrum, die Kaaba, auszuhöhlen drohte.

Ohne Abu Bekr und Omar wäre der Islam wahrscheinlich nicht über die ersten Anfänge hinausgekommen. Sie waren es auch, die in der Folgezeit den Propheten sehr beeinflussten und für die Ausbreitung seiner Lehre sogar zum Schwert griffen. Durch die spätere Ehe Mohammeds mit der neunjährigen Ayischa, der Tochter Abu Bekrs, gewann dieser einen noch viel bedeutenderen Einfluss auf den Propheten.

Mohammed wird radikaler und droht mit Strafen Allahs: Zu Anfang hatte es Mohammed vermieden, die Vielgötterei der Mekkaner öffentlich anzugreifen. Seine Haltung ihnen gegenüber wird jedoch mit der Zeit immer schonungsloser, und später wagt er es sogar, ihre überlieferten Vorstellungen abzulehnen. Er scheut sich nicht einmal, die Mekkaner als Ungläubige und sogar als Lügner und Verbrecher zu bezeichnen, und bemüht sich, sie durch Drohungen einzuschüchtern und zu verunsichern, um sie auf diese Weise zum Einlenken zu bringen und zu gewinnen.

Ihren ihn lächerlich machenden Bemerkungen tritt er nun mit selbst erfundenen mahnenden Propheten-Erzählungen und den Androhungen himmlischer Strafen entgegen. Er greift also zu einem Mittel, das auch sonst vielfach angewendet wird, er droht mit Strafen. Das tut er, weil er seine Hilf- und Erfolgslosigkeit erkennt.

Alle seine mehr oder weniger erfundenen Strafgeschichten, besonders die von Noah und Mose, haben den gleichen Inhalt: Die gottgesandten Propheten warnen ihr Volk, doch dieses nimmt ihre Worte nicht ernst. Da greift Gott selbst ein und straft die Ungläubigen durch Naturkatastrophen (Sintflut) wie bei Noah oder zerstört ihre Dörfer und rettet nur diejenigen, die den Propheten gefolgt waren.

Zu Anfang berichtete er über arabische Propheten, die seinen Hörern bekannt waren. Ein Beispiel bringt Sure 91, in der er von dem Propheten Salih erzählt, der den arabischen Stamm der Thamud zum Glauben an den einen Gott aufgefordert hatte. Doch diese bezeichneten ihn als Lügner und erkannten offenbar nicht den Ernst der Lage. Da wurde Gott ärgerlich und vernichtete den gesamten Stamm. - Mohammed wollte den Mekkanern damit klar machen, dass Gott bereits in diesem Leben seine Verächter bestraft. Und keiner wird sie vor seinem Zorne beschützen.

Er droht nun auch mit einer Offenbarung, die er angeblich von Allah erhalten habe. Dieser spricht: „Die Zeit, in welcher die Menschen Rechnung ablegen sollen (das Endgericht), kommt immer näher. Und trotzdem leben sie ganz unbesorgt und sind weit davon entfernt, daran (ans Gericht) zu denken. Deine Ermahnungen hören sie nur an, um sich darüber lustig zu machen. Ihre Herzen sind nämlich durch sinnliche Lüste betört. Die Ungerechten sprechen heimlich untereinander: Ist dieser Mohammed denn etwas anderes als nur ein Mensch, ein ebensolcher wie wir es

auch sind? Wollt ihr nun hingehen und euch seine Phantastereien anhören, obwohl ihr diese doch als Unsinn erkennt?

Du (Mohammed) aber gebe ihnen zu verstehen: Mein Herr (Allah) weiß, was im Himmel und auf Erden gesprochen wird, denn er hört und weiß alles. Sagen sie (die Mekkaner) nicht: Der Koran enthält nur verworrene Spinnereien, und er (Mohammed) hat ihn erdichtet. Ist er nicht ein Phantast! Stattdessen sollte er doch zu uns kommen und Wunder tun, wie dies auch die früheren Propheten getan haben. (Ich, Allah, sage ihnen:) Auch die Städte vor ihnen, welche ich zerstört habe, haben den Wunderzeichen (der Propheten) nicht geglaubt. Würden denn die Mekkaner, wenn sie Wunder sähen, glauben? Auch vor (zeitlich gemeint) dir habe ich nur einfache Menschen (als Propheten) gesandt, denen ich mich offenbarte.“ (Sure 21,1ff).

Die Mekkaner hatten Mohammed nämlich häufig aufgefordert, Wunder zu tun. Sie erklärten: Mose und Noah haben Wunder vollbracht. Wenn du ein wirklicher Prophet bist, mußt auch du in der Lage dazu sein. Das erwarten wir von dir. Mohammed antwortete darauf, dass er nicht über die Fähigkeit verfüge, Wunder zu tun, wenn es gewünscht werde. Für Wunder gibt es eine besondere Ordnung, die nicht seinem Willen unterstehe. Doch wenn wirklich ein Wunder erforderlich sei, so geschieht dies entsprechend dem Willen Gottes durch einen Propheten ohne die Mitwirkung dessen Willens. (Sure 6,109. 17,90-93) Die Propheten können also von sich aus keine Wunder geschehen lassen, wenn Gott ihnen nicht in speziellen Einzelfällen die Fähigkeit dazu verleiht.

Die obige Offenbarung scheint Eindruck auf die Zuhörer gemacht zu haben. Aber nach Jahren begannen die Mekkaner wieder mit ihrer Ablehnung und fuhrten fort, Mohammed zu verspotten. Jetzt werden die Höllenqualen von Mohammed noch stärker und intensiver vorgetragen als vorher, aber dadurch lassen sich die Mekkaner nicht beeindrucken, denn sie kennen diese Vorstellung von einem Leben nach dem Tode nicht. Mohammed droht deshalb: „Für sie (diese Gottesverächter) ist bereits eine Strafe im Diesseits bestimmt. Aber die Strafe im Jenseits wird gewiss noch härter ausfallen. Und dort wird sie niemand vor Allah beschützen“.

Vergeblich wiederholte der Prophet seine Drohungen, die nicht gerade menschenfreundlich waren. Sie waren für ihn notwendig, da er den Auftrag in sich spürte, ja vielleicht sogar in dem Wahn lebte, den Arabern eine neue Religion bringen zu müssen. Er flehte sie sogar an, sie möchten doch durch ihr Verhalten das Eintreffen des Strafgerichtes nicht beschleunigen. Aber alles war vergebens. Man wurde vielmehr immer frecher und verlangte sogar die Angabe eines Zeitpunktes für dieses.

Mohammed antwortete, dass nur Gott diesen Termin wisse, und er versuchte durch die Beschreibung des Jüngsten Tages, den er vom Christentum übernommen hatte, sich in dieser Situation zu helfen. Die sich darauf beziehende Offenbarung lautet: „Wahrlich, ich (Allah) schickte schon oft Gesandte als Zeichen meiner Barmherzigkeit, denn er (Allah) hört und weiß alles. Er ist der Herr des Himmels und der Erde und alles dessen, was zwischen diesen beiden liegt. Möchtet ihr das doch umfassend erkennen! Es gibt außer ihm keinen Gott. Er tut beides, er erweckt zum Leben, und er tötet. Er ist euer Herr und der Herr eurer Vorfahren.

Zwar belustigen sie sich jetzt damit, dass sie Zweifel äußern. Beobachte sie aber an dem Tage, an welchem von den Himmeln sichtbarer Rauch aufsteigen wird, der die Erde und alle Menschen bedeckt. Eine qualvolle Strafe wird dieses sein.

Sie werden dann schreien: O unser Herr (Allah), nimm diese Strafe von uns, wir wollen Gläubige werden. Aber hätte meine Ermahnung sie nicht zur Besinnung bringen können, da doch der klar erkennbare Gesandte Gottes zu ihnen gekommen war und sie sich trotzdem von ihm abgewendet und gesagt haben: Er hat nur nachgeplappert, was er gehört hat, er ist verrückt. Ich (Allah) würde zwar die Strafe über euch ein wenig verringern können. Aber was sage ich da. Ihr (die Mekkaner) werdet ja doch wieder vom Glauben abfallen. Deshalb: An jenem Tage, an welchem ich zum Endgericht antrete, werde ich Rache an ihnen (den Mekkanern) üben“ (Sure 44).

Nach schweren persönlichen Schicksalsschlägen geht Mohammed nach Medina: Im zehnten Jahr nach seinen ersten Offenbarungen, 619, trafen Mohammed zwei besonders schwere Schicksalsschläge. Im gleichen Monat starben seine Gattin Khadidscha und sein Onkel Abu Talib, der Bruder seines Vaters, der, ohne sich zu Mohammeds Glauben zu bekennen, doch stets seine schützende Hand über ihn gehalten hatte. Vor allem der Tod Khadidschas traf ihn tief, war sie doch diejenige, die ihn immer wieder aufgebaut hatte und ermunterte, weiterzumachen.

Diese persönliche Tragik brachte ihn auf die Idee, seine Botschaft jetzt in Taif, also außerhalb von Mekka, zu verkündigen, da er dort doch keinen Erfolg hatte. Aber auch in Taif wurde er wieder nur belächelt und von dort sogar vertrieben. Mit Steinen soll man nach ihm geworfen haben. Er kehrte nun wieder nach Mekka zurück. Doch wurde er hier jetzt erst recht abgelehnt. Spätestens zu diesem Zeitpunkt erkannte er, dass er auf die Weise, wie er bisher vorgegangen war, kaum jemals etwas erreichen würde. Er spürte aber übermächtig den Auftrag in sich, Allahs Reich aufzurichten zu müssen. Dabei gewann er die Überzeugung, dass dieses nur mit Gewalt möglich sei. Er entschied sich deshalb, sich mit Kriegern und bewaffneten Stämmen zusammen zu tun. Aber auch von diesen wurde er abgelehnt. Warum sollten sie sich mit Mekka anlegen?

Da geschah der Überlieferung nach folgendes: Als er während des Pilgerfestes 621 versuchte, neue Anhänger für seine Lehre zu gewinnen, soll er auf sechs arabische Pilger aus Medina gestoßen sein, die dort mit den Juden zusammenlebten. Sie kannten deshalb die Vorstellung, dass es nur einen Gott gäbe, und hatten auch bereits davon gehört, dass einmal ein Messias kommen und die Streitereien unter den Menschen und Völkern beseitigen werde. Als nun Mohammed diesen Pilgern seine Vorstellungen vortrug, sollen sie den Eindruck gewonnen haben, dass er der angekündigte Erlöser der Menschheit sei und besonders die in Medina herrschenden Spannungen beseitigen könnte. Deshalb schlossen sie sich seiner Religion an.

Einige Zeit darauf soll Mohammed von diesen in ihre Heimat zurückgekehrten Pilgern ein Schreiben erhalten haben, in dem sie ihn baten, einen seiner Anhänger zu ihnen zu schicken, um sie im Koran zu unterrichten. Die neue Lehre soll nun bereitwillige Aufnahme unter den Einwohnern von Medina gefunden haben. Die Mekkaner sollen es aber sehr ungern gesehen haben, dass Mohammed auch au-

ßerhalb ihrer Stadt Anhänger gefunden hatte, und sie befürchteten mit Recht, dass diese ihm in der Gefahr beistehen könnten. Die Koraischiten, seine Hauptgegner in Mekka, beschlossen deshalb nun, ihn zu überfallen und zu töten.

Der Legende nach soll der Prophet durch den Engel Gabriel von diesem Beschlusse in Kenntnis gesetzt worden sein. Deshalb verließ er nun ganz heimlich am 18. oder 19. Juni 622 Mekka und hielt sich sicherheitshalber noch drei Tage in einer Höhle auf. Daraufhin trat er mit Abu Bekr die Reise nach Medina an.

Die hintergangenen Mekkaner sollen nun eine Belohnung von 100 Kamelen auf ihn angesetzt haben. Inzwischen war es ihm aber gelungen, Medina zu erreichen, wo er von den dortigen Gläubigen freudig aufgenommen wurde. Mit der Übersiedlung (Hedschra) Mohammeds nach Medina beginnt auch sein Eintritt in die Weltgeschichte, und die Moslems datieren ihre Zeitrechnung seit diesem Ereignis (16. Juli 622). In diesen ersten Monat arabischer Zeitrechnung fällt auch immer der Fastenmonat Ramadan.

Die gewalttätige Ausbreitung seiner religiösen und politischen Vorstellungen

Mohammeds Tätigkeiten in Medina: Medina (Yathrib), das 400 Kilometer nördlich von Mekka und auf dem Handelsweg von dort nach Syrien liegt, war neben Mekka ein bedeutender Kulturmittelpunkt im alten Arabien. Ähnlich anderen Oasen bestand es aus Gehöften und festen Häusern, die zwischen Palmgruppen, Gärten und Feldern nebeneinander lagen. Die ältesten Einwohner sollen hier die Amalekiten, ein aramäischer Stamm, gewesen sein.

Auch Juden sollen sich bereits zur Zeit Davids (1.004-965 v.Chr.) hier niedergelassen haben. Ebenso nach der Zerstörung des ersten Tempels (587 v.Chr.) durch Nebukadnezar (604-562 v.Chr.) sollen hier viele jüdische Flüchtlinge eine Heimat gefunden haben. Diese Angaben bitte ich jedoch mit etwas Vorsicht zu genießen!

Sicher ist dagegen, dass nach der Zerstörung Jerusalems (70 n.Chr.) durch den römischen Feldherrn Titus viele Juden nach Arabien auswanderten. Sie sollen hier sogar ein unabhängiges, das so genannte jüdisch-sabäische Reich, gegründet haben, dessen letzter jüdischer König Joseph Dhu Nuwas im Jahre 525 n.Chr. dem Ansturm der christlichen Abessinier (Äthiopien) nicht gewachsen war. Auch diese Angaben kann ich nicht überprüfen!

Drei jüdische Stämme (Gruppen) hatten sich in Yathrib (Medina) niedergelassen bzw. dort gebildet. Sie beherrschten offenbar weitgehend diese Stadt. Einige Jahrzehnte vor Mohammeds Kommen nahmen sie vom Jemen (Südwestarabien) geflohene Aes und Khasradsch auf, mit denen Mohammed später um einige Ecken verwandt war. Die Juden erlaubten ihnen jedoch nur, am Rande der Oase zu siedeln. Diese versuchten nun mehrfach, die Juden aus der Stadt zu vertreiben, was ihnen jedoch nicht gelang. Medina hatte damals etwa 9.000 Einwohner, von denen mindestens 6.000 Juden waren. Es muss in der Stadt sehr viel Streit gegeben haben.

Nach Khadidschas Tod versuchte Mohammed nun, Kampfbündnisse vor allem gegen die Mekkaner zu bilden. Nachdem er aber von seinen Wunschartnern, mit denen er am liebsten die ganze arabische Halbinsel erobert hätte, abgelehnt wor-

den war, suchte er nun die Nähe zu diesen beiden kriegerischen Stämmen, den Aos und den Khasradsch, mit denen er über die Pilger, die von Medina nach Mekka gekommen waren, Kontakt hatte.

Mit 73 Männern von ihnen traf er sich deshalb 622 am Wege von Mekka nach Arafa und schloss mit ihnen einen Vertrag und ein Kampfbündnis, wobei er ihnen reiche Kriegsbeute versprach. Bei diesem Zusammenschluss übernahmen diese nun die Aufgabe, ihn, seine Anhänger und deren Frauen und Kinder, wenn sie zu ihnen kämen, gegen Widersacher zu verteidigen.

Der Verabredung entsprechend wanderten 622 die Anhänger Mohammeds von Mekka nach Yathrib aus, zuletzt er selbst. Das war der große Einschnitt in seinem Leben. Von nun an hieß die Stadt „Medina an-Nabi“, die Stadt des Propheten, oder nur al-Medina. Dieser Wechsel, die Hedschra, wird gewöhnlich zu Unrecht mit Flucht wiedergegeben, in Wahrheit bedeutet sie den Abbruch der Beziehungen zu Mekka.

Hier stand Mohammed nun mit einem Male ganz anders da als in Mekka. Die mitgebrachten Anhänger und die Vertrauten aus den arabischen Stämmen gaben ihm den Rückhalt für seine führende Stellung. In Medina waren die gesellschaftlichen Verhältnisse jedoch völlig andere als in der Handelsstadt Mekka, denn hier waren sowohl die Juden wie auch die Araber weitgehend landwirtschaftlich ausgerichtet und lebten vom Ertrag des Bodens.

Von Medina aus versuchte Mohammed nun, Räuberbanden in der Nähe von Mekka in sein Bündnis mit einzuschließen, um den dortigen Handel nachhaltig zu stören. Ausgestoßene aus den arabischen Stämmen hatten sich nämlich zusammengefunden und überall im Lande Gruppen gebildet, die wegen ihrer Gewalttätigkeit sehr gefürchtet waren. Sie waren berufliche Diebe, griffen Karawanen an und begingen Auftragsmorde. Einige Stämme holten sie sich sogar für ihre Kriege.

Mohammed schien mit solchen Leuten keine Probleme zu haben. Er versprach ihnen, sie unter seinem Schutz zu stellen, wenn sie sich dem Islam anschließen würden. Wer von seinem Stamme verstoßen worden sei, würde bei ihm eine neue Heimat finden, und die ehemaligen Sklaven unter ihnen würden frei sein. Das Blut, das an ihren Händen klebe, werde ihnen vergeben. Und das Geld und Gut, das sie erbeutet hatten, dürfe ihnen gehören.

Außer diesen Männern folgte Mohammed auch der Stamm Ghefar, der von Raubüberfällen lebte. Mohammed verbot ihnen diese nicht, sondern ermunterte sie sogar dazu und gab ihnen das Gefühl, ihr kriminelles Tun sei Teil einer guten Sache. Er übernahm sogar die Organisationsform dieser Räuberbanden, und ihr Arme- und Beine-Abhacken für Ungehorsame und Verräter fand Eingang in den Koran. Ihre Strategie der blitzartigen Überfälle machte er sich ebenso zu eigen wie die Regeln, nach denen sie die Kriegsbeute verteilten.

Erst nach dem Bündnis mit den Stämmen von Medina und den Räuberbanden begann Mohammeds eigentlicher Aufstieg als Staatsmann. Der Siegeszug des Islams fußt also letztlich auf seinem Bündnis mit der organisierten Kriminalität. Als er mit der Anwendung von Gewalt begonnen hatte, dürfte sich in ihm auch die Idee von der Einigung der arabischen Stämme und von Großarabien verfestigt haben.

In Medina wartete auf Mohammed die Aufgabe, ein großes Gemeinwesen, das durch inneren Streit völlig zerrüttet war, neu zu ordnen. Mit welchem Geschick er sich dieser politischen Aufgabe unterzog, zeigt uns die uns erhalten gebliebene Gemeindeordnung von Medina, die etwa zu Beginn des zweiten Jahres nach seiner Übersiedlung ausgearbeitet wurde.

Die verschiedenen Sippen unter den Juden, Arabern und Muslimen verpflichten sich, eine einheitliche umma, d.h. Gemeinschaft, zu bilden. In der Stadt sollte Frieden herrschen. Das Streit- und Kriebsrecht, das die Familien besaßen und im Übermaß ausübten, wird für die Ausführungen der gemeinsamen Aufgaben, die Mohammed jetzt anvertraut waren, aufgegeben. Zur Bereinigung der inneren Angelegenheiten sind alle aufgefordert. Darüber hinaus verpflichten sich die Vertragsschließenden zu gegenseitigem Schutz nach außen. Die Juden sind jedoch nicht verpflichtet, an einem Krieg der Muslime, der deren Glauben betrifft, teilzunehmen, es reicht, wenn sie Geldmittel zur Verfügung stellen.

Gleich nach seiner Ankunft widmete er sich diesen Aufgaben. Mit der Rolle des Propheten verband er nun die eines Staatsmannes, und bald scheint letztere das Übergewicht bekommen zu haben. Mohammed war ein Tatmensch, der seine Handlungen den Situationen anpasste. Ihm war zwar bewusst, wie widersprüchlich er war, aber darin sah er eine besondere Befähigung und Gnadengabe Allahs.

In der Gemeindeordnung wurden den Juden und den Arabern, obwohl sie einer anderen Religion angehörten bzw. als „Heiden“ angesehen wurden, dieselben Rechte zugestanden wie seinen Anhängern. Alle drei Gruppen wurden für gleichberechtigt erklärt. Die Gleichstellung der Juden und Araber mit den Moslems beruhte aber mehr auf seiner Klugheit als auf seinem Gerechtigkeitssinn, denn er benötigte sie erst einmal einfach für die Verwirklichung seiner Pläne. Solange seine eigene Macht nicht ausreichte, um sich eine unumschränkte Führungsposition zu verschaffen, musste er zu diesem Mittel greifen.

Es ist höchst wahrscheinlich, dass die meisten seiner Bestimmungen besondere Rücksichten auf die Mehrheit der Juden nahmen, denn er wollte zu Anfang keinen grundsätzlicher Gegensatz zwischen seiner Religion und diesen, um sie sich nicht zu Gegnern zu machen. Daraus erklären sich auch die vielen Anspielungen auf die Juden im Koran und seine Übernahme biblischer Gedanken und Geschichten.

Die bei den Juden auftretenden Bedenken versuchte er dadurch zu beseitigen, dass er betonte, er sei nur der Prophet für die Araber, ebenso wie Mose der Prophet der Juden gewesen sei. Vielleicht hoffte er sogar, in Medina von den Juden als einer der ihren anerkannt zu werden, wenn er einige von ihren religiösen Bräuchen übernahm und die Gebete in Richtung Jerusalem verrichten ließ.

Ihr Vertrauen kam ihm, als er mit seinen Eroberungen begann, sehr entgegen. Hätten sie nämlich damals die Gefahr erkannt, der sie sich durch ihre Gastfreundschaft ihm gegenüber ausgesetzt hatten, sie hätten höchstwahrscheinlich ihm gegenüber eine andere Haltung eingenommen. Stattdessen ließen sie sich sein freundliches Entgegenkommen gefallen, ohne die Bedrohung zu erkennen, die ihnen in Zukunft von dieser neuen Religion und noch mehr von ihrem Stifter drohte.

In der Gemeindeordnung hatte er ja bereits dafür gesorgt, dass das Übergewicht bei den Muslimen und bei ihm selbst liegt. Wer z.B. einen Muslim tötete, musste hingerichtet werden. Umgekehrt war ein Muslim jedoch geschützt, wenn er einen Ungläubigen umbrachte. Die letzte Entscheidung in strittigen Fragen sollte auch immer „Gott und seinem Gesandten“ vorbehalten bleiben.

Die Überfälle auf die Karawanen: Die meisten der Gläubigen, die Mohammed nach Medina vorausgeeilt waren, litten dort große Not, denn sie hatten keine Möglichkeiten, sich den notwendigen Lebensunterhalt zu erwirtschaften. Deshalb forderte Mohammed diejenigen unter seinen Anhänger, die Vermögen hatten, auf, ihre Glaubensbrüder zu unterstützen. Für die Dauer war dieses aber keine Lösung, besonders da die Neubekehrten eine besondere Belohnung des Himmels dafür erwarteten, dass sie sich dem Islam angeschlossen hatten.

Da Mohammed von den Mekkanern schlecht behandelt worden war und außerdem noch kriegerrische Auseinandersetzungen mit ihnen plante, beschloss er erst einmal, ihnen zunächst wirtschaftlich zuzusetzen. Seine Heimatstadt war auf Weizenlieferungen aus Ägypten und auf Datteln aus Medina angewiesen. Mohammed verbot nun den jüdischen Bauern, Nahrung nach Mekka zu liefern. Auch belagerten seine Kämpfer den Hafen vom heutigen Jabo am Roten Meer, um die Weizenlieferungen aus Ägypten zu beschlagnahmen.

Der nächste Schritt waren die Angriffe auf Karawanen, die sich auf dem Rückweg von Syrien befanden. Dieses war unter den Arabern schon immer üblich. Durch diese Maßnahmen gelang es ihm, seine früheren Drohungen den Widerspenstigen in Mekka gegenüber in Erfüllung gehen zu lassen. Andererseits konnte er die Not seiner leidenden Anhänger damit lindern. Um diese Überfälle, die seinen Anhängern unangenehm und peinlich waren, zu rechtfertigen, erklärte er ihnen, dass sie ein Recht darauf hätten, sich vom Besitz der Ungläubigen zu ernähren, denn schon hier auf Erden bekämen diese ihre Strafen, die Gläubigen jedoch ihren Lohn.

Im Jahre 623 überfiel er sechs mekkanische Karawanen, und in den folgenden Jahren nahmen diese Raubzüge noch zu. Hatte er vorher, ebenso wie Luther und Augustinus, noch behauptet, rechtmäßige Kriege seien nur solche, die der Verteidigung dienten, wurden Überfälle jetzt zur Haupteinnahmequelle für Mohammed und seine Gemeinde, die immer größer und anspruchsvoller wurde. Gleichzeitig versprach er seinen Kämpfern nicht nur das ewige Paradies im Jenseits, sondern bereits im Diesseits reiche Beute und schöne Sklavinnen.

Sein Vorgehen war natürlich gemein und rücksichtslos, denn er griff unvorbereitete und weitgehend wehrlose Personen an. Er verstieß sogar gegen die althergebrachte und geheiligte Sitte, dass im Monat Ramadan keine Überfälle gemacht werden dürfen. Kein Wunder also, dass seine Gläubigen ihm Vorhaltungen machten. Er verstand es aber, durch eine Offenbarung diese Belästigungen und Verbrechen als einen Kampf für den Islam, für die Sache Gottes, hinzustellen, und erklärte diese Raubzüge zu einer heiligen Pflicht, da durch sie die Gottlosen bestraft würden.

Unter diesen Raubzügen war der von Bedr 624 der erste, in dem es zu einer Art Schlacht kam. Aus ihr ging Mohammed als Sieger hervorging. Die feindlichen Toten wurden einfach in einen Brunnen geworfen, und der Prophet rief ihnen nach: „Ihr habt meine damaligen Weissagungen für Lügen gehalten. Jetzt aber hat euch das angedrohte Strafgericht erreicht!“

Dieser Sieg war durchaus von Bedeutung, denn obwohl die Hauptkarawane entwischte, fiel doch ein großer Teil der Handelsgüter in Mohammeds Hände. Dadurch stiegen sein Ansehen und seine Macht, denn jetzt konnte er sich auf eine eindeutige „Gottestat“ berufen. Von nun an herrschte er unumschränkt über Medina. Wer es jedoch noch wagte, gegen ihn aufzutreten oder seine Sendung in Zweifel zu ziehen, wurde hinterhältig umgebracht. Auch wurde jetzt als Einnahmequelle die Kopfsteuer (pro Person) für die Juden und die Christen eingerichtet.

Mohammeds Überfälle auf die jüdischen Stämme: Von nun an war die Politik bei Mohammed wichtiger als die Religion. Er stützt sich mehr auf sein Schwert als auf das angebliche Wort Gottes. Die Unverletzlichkeit der mit den Juden in Medina gemachten Verträge missachtete er gröblich. Er überfiel zuerst den Stamm Kainuka, der etwa 700 waffenfähige Männer hatte und wegen der Juwelier- und Goldarbeiten unter den Arabern sehr bekannt war. Die Juden unterlagen, wurden ihres Eigentums und ihrer Werkzeuge beraubt und zur Auswanderung nach Syrien gezwungen.

Nicht anders verfuhr Mohammed anschließend mit dem Stamm Nadhir, der ebenfalls als Verbündeter hätte behandelt werden müssen und gar nicht mit einem solchen Vorgehen gerechnet hatte. Er zwang diesen 625, Medina zu verlassen, und übernahm dessen Vermögen. - Auch diese Überfälle und Vertreibungen waren gemein und rücksichtslos. Hierbei forderte Mohammed von seinen Haudegen jedoch noch einen gewissen Anstand. Doch als aus den Kämpfen ein gewinnbringendes Geschäft wurde, wurde er immer rücksichtsloser. Der Krieg gegen die Ungläubigen wurde nun zur Hauptaufgabe. Keiner sollte mehr auf der Halbinsel geduldet werden. Bis heute dürfen Nicht-Muslime die Städte Mekka und Medina nicht betreten.

Die vertriebenen Juden vom Stamm Nadhir ließen sich in Chaybar nieder, einer jüdischen Stadt in einer sehr dattelreichen Gegend, vier Tagesreisen nördlich von Medina. Nachdem sie sich hier eingelebt hatten, hatten sie vor, diesen Vertragsbruch zu rächen. Sie schickten deshalb Gesandte nach Mekka, um die Koraischiten und deren Bundesgenossen zum Kampfe gegen Mohammed zu gewinnen, und es gelang ihnen, eine Armee von zehntausend Mann zusammenzustellen.

Als man in Medina von diesen Plänen erfuhr, gerieten die Einwohner in große Verzweiflung. Da Mohammed erkannte, dass er einer derart großen Armee im offenen Felde nicht gewachsen war, ließ er um die ganze Stadt einen Graben ziehen. Vergeblich flehte Mohammed nun zu Gott: „Ich beschwöre dich bei dem mir gewährten Bunde und Versprechen, hilf uns, sonst wirst du von niemandem auf Erden mehr angebetet!“. In dieser größten Not und Verzweiflung beschloss er nun, durch Einzelverhandlungen mit Teilen der verbündeten Armee die Gefahr abzuwenden.

Nachdem der Feind am 15. April 627 abgezogen war, beschloss Mohammed, den noch in Medina wohnenden jüdischen Stamm der Koraytza zu vertreiben, denn

er fürchtete, dieser könnte sich mit seinen Glaubensbrüdern gegen ihn verbünden. Er überfiel die Juden in ihrem Viertel, in dem sie sich verschanzt hatten, und belagerte sie ungefähr 20 Tage lang. Daraufhin waren sie gezwungen, sich zu ergeben und wurden, etwa 600 Männer, auf den Marktplatz geführt und enthauptet. Die Frauen und Kinder, etwa tausend, wurden als Sklaven versteigert.

Im Frühling 628 beschloss Mohammed zum ersten Male wieder, am Pilgerfest in Mekka teilzunehmen. Dabei wollte er den dortigen Bewohnern deutlich machen, dass sich sein Glaubensbekenntnis nicht zu sehr von dem ihren unterscheide, und sie zur Annahme des Islams bewegen. Diese gestatteten ihm aber nicht den Zutritt zur Kaaba. So mussten er und seine Anhänger sich damit begnügen, außerhalb von dieser ihre Festzeremonien zu verrichten. Er opferte bei diesem Anlass siebzig Kamele und mehrere Rinder und Schafe. Im März 629 unternahm er dann noch einmal eine Pilgerfahrt dorthin. Dieses Mal durfte er jedoch das Heiligtum betreten.

Auf dem Rückweg von der ersten Pilgerfahrt überlegte sich Mohammed, wie er die schlechte Stimmung unter seinen Anhänger wegen der nicht zustande gekommenen Feierlichkeiten wieder gut machen könnte. Er kam auf den Gedanken, die jüdische Gemeinde in Chaybar zu überfallen. Deshalb schickte er einen seiner Helfer dorthin, um den jüdischen Herrscher Osayr nach Medina unter dem Vorwande zu locken, dass er ihn zum Statthalter von Chaybar ernennen wolle.

Unterwegs wurde Osayr jedoch samt seinem Gefolge ermordet. Daraufhin griff Mohammed Chaybar an. Um diesen Krieg als einen heiligen hinzustellen, verkündete er die ihm von Gott zuvor gemachte Offenbarung: „Wahrlich, wir (Allah) schenken dir eine gelungene Eroberung, damit euch Gott alle eure Sünden, die geschehen sind und noch erfolgen werden, verzeihe. Er wird euch glänzenden Beistand gewähren“ (Sure 48,1-3). Nach einer mehr als fünfwöchigen Belagerung mussten sich die Juden unterwerfen. Ihr zahlreiches Vermögen wurde unter die Muslime verteilt.

Die Verbitterung unter den Juden in Arabien gegen Mohammed war nach dem Chaybar-Überfall sehr groß. Aus Furcht vor einem ähnlichen Schicksal unterwarfen sich ihm jedoch auch andere jüdische und arabische Stämme. Für ihn waren die gefügig gemachten Juden deshalb von besonderer Bedeutung, weil er von ihnen die Anerkennung seiner göttlichen Sendung zu erzwingen hoffte, denn sie standen als das „auserwählte Volk Gottes“ bei den heidnischen Stämmen und auch bei seinen Anhängern in hohem Ansehen. Seine Bemühungen scheiterten aber an ihrer Glaubensfestigkeit. Sie hatten sich zwar stark dem Arabischen angepasst, sie wollten aber nicht hinter ihren Glaubensverwandten in Palästina zurückstehen, die so oft ihr Leben für ihre Religion geopfert hatten.

Es wird immer wieder behauptet, dass Mohammed süchtig nach Anerkennung und Macht war. Ich vermag das nicht zu beurteilen, da er sich ja als ein Auserwählter Gottes verstand und meinte, dessen Sache, nicht seine eigene, zu betreiben. Beide griffen jedoch wahrscheinlich bei ihm sehr eng ineinander. Allein in den letzten acht Jahren seines Lebens führte er über achtzig Kriege. Je mehr Feinde er ausschaltete, desto größenwahnsinniger soll er nach der Meinung einiger geworden

sein. Seine Anhänger in Medina kontrollierte er auf Schritt und Tritt. Fünfmal am Tage mussten sie zum Gebet antreten, damit er sich ihrer Treue versichern konnte.

Ein Vergleich zwischen Luthers und Mohammeds Einstellung zu den Juden: Mohammed war so sehr von seiner Sendung überzeugt, dass er glaubte, die Juden und Christen in Mekka und dann in Medina müssten sich ihm begeistert anschließen. Für sie brachte Mohammed jedoch nichts, was für sie einen Anreiz gehabt haben könnte. Außerdem waren sie in ihren Religionen, die ihnen auch Selbstbewusstsein und Sicherheit gaben, so verwurzelt, dass kein Grund zu einem Religionswechsel bestand. Da fühlte sich Mohammed in seinem Selbstwertgefühl und seiner Ehre gekränkt und ließ die Juden jetzt nicht nur fallen, sondern erblickte in ihrem Reichtum eine Möglichkeit, seine Bewegung zu finanzieren.

Auch Luther war von seinen Erkenntnissen so überzeugt, dass er meinte, nun sei die Zeit gekommen, wo die Juden endlich mit ihrer religiösen Vergangenheit brechen, weil sie erkennen, dass die Botschaft Gottes jetzt nach sehr langer Zeit wieder klar zum Vorschein komme. Obwohl die Juden von den Überzeugungen Luthers gar nicht so weit entfernt waren, legten sie doch keinen Wert auf diese „Spinnereien“, obwohl ihre eigene Religion nicht wesentlich besser war. Mit Recht konnten sie nicht einsehen, warum sie Luther folgen sollten. Sie bevorzugten ihren eigenen religiösen Weg und blieben ihm treu. Darin sah Luther nicht nur eine Halsstarrigkeit, sondern er meinte, darin die ewige Verworfenheit der Juden zu erblicken.

Wer sich dagegen sträube, die Güte und Gnade Gottes anzunehmen, die durch ihn wieder zum Bewusstsein gekommen sei, der könne seiner Meinung nach nicht mehr erreicht werden und sei deshalb auch eine Gefahr für die Christenheit. Dieser Gefährdung müsse aber unbedingt vorgebeugt werden. Ganz abgesehen davon, dass wahrscheinlich jetzt in Luther wieder alle ihm durch die Kirche anerzogenen Abneigungen, Feindseligkeiten und Ekelgefühle den Juden gegenüber durchbrachen. Anders kann ich mir Luthers Hassangriffe auf die Juden nicht erklären.

Die Ursache für diese seine Abscheu sind jedoch nicht die Juden und ihre Lebensweise und Religion, sondern Luthers überspanntes Selbstbewusstsein und religiöses Sicherheitsgefühl. Merkwürdigerweise erkennt Luther bei seinen Landsleuten die Ablehnung seiner Vorstellungen mehr oder weniger noch an. In Bezug auf die Juden pöbelt er jedoch los und schlägt zu.

Ein Jude, Pinchas E. Lapide, hat zu Luther zu sagen: Der Religionswissenschaftler kann nicht umhin, eine auffallende Parallele in den Einstellungen Luthers und Mohammeds zum Judentum festzustellen: Beide bezugeten eindeutige Sympathie während ihrer Jugendjahre (etwa ab 40) sowie die Bereitschaft, von Juden zu lernen. Beide umwarben die Juden ihrer Heimat, um ihre Bekehrung zu erwirken.

In beiden Fällen führte jedoch die jüdische Treue zu Israels Glaubensgut, die in den Augen Luthers und Mohammeds nur als Halsstarrigkeit angesehen werden konnte, zu einer Abkehr vom Judentum, die zuletzt zu einer gewalttätigen Judenfeindschaft ausarten konnte. So führte ein hoffnungsvoller Anfang jüdisch-christlicher Annäherung nach viel Verbitterung und Vergiftung zur Verteufelung der Juden und schließlich zur ihrer Ausmerzung im Herzen eines christlichen Europas. -

Dieses aber hat Martin Luther nie gewollt. Auch in seinen gehässigsten Spätschriften ging es ihm vor allem um die Vertreibung und Absonderung der Juden. Aber wohin mit ihnen?

Die Eroberung Mekkas und die Zerstörung der Götterbilder: 628 soll Mohammed gleichlautende Schreiben an die Herrscher der benachbarten Reiche, nach Abessinien (heute Äthiopien), Syrien, Persien, Ägypten, und an den byzantinischen (oströmischen) Kaiser gesandt haben, in denen es heißt: „Im Namen Allahs. Gruß von Mohammed! Dieses ist eine Einladung zum Islam. Werde Muslim, und du darfst dich geborgen wissen! Werde Muslim, und Gott gibt dir doppelten Lohn! Wendest du dich aber davon ab, so empfängst du auch die gerechte Strafe wie z.B. die Kopten und die Christen (die er bereits unterworfen hatte). O Schriftbesitzer (gemeint ist die Bibel)! Kommt, es soll zwischen uns und euch ein versöhnliches Wort stattfinden. Wir wollen keinen außer Allah anbeten, wir wollen keinen neben ihm dulden.“

Besonders war ihm aber daran gelegen, dass seine damals gegen die Ungläubigen in Mekka gemachten „ihm geoffenbarten“ Drohungen in Erfüllung gehen. Da Allah aber offensichtlich nichts unternahm, fühlte er sich nun genötigt, selbst einzugreifen. Acht Jahre nach seiner Übersiedlung nach Medina entschied er sich deshalb, seine Heimatstadt anzugreifen und zu erobern. Er stellte nun eine Armee von zehntausend Kriegern auf. Zahlreiche unterworfenen Stämme mussten sich an diesem Feldzug beteiligen. Jedem, der in diesem Kampf fallen sollte, versprach er den Himmel voller Luxus und schöner Frauen. Am 1. Januar 630 zog er nun an der Spitze dieses Heeres in den ersten Heiligen Krieg gegen die „Götzendienen“.

Da er über eine für dortige Verhältnisse riesige Armee verfügte und da sich seine Truppen bei derartigen himmlischen Aussichten auch nicht zurückhalten würden, wusste er, dass er siegen werde. Einer so großen bewaffneten Macht konnten die Mekkaner keinen Widerstand leisten, denn ihre Truppen waren zahlenmäßig wesentlich kleiner und auch schlechter ausgestattet. Auch sie selbst waren sich sicher, dass Mohammed sie besiegen würde. Deshalb liefen viele ihm entgegen, um ihm die Treue zu schwören, bevor er Mekka erobern würde.

Nach einem kleinen Gefecht unterwarf sich die Stadt. Als Mohammed nun in Mekka einzog, wollte er keine Rache an der gesamten Bevölkerung nehmen, sondern Gnade walten lassen. Die meisten erkauften sich ihr Leben durch den Übertritt zum Islam. Nur eine begrenzte Anzahl von Männern und Frauen ließ er töten. Hierbei legte er jedoch verschiedene Maßstäbe an. Stammesoberhäuptern verzieh er, einfache Prediger und Sklavinnen, die ihn einst beleidigt hatten, ließ er hinrichten. Daraufhin zerstörte er auch die Götterbilder rund um die Kaaba und machte den Schwarzen Stein zum zentralen Heiligtum. Er blieb anschließend einen halben Monat in der Stadt, um die Einwohner zur Annahme des Islams zu zwingen.

Es wird erzählt: Am Tage der Eroberung Mekkas betrat Mohammed das Kaaba-Heiligtum, an dem 360 Gottesbilder aufgestellt und mit Metall befestigt waren. Auf seinem Kamel machte er daraufhin den heiligen Umritt, indem er sprach: „Es ist die Wahrheit gekommen, und das Falsche geht zugrunde!“ Dabei zeigte er mit einem Stabe von ferne auf die einzelnen Figuren, ohne diese zu berühren. Die Götter, auf

deren Gesicht er zeigte, stürzten alle nach rückwärts, und die, auf deren Rückseite er zeigte, nach vorne.

Nachdem nun auf diese Weise die angeblichen Drohungen Allahs in Erfüllung gegangen waren, überkam viele arabische Stämme die Furcht vor einer ähnlichen Eroberung. Sie schickten daher Gesandtschaften zu Mohammed, um ihm ihre Bereitschaft zur Unterwerfung mitzuteilen. Auch viele Städte erkannten seine Herrschaft plötzlich an und verpflichteten sich zu jährlichen Zahlungen. Durch die Unterwerfung Mekkas wuchs also das Ansehen Mohammeds zusehends. Wir sehen, wie aus dem einstigen verachteten Prediger innerhalb von kaum zehn Jahren ein mächtiger Herrscher wurde, bei dem das religiöse Anliegen jedoch immer mehr hinter dem rein politischen verschwand.

Mohammed wusste, dass die jahrhundertealten Streitereien unter den Stämmen seinen Einigungsplan von Arabien langfristig gefährden konnten. Deshalb schwor er sie, wie dies heute in der Politik noch üblich ist, auf einen äußeren Feind ein und wollte seine Kämpfe außerhalb Arabiens fortsetzen. Nach der Eroberung Mekkas baute er deshalb eine große Armee auf und führte diese Richtung Byzanz.

Seine Kämpfer spornete er mit der Aussicht auf byzantinische Mädchen als Kriegsbeute an. Die Versprechungen seines zweiten Nachfolgers waren: Wer im Kampf fiel, konnte mit dem ewigen Paradies und dort mit 72 Jungfrauen rechnen, die vermutlich noch schöner wären als die Mädchen aus Byzanz und Persien. Viele weitere Stämme unterwarfen sich ihm nun, weil sie erkannten, dass er nicht nur die Araber einen, sondern auch eine Großmacht aus ihnen machen würde.

Die unterworfenen Stämme fallen beim Tode Mohammeds wieder ab: Der April 632 wurde für Mohammed und seine Religion dann der Höhepunkt seines Lebens. Auf dem Wege zum Pilgerfest war von Medina bis Mekka auf jeder Station ein Gebetsplatz errichtet worden, auf dem er selbst vorbetete. Aus allen Teilen Arabiens waren die „Gläubigen“ herbeigeströmt, um den Propheten zu sehen und kennenzulernen. In Mekka selbst hatten sich viele Tausende versammelt, um am Feste teilzunehmen. Nach arabisch-heidnischer Sitte schritt Mohammed siebenmal um die Kaaba und ehrte dann den schwarzen Stein, wahrscheinlich durch einen Kuss.

Der Tod Mohammeds 632 muss dann für die mehr oder weniger gewaltsam unterjochten Stämme, die den Islam nur wegen der Bewunderung Mohammeds, wegen Hoffnung auf Reichtum oder aus Angst angenommen hatten, wie eine Befreiung gewirkt haben. Die Zahl derjenigen, die aus freier innerer Überzeugung dem Propheten und seiner Lehre gefolgt waren, war nämlich sehr klein. Kaum war Abu Bekr in Medina zu seinem Nachfolger gewählt worden, erhoben sich fast alle arabischen Stämme, um das ihnen aufgezwungene Joch wieder abzuschütteln, und verweigerten die Zahlungen von Steuern. Unter Abu Bekrs Nachfolger, dem Kalifen Omar, entwickelte sich dann der Streit mit den Juden sogar soweit, dass man diesen unter dem Vorwurf der Gotteslästerung Arabien überhaupt verbot.

Das gewaltsame Vorgehen Mohammeds, verglichen mit der deutschen Reformation: Können wir ihn, den Verantwortungslosen und Gewalttäter, überhaupt noch mit Luther vergleichen, der alle Gewaltanwendung für die Ausbreitung der göttlichen

Botschaft ablehnt? Er betont immer wieder, dass die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden nur mit friedlichen Mitteln geschehen dürfe. Er selbst verwende nur Mund und Feder. Grundsätzlich lehnt er eigentlich jede Gewalt innerhalb der Kirche, dem irdischen Reiche Gottes, ab. In dieser Hinsicht ähnelt er dem Mohammed von Mekka. Der Mekka-Mohammed und Luther hatten auch gar keine andere Wahl.

Diese gütig-friedliche Ausbreitung der Gottesbotschaft schließt bei Luther jedoch nicht die Betonung des strafenden Gottes, das Angstmachen vor der Hölle und die Verteufelung Andersdenkender und der Gegner aus. Er ist in dieser Beziehung nicht anders als Mohammed in seiner Endphase in Mekka. Die wirklich friedliche Ausbreitung des Wortes Gottes lässt bei Luther also auch zu wünschen übrig.

Man könnte Luther nämlich entgegenhalten: Du hast dich auf die Verkündigung und das Herausgeben von Schriften beschränkt. Man kann jedoch über das, was du da von dir gibst, manchmal entsetzt sein. Außerdem waren dir doch deine Bestrebungen oder wenigstens die Sache, die man seit 500 Jahren auf dich zurückführt, die Reformation, völlig aus den Händen geglitten und von den Fürsten übernommen und weitergeführt worden, angefangen bei den Visitationen (der Beaufsichtigung) bis hin zur Bildung von Landeskirchen.

Die von dir so nicht beabsichtigte aber doch ausgelöste Bewegung kam den Fürsten gerade recht. Sie konnten sich so von der Übermacht der Katholischen Kirche lösen, deren unschätzbare Reichtümer enteignen, in der Pfarrerschaft sich ein Heer von Volkserziehern heranbilden und gegen den Kaiser immer mehr Eigenständigkeit und Macht erringen. Die deutsche reformatorische Bewegung ab 1521 ist doch weitgehend ein fürstlicher Gewaltakt, wobei die Fürsten nicht gerade zimperlich mit ihren Gegnern umgingen.

Ganz zu schweigen von den reformatorischen Bemühungen in Zürich und Genf, wo man Gottesstaaten zu errichten gedachte. Dieses fällt freilich nicht in deine Verantwortung. Dort wurden doch per „Kirchengesetz“ ehrbare Bürger hingerichtet, nur weil sie anderer Meinung waren oder irgendwelche mehr oder weniger belanglosen Untaten begangen hatten.

Wir kommen deshalb nicht darum herum, zwischen dem Vorgehen Mohammeds und der Durchführung der deutschen Reformation viele Parallelen zu entdecken. Ähneln nicht auch die Handlungen der damaligen Katholischen Kirche bezüglich ihrer Machtansprüche und ihr Vorgehen gegen Andersdenkende sehr denen Mohammeds! Besonders die Inquisition (Ketzerverfolgung) und die Gegenreformation tragen viele Züge, die wir auch bei diesem finden. Die deutsche Reformation ist dem Vorgehen Mohammeds während dessen letzten Jahren in Mekka und seiner Zeit in Medina also sehr ähnlich.

Dabei muss freilich bedacht werden, dass es Luther bei seinen Gewaltaufrufen eigentlich nicht um die Verbreitung des Evangeliums, sondern um den Erhalt der gesellschaftlichen Ordnung und des politischen Friedens geht. Beides, die Verkündigung wie auch der Schutz des öffentlichen Friedens, geht jedoch bei ihm leider weitgehend Hand in Hand. Man muss sich wundern, dass ein intelligenter Gottes-

mann die Obrigkeit zu entsprechenden Grausamkeiten auffordern kann. Bei Jesus finden wir keine derartigen Aufrufe.

Der Koran

Der Koran, das ewige göttliche Buch, wird immer wieder neu Propheten mitgeteilt: Der Koran ist nach muslimischer Auffassung das Buch, durch das Gott den Menschen seine Absichten und seinen Willen mitteilt. De Urkoran liegt nach muslimischer Vorstellung in einem der sieben Himmel, also bei Gott, und ist in arabischer Sprache abgefasst (Sure = Kapitel 3,7 und 43,4). Ein schwacher Punkt des irdischen Korans ist sein inhaltliches heilloses Durcheinander. Sollte der himmlische Urkoran auch so ungeordnet abgefasst sein? Das spricht nicht gerade für den Schöpfer, der alles so wunderbar geordnet hat! Außerdem enthält der Koran viele Anspielungen, sogar peinliche, auf das Leben von Mohammed. Sollten diese bereits vor allem irdischen Dasein im Urkanon auch schon festgehalten worden sein?

Mohammed geht davon aus, dass es nur eine einzige wahre Religion gebe, die in diesem Urkoran entfaltet sei. Gott hätte diese dann seinen Propheten Adam, Noah, Abraham, Mose, Jesus und anderen mitgeteilt, damit die Menschen seine Absichten mit ihnen und seine Anordnungen für sie erführen.

Alle Propheten hätten ein und dieselbe Religion gelehrt. Nach dem Tode eines jeden begannen aber ungebildete Gläubige und die Gegner diese eindeutigen Offenbarungen zu ändern und zu verfälschen. Außerdem sollen sich eine Menge abergläubischer Irrlehren eingeschlichen haben. Diese Entstellungen seien dann im Laufe der Zeit so zahlreich geworden, dass sogar bedeutende Gelehrte die genauen Ansichten dieser Propheten nicht mehr feststellen konnten. Jedes Mal, wenn dieses eintrat, musste ein neuer Prophet erscheinen, dem der göttliche Wille noch einmal neu geoffenbart wurde.

Derartige Zustände herrschten besonders zu Anfang des 7. Jahrhunderts. Wenn damals jemand wirklich Wert darauf legte, die genauen Lehren von Abraham, Mose, Jesus und den anderen Propheten zu erfahren, war es ihm nicht mehr möglich, diese ausfindig zu machen, denn es gab keine vertrauenswürdigen Quellen.

Das Alte und Neue Testament sowie die den anderen Propheten zugeschriebenen Bücher waren nicht zuverlässig genug. Zu dieser Zeit wurde deshalb Mohammed als der letzte und bedeutendste Prophet von Gott erwählt, um noch einmal Klarheit zu schaffen. Er wurde gesendet, um die Missbräuche und den Aberglauben zu beseitigen und um die Wahrheit an die Menschen weiterzugeben, damit diesen die ewige Seligkeit ermöglicht werde.

Diese gereinigte wiederhergestellte Urreligion ist der Islam. Im Koran heißt es: „Gott ist Gott, und außer ihm gibt es keinen Gott. ... Er hat dir geoffenbart die wahre Schrift, bestätigend das früher schon Geoffenbarte. Er offenbarte die Thora (1.-5.-Mose den Juden) und das Evangelium schon früher als Ordnung für die Menschen, und nun offenbarte er den Koran. ... Die wahre Religion vor Gott ist der Islam“ (Sure 3,1ff). Mohammbart bewegt sich also nur in der jüdisch-christlichen Vergangenheit.

Andere religiöse Überlieferungen (Hinduismus, Buddhismus, Perser, Germanen, Indianer) kannte er einfach nicht.

Wir kommen nicht umhin, festzustellen, dass fast auf jeder seiner Seiten der unverkennbaren Einfluss des Juden- und Christentums zu finden ist. Ohne Übertreibung könnte man fast sagen, dass der Islam ein für die Bedürfnisse und Anschauungen der damaligen Araber geändertes Juden- bzw. Christentum ist. - Der Koran ist, so wird gesagt, im Monat Ramadan vom Himmel herab gesendet worden sein.

Gleichzeitig heißt es aber auch, dass die einzelnen Verse sofort nach ihrer Offenbarung aufgeschrieben, gesammelt und als Koran herausgegeben wurden. Durch diese sofortige textliche Festlegung und durch die gleich einsetzende Verbreitung der einzelnen Offenbarungen wurde der Koran zu Lebzeiten und seit dem Tode Mohammeds vor möglichen Verfälschungen bewahrt. Bis heute habe er noch immer denselben Inhalt. Er werde in der ganzen Welt gedruckt, und zwar ohne irgendwelche Unterschiede in seinen zahlreichen verschiedenen Ausgaben.

Diese erstklassigen und mit dem himmlischen Urkoran übereinstimmenden Texte gäben jedem die Möglichkeit, den eindeutigen und ewigen Willen Gottes zu erkennen. Der Koran machen unmissverständlich deutlich, dass der Islam nicht nur die Religion Mohammeds war, sondern alle Propheten diese gleiche Religion gehabt und verkündet hätten. Daher sei der Islam nicht nur die Religion der Muslime, sondern die aller Menschen auf der Erde, die die Wahrheit und Gott suchen und lieben.

Koran bedeutet so viel wie göttliche Offenbarung. Für Mohammed war der göttliche Ursprung dieses Buches äußerst wichtig. Er sagt: „Dieser Koran ist nicht derart (so), dass er ohne Allahs Beistand (hätte) erfunden werden könnte (können). Er ist eine Bestätigung der früheren Offenbarungen ... und geht von dem Herrn der Welten aus“ (Sure 10,38). Im Koran spricht daher immer Gott und nicht Mohammed. Was er verkündete, wollte der Prophet nicht als sein eigenes, sondern als Gottes Wort angesehen wissen. Nach zahlreichen Legenden soll Mohammed jährlich einmal mit dem Erzengel Gabriel seinen Koran mit dem Originaltext, welcher sich im Himmel befand, verglichen haben.

Die Korantexte werden zuerst mündlich weitergegeben. Es bestehen Unterschiede zwischen den frühen und den späteren Offenbarungen: Richtiger in Bezug auf die Entstehung des Korans dürfte freilich diese Sichtweise sein: Da arabische Schriftzeichen noch nicht sehr verbreitet waren, bemühten sich Mohammed und seine Anhänger auch nicht, die „göttlichen“ Worte sofort aufzuschreiben. Mohammed habe seine Offenbarungen vielmehr immer wieder seinen Anhängern vorgetragen. Diese hätten sie auswendig gelernt und erst allmählich angefangen, sie schriftlich festzuhalten, um sie dann nach dessen Tod in einem Buch zu sammeln.

Im Islam z.Zt. Mohammeds und später blieb die mündliche Koranüberlieferung wichtiger als die schriftliche. Viele Moslems lernten und lernen noch heute den gesamten Koran auswendig und tragen ihn kunstvoll vor. Bei Mohammeds Tod war der Koran als Buch noch lange nicht abgeschlossen. Aber nun stieg dessen Ansehen, und er wurde zum heiligen Buch der Moslems erklärt. Auch erfand man nun die merkwürdigsten Erzählungen über sein Entstehen. So wird z.B. erklärt, in Medi-

na habe Mohammed seine angeblichen Offenbarungen einem Schreiber diktiert und sich persönlich mit der Zusammenstellung der Suren und Verse beschäftigt.

Die Tatsache, dass einzelne Korantexte wahrscheinlich erst lange Zeit nach Mohammeds Tod aufgezeichnet wurden, besagt jedoch nicht unbedingt, dass auch der Koran als solcher erst nach Mohammeds Tod entstanden ist. Möglicherweise gab es bereits frühe Koran-Aufzeichnungen, sogar z.Zt. Mohammeds. Auf alle Fälle dürfen wir davon ausgehen, dass sein Inhalt mündlich weitergegeben wurde, bis die arabische Schrift in der Umayyaden-Zeit leichter zu handhaben war. Es ist jedoch nicht auszuschließen, dass die Umayyaden einige Stellen des Korans zu ihren Gunsten verändert haben. Das kann man sogar bei den vier Kalifen nach Mohammed nicht ausschließen, da es eine Zeit voller Konflikte und Bürgerkriege war.

Nach der Überlieferung hat Mohammed seine Korantexte zwischen 610 und 622 in seiner Heimatstadt Mekka und zwischen 622 und 632 in seinem Zufluchtsort Medina empfangen. Aus vielen Koranworten lassen sich Bezüge zu seinem Lebenslauf herstellen. Es fällt auf, dass der Koran weder eine inhaltliche noch eine zeitliche Ordnung hat. In manchen frühen Koran Ausgaben steht aber über jeder der 114 Suren, welche in Mekka und welche in Medina aus dem Himmel auf ihn kam.

Daraus wird deutlich, dass die Mekka-Texte nicht in der ersten Hälfte des Korans und die Medina-Texte nicht in der zweiten Hälfte stehen, sondern vermischt sind. Hinzu kommt, dass die langen Suren, die überwiegend aus der Medina-Zeit stammen, vorne stehen, und die kürzeren Mekka-Suren erst weitgehend am Schluss. Die langen Kapitel enthalten zwei- bis dreihundert Verse, während die letzten nur etwas mehr oder sogar weniger als zehn haben.

Die frühen und die späten Koran-Kapitel weisen starke Unterschiede auf. Die frühen Texte sind dichterisch und kraftvoll und haben religiöse Inhalte: die Dankbarkeit gegenüber Allah, die Aufforderung, ihn allein zu verehren, die Kritik am Götzendienst und das Hereinbrechen seines Gerichtstages. Die späten Texte sind oft langatmig, befassen sich mit gesetzlichen Bestimmungen, berichten von Kriegen und rufen zum Kampf gegen die Feinde der Muslime auf.

Auch entstammen die frühen und die späteren Texte ganz unterschiedlichen Situationen im Leben des Propheten und widersprechen sich vielfach. Das hat natürlich die Frage aufgeworfen, ob nun das Frühe oder das Späte gilt. Die muslimischen Rechtsgelehrten gehen normalerweise davon aus, dass frühe Bestimmungen nur vorläufig gelten und die späteren Vorschriften verbindlich sind. Pflichtbewusste Muslime beteuern sogar, dass die Teile des Korans aus Medina die endgültigen, ewig geltenden sind. Heutige verträglich gesonnene Muslime sehen das oft anders. Für sie ist der friedliche Islam von Mekka der wahre und für alle Zeiten gültige, während der politische und kämpferische von Medina nur zeitbedingt war.

Die Entstehung und Verbreitung des Korans: Erst nach dem Tode des Propheten sollen seine beiden ersten Nachfolger, Abu Bekr und Omar, daran gegangen sein, den Koran in seinem möglichst ganzen Umfang zusammenzustellen. Abu Bekr soll einen Muslim, der viele Koranworte auswendig konnte, damit beauftragt haben, die von Mohammed verkündigten Inhalte schriftlich festzuhalten. Er konnte dies da-

mals nur mit Schriftzeichen für Konsonanten (Mitlaute) und für lange Vokale (Selbstlaute) tun und hatte außerdem das Problem, dass damals für einige unterschiedliche Konsonanten ein und dasselbe Schriftzeichen verwendet wurde.

Diese Texte konnten also nur eine Lesehilfe für diejenigen sein, die sie auswendig konnten, da unterschiedliche Lesarten möglich waren. Es stellten sich bei dieser Zusammenstellung, wie es nicht anders zu erwarten war, aber auch Unterschiede bei den einzelnen Offenbarungs-Überlieferten heraus. Auch war die Reihenfolge der Kapitel nicht mehr genau festzustellen. Deshalb reihte man einfach eine Sure willkürlich an die andere, ohne auf ihre Herkunft und den Inhalt Rücksicht zu nehmen.

Es wird aber auch überliefert, dass der dritte Nachfolger, Kalif Uthman (regierte 644-656), die bereits vorhandenen Texte gesammelt habe, sie ordnete und dann den ersten einheitlichen Korantext auf Schafshäute habe schreiben lassen.

Zu seiner Zeit sollen bereits über 24 unterschiedliche Koran-Texte verbreitet gewesen sein. Der Kalif ließ sie alle verbrennen, um die Verwirrung unter den Gläubigen zu vermeiden. Von seiner Fassung ließ er mehrere Exemplare anfertigen und in die einzelnen arabischen Gebiete schicken. - Die ältesten noch vorhandenen Koran-Abschriften stammen entweder aus der Zeit des Umayyaden (Herrscher-geschlecht)-Kalifs Abd al-Malik oder seines Sohnes al-Walid. Sie sind also nach mehr als sechzig Jahren nach Mohammeds Tod geschrieben oder abgeschrieben worden.

1972 wurden in der großen Moschee von Sana im Jemen mehrere Koran-Handschriften gefunden, die bis heute zeitlich nicht exakt eingeordnet werden konnten. Die Forscher sind sich aber einig, dass es sich bei einigen um die ältesten der noch vorhanden handelt. Einer der Texte stimmt mit dem des heutigen Korans überein und dürfte aus der Zeit des sechsten Umayyaden-Kalifs al-Walid, der zwischen 705 und 715 regierte, stammen. Unter den aufgeschriebenen Buchstaben stießen die Forscher jedoch auf die Spuren eines wesentlich älteren Textes, der verwischt und überschrieben war. So arbeitete man damals, auch bei uns, indem man Texte überschrieb, um die Schreib-Haut noch einmal verwenden zu können.

Das Alter dieses ursprünglichen Textes wird auf die Zeit vor 678 geschätzt, womit die Möglichkeit bestünde, dass diese Abschrift aus der Zeit des dritten Kalifen Uthman (644-656) stammen könnte. Es würde jedoch auch bedeuten, dass diese Uthman-Ausgabe (noch vor 678!) später durch die Umayyaden überschrieben wurde, weil dieser überlieferte Text nicht mehr weitergegeben werden durfte. Die vorhandenen Textunterschiede sprechen natürlich gegen die islamische Sicht, nach der der Koran direkt von Gott aus dem Himmel stamme und seit seiner Entstehung keine einzige Veränderung erfahren habe.

Ehrliche Muslime sollten zugeben, dass es einen eindeutigen Koran nie gegeben hat. Der heute auf Arabisch und in vielen Übersetzungen weltweit verbreitete Koran wurde in seinem genauen Wortlaut auch erst vor etwa hundertfünfzig Jahren festgelegt, als man ihn zum ersten Male druckte. Bis dahin waren verschiedene Lesarten im Umlauf. Das hängt auch mit einer Eigentümlichkeit der arabischen Schrift zusammen. Bei ihr werden die kurzen Vokale (Selbstlaute) normalerweise nicht geschrieben, sondern erst beim Lesen gedanklich einfach hinzugefügt. Als man den

Koran dann zum ersten Male druckte, musste man sich aber für einen einheitlichen und eindeutigen Inhalt entscheiden. Deshalb legte man die einzufügenden kurzen Selbstlaute fest, die dann im Druck durch zusätzliche Zeichen angegeben wurden.

Die sittlichen Forderungen und die Bedeutung des Korans im Leben der Muslime: Das Wort Islam bedeutet Hingabe und Unterwerfung. Seine Lehren waren ganz zu Anfang kurz und einfach. Das, was er den ersten Gläubigen auferlegte, war aufs Ganze gesehen nicht besonders drückend. Es wurden kein besonderer Verzicht verlangt und keine mühsamen Bußübungen auferlegt. Das Verbot des Weintrinkens war zwar aufgestellt, aber niemand kontrollierte es damals. Den menschlichen Trieben wurden nur solche Schranken gesetzt, die auch der Temperamentvolle und Sinnliche leicht einhalten konnte.

Mit der Zeit nahmen die Forderungen und Strafen jedoch zu. Fünfmal am Tage verlangte Mohammed das Gebet. Seinen Anhängern verbot er bald den Alkohol und den außerehelichen Geschlechtsverkehr ganz und gar. Wer dagegen verstieß, wurde ausgepeitscht oder sogar zu Tode gesteinigt. Dem, der den Besitz eines anderen Muslims stahl, wurde die Hand abgehackt. Dem, der einen muslimischen Stamm verriet oder angriff, wurden Arme und Beine abgetrennt.

Diese Regeln galten jedoch nicht für Mohammeds besten Kämpfer Khalid. Er brauchte ihn, um seine Eroberungskriege durchzuführen, und Khalid brauchte ihn, um zu mehr Macht zu gelangen. Mohammed ging es also nicht immer um Grundsätzliches, sondern ebenso um seinen Erfolg. Er bestrafte Diebe mit Händeaabhacken, seine Kämpfer durften aber von Raubüberfällen und Kriegsbeute leben. Der Prophet bestrafte Ehebrecher mit Steinigung, hatte selbst aber Geschlechtsverkehr mit Kriegsgefangenen und verteilte diese als Lustobjekte unter seinen Kämpfern.

Im Koran werden ständig die sittlichen Forderungen betont. Jeder Mensch sei für sein Tun verantwortlich. Das ist der Kernpunkt der gesamten Botschaft. Nur der, der die Forderungen des Korans erfüllt, wird die ewige Seligkeit erlangen.

Hierin gehen Luther und Mohammed jedoch weit auseinander. Luther würde diese Einstellung als Werkgerechtigkeit, als ein Erwerben des Himmelsreichs durch das eigene Tun, bezeichnen. Er betont im Gegensatz zu Mohammed, dass der Mensch vor Gott nicht durch seine frommen Taten bestehen kann, sondern nur durch das Vertrauen auf dessen Gnade. Freilich, Luther erwartet, dass aus der Freude darüber, Gottes erlöstes Kind zu sein, von selbst Dankbarkeit und Nächstenliebe erwachsen. Im Christentum ist das Bemühen, die Forderungen Gottes zu erfüllen, um in den Himmel zu kommen, jedoch auch weit verbreitet.

Der Koran im Leben der Moslems von damals und heute ist fraglos von allerhöchster Bedeutung. Unaufhörlich gelesen, gelernt, aufgesagt und durchdacht durchdringt er ihr ganzes Leben. Er, dessen Verse oft rhythmisch sind wie unsere Gedichte, ist allgegenwärtig mit seinen Versprechungen, Vorschriften, Verboten und Drohungen. Er ist für alle Gläubigen das Weisheitsbuch und das Nachschlagewerk, in dem sie alle Entscheidungen für alle Lebenssituationen zu finden glauben. Verglichen werden kann er mit seinen 114 Suren mit einem bürgerlichen Gesetzbuch.

Der Tod und das Jüngste Gericht: Im Mittelpunkt der Gedankengänge Mohameds steht immer wieder das Jüngste Gericht. Er scheint geradezu davon überwältigt zu sein, dass Gott dieses am Ende abhalten wird, bei dem jeder über sein Leben Rechenschaft abzulegen hat. Im Koran, Sure 99,6+8, heißt es dazu: „An jenem Tage werden die Menschen in Gruppen erscheinen, damit ihnen ihre Werke gezeigt werden. Wer Gutes auch nur im Gewicht eines Stäubchens getan hat, wird es sehen. Und wer Böses im Gewicht eines Stäubchens getan hat, wird es ebenfalls sehen. (Selbst die unbedeutendste Tat wird berücksichtigt!)“

In eindringlichen, oft nur knappen Bildern wird im Koran dargestellt, wie mit einem Schlage Erde und Himmel in Trümmer zerfallen und auf den Klang der Posaune die Toten aus ihren Gräbern auferstehen. Das Leben des Menschen endet also nicht mit seinem Tode. Dieser beendet nur sein irdisches Dasein, während dessen er sich entfalten und entsprechend seiner Erkenntnis Gutes oder Böses tun kann.

Mit dem Sterben hört jede Weiterentwicklung auf. Der Mensch bleibt nun auf ewig unverändert derselbe und erntet die Belohnungen für seine Bemühungen in der Zeit seines Lebens. Das Paradies ist der Ort ewigen Glückes, den die Gerechten verdient haben. Sie werden in einen herrlichen Garten kommen, voll von Schatten spendenden Bäumen, durchströmt von Bächen frischen, erquickenden Wassers (die Träume der Wüstenbewohner!). Auf weichen Seidenkissen werden sie ruhen. Köstliche Weine (!) und wohlschmeckende Früchte werden ihnen gereicht, und zarte, jungfräuliche Mädchen warten auf sie.

Die Hölle sei der Ort ewigen Schmerzes und ewiger Verdammnis für alle, die sich nicht anständig und Gott wohlgefällig verhalten haben. Auf sie wartet die furchtbarste Feuersglut: Brennender Wüstenwind ist die Luft, die sie einatmen. Sie können nur abgestandenes, stinkendes Wasser trinken. Ekelhaft ist die Speise, die sie genießen dürfen. Und den einzigen Schatten bildet rußiger Rauch.

Sind diese Vorstellungen nicht reinster Sadismus! Muss man nicht ein Unmensch sein, um derartige Vorstellungen entwickeln zu können bzw. weiterzugeben. Den Gott, vor dem Luther grauste und den er hasste, erfindet Mohammed also neu! Aber auch im Christentum haben wir immer wieder entsprechende abartige krankhafte Vorstellungen!

Kein Wunder also, dass in so gut wie jedem Moslem die Angst vor der Hölle steckt, auch wenn er es nicht zugeben kann, weil es ihm nicht bewusst ist. Gerade zum 500jährigen Jubiläum sollten sich die Christen und Deutschen an Luther bewusst machen, wie tief die Angst vor der Hölle in einem Menschen stecken und ihn zur Verzweiflung bringen kann. Auch wenn die Hölle heutzutage den meisten unter uns egal sein dürfte, in den Moslems ist diese Vorstellung noch tief verankert.

Sie befähigt sie sogar zu Selbstmordattentaten, weil sie so eine Sicherheit haben, der ewigen Höllenpein zu entrinnen. Ich als evangelischer Theologe hielt bei Auseinandersetzungen die Katholische Kirche immer noch für barmherziger als die evangelischen, weil sie, so dachte ich, die Möglichkeit biete, sich im Fegefeuer zu reinigen. Jetzt wurde mir aber bewusst, dass bei angeblichen Todsünden keine Reinigung mehr möglich ist, sondern eine Verdammnis ohne Ende auf einen wartet.

Die Sünder können jedoch nach islamischer Vorstellung während ihrer Lebenszeit ihre Untaten bereuen und mit allen ihren Kräften versuchen, ihre Charaktereigenschaften zu verbessern und sich auf den Weg des Anstandes zu begeben. Der Koran sagt hierüber, Sure 39,53-54: „Sage: O meine Diener, die ihr euch gegen euch selbst vergangen habt (die ihr schuldig geworden seid), verliert eure Hoffnung auf Gott nicht. Gott vergibt alle Sünden. Er ist der Allverzeihende und Allgnädige. Wendet euch reuig an ihn und ergebt euch ihm, bevor die Strafe über euch kommt und euch dann nicht mehr geholfen werden kann.“

In derartigen Worten glauben wir fast, Luther zu hören. Für ihn gab es nach dem Tode auch nur die Möglichkeit, in den Himmel oder die Hölle zu kommen. Eine Zwischenstation oder eine Möglichkeit, wieder aus der Hölle herauszukommen, gab es nicht. - Die Moslems benötigen nicht, wie in der Katholischen Kirche, den Priester für die Vergebung ihrer Sünden

Die frühen Araber kannten ebenso wenig wie die alttestamentlichen Juden ein Leben nach dem Tode. Mohammed hat diese Jenseitsvorstellung sicherlich von den Juden und Christen übernommen und verinnerlicht. Luther kannte sie dagegen von der Überlieferung, und sie war ihm von Anfang an eine Selbstverständlichkeit. Beide haben sie aber zeitlebens nicht hinterfragen bzw. in Frage stellen können.

Auffällig ist, dass sowohl Mohammed wie auch Luther mit dem baldigen Weltuntergange und dem Jüngsten Gericht rechnen. Luther ahnt dieses Ende besonders wegen des Bauernkrieges und des Türkeneinfalls. Auch im Koran finden wir einige sehr ausdrucksstarke, endzeitliche und Unheil verkündende Suren, die in beeindruckender sprachlich-dichterischer Weise den nahenden Weltuntergang beschreiben.

Grausame Koranverse gegen die Nicht-Muslime: Der Koran ist nicht nur ein gegen Juden und Christen gerichtetes Buch, er ruft vielmehr allgemein zur Gewalt und zum Hass auf, besonders gegen Andersgläubige: „Und dem Dieb und der Diebin: Schneidet ihnen zur Vergeltung ihrer Taten ihre Hand ab, als abschreckende Strafe von Allah.“ (Sure 5,38) „So fürchtet das Feuer, das Menschen und Steine verzehrt und für die Ungläubigen gedacht ist.“ (Sure 25) „Die Ungläubigen, welche durchaus nicht glauben wollen, werden von Allah wie das ärgste Vieh betrachtet.“ (Sure 56)

„Der Lohn derer, welche sich wider Allah und seinen Gesandten empören ..., wird sein, dass sie getötet oder gekreuzigt werden oder ihnen Hand und Fuß an der jeweils gegenüberliegenden Seite abgehauen oder dass sie aus dem Lande verjagt werden.“ (Sure 34) „Und wenn sie euch ablehnen, ergreift und tötet sie, wo immer ihr sie findet. Und nehmt keinen von ihnen zum Freund oder Helfer.“ (Sure 4,89) „Und tötet sie, bis es keine Versuchung (für euch) mehr gibt und bis allein die Allah-Religion alles beherrscht.“ (Sure 8,39) „Die, welche nicht glauben und den Koran ablehnen, werden Bewohner des Höllenfeuers sein und darin verbleiben.“ (Sure 40)

„Den Ungläubigen soll die Hölle mit ihrer Feuersglut die ewige Stätte sein, und niemand wird ihnen helfen können.“ (Sure 35) „Und nimmermehr werden sie aus dem Höllenfeuer kommen.“ (Sure 163) „Die, welche unseren Zeichen nicht glauben, werden in Höllenflammen braten, und sooft ihre Haut verbrannt ist, geben wir ihnen andere Haut, damit sie die Strafe umso schmerzhafter fühlen.“ (Sure 57) „Für

die Ungläubigen sind Kleider aus Feuer bereitet, und siedendes Wasser soll über ihre Häupter gegossen werden, wodurch sich ihre Eingeweide und ihre Haut auflösen. Geschlagen sollen sie werden mit eisernen Keulen.“ (Sure 10)

Luther will ich es gar nicht verübeln, dass er an die Existenz der Hölle und an die dortigen Folter-Strafen glaubte. Er war eben ein Kind seiner Zeit und hatte nicht die geistige Kraft, wie sie sicherlich viele Humanisten hatten, diese bestialischen Vorstellungen in Frage zu stellen. Mohammed, der wohl bezüglich des Todes in gnädigeren Vorstellungen aufgewachsen war, hat diese Höllenfolterungen jedoch leider bewusst übernommen, ja war davon wahrscheinlich sogar so begeistert, dass er sie noch weiter ausmalte. Das könnte man ihm zum Vorwurf machen und verübeln.

Aber vielleicht war sein blindes Vertrauen zu den jüdisch-christlichen Vorstellungen so groß, dass man ihn in dieser Hinsicht nicht anklagen sollte. Es wäre jedoch zu fragen, wieweit er diese Angstmacherei bewusst eingesetzt hat, um seine Religion auszubreiten, seine Eroberungspläne zu verwirklichen und sich Arabien untertan zu machen. Das wäre strategisch sicherlich geschickt gewesen, aber es bliebe ein unentschuldigbares Verbrechen an den Menschen.

Es ist eine Schande, dass das Christentum, das angeblich die Liebe predigt, auch mit solchen Vorstellungen arbeitet. Welche Bestie kann nur derartige Hirngespinnste entwickelt haben! Wie teuflisch muss der Mensch sein, der seinen Mitmenschen damit Angst einjagt. Wenn ich höre, dass man andere mit derartigen Aussichten für die Zeit nach dem Tode belastet, komme ich mir wie in einem Irrenhaus vor! Wie wollen die Kirchen und der Islam jemals ihre satanischen Phantasiegebilde verantworten! Eigentlich müsste unsere Menschheit von einem derartigen Schwindel befreit werden. Aber wie? Immer wieder werden die unwissenden und nichtsahnenenden Kinder damit belastet und ins Unglück getrieben. An Luther und den Selbstmordattentäterinnen sehen wir, was eine derartige Erziehung für Folgen hat.

Selten haben sich Muslime irgendwo eingefügt oder, wie wir heute sagen, integriert, ganz im Sinne des Korans: „Ihr sollt die Mächtigen sein.“ (Sure 47,36) „Der Kampf ist euch vorgeschrieben.“ (Sure 2,217) „O Gläubige, geht keine Freundschaft ein mit einem Volk, dem Allah zürnt.“ (60,14) „O Gläubige, bekämpft die Ungläubigen, die in eurer Nachbarschaft wohnen, lasst sie eure ganz Härte fühlen.“ (Sure 9,123) „Bekämpft sie, bis die Religion Allahs allgemein verbreitet ist.“ (Sure 8,40) „Und Allah ließ euch das Land der Ungläubigen erben, ihre Häuser und ihren Besitz und das Land, das ihr vorher nie betreten hattet.“ (Sure 33,28)

Der Koran wird durch die Sunna (zusätzliche Rechtsvorschriften) ergänzt: Der Koran enthält nicht nur religiöse, sondern auch bürgerliche und strafrechtliche Bestimmungen. Diese deckten jedoch nicht den ganzen Bereich des menschlichen Lebens ab. Da die Gläubigen jedoch über alle, auch die unbedeutendsten Verhaltensweisen, genau unterrichtet sein wollten, suchte man gleich nach Mohammeds Tode aus dessen gelegentlichen Äußerungen und Lebensgewohnheiten Regeln abzuleiten, ebenso aus seinen Taten, aus seinen stillschweigenden Billigungen, aus seinen Zurückweisungen und aus seinen Protesten. Er soll zwar 6.236 Koranverse und mehrere tausend nicht schriftlich festgehaltene Bestimmungen hinterlassen

haben. Diese reichten den Gläubigen aber nicht. Deshalb wurden nun seine nächsten Angehörigen um die Mitteilungen aus seinem Leben bestürmt.

Aischa, Abu Bekrs Tochter und Mohammeds Witwe, steuerte über 2.200 Begebenheiten aus dessen Leben bei. Viele Regeln des Rechts, der Scharia, sind auf ihre Erzählungen zurückzuführen. Diese Berichte schrieb man auf. In ihrem Eifer gingen sicherlich manche sogar so weit, dass sie Berichte fälschten oder auch erdichteten. Auf diese Weise entstand die Sunna, der man gelegentlich einen größeren Wert beimisst als dem Koran selbst. Sunna bedeutet Herkommen, Gewohnheitsgesetz.

Sie ist das in der muslimischen Gemeinde gebräuchliche Gewohnheitsrecht im religiösen und gesellschaftlichen Leben. Ein Moslem wird sich stets nach der Sunna richten, wenn er ins Paradies kommen möchte. Alle seine Lebensäußerungen, die wichtigsten wie die unbedeutendsten, die ganz privaten wie die für die Öffentlichkeit, werden von der Sunna bestimmt. Aus dem Festhalten an der Sunna erklärt sich auch die feindselige Haltung jeder Neuerung gegenüber. Die Strenggläubigen nennt man noch jetzt Sunniten, zu denen heute etwa 90 Prozent der Muslime zählen, während die Schiiten (Iran/Persien, Südirak) sich nur auf den Koran berufen.

Der Islam verbindet den Koran mit der Sunna, welche die Grundlagen für das weltweite Zusammengehörigkeitsgefühl der Muslime bilden. Die so festgehaltene göttliche Offenbarung wurde mit dem Tode des Propheten 632 jedoch eigentlich beendet und darf nicht weitergeführt werden.

Die heutigen Muslime müssen jedoch feststellen, dass viele wichtige Bereiche des Lebens weder vom Koran noch von der Sunna geregelt werden. Ein Moslem findet darin z.B. keine Antwort auf die Frage, ob er fernsehen bzw. das Internet benutzen darf. Dabei erhebt der Islam den Anspruch, in Koran und Sunna alle Lebensbereiche zu regeln, und es ist der Wunsch der Gläubigen, alle notwendigen Antworten darin zu finden. Das ist natürlich schwer möglich. - In allen muslimischen Schulen ist der Koran noch immer das Hauptlehrbuch.

Mohammed macht die Araber zum auserwählten Volk Gottes: Faszinierend am Juden- und Christentum war für Mohammed auch, dass diese sich bis zur „Erschaffung“ der Menschen zurückverfolgen konnten. Seiner Meinung war das Zurückführen der Religion und des Glaubensvolkes bis in die Anfänge der Menschheit von größter Wichtigkeit. Ganz abgesehen davon, dass ein Zurückerinnern in die Urgeschichte einer Religionsgemeinschaft und einem Volke ein ganz anderes Selbstbewusstsein verleihen. Für seine Araber, als deren Prophet er sich verstand, konnte er eine Verbindung zu Adam und Eva jedoch nicht herstellen bzw. nachweisen. Was war zu tun? Wie konnte er seine Religion und sein Volk trotzdem in eine Verbindung mit dem angeblichen Handeln Gottes ganz zu Anfang der Erdgeschichte bringen?

Schon im zweiten Jahr nach seiner Übersiedlung nach Medina ändert er deshalb seine Auffassung von dem geschichtlichen Ablauf des Weges Gottes mit den Menschen. Bisher hatte er sich in voller Überzeugung auf Mose berufen, den Gott als seinen Hauptpropheten und Stellvertreter auf Erden auserwählt hatte. Aber auf ihn

stützten sich ja auch die Juden, mit denen er jetzt nichts mehr zu tun haben wollte. Deshalb musste er seine Religion in einem anderen der Propheten verankern.

Es gab ja noch den Erzvater Abraham! Aus ihm war zwar angeblich das jüdische Volk hervorgegangen, aber er war nicht ihr Religionsgründer. Da er lange vor Mose und Jesus gelebt hatte, war er religiös also weder Jude noch Christ. Wie gescheit!

Für die Juden waren und sind nicht unser Altes Testament, sondern die Thora, also die fünf Bücher Mose, und der Talmud, die Gesetzesauslegungen, am wichtigsten. Der Koran zeigt, dass Mohammed vor allem aus diesen Überlieferungen seine Kenntnisse bezog, also aus der Urgeschichte (Adam, Eva, Noah), aus der Vätergeschichte (Abraham, Ismael, Isaak, Jakob, Josef) und aus den Mosegeschichten. Abraham wird 69 Mal im Koran erwähnt, Mose sogar 136 Mal. Auffällig und merkwürdig ist, dass der Name Mohammed dort nur viermal genannt wird.

Von der Religion Abrahams ist nun in den Koranabschnitten der Medinazeit immer wieder die Rede, und zwar mit entschiedenem Spitzton gegen die Juden. Abrahams Religion hat er zu erneuern. Diese haben seine Volksgenossen, die Araber, angeblich längst vergessen, und die Juden haben sie verfälscht. - Außerdem macht er nun den Juden Abraham zum Stammvater der Araber. Dieser hatte nämlich angeblich zwei Söhne, Isaak, von dem die Juden abstammen sollen, und Ismael.

In 1. Mose 16 heißt es: Sara, Abrahams Frau, gebar ihm keine Kinder. Sie hatte aber eine ägyptische Magd, Hagar. Diese gebar nun dem Abraham den Ismael. Als jedoch Sara mit 90 Jahren angeblich doch noch den Isaak zur Welt brachte, schickte Abraham die Hagar auf Anweisung Gottes samt ihrem Sohn in die Wüste und versprach ihr, dass auch er zu einem großen Volk werden würde. Ismael und seine angeblichen Nachkommen lebten damals auf der Sinai-Halbinsel, also südlich von Israel. Es lässt sich nicht belegen, dass die nordarabischen Stämme der Ismaeliten tatsächlich mit Ismael, den es sicherlich nie gegeben hat, etwas zu tun haben.

In welchem Umfang Mohammed die biblischen Texte kannte, weiß man nicht. Auf alle Fälle deutete er vieles um. Er erzählt nun nämlich, dass Abraham auf der Suche nach dem gelobten Land nicht in das heutige Israel, sondern nach Mekka auswanderte und dort die Kaaba errichtete. Auf dem schwarzen Meteor in der Kaaba soll er dann auf Anweisung Gottes seinen Sohn Ismael opfern.

Die tragische und gleichzeitig freudige Erzählung von der Opferung Isaak überträgt Mohammed also auf Ismael. Und diese findet nicht in Israel, sondern in Mekka statt. Ismael wird aber, ebenso wie Isaak, gerettet. Diese Rettung ist Teil des Heilsplanes Gottes. Gott rettet nicht den Stammvater der Juden, sondern Ismael, den angeblichen der Araber, und macht seine Nachkommen zum auserwählten Volk.

Mohammed behauptet nun, dass Gott unter den Ismaeliten (Arabern) eine bestimmte Stammeslinie besonders ausgewählt habe, die bis hin zu den Hashimiten aus dem Stamm Quraisch führt. Unter den Hashimiten wählte er Mohammed als seinen Propheten aus. Abraham ist also nicht nur der Urvater der Araber, sondern er führt sich selbst auch direkt auf ihn zurück. Das ist für ihn sehr wichtig, und er wird deshalb immer wieder fuchsteufelswild, wenn jemand diese Herkunft in Frage stellt.

Für Luther gibt es auch einen „Urkoran“: Auf den Koran bin ich so ausführlich eingegangen, weil auch für Luther die Bibel so wichtig war. Er beruft sich nicht nur ständig auf sie, sondern übersetzt dieses riesige Werk sogar ins Deutsche. Damit tut er im Grunde etwas Ähnliches wie Mohammed mit der Abfassung des Korans. Luther gibt seinem Volke das Wort Gottes in dessen eigener Sprache und so, dass es dieses verstehen und lesen kann. Mit seiner Übersetzung hat er die deutsche Hochsprache entwickelt und durch sie und die Bibel in Deutschland das Nationalbewusstsein gefördert. Mohammed schuf mit seinem Koran auch eine einheitliche arabische Sprache und hat durch seine Eroberungen und Religion die Araber geeint.

Mohammed hat seine persönlichen Vorstellungen und Machtideen zum ewigen Wort Gottes erklärt. Luther findet dieses Gottes vor, deutet es aber in seinem Sinne. Beide sind felsenfest davon überzeugt, dass das, was ihnen eingegeben wurde, die für alle Zeiten gültige Wahrheit ist. Für Mohammed liegt der Urkoran im Himmel.

Luther ist voll und ganz davon überzeugt, dass er mit seinem Bibelverständnis und besonders mit seiner Erkenntnis der göttlichen Gnade Gott hundertprozentig verstanden hat und absolut im Recht ist. Er sieht in der Bibel also nicht nur den Liebesbrief Gottes an die Menschen, nein er stellt über die Heilige Schrift noch sein eigenes Verständnis und seine persönliche Auslegung, ohne zu fragen, ob er dies darf und dazu ein Recht hat und ob diese überhaupt stimmen. Insofern ähnelt er Mohammed. Wo ist da noch ein Unterschied zwischen beiden?

Bei Mohammed haben wir erlebt, wie er seine inneren und äußeren Kämpfe, seine Übernahmen aus dem Jüdischen und Christlichen, seine Wünsche und Rechtfertigungen, und ebenso seine Zukunftsperspektiven für diese und die jenseitige Welt in einem Buche mehr oder weniger ungeschickt vereinigt und dieses zur absoluten, ewig gültigen Wahrheit erklärt. Luther hat zwar sehr viel geschrieben, auch ein Buch nach dem anderen. Aber die von ihm selbst verfassten Texte hat er nicht zum ewig gültigen Wort Gottes erklärt, wie dies Mohammed tat.

Mohammeds Frauenbeziehungen. Sein Tod. Sagenbildung. Seine Verdienste

Die Frauen im Leben Mohammeds: Mohammed geht mit Frauen wie ein verstörtes Kind um, das unter Verlustängsten leidet und das das Fehlen des Urvertrauens durch die frühe Trennung von seiner Mutter und dann durch deren Tod wieder auszugleichen versucht. - Glücklicherweise scheint auf jeden Fall die Ehe mit Khadidscha gewesen zu sein. Es ist nicht bekannt, dass er während dieser Zeit andere Frauen aufsuchte. Während seiner Kampfjahre in Medina beherrschte ihn aber offenbar ein zügelloser Geschlechtstrieb. Hier legte er sich deshalb auch einen Harem zu.

Obwohl er selbst die Zahl der Gattinnen für die Gläubigen auf vier beschränkte, hatte er selbst doch 13, manche nehmen sogar 20 an, und neun davon gleichzeitig. Dass er die Frau seines Sohnes von diesem scheiden ließ, um sie selbst zu heiraten, und dafür auch noch einen Koranvers als Absicherung brauchte, scheint eine wahre Begebenheit zu sein. Keine seiner Frauen erfreute sich jedoch so seiner Zuneigung wie Ayischa, mit der er sich, als er 53 und sie neun war, verheiratete.

Aber dieser Harem wuchs ihm bald über den Kopf. Es gab Eifersüchteleien und Gemeinheiten zwischen den Ehefrauen. Einmal traten diese sogar geschlossen in den Streik, als er mit einer Sklavin erwischt wurde. Den Grund für seine sexuellen Sehnsüchte und Ausschweifungen spricht Mohammed in einer überlieferten Mitteilung aus: Mein einziges Vergnügen auf Erden sind Frauen, Wohlgerüche und das Gebet. - Seine Aufgabe war so schwer, fügen die Gläubigen dann entschuldigend hinzu, dass Gott ihm im Liebesgenuss einen Ausgleich bot.

Um seine sinnlichen und sexuellen Ausschweifungen zu rechtfertigen, ließ er sich angeblich von Gott ein besonderes Vorrecht einräumen. das dann von seinen Gläubigen einfach hingenommen wurde. Diese Koranstelle lautet: „Wir (Gott) wissen wohl, was wir den Gläubigen hinsichtlich ihrer Gattinnen und Sklavinnen für Auflagen machten. Damit du (Mohammed) aber nicht eingeschränkt wirst, entbinden wir dich davon. O Prophet, wir erlauben dir den ehelichen Umgang mit deinen Gattinnen, denen du die Heiratsgabe verabreicht hast (rechtmäßige Ehe), mit deinen Sklavinnen, die dir Gott als Kriegsbeute gegeben hat, mit deinen Kusinen väterlicher- und mütterlicherseits, vorausgesetzt, dass sie mit dir ausgewandert sind (nach Medina), und mit einer Frau, die sich dem Propheten schenkt, wenn sie der Prophet wie eine Gattin zu behandeln Lust hat. Diese Zugeständnis machen wir nur dir, aber nicht den übrigen Moslems“ (Sure 33,49-50).

Die persönlichen Erfahrungen des Propheten mit den Frauen und seine Ängste ihnen gegenüber haben zweifellos die islamischen Vorschriften über die Frauen geprägt: Die Verschleierung, die strengen Sittsamkeitsregeln, der Mangel an Gleichberechtigung, ihre Unterdrückung und die Mehrehe. Sein Kernsatz lautet: Die Frau bedarf der ständigen Aufsicht durch den Mann, da sie ihre Triebe nicht beherrschen kann und aus eigener Kraft zu keiner moralischen Handlung fähig ist. Das trifft jedoch eher auf ihn selbst zu! Frauen dürfen gezüchtigt und wegen geringster Fehler oder Verfehlungen verstoßen werden. Als Scheidungsgründe nennt der Koran neben der Unfruchtbarkeit zum Beispiel das Schnarchen und das Sprechen und Zähneknirschen im Schlaf.

Mohammed hat sich jedoch auch vertrauensvoll über Frauen geäußert. Manche Muslime gehen sogar so weit und sagen, erst er habe die Frauen befreit und ihnen nie dagewesene Rechte zugestanden. Das dürfte jedoch recht übertrieben sein.

Der Koran hat sich aber durchaus auch um die Situation der Frauen gekümmert. Gewiss, er erlaubt vier Ehefrauen, aber er empfiehlt die Einehe jedem Mann, der fürchtet, er könne sich mehreren Frauen gegenüber nicht gerecht verhalten. Der Koran schützt die Ehefrauen auch gegen die Folgen und Notlagen nach der Verstoßung. Zugunsten der Frauen stößt er sogar die bis dahin geltenden Regeln der Erbfolge um. Sie haben auch bezüglich der Glaubensverpflichtungen die volle Gleichberechtigung. Selbst an der Pilgerfahrt dürfen sie teilnehmen, wenn sie von einem männlichen Verwandten begleitet werden. Der Koran bestärkt, wenn auch etwas herablassend, die Würde der Frau und ihr Recht auf Wohlbefinden.

Mohammeds Tod: Einige Tage nach seiner Mekka-Wallfahrt 632 kehrte Mohammed nach Medina zurück, wo er sich wieder seiner politischen Tätigkeit hingab.

Am 25. Mai hielt er dann noch eine Predigt und ermunterte seine Gläubigen, sich zu einem Raubzuge gegen die Griechen in Syrien zu rüsten. Am Abend besuchte er dann den Friedhof und erflachte den Segen über seine dort ruhenden Gefährten.

Als er von dort zurückkam, klagte er seiner Frau Ayischa gegenüber über Kopfschmerzen, besuchte aber noch die anderen Frauen. Am nächsten Tag verschlimmerte sich sein Zustand, und er wurde in Ayischas Zelt gebracht. Mit hohem Fieber lag er im Bett und behauptete, eine Jüdin habe ihm vergiftetes Lammfleisch serviert. Einen solchen Anschlag hatte es vermutlich bereits vier Jahre vorher gegeben. Zum Zeitpunkt seiner Erkrankung lebten aber längst keine Juden mehr in Medina.

Am 4. Juni erreichte seine Krankheit ihren Höhepunkt. Am 8. Juni 632 starb er. In Ayischas Hütte wurde er an derselben Stelle, an der er gestorben war, begraben. Die Hütte wurde dann niedergerissen und sein Grab mit der Moschee verbunden.

Diese Grabstätte wurde zu einem Ort seiner Verehrung und neben der Kaaba zum zweiten Hauptheiligtum im Islam. Es heißt: Segen für den, der den Duft dieses Grabes, der dem des Paradiesbaumes gleicht, einatmet und es küsst. Kein Wohlgeruch auf Erden ist dieser Köstlichkeit vergleichbar. Im Grabe Mohammeds ragt also das Jenseits in das Diesseits hinein. Das werde freilich nur dem bewusst, dem Gott als seinem Freunde den Schleier des Nichterkennens entfernt hat. - Der Prophet scheint also schon jetzt der ewigen Seligkeit teilhaftig zu sein, auch wenn diese eigentlich erst nach dem Endgericht kommt. Er kann deshalb schon jetzt den Gläubigen seine Fürsorge und Liebe zuwenden und für sie bei Gott um Gnade bitten.

Die Sagenbildung um Mohammed: Es ist nicht das tatsächliche Leben Mohammeds, das für die Moslems wichtig ist, sondern das von der religiösen Sagenbildung entwickelte und idealisierte. In den Darstellungen seines Lebens sind hauptsächlich die Ereignisse von Bedeutung, die mit seinen Offenbarungen und seiner Lehre zusammen hängen, und ebenso seine Himmelfahrt.

Außerdem ist man bemüht, ihn als größten Wundertäter hinzustellen. Obwohl der Koran nichts davon berichtet, werden diese Wunder doch anschaulich dargestellt. Auch bemüht man sich, in gewissen Koran-Aussprüchen die Bestätigung dafür zu finden, dass Mohammed sündlos war, obwohl sogar dieser selbst an einigen Stellen sein Vorgehen verurteilt und sich selbst als Sünder bezeichnet. Wir müssen daher, um die Gefühle der Moslems richtig verstehen zu können, ebenso den wirklichen wie auch den idealisierten Mohammed berücksichtigen. Es gibt keine Anzeichen dafür, dass diese Legendengläubigkeit heutzutage abnimmt, im Gegenteil.

Damit es zu keinen zweifelhaften und falschen Überlieferungen kommt, und damit von diesen kein schädigender Einfluss auf den Islam ausgehen könnte, wurde von Mohammed selbst erklärt, dass sämtliche Berichte erst einmal mit dem Koran zu vergleichen seien. Wenn sie mit diesem nicht übereinstimmten, müsste auf sie verzichtet werden. Jeder Berichterstatter müsste sich bezüglich der Erzählungen und Lehren auf jeden Fall auf den Koran berufen können. Trotz dieser Ermahnung kann man beim Lesen der Lebensbeschreibung von Ibn Ishaq feststellen, dass Mohammed z.B. ständig mit Jesus verglichen wird und ihm ähnliche Wundertaten angedichtet werden. Mohammed sollte Jesus möglichst noch überbieten.

Als Mohammed gezeugt wurde, konnten z.B. die Tiere des Stammes Koraisch sprechen und erklärten: „Eine Frau ist mit dem Gesandten Gottes, dem Herrn der Kaaba, schwanger geworden. Er ist der Schutz der Welt und das Licht ihrer Bewohner auf dem Wege zu Gott.“ Wer denkt dabei nicht an die Worte an Maria! Den Wahrsagerinnen aller Araberstämme aber ging ihre übernatürliche Erkenntnis verloren. Alle vorhandene Weisheit unter dem Monde wird auf Mohammed konzentriert.

Ebenso konzentrierte sich alle Herrschergewalt auf ihn. Die Throne der Könige stürzten um, da sie ihre Macht an Mohammed abgeben mussten. Auch konnten diese auf einmal nicht mehr sprechen, da ihre Worte keine Bedeutung mehr hatten. Jeden Monat klang nun ein Ruf über die Erde und durch die Himmel: „Verkündet die frohe Botschaft der gesamten Schöpfung. Für Mohammed ist die Zeit herangereift, dass er glücklich und gesegnet auf die Erde komme.“

Auch heißt es von ihm, ähnlich wie bei Jesus: Und im sechsten Monat kam ein geheimnisvoller Bote vom Himmel zu Amina und sprach: „O Amina, du trägst das beste Geschöpf aller Welten in dir! Wenn du ihn geboren hast, nenne ihn Mohammed, den Vielgepriesenen. Behalte aber dieses Geheimnis für dich.“

Auch die Himmelfahrt Jesu wird übernommen. Auf einem Pferde flog Mohammed von Medina nach Jerusalem. Auf dem dortigen heiligen Felsen, gemeint ist wohl der Tempelberg, von dem aus am Jüngsten Tage die Verstorbenen aus den Gräbern zum Endgericht gerufen werden, betete er mit allen Propheten. Anschließend ließ er sich von ihnen segnen und verrichtete sein Gebet. Daraufhin ließ Gott ihn von dort zum Himmel aufsteigen. Während dieser nächtlichen Himmelfahrt betete Mohammed mit den biblischen Gestalten Aaron und Henoch und traf auch mit den Himmelsfeen zusammen, die glänzend schwarze Augen hatten. Im siebten Himmel teilte Gott ihm dann die Namen von 19 Engeln mit. Wenn er diese ausspreche, würde er von jedem Kummer, jeder Krankheit und jeder Versuchung befreit.

Im Himmel empfing er dann die Anweisung des Weinverbots. Auch schrieb ihm Gott 50 Gebetszeiten für jeden Tag für die Gläubigen vor. Als Mohammed aber beim Abstieg an Mose vorbeikam, sagte dieser. „Das Beten ist mühsam, und dein Volk ist schwach. Geh zu deinem Herrn (Gott) zurück, um ihn zu bitten, dass er es dir und deinem Volke leichter mache.“ Daraufhin verzichtete Gott auf zehn Gebetszeiten. Als aber die übrigen 40 auch noch als zu viel erschienen, erließ er wieder zehn, und so fort, bis nur noch fünf übrig blieben, die noch heute durchgeführt werden.

Damit sich die Islam-Anhänger nicht dazu verleiten lassen, Mohammed als Gott zu verehren, wie dies die Christen mit Jesus tun, ermahnte er diese: „Preiset mich nicht wie (die Christen) Jesus!“, und er verbot ihnen die Darstellung seines Gesichts.

Verdienste und Beurteilung Mohammeds: Wenn wir das Leben und Wirken Mohammeds beurteilen wollen, kann man ihm nicht verweigern, ein besonders befähigter und einfallsreicher Mensch gewesen zu sein. Seine Erfolge sprechen noch heute für ihn. Er kann neben der Rolle eines Religionsstifters noch in Anspruch nehmen, die Einheit Arabiens eingeleitet zu haben. Immerhin hatte er bis zu seinem Tode etwa ein Sechstel der Halbinsel unter seine Kontrolle gebracht und die Voraussetzungen für die weitere gewaltsame Einigung geschaffen. Dadurch hat er

sicher auch eine starke zivilisatorische Weiterentwicklung eingeleitet. Er wurde so nicht nur zu einem der größten Politiker, bedeutendsten Heerführer und zum wichtigsten Religionsstifter Arabiens, sondern in mancher Beziehung der ganzen Welt.

Es ist klar, dass der in Mekka erfolglose Mohammed sich etwas einfallen lassen musste, wenn er weiterkommen und Erfolg haben wollte. Wir können nicht bestreiten, dass er durchaus gründlich nachgedacht und folgerichtig gehandelt hat.

Leider ist ihm jedoch bei seiner Erfolgslosigkeit nichts anderes als ein gewaltsames Vorgehen eingefallen. Hätte er nur die Idee und den Willen gehabt, die arabischen Stämme zu einigen und zu einer Großmacht erstarken zu lassen, so könnte man sein rücksichtsloses und brutales Vorgehen noch eher hinnehmen. Andere Feldherren und Eroberer haben nicht anders gehandelt. Seine Vereinigungsbestrebungen waren jedoch nur die eine Seite der Medaille.

Weil er sich gleichzeitig als Gesandten Gottes versteht und seinem Volk und der Welt eine neue Erlösungs- und Heilsreligion bringen möchte, gerät er in Widerspruch zu dem Mohammed von Mekka, also zu sich selbst. Anders als andere Religionsstifter und die Kirchenväter wendet er die nackte Gewalt an, rechtfertigt diese und stellt sie sogar als einen Gnadenakt dar, als ein Liebeshandeln Gottes an die Menschen. Zur Erreichung seiner Ziele hat er sich während seiner Medinazeit auch keiner edlen Mitstreiter bedient. Er hatte keine Bedenken, Verträge zu brechen oder die Gegner rückwärts ermorden zu lassen. Die Hauptsache war ihm der Erfolg.

Man kann zwar leicht sagen, dass sich die Größe einer Persönlichkeit nicht nur in ihren Erfolgen, sondern auch in den angewendeten Mitteln zeigt. Die Umsetzung einer Idee ist jedoch nicht immer leicht. Von einem Religionsstifter sollten wir jedoch eine höhere Moral erwarten. Es ist klar, dass bei der Verwirklichung von Zielen viele äußere Umstände eine Rolle mitspielen. Dies war auch bei Luther der Fall.

Vielleicht hätte Mohammed so vorgehen sollen, dass er während seiner Mekka-Zeit seine friedlichen Religionsideen irgendwie mündlich oder schriftlich festgelegt und sie von seinen Eroberungen getrennt hätte. Medina, seine Gewaltanwendungen und seine Eroberungen hätte er dann als zweiten Akt folgen lassen und durchführen können. Dabei hätte er ein wenig auf sein moralisches Verhalten achten sollen. Aber er wusste ja selbst nicht, wie sich alles entwickelt.

Es ist müßig, ihm jetzt Vorschläge zu unterbreiten, denn er hatte keinen anderen Weg, als den er gegangen ist, gesehen. Es bleibt jedoch zu fragen, ob es wirklich notwendig war, die arabischen Stämme auf diese Art und Weise zu einen, und ob für sie der Ein-Gott-Glaube, der sich weitgehend an die fremden und abartigen Vorstellungen vom Juden- und Christentum anlehnte, für sie wirklich besser als ihre Göttervorstellungen war, bei denen sie noch lange geblieben wären. Mohammed wurde eben von einem Wahn getrieben wie später auch Luther. Wahrscheinlich hatte er es verhindert, dass sich der christliche Glaube über Arabien ausbreitete.

Leider wird Mohammed von den Muslimen nicht nach moralischen und ethischen Gesichtspunkten beurteilt. Sie verehren ihn, weil sie ihn für den Empfänger der endgültigen göttlichen Botschaft halten und weil es ihm gelungen war, die Araber zu einen und zu einer Weltmacht zu machen. Er brachte ihrer Meinung nach in

die von ihm eroberten Gebiete auch Recht und Ordnung und entwickelte eine Soziallehre, die sich bis heute gehalten hat. Wie diese Einigung zustande kam und warum der Islam innerhalb weniger Jahre so mächtig wurde, wird jedoch kaum kritisch, sondern nur voller Begeisterung gesehen.

Was Mohammed in Medina und von dort aus tat, ist sicherlich verwerflich. Er verhielt sich aber nicht anders als die meisten anderen Eroberer, die ihre Feldzüge auch oft mit weltanschaulichen und religiösen Ideen verknüpfen. Blicken wir nur in unsere europäische Geschichte! Verließ dort die Politik denn anders als bei ihm

Ich erinnere nur an die Bauernkriege z.Zt. der Reformation. Mit Gewalt wollten die Bauern ihre Rechte erreichen und gingen dabei brutal und unmenschlich vor. Die Fürsten zahlten es ihnen leider mit der gleichen Münze heim. Wenn ich Mohammed mit unserer europäischen Geschichte vergleiche, kann ich nicht den Stab über ihn brechen und ihn verurteilen. Sonst hätte ich viel bei der Beurteilung unserer eigenen Geschichte zu tun.

Vergleichbar wäre Mohammed mit den „Religionsstiftern“ Zwingli und Calvin, die beide auch einen politischen Ansatz hatten und einen Gottesstaat auf Erden errichten wollten. Dabei scheuten auch sie die Gewaltanwendung nicht. Auch der Reformator Thomas Münzer unterstützte den Bauernkrieg. Noch mehr ähnelt Mohammed jedoch den Verbreitern des Christentums wie Karl dem Großen, dem Deutschen Ritterorden und dem englischen diktatorischen puritanischen (strengchristliche Richtung) Staatsmann Oliver Cromwell (1599-1658).

Diese kannten, um ihre politischen Ziele, die religiös gefärbt waren, zu erreichen, auch keine Nächstenliebe und hatten keine Skrupel in Bezug auf die Gewaltanwendung. Wir dürfen erst recht nicht an das Vorgehen vieler Päpste erinnern. Sie machten die Kirche zu einem Saustall.

Zu erinnern sei ebenfalls an Lenin und Stalin, die einer, wie wir sagen, Weltanschauung (=Religion), dem Kommunismus, zum Siege verhelfen wollten. Anders als diese gingen die von ihnen Begeisterten wie z.B. Mao und Fidel Castro auch nicht vor. Am ehesten vergleichbar mit Mohammed wäre Adolf Hitler, der die Weltanschauung des Nationalsozialismus weitgehend selbst entwickelte. Er kam wie Mohammed in Medina völlig gesetzmäßig an die Regierung. Später freilich ging er auch mit Gewalt gegen seine Gegner vor, um so seine Macht zu behaupten.

Mohammed und Luther im Vergleich: Beleuchtet man bei Mohammed nur seine Seite als Religionsstifter, so unterschied er sich gar nicht so sehr von Luther. Beide übernahmen ein Denkgebäude und bearbeiteten es, Mohammed das der Juden und Christen, Luther das der Kirche. Während Luther sich nun an die Christen Deutschlands, also seine „Glaubensgenossen“, wandte, die begeistert von ihm waren, richtete sich Mohammed an seine heidnische Umwelt, die mit seinen Vorstellungen zuerst nichts anzufangen wusste.

Der entscheidende Unterschied besteht jedoch darin, dass Mohammed in einer verhältnismäßig ruhigen Zeit auftrat, wo die Bevölkerung am Hergebrachten festhalten wollte, während beim Auftreten Luthers in Deutschland eine Hochspannung herrschte und ein Pulverfass explodierte.

Es darf bei einem Vergleich zwischen Luther und Mohammed auch darauf hingewiesen werden, dass beide eigentlich keine Verstandesmenschen wie weitgehend die Humanisten waren. Sie lebten mehr aus dem Augenblick und von ihrer Ergriffenheit und Leidenschaft. Beide waren sie aber für ihre Zeit Gebildete, Luther als Professor, und Mohammed durch seine Karawanenzüge.

Luther schuf die deutsche Hochsprache und gab den Deutschen so verstärkt ein Einheits- und Nationalgefühl. Durch die Bildung des Korans kam es auch in Arabien zur Ausbreitung der Schrift, zu einer einheitlichen Sprache und zu einem stärkeren Zusammengehörigkeits- und Nationalgefühl. Beide, Luther und Mohammed, werden als Nationalhelden verehrt und gefeiert, der eine, weil er Arabien einigte, der andere, weil er die Macht der Katholischen Kirche über Deutschland weitgehend brach.

Beide entwickelten eine neue Religion. Mohammed den Islam, Luther den Protestantismus, durch den die Katholische Kirche die Hälfte ihres Einflussbereiches verlor. Beide wollten sie nicht, dass ihre religiöse Bewegung sich nach ihnen nannte. Mohammed ist dies gelungen. Es ist deshalb lieblos, die Moslems Mohammedaner zu nennen. Kein Moslem würde sich so bezeichnen. Luther konnte es wahrscheinlich nicht verhindern, dass man sich lutherisch nannte. Um Mohammed rankten sich Legenden und Wundertaten. Luther dagegen wurden keine Wunder angeeignet. Es sind auch um ihn kaum Verherrlichungserzählungen gebildet worden.

Ausbreitung der Reformation außerhalb Deutschlands

Schon gleich zu Anfang der Reformation breitete sich diese auch in den Nachbarländern aus. Kein Land in Europa verschloss sich ihr ganz außer denen im Bereich der orthodoxen Kirchen: besonders Griechenland, Bulgarien, Rumänien, die Ukraine und Russland. Diese Gebiete hatten auch nie zur Katholischen Kirche gehört. In den anderen Staaten gewann die Reformation Anhänger. Aber nur im Norden bei den germanischen Völkern konnte sie dauerhaft Fuß fassen und den Katholizismus weitgehend verdrängen. In diesen Ländern blieb man den Katholiken jedoch, wenigstens was die Ordnungen und die Gebräuche betrifft, am nächsten.

Niederlande (Holland)

Frankreich und Deutschland sind bekanntlich aus dem Reich Karls des Großen hervorgegangen. Im Vertrag von Rebenmont 880 kamen die Niederlande zum Ostfränkischen Reich, zu Deutschland. Nach dem Tode Karls des Kühnen 1477, dem Herzog von Burgund, fielen sie dann an seinen Schwiegersohn, den späteren habsburgischen Kaiser Maximilian. Wegen ihrer wirtschaftlichen Kraft und der modernen Verwaltungsstruktur wurden sie zum wertvollsten Teil der Habsburger Erblande.

Unter Karl V., dem Enkel Maximilians, begann dann die Verselbständigung der Niederlande, zu denen damals die Gebiete von Luxemburg bis etwa Calais, und von dort bis Ostfriesland gehörten. Ursache für diese Unabhängigkeitsbestrebungen war die Reformation, die in den nördlichen Landesteilen sehr schnell Fuß fasste. - Weil die Entwicklung hier anders verlief als sonst im Reich, bringe ich diese unter „außerhalb Deutschlands“, obwohl die Niederlande damals noch dazu gehörten.

Schon frühzeitig fanden die Schriften Luthers hier Eingang, aber bereits 1523 fielen die ersten Evangelischen der Inquisition (Ketzerverfolgung) zum Opfer. Da im Süden dieses Gebietes, im heutigen Belgien, weitgehend französisch gesprochen wurde und wird, gewann dort die Schweizer Richtung auch schnell an Boden.

Die Habsburger unterteilten sich in eine deutsche und in eine spanische Linie. Das heutige Österreich, Tschechien und Schlesien gehörten zu ihrer deutschen, Spanien, Süditalien und die Niederlande zur spanischen Linie. Weil die Niederlande den Habsburgern unmittelbar unterstellt waren, verlief die Reformation hier auch anders als in den meisten deutschen Fürstentümern.

Der spanische König Philipp II. (1527-1598, König seit 1556), Sohn Karls V., war noch schlimmer als der Papst und setzte auch in den Niederlanden alle Inquisitionsmethoden gegen die Evangelischen ein. 13 Bistümer (bischofliche Amtsbezirke) ließ er hier einrichten, um diese besser zu überwachen. Da dieser Eingriff aber den Rechten des Landes und der Gewissensfreiheit widersprach, schlossen die Adeligen 1566 einen Bund, um die politische und religiöse Freiheit der Niederlande zu erhalten. Da dieser jedoch nichts erreichte, machte sich der Unwille des Volkes im „Bilderstürmen“ Luft, das hauptsächlich von den Wiedertäufern ausging.

Die Statthalterin Margaretha von Parma ging nun mit schweren Strafen gegen die Reformierten als die vermeintlichen Urheber der Unruhen vor. Brutaler noch war Herzog Alba, der 1567 mit einem spanischen Heer in den Niederlanden erschien und eine blutige Schreckensherrschaft errichtete. Tausende wurden durch den „Blutrat“ zum Tode verurteilt. Viele Flüchtlinge versammelten sich nun um den Prinzen Wilhelm von Oranien, der sich vorbereitete, sein Vaterland mit Waffen zu befreien. 1572 gelang diesen die Einnahme von Briel.

Wegen der Misserfolge Herzog Albas schickte Philipp seinen Halbbruder Don Juan in die Niederlande, der wegen seiner Niederlagen schon 1578 mit 32 Jahren starb. Im Jahre 1576 hatten sich nämlich sämtliche Provinzen, sowohl die katholischen wie auch die calvinistischen, zur Vertreibung der Spanier zusammengetan.

Nun aber sandte Philipp einen Feldherrn, dem die Führer der Niederlande nicht gewachsen waren. Ihm gelang es, mehrere Provinzen für immer für Spanien zurückzugewinnen. Diese mussten am 6. Januar 1579 einen Bund „zur Aufrechterhaltung des katholischen Glaubens“ unterschreiben. Die blutigen Strafergüsse, die nun über die eroberten Städte verhängt wurden, nötigten die übrigen protestantischen Provinzen, sich ebenfalls umso enger zur Utrechter Union (29.1.1579) zusammenzuschließen, um ihre religiöse und politische Freiheit aufrecht zu erhalten.

Hiermit begann der Selbständigkeitskampf der Niederlande, zu deren ersten Statthalter Wilhelm von Oranien gewählt wurde. In heißen Kämpfen gegen den

Herzog von Parma behaupteten die „Generalstaaten“, wie sie sich nun nannten, ihre Unabhängigkeit. Als Wilhelm auf Anstiften Parmas ermordet wurde, scharten sich die Freiheitskämpfer um dessen Sohn Moritz. Endlich, im Jahr 1607, erlangten sie einen Waffenstillstand, der ihnen die errungene Freiheit sicherte.

Nach erneuten Kämpfen wurde im Westfälischen Frieden, nach dem 30jährigen Krieg, 1648 ihre Unabhängigkeit anerkannt. Die Niederlande waren aber seitdem auch gespalten, nämlich in die heutigen Niederlande (Holland), in denen der Calvinismus Staatsreligion wurde, und in Belgien, das wieder katholisch werden musste.

Dänemark, Norwegen, Teile von Südschweden und Island

Bereits vor der deutschen Reformation versuchte der gewalttätige König Christian II. von Dänemark (1481-1559, König 1513-1523), „der Böse“ genannt, seine Macht auch auf Kosten der Kirche zu erweitern. Er schränkte das üppige Leben der kirchlichen Würdenträger ein, begrenzte die Anhäufung von Besitztümern, unterstellte die Klöster der Aufsicht der Bischöfe und verbot, sich bei staatlichen Angelegenheiten an Rom zu wenden. Auch sah er vor, die kirchlichen Einrichtungen zu besteuern. Doch musste er bereits 1523 wegen seiner Schreckensherrschaft das Land verlassen. Bei seinen Reformen, die tief in die kirchlichen Ordnungen eingriffen, ging es also um die Begrenzung der kirchlichen Macht und um die Ausweitung seiner eigenen Befugnisse.

Als ein dortiger Wegbereiter der Reformation gilt der Karmelitermönch (Bettelorden) Poul Hilgesen, der ein biblisch ausgerichteter Humanist und ein strenger Bekämpfer des kirchlichen Sittenverfalls war. Es waren dann zum großen Teil seine Schüler, die die Reformation vorbereiteten und durchführten. Er selbst lehnte einen Bruch mit der Katholischen Kirche ab. Ab 1522 treten auch einige lutherische Prediger mit ihrer Verkündigung auf, die unter Friedrich I. (König 1523-1533) geduldet wird. 1527 werden auf dem Reichstag zu Odense die Protestanten als gleichberechtigt neben den Katholiken anerkannt. Ihren lehrmäßigen Ausdruck erhielt die Reformation 1530 in den 43 Kopenhagenern Artikeln, die weniger von Wittenberg als vielmehr von der Schweiz beeinflusst worden waren.

Nach dem Tode Friedrichs I. 1533 setzte sich die katholische Geistlichkeit wieder für Christian II. ein. Der Sieg des Sohnes von Friedrich I., Christian III. (König 1534-1559), bei diesen Wirren und diesem Machtkampf bedeutete auch einen Sieg des Luthertums gegen die Altgläubigen. Auf dem Reichstag von Kopenhagen 1536 errang der Protestantismus die Alleinherrschaft und wurde mit dem König als oberstem Bischof zur Staatsreligion. Ein Freund Luthers, Johannes Bugenhagen, beteiligte sich von 1537 bis 1542 bei der Ordnung des dänischen Kirchenwesens.

Die Entscheidung Dänemarks für die Reformation betraf auch Südschweden, Norwegen und Island, da diese Länder dänische Teilstaaten waren. In Island wurde der letzte katholische Bischof 1550 enthauptet. Der Sieg der Reformation dort ist

Gudbrandur Thorlaksson, Bischof von Holar (1571-1627), zu verdanken. Er gab 1584 die Bibel und 1589 ein Gesangbuch, beides in isländischer Sprache, heraus.

Schweden und Finnland

Die Reformation hielt in Schweden gleichzeitig mit dem Aufkommen des nationalen Königtums ihren Einzug. Bis dahin stand es nämlich mehr oder weniger unter dänischer Herrschaft. Die schwedischen Bischöfe waren meist dänenfreundlich und bekannten sich auch dazu, als der schwedische Reichsverweser (wohl Vertreter des dänischen Königs) Sten Sture auf dem Nationalreichstag von 1517 ein schwedisches Nationalkönigtum errichten wollte. Der Reichstag erklärte deshalb den gefangen genommenen Erzbischof von Uppsala für abgesetzt.

Deshalb verhängte der Papst den Bann über Schweden. Mit der Vollstreckung wurde Christian II. von Dänemark. Damit aber entwickelte sich diese Absetzung zu einem Kriege mit der dänischen Oberherrschaft („Stockholmer Blutbad“ 1520).

In Schweden predigten bereits 1519 die Brüder Olavus und Laurentius Petri das Evangelium so, wie sie es bei Luther in Wittenberg kennengelernt hatten. Unter König Gustav I. Wasa (König 1523-1560), der die Loslösung von Dänemark 1523 vollendete, hat Olavus dann seit 1524 schrittweise die Reformation eingeführt.

Entscheidend wurde dafür der Reichstag zu Västerås 1527, wo eine durchgreifende Kirchenerneuerung beschlossen und die Grundlagen für die evangelischen Reformen gelegt wurden. Obwohl auch hier eine Staatskirche eingerichtet wurde, wurde doch der König nicht oberster Bischof. Diese behielt vielmehr ihre Eigenständigkeit, und auch die Gemeinden konnten sich ein ziemlich weitgehendes Mitspracherecht, z.B. bei der Auswahl der Pfarrer, sichern.

Das schwedische Königshaus der Wasa war also zugleich mit der Reformation an die Macht gekommen und hatte diese zielbewusst gefördert. Aber trotz des lutherischen Gottesdienstes, der Bibelübersetzung ins Schwedische und der Einführung des Kirchenliedes fühlte sich das Volk wenig zum Geiste der Reformation hingezogen. Es wurde deutlich, dass diese von oben her durchgesetzt worden war.

Schon unter den Söhnen Gustavs I. gab es Schwierigkeiten. Johann III. (1569-1592), der die Nachfolge seines calvinistischen Bruders Erich angetreten hatte, wurde von seiner Frau Katharina, einer polnischen Prinzessin, katholisch beeinflusst und versuchte durch die Kirchenordnung von 1571 das Katholische wieder zu fördern. Angeblich sollte aber nur ein Mittelweg eingeschlagen werden. Auch wollte er Schweden und das katholische Polen zu einer Doppelmonarchie vereinigen, wozu er hätte katholisch werden müssen.

1578 trat er heimlich zur Katholischen Kirche über und verhandelte mit dem Jesuiten Kardinal Stanislaus Hosius, wie Schweden dieser wieder unterstellt werden könnte. Dieser holte Jesuiten ins Land, bildete Geistliche aus und entwarf wieder eine katholische Gottesdienstordnung. Nur einige Kirchenmänner und die Provinz

Södermanland bei Stockholm, die von Herzog Karl, einem Bruder des Königs, regiert wurde, wehrten sich und lehnten diese katholischen Erneuerungen ab.

Auf Johann III. folgte sein von den Jesuiten erzogener Sohn Sigismund (1592-1598/1604), der zugleich König von Polen wurde. Die Vereinigung von Polen und Schweden sollte nun erst recht dazu genutzt werden, Schweden wieder zur Katholischen Kirche zurückzuführen. Nun erreichte aber Herzog Karl, dass König Sigismund gemäß den Beschlüssen der Kirchenversammlung von Uppsala (1593) versprechen musste, das Luthertum in Schweden wieder zur Geltung zu bringen.

Diese Versammlung hatte als Grundbekenntnis für die schwedische Kirche die Augsburger Konfession angenommen und hob die kirchlichen Erneuerungen des Königs wieder auf. Damit erst setzte sich die Reformation in Schweden durch.

Sigismund, der aber heimlich die katholischen Bestrebungen weiterhin begünstigte und die Forderungen der Evangelischen nicht erfüllte, wurde schließlich aufgefordert, der Krone Schwedens zu entsagen. Weil er sich jedoch nicht fügen wollte, wählte man seinen Onkel Karl, den jüngsten Sohn Gustav Wasas, zuerst zum Regenten (1598) und machte ihn dann als Karl IX. zum König (1604-1611). Schweden sollte nun nur noch von lutherischen und lutherisch verheirateten Fürsten regiert werden. Auch sollten alle politischen Ämter mit Lutheranern besetzt werden,

Karl war theologisch sehr gebildet und betätigte sich auch als theologischer Schriftsteller und geistlicher Dichter. Ein von ihm verfasster Katechismus schließt sich zwar an den Heidelberger Katechismus, also den reformierten, an, aber die Entwicklung der schwedischen Kirche zum strengen Luthertum wollte er nicht aufhalten. Schweden wurde nun zur protestantischen Vormacht im Norden.

Karls erste politische Tat war die Befreiung Livlands von der polnischen Herrschaft. Sein Neffe Sigismund hatte die schwedisch-livländischen Gebiete nämlich an Polen abgetreten, um mit polnischer Hilfe Schweden zurückzuerobern. Karl kam ihm aber zuvor und sicherte die Reformation auch in den baltischen Ostseeländern.

Das Christentum war einst auf friedlichem Wege nach Finnland gekommen. Von Schweden war dieses aber unterworfen und der Katholischen Kirche eingegliedert worden.- Weil Finnland z.Zt. der Reformation zu Schweden gehörte, lief deren dortige Einführung ebenso ab wie in Schweden. Sie wurde aber von Finnen durchgeführt, vor allem von Mikael Agricola, der 1536-39 in Wittenberg studiert hatte. Er übersetzte u.a. das Neue Testament (1548) und gab mehrere kirchliche Bücher heraus. Dadurch wurde er der Begründer der finnischen Schriftsprache und Literatur.

Polen

In dem großen polnisch-litauischen Staatsgebiet war die Reformation durch die böhmisch-mährischen Brüder, die hier Aufnahme gefunden hatten, und durch humanistische Einflüsse bereits vorbereitet. Von Wittenberg wie von der Schweiz breitete sie sich aus und erlebte trotz mancher Behinderung einen raschen Aufstieg.

Es bildeten sich drei protestantische Kirchenkörper: a) das Luthertum, das besonders in Großpolen im deutschen Bürgertum Fuß gefasst hatte, b) der Calvinismus, der seine Zentren in Kleinpolen (zw. Krakau, Tschenstochau, Radom und Sandomierz) und Litauen hatte und dem der Großteil des polnischen Hochadels angehörte, c) die Gemeinden der besonders 1548 vertriebenen Böhmisches Brüder.

Auch dachten reformfreundliche humanistisch gesinnte Bischöfe bereits daran, die Landessprache im Gottesdienst einzuführen und den Kelch beim Abendmahl und die Priesterehe zu gestatten. Gleichzeitig forderte der Adel ein Nationalkonzil in der Absicht, die Reformation im ganzen Lande durchzusetzen. Papst Paul IV. (1555-1559) befürchte bereits, Polen zu verlieren.

Das Problem für den Protestantismus waren in Polen von Anfang an seine Zersplitterung und Uneinigkeit. Zu den theologischen Streitigkeiten kam zusätzlich noch die aus Italien stammende Ablehnung der Dreieinigkeitslehre. Diese Ablehnung breitete sich in Polen sehr stark aus. Als die Evangelischen erkannten, dass ihnen nun eine Gefahr drohte, kam es 1570 zu einem Übereinstimmungsbeschluss zwischen Lutheranern, Reformierten und Böhmisches Brüdern. Man erkannte die Rechtgläubigkeit der anderen, die gegenseitige Teilnahme am Abendmahl und die Unterstützung bei Amtshandlungen an. Dieses aufeinander Zugehen kam jedoch viel zu spät und war wegen der Einstellung der Lutheraner nicht von langer Dauer.

Polen war nach dem Aussterben des Jagellonengeschlechtes (1572) zum Wahlkönigtum (nicht mehr erblich) geworden. Zu den Wahlbedingungen, denen der König zustimmen musste, gehörte auch die Gleichberechtigung der Religionsgruppen.

Der schwedisch-polnische König Sigismund (König 1587-1632) war dem reformatorisch gesinnten Adel sehr weit entgegengekommen. In diesem Augenblick ernannte der Papst den deutschen Kardinal und Jesuiten Hosius, der bereits in Schweden tätig war, zu seinem Gesandten in Polen. Dieser sollte diese Entwicklung wenden. Als Ratgeber Sigismunds III., dem „König der Jesuiten“, berief Hosius zur Rückgewinnung des polnischen Adels die Jesuiten ins Land und schaffte es, das polnische Nationalgefühl mit katholischem Glaubensfanatismus zu vereinigen.

Außerdem sollte die Katholische Kirche das einheitliche Band sein, das alle Teile des polnisch-litauischen Staates zusammenhielt. Die Jesuiten waren die besten Helfer dabei. Überall gründeten sie Lehrstätten. Die Jesuitenschule in Wilna wurde sogar zur Universität erhoben. Der Adel, der bisher seine Söhne zum Studium ins Ausland geschickt hatte, übergab sie nun den Jesuiten, die sie zu Vorkämpfern der Gegenreformation ausbildeten. Den Abweichlern sagten sie den bittersten Kampf an. Hosius verstand es auch, die evangelischen Gruppen gegeneinander auszuspielen. Die Gegenreformation in Polen erzielte so einen fast vollständigen Sieg.

Eine feste Verwurzelung im polnischen Volk konnte der Protestantismus nicht erreichen. Der Adel, dessen Vorrechte die Katholische Kirche anerkannte, zog sich bald zurück. Der evangelische Glaube behielt seinen Rückhalt im Wesentlichen nur beim deutschen Bürgertum, das in den meisten Städten stark vertreten war und dadurch eine gewisse Sicherheit hatte. Für die polnische evangelische Bevölkerung gab es jedoch bald keinen Schutz mehr. Gewalt wurde eingesetzt und ihre Kirchen

enteignet, verbrannt oder zerstört. Da die Neugläubigen außerdem durch Gesetze von allen öffentlichen Ämtern ausgeschlossen wurden, ging ihre Zahl schnell zurück. Während sie 1567 noch in der Mehrzahl waren, wurden sie bald zur Minderheit.

Die baltischen Länder Livland, Kurland und Estland

Z.Zt. der Reformation unterstanden die Gebiete des heutigen Estlands und Lettlands dem Deutschen Orden (Estland, Livland, Kurland). Die Reformation hatte dort früh Eingang gefunden, aber lange um Anerkennung ringen müssen. Die Stände im Landtag wenden sich ab 1521 erfolgreich gegen jeden kirchlichen Zwang.

In Riga hält ein Knopken bereits in diesem Jahr Vorträge über den Römerbrief und stellt 1522-24 seine Lehrsätze auf. Unterstützt wird er vom Stadtrat. Auch in anderen Städten bilden sich lutherische, von den Stadträten geförderte Gemeinden. 1524 schließen die Städte Riga, Dorpat und Reval ein evangelisches Religionsbündnis. Auch in den ländlichen Bezirken ist die Reformation bald verbreitet. Widerstand bieten die katholische Kirchenleitung, Mönche und der Deutsche Orden.

Luther ist seit 1522 mit Livland durch einen Briefwechsel eng verbunden. 1525 erarbeitet in Riga ein Lohmüller für den Obersten des Deutschen Ordens Vorschläge für die Umwandlung Livlands in einen weltlichen Staat. Dieser lehnt diese jedoch ab. Er sichert aber für Riga die freie Predigt zu, was später auch der Erzbischof tut.

Schon 1530 wurde für Riga die erste Gottesdienstordnung verfasst. Ein Anhang enthält das erste livländische Gesangbuch mit 54 Liedern, darunter 24 von Luther. Predigten werden nun in den Landessprachen gehalten. Erst 1534 wurde nach schwierigen Auseinandersetzungen die allgemeine Religionsfreiheit „bis zum Konzil“ zugestanden. Das bedeutete endlich den Sieg der Reformation.

Besonders in den Städten bilden sich Kirchengemeinden. Estnische Katechismen werden 1535 und 1554 herausgegeben. Zu einer neuen Kirchenordnung kommt es aber nur ansatzweise. Diese scheitert 1546 am Widerstand der Kirche und des Ordens. Der Verfall der alten Ordnung war jedoch nicht mehr aufzuhalten. Erst 1554 wird dem ganzen Lande das feie Bekenntnis zum evangelischen Glauben zugestanden. 1558 bekennt sich der Landtag dann geschossen zur Reformation.

1561 löst sich der Orden auf. Der letzte Ordensmeister, Gotthard Kettler, wird Herzog von Kurland, das nun unter polnische Lehnshoheit kommt, aber evangelisch bleibt. Livland wird bei der Eingliederung in Polen 1561 das Vorrecht der freien Religionsübung nach den ev.-luth. Bekenntnisschriften und auch das Widerstandsrecht gegen jeden staatlichen Übergriff in Glaubenssachen zugestanden.

Bald darauf wurde das in der politischen und kirchlichen Verwaltung zersplitterte Livland von den Nachbarn zerrissen und bricht in den Kriegswirren zusammen. Russen, Polen und Dänen kämpfen um das Land. Den größten Teil erwarb 1561-66 Litauen-Polen. Das Herzogtum Kurland wird 1629 schwedisch und 1721 russisch.

Für die noch ungefestigte ev.-luth. Kirche sind diese Kriege (1558-1629 und 1656-1661) eine Leidenszeit. Die Bevölkerung leidet schwer unter der stattfindenden Brutalität. Die Kirche ist schutzlos. Zielstrebig in Religionsangelegenheiten geht Polen vor und will es unter Missachtung der Vorrechte von 1561 wieder katholisch machen. Der Widerstand evangelischer Kreise verhindert dies jedoch. (Etwa im Gebiet Livland/Kurland bildete sich 1918 die Republik Lettland.)

Nach der Eroberung von Estland und Livland durch die Schweden beginnt der kirchliche Neuaufbau in Anlehnung an die schwedischen Kirchenverhältnisse. Kirchenordnungen von dort werden jetzt eingeführt. 1634 wird in Dorpat eine Kirchenleitung eingerichtet. Die dortige neue Universität (1632) ist auch theologisches Bildungszentrum. Das Schulwesen wird gefördert, Visitationen (Beaufsichtigungen) und Synoden (Kirchenversammlungen) werden durchgeführt. Diese Staatskirche ist ev.-luth., ihre Grundlage sind die Bibel und die Bekenntnisschriften. Die lettische Bibelübersetzung erscheint 1681/1689.

Die Reformation brachte also auch den nichtdeutschen Bewohnern im Baltikum den Gottesdienst und die Bibel in der eigenen Sprache. Dadurch schuf sie die Möglichkeit, dass diese ihre völkische Eigenart bewahrten bzw. erst entstehen ließen.

Ungarn und Siebenbürgen

Die vielen in Ungarn und besonders in Siebenbürgen (damals zu Ungarn, heute zu Rumänien gehörig) eingewanderten Deutschen hatten gute Kontakte mit ihrer Heimat gehalten. Daher breitete sich die Reformation auch unter ihnen sehr bald aus. In Ungarn war es hauptsächlich Matthias Devay, in Siebenbürgen Jakob Honter, die sich für die Erkenntnisse Luthers einsetzten. Eine Zeitlang öffnete sich in den oberungarischen Städten aber auch der ungarische Adel dem Luthertum. Trotz strenger Gesetze, welche auf Betreiben der Regierung gegen alle reformatorischen Bestrebungen erlassen worden waren, griffen diese doch immer weiter um sich, wobei ihnen teilweise die politischen Spannungen mit den Türken zugutekamen.

In Siebenbürgen bot sich ein buntes Bild: Bei den Siebenbürger Sachsen bildete sich eine lutherische Nationalkirche. Die dortigen Ungarn schlossen sich dem Calvinismus an, ebenso die Szekler (ungar. Volk). Daneben gab es Reste der Katholiken. Sogar die Antitrinitarier (gegen Dreieinigkeitsglauben) wurden von der Regierung geduldet. Die rumänische Grundbevölkerung blieb bei ihrer Orthodoxen Kirche.

Als dann im Jahre 1619 die Habsburger das ungarische Erbe antraten, wurden freilich alle Mittel eingesetzt, um den Protestantismus, der sich beinahe über das damalige ganze Ungarn ausgebreitet hatte, in einer traurigen Leidensgeschichte wieder zu beseitigen. Das gelang auch weitgehend bis auf die rein deutschen Gebiete in den Karpaten, der Zips (heute zur Slowakei gehörig) und Siebenbürgen.

Frankreich

Unter König Franz I. (1494-1547, König seit 1517) begann die Reformation in Frankreich einzudringen. Luthers frühe Schriften und die Schweizer Reformbewegungen fanden bei den dortigen humanistischen Kreisen, aber auch bei den gebildeten Geistlichen ein lebhaftes Echo. Lutherschriften durften gedruckt werden und wurden durch Händler verbreitet. Sie fanden sogar bei der unteren Schicht Anklang, die wegen ihrer Unzufriedenheit zum Teil in schwärmerische Begeisterung geriet.

Auch hielten sich einflussreiche Anhänger der Reformation am Königshof auf. Sie sammelten sich um die Königsschwester Margarethe von Navarra, die ihre schützende Hand über sie hielt. 1530 konnte der Straßburger Reformator Martin Bucer Luther berichten, man nenne die Bretagne (in Nordwestfrankreich) schon Kleindeutschland. Bis zur Mitte des Jahrhunderts bezeichnete man sogar die Anhänger der reformatorischen Bewegungen „luthériens“ (Lutheraner).

Während die Reformation in Deutschland von dem landesfürstlichen Streben nach Selbständigkeit und den reichstädtischen Freiheitsbemühungen getragen wurde, musste sie sich in Frankreich viel stärker mit dem König auseinandersetzen. Entweder würde sie von diesem anerkannt, oder aber das ganze Volk müsste sich dazu bekennen und die Staatsleitung übernehmen. Franz I. war ein Verehrer von Erasmus und bemühte sich um eine Kirchenpolitik, die Reformfreudigkeit zeigte, gleichzeitig aber auch Ketzer verfolgte. Seine Feindschaft gegen den deutschen Kaiser ließ ihn eine Annäherung an die Protestanten als politisch klug erscheinen.

Ende 1521 begann aber bereits das Ausbildungsinstitut von Priestern in Paris, die Ketzer zu bekämpfen. 1523 war ihr Druck schon so stark, dass die Verbreitung von Lutherschriften verboten wurde und vereinzelt sogar Hinrichtungen stattfanden. Daraufhin zogen sich weite Kreise der Reformhumanisten zurück. Im Süden konnte man sich noch zur evangelischen Bewegung bekennen und diese vorantreiben.

In der Schlacht bei Pavia 1525 wurde Franz I. durch den Feldherrn Karls V. besiegt und gefangen genommen. Der Papst hatte in Frankreich endlich freie Hand. Im Mai 1525 wurden deshalb in Paris Verfolgungseinrichtungen geschaffen, die ihre Prozesse ohne viel Aufsehen und ohne gerichtliche Ordnung durchführten.

Franz I. versuchte freilich noch immer den Ausgleich mit den Neugläubigen durch Religionsgespräche und durch ein allgemeines Konzil zu erreichen. Er lud 1534 sogar Melanchthon ein. Im Rahmen seiner gegen Österreich gerichteten Politik verhandelte er auch mit Fürsten aus dem Schmalkaldischen Bund. Zur selben Zeit aber wurde er durch verschiedene Umstände zur Ketzerverfolgung gedrängt. Die planmäßige Beseitigung der Protestanten, vor allem der Waldenser, war die Folge. Unter diesem Druck festigte sich jedoch die reformatorische Bewegung.

König Heinrich II. (1547-1559) setzte die Verfolgungspolitik seines Vaters zunächst verschärft fort, aber trotzdem vermehrten sich die Neugläubigen. Viele Familien des Hochadels traten zum Protestantismus über. Unter ihrem Schutz entstanden neue blühende Hugenotten-Gemeinden. Calvin bemühte sich nun sehr um ihr Erstarken. Schriften und ausgebildete Prediger wurden von Genf, seiner Zentrale,

dorthin entsandt. Der Calvinismus setzte sich nun gegen die verschiedenen evangelischen Richtungen durch und gab den seit 1555 sich bildenden ersten Ortsgemeinden das lehrmäßige und organisatorische Gepräge. Damit wich der lutherische Einfluss. Der Name Hugenotten verdrängte auch die alte Bezeichnung „luthériens“.

Die Zahl der Evangelischen war zu dieser Zeit recht stark. 1558 wurden sie bei einer Gesamtbevölkerung von etwa 17 Millionen auf 400.000 geschätzt.

Die Auseinandersetzungen innerhalb der Evangelischen fanden 1559 auf einer Nationalversammlung in Paris einen ersten Abschluss. Es wurde das von Calvin entworfene Gallische (Französische) Bekenntnis und eine für alle Gemeinden verbindliche Kirchenordnung nach Genfer Vorbild angenommen, nach der die Kirche in Einzelgemeinden, in Kreise, Provinzen und in eine Nationalkirche gegliedert war. Hochgestellte Männer standen damals an der Spitze der Reformierten und machten diese zu einer bedeutenden politischen Macht.

Nach dem Tode Heinrichs II. übernahm, weil seine Söhne noch minderjährig waren, seine Witwe Katharina von Medici die Regierungsgeschäfte. Unter ihr stellten 1561 die katholisch orientierten staatlichen Geschäftsführer ein gegenreformatorisches Bündnis mit enger Bindung an Spanien und zur römischen Kirchenleitung zusammen. Auf der anderen Seite setzte sich der fast ganz protestantische Adel für eine romfreie, spanischfeindliche nationale Politik ein. Der Zulauf unter den Protestanten verstärkte sich wiederum und man zählte schon 2.500 Einzelgemeinden. In dieser hochexplosiven politischen Situation wurde eine Verständigung gesucht. Die Hugenotten erhielten 1562 beschränkte Religionsfreiheit und staatlichen Schutz.

Diese Begünstigungen erregten aber den Zorn ihrer Feinde, die 1562 die zum Gottesdienst versammelten Reformierten in Vassy töteten. Daraufhin kam es zu mehreren blutigen Religionskriegen, bei denen beide Seiten auf ausländische Hilfe zurückgriffen. Erst, nachdem beide Seiten ermattet waren, fanden diese 1570 ihren Abschluss. Die Reformierten hatten sich durch diese Kriege Gewissensfreiheit, beschränkte Anerkennung ihrer Gottesdienste und bescheidene politische Rechte erkämpft. Als Friedenssicherung erhielten sie vier Verteidigungsanlagen.

Die Lage der Hugenotten schien so sehr gesichert zu sein, dass man 1571 auf einer Nationalversammlung innerkirchliche Konflikte regeln und gleichzeitig mit einem Glaubensbekenntnis an die Öffentlichkeit treten konnte. Da gelang es 1572 den beiden für die Staatsverwaltung zuständigen Guisen-Brüdern zusammen mit Katharina von Medici in der Bartholomäusnacht (24.8.1572) in Paris und der Provinz etwa 20.000 Hugenotten zu töten. Mit diesem Überfall begannen neue Kriege.

Die Hugenotten aber erstarkten wieder und entfalteten allmählich eine sehr bedeutende Macht. Ihrem Führer gelang es nach wechselvollen und schweren Bürgerkriegen als Heinrich IV. (1589-1610) die Macht an sich zu reißen und unter seiner selbstherrlichen Monarchie diesen ein Ende zu bereiten. Er war ein Mann, zum König geboren, kühn, verständig, klar in seinem Urteil über Menschen und Verhältnisse, bedeutend als Feldherr, hervorragend in seiner Begabung für Organisation. Er war aber ohne jede Achtung vor den Menschen. Die religiöse Begeisterung, wel-

che die Hugenotten beseelt hatte, war ihm fremd. Zeit seines Lebens glaubte er, sich über die Moral hinwegsetzen zu können. Die Politik ging ihm über die Religion.

Nachdem er mit Hilfe der Hugenotten die Macht hatte übernehmen können, begriff er, dass es ihm schwer möglich sein werde, sich als Protestant politisch durchzusetzen. Deshalb trat er 1593 zum Katholizismus über. Die Hugenotten fanden im Toleranzedikt (Erklärung) von Nantes 1598 jedoch für fast hundert Jahre rechtliche Anerkennung und den Schutz freier Religionsausübung in bestimmten Städten.

Für acht Jahre übernahmen sie etwa 200 befestigte militärische Einrichtungen mit Soldaten. Ständige Vertreter am Hofe und Gerichtshöfe mit gleichberechtigter Besetzung garantierten ihre Gleichrangigkeit. Es war der erste Versuch, die konfessionelle Einheit eines Staates aufzugeben und verschiedene Bekenntnisse gelten zu lassen. Diese Regelungen konnte Heinrich IV. aber nur durchsetzen, weil er die uneingeschränkte Macht an sich gerissen und durchgesetzt hatte.

Durch die ihnen zuerkannten und von ihnen kontrollierten Befestigungsanlagen wurden die Protestanten jedoch so etwas wie ein Staat im Staate. Sie waren deshalb weiterhin in den Augen der Katholiken eine ständige Gefahr für das „eigentlich“ katholische Frankreich. Deshalb wurden unter Ludwig XIII. (1610-1643) nach vorübergehenden neuen Bürgerkriegen und dem endgültigen Sturz der politischen und militärischen Macht der Hugenotten ihre Rechte wieder aufgehoben. Der Gnädenerlass von Nîmes 1629 beschränkte die Hugenotten auf ihre religiösen Rechte.

Im Schutze dieses Gnädenediktes entstand für die hugenottische Minderheit eine neue, unpolitische Blütezeit wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Art. Von Staatsämtern weitgehend ausgeschlossen, entwickelten sie einen bedeutenden Aufschwung der handgearbeiteten Industrieerzeugnisse. Ihre bescheidene Lebensführung förderte dabei kräftig die Gewinne. Auch waren weithin ihre hugenottischen Schulen und Hochschulen berühmt. Eine mehr am Menschen orientierte Theologie passte den verknöcherten Calvinismus den neuen geistigen und politischen Verhältnissen an. 1631 kam es sogar zu einer Vereinigung mit den Lutheranern.

Zur Anfangszeit von Ludwig XIV., dem Sonnenkönig (1638-1715, König seit 1643), Sohn Ludwigs XIII., führte der Kardinal Mazarin die Staatsgeschäfte. Nach dessen Tod 1661 begann für die Hugenotten dann eine neue Verfolgungszeit. Der König duldete es nicht, dass Untertanen eine andere Religion hatten als er. Die staatliche Beaufsichtigung der hugenottischen Kirche in den Kreissynoden und der Nationalsynode wurde immer brutaler. Auch die Sitzungen der einzelnen Gemeindegemeinderäte durften nicht mehr ohne staatliche Aufsicht gehalten werden.

Gleichzeitig erlebte der französische Katholizismus eine tiefgreifende Veränderung durch die Jesuiten. Gesellschaften zur Widerlegung und Bekehrung der Ketzer wurden an vielen Orten gegründet. Katholische Richtungen mit evangelischem Gedankengut wurden konsequent, bis hin zur Zerstörung ihrer Einrichtungen, bekämpft. 1685 hob Ludwig die Verfügungen von Nantes (1598) vollständig auf. Unter seiner Diktatur mehrten sich die Rechtsbrüche und Zwangsbekehrungen. Gewaltsam versuchte man, die Hugenotten zum Abfall von ihrem Glauben zu zwingen.

Während die einen voll schwärmerischer Begeisterung einen furchtbaren Kampf gegen Ludwigs Heere in den Cevennen (Gebirge in Südfrankreich) führten, flüchteten über 200.000 (einige geben 500.000 an) bei einer Gesamtbevölkerung von etwa 21 Millionen unter großen Gefahren ins Ausland und wurden besonders in Holland, Deutschland, England und der Schweiz mit offenen Armen aufgenommen. Tausende gingen jedoch als Galeeren-Ruderer und in den Gefängnissen zugrunde.

Nur ganz im Verborgenen bestand in Frankreich die Hugenottenkirche weiter. Einige mutige Prediger hatten in ungeheuer gefährvoller Tätigkeit die letzten Gläubigen gesammelt und geleitet. In Frankreich sollen nach einer Angabe, die mir vorliegt, die ich jedoch für überzogen halte, etwa zwei Millionen Protestanten zurückgeblieben sein. Wenn das stimmen sollte, dann wahrscheinlich hauptsächlich in dem von Deutschen besiedelten Elsass. – Die Lage der Hugenotten besserte sich erst mit der Französischen Revolution (1789-1799).

Trotz scharfer Verfolgung auch unter Ludwig XV. (1710-1774, König seit 1715) lebte vor allem in Südfrankreich ein Geheimprotestantismus weiter. Es gab dort 1728 mehr als 200.000 Evangelische in 120 Gemeinden. Erst 1787 brachte ein neuer Duldungsbeschluss des aufgeklärten Ludwig XVI. (1754-1793, König 1774-1792) insofern eine gewisse Freiheit, als bei Beibehaltung der katholischen Staatsreligion den Protestanten aber die bürgerliche Ehe erlaubt wurde.

Durch die von der Französischen Revolution (1789-1799) erkämpften bürgerlichen Freiheiten erhielten auch die Protestanten ihre volle Glaubensfreiheit und Gleichberichtigung zurück. Zahlenmäßig war der Protestantismus durch die Verfolgungszeiten und den freiheitlichen Geist der Französischen Revolution jedoch sehr zusammengeschrumpft. – Der Kulturkampf und das allgemeine Gesetz über die Trennung von Staat und Kirche 1904 gab den Evangelischen in Frankreich dann die volle kirchliche Selbständigkeit.

Heute bilden die protestantischen Kirchen in Frankreich nur eine schwache Minderheit mit (1956/61) etwa 700.000 Gläubigen bei einer Gesamtbevölkerung von etwa 64 Millionen. Von ihnen gehören 350.000 zur Reformierten Kirche, deren Gemeinden über ganz Frankreich außer im Elsass verstreut sind. Die Lutheraner im Elsass zählen 240.411 Personen, die elsässische reformierte Kirche 48.960. Die Lutherische Kirche Frankreichs hat 40.000 Mitglieder. Hinzu kommen etwa 20.000 Evangelische in Freikirchen.

England, Irland und Schottland

Der Humanismus und die Schriften und Aktivitäten Luthers hatten auch in England ihre Auswirkungen. Dadurch veranlasst, ging ein William Tyndale (ca. 1490-1536) nach Wittenberg und wurde Luthers treuer Schüler. Durch seine Übersetzung des Neuen Testaments (1526) leitete er die Herausgabe einer englischen Bibel ein. Er und ein Mitarbeiter mussten dies freilich mit dem Leben bezahlen.

Die „Church (Kirche) of England“ versteht sich jedoch nicht als eine aus der Reformation hervorgegangene Glaubensgemeinschaft, sondern als die rechtmäßige Fortsetzung der altkirchlichen und mittelalterlichen Kirche auf britischem Boden. Die kirchliche Veränderung unter Heinrich VIII. (1491-1547, König seit 1509), die auf dessen Druck hin durch die Parlamentsgesetzgebung (1532-1534) durchgeführt wurde, war zunächst nur die Bildung einer Nationalkirche. Es kam zwar zum Bruch mit dem Papst, der organisatorische Rahmen der Kirche, die Lehren und die „apostolische Sukzession“ (ununterbrochene Weitergabe des Bischofsamtes seit den Aposteln) blieben jedoch. - Hier möchte ich erwähnen, dass damals Irland bereits von England besetzt, Schottland jedoch noch selbständig und unabhängig war.

Heinrich VIII. war als zweiter Sohn des Königs für den geistlichen Stand bestimmt und hatte sich dadurch theologische Kenntnisse erworben. Er verfasste z.B. eine Schrift gegen Luther und erhielt daraufhin vom Papst den Titel „Verfechter des Glaubens“. Der fromme Katholik ließ sich jedoch gleichzeitig von diesem nichts mehr sagen und entwickelte sich allmählich zu einem herrschsüchtigen Diktator.

Als er beim Papst erfolglos um die Auflösung seiner Ehe bat, schloss er einfach eine neue. Dem Papst gegenüber, welcher ihm nun mit dem Banne (Kirchenausschluss) drohte, erklärte er, dass dieser in England nichts mehr zu sagen habe. Vielmehr verlangte er, dass er als oberster Herr der Englischen Kirche anerkannt werde. Wer dazu nicht bereit war, wurde enthauptet.

Der König ließ nun die Klöster enteignen, damit sie sich nicht mehr für das Papsttum einsetzen und damit er sich ihre großen Güter aneignen konnte. Auch wurde nun die englische Bibelübersetzung zugelassen, besonders damit sich das Volk davon überzeugen konnte, dass darin vom Papst keine Rede sei. Der auf Befehl des Königs ausgearbeitete Katechismus machte aber keinerlei Zugeständnisse an die Lehren der deutschen Reformation. Katholiken und Protestanten, welche anderer Meinung waren als der König, wurden unerbittlich hingerichtet.

Die neue Kirchenverfassung wurde auch für Irland zum Gesetz. Wegen der dortigen Widerstände wurde sie jedoch nie wirklich durchgesetzt. Die katholischen Iren wollten sich nicht von ihren Unterdrückern eine neue Religion aufnötigen lassen. Der gesamten Grundbesitz Irlands wurde deshalb königliches Eigentum, und die Iren waren nun nur noch Pächter auf dem heimatlichen Boden. Auch wurde sämtliches Kirchengut den dort lebenden Protestanten übergeben.

Heinrich VIII. hatte von seinen sechs Frauen, von denen er zwei verstoßen und zwei hatte hinrichten lassen, drei Kinder, die alle zur Regierung kamen. Unter Edward VI. (1537-1553, König seit 1547), der beim Tode seines Vaters erst zehn Jahre alt war, wurden vorsichtig kirchliche Änderungen eingeführt und dabei auch einiges vom Festland übernommen. Das „Book of Common Prayer“ (Allgemeines Gebetbuch) von 1549 sollte das kirchliche Leben und den Gottesdienst unter Beibehaltung vieler katholischer Äußerlichkeiten regeln.

Ebenso wurde ein Glaubensbekenntnis mit 42 Artikeln (endgültige Fassung von 1563 mit 39 Artikeln) erarbeitet und enthielt weitgehend reformatorische Lehren. 1549-1551 wirkte auch der deutsche Reformator Martin Bucer aus Straßburg in

Cambridge und verfasste dort sein Buch „De regno Christi“ (Über die Herrschaft Christi), in dem er das Idealbild des christlichen Herrschers, wie es Augustinus entworfen hatte, und das Zusammenwirken von Staat und Kirche, wie es sich auf englischem Boden entwickelt hatte, erneut entfaltete.

Doch starb Edward zu früh, sodass die Neuerungen kaum durchgeführt werden konnten. Seine Schwester Maria I. (Königin 1553-1558), die Katholische oder die Blutige genannt, war mit dem Erzkatholiken Philipp II. von Spanien (regierte 1556-1598), dem Sohn Karls V., verheiratet. Sie hob alle Zugeständnisse auf, und man wandte sich wieder Rom zu. Die Evangelischen wurden nun verfolgt und massenhaft hingerichtet oder flohen ins Ausland. Durch die Ketzerprozesse unter Heinrich VIII. und die Scheiterhaufen Marias entwickelte das englische Kirchenbewusstsein den Märtyrergedanken als wesentlichen Bestandteil des persönlichen Glaubens.

Die Art, wie die „blutige Maria“ den Katholizismus erneuert hatte, erregte den Unwillen des gesamten englischen Volkes und stärkte die Kraft der reformatorischen Strömungen. Ihre Schwester Elisabeth I. (Königin 1558-1603) setzte die Reformation jedoch endgültig durch. Nachdem sie sich 1559 die oberste Kirchengewalt hatte übertragen lassen, war sie entschlossen, Religionsfreiheit zu gewähren. Sie hielt es aber im Interesse des Staates für notwendig, dafür zu sorgen, dass kirchlich, wenigstens äußerlich, auf eine gewisse Gleichheit (Uniformitätsgesetz) geachtet wurde. Dafür griff sie auf das Allgemeine Gebetbuch und das Glaubensbekenntnis in neuen Fassungen (1563) zurück und erklärte diese für verbindlich.

Hatte ihr Vater Heinrich VIII. dem Einfluss des Herrschers auf die Kirche die höchste Bedeutung beigemessen, so schränkte sie diese wesentlich ein. Nicht für die Lehre und den Gottesdienst, sondern vor allem für die Bischöfe sollte der König zuständig sein, deren Auswahl in Absprache zwischen König, Regierung und Kirche geschah. Diese blieb freilich Staatskirche, wurde jedoch von den Bischöfen geleitet. Man entwickelte freilich ein sehr hohes, überspanntes Selbstbewusstsein, nämlich dass England das irdische Gottesreich sei. Damit hatte man annähernd die katholische Kirchenvorstellung übernommen, nun aber aufs englische Reich übertragen.

Die Durchführung der reformatorischen Bestrebungen ging aber nicht ohne Gewalttätigkeiten ab. Nachdem der Papst 1570 Elisabeth aus der Kirche ausgeschlossen hatte, versuchten die englischen Katholiken, sie zu stürzen, und hoben Maria Stuart von Schottland, jedoch vergeblich, auf den Thron. Nach Marias Hinrichtung 1587 durch Elisabeth I. und nach dem Untergang (1588) der gegen England ausgesandten spanischen Flotte, der angeblich unbesiegbaren „Armada“, drohte England erst einmal von Seiten des Katholizismus keine ernste Gefahr mehr.

Dafür hatten sich unter den Protestanten zwei Parteien gebildet, durch die die englische kirchliche Einheit gefährdet wurde. Diejenigen, welche aus der Verfolungszeit unter der blutigen Maria übrig geblieben waren, wollten nämlich ein Kirchenwesen, das sich entschiedener auf den reformatorischen Grundlagen aufbaute. Ihnen waren die beibehaltenen katholischen Gebräuche und das Bischofswesen ein Stein des Anstoßes. Deshalb erhielten sie den Namen Puritaner (die Reinen).

Ab 1566 bildeten sie eine eigene Kirche mit einer Presbyterialverfassung (Selbstverwaltung) und wurden daher auch Presbyterianer genannt. Einigen war aber auch die völlige Abkehr von den katholischen Vorstellungen noch nicht entschieden genug. Sie verlangten eine reine kirchliche Demokratie, in welcher jede Einzelgemeinde völlig unabhängig sei. Dies war besonders gegen den Erzbischof Richard Bancroft (1544-1610) gerichtet, der die bischöfliche Verfassung zur göttlichen Einrichtung erklärt hatte. Diese Independenten (die Unabhängigen) wurden in England seit 1594 mit harten Strafen belegt und flüchteten meist nach Holland.

Ein rein im Sinne Calvins reformiertes und nach englischem Sprachgebrauch puritanisches Land wurde Schottland, das damals noch ein selbständiges Königreich war. Auch hier war der erste Anstoß zur Reformation von Luther ausgegangen. Ein Patrik Hamilton, ein junger schottischer Edelmann, brachte dessen Vorstellungen von Wittenberg dann mit, endete jedoch mit 24 Jahren auf dem Scheiterhaufen.

Zur Durchführung kam die Reformation im Sinne des strengsten Calvinismus seit 1555 durch John Knox, der auch ständig um sein Leben bangen musste, aber einen strengen, harten und unbeugsamen Charakter besaß und mit hinreißender Beredsamkeit begabt war. 1560 wurde dann vom Parlament in Schottland das Papsttum, von dem man sich trennte, für abgeschafft erklärt, die Messe bei Todesstrafe verboten und das streng calvinistische „Schottisches Bekenntnis“ eingeführt.

1561 kam die Königin Maria Stuart von Frankreich, wo sie mit Franz II., der 1560 starb, verheiratet war, mit dem Vorsatz der Verteidigung des Katholizismus nach Schottland zurück. Die Bevölkerung nahm jedoch an ihrem Lebenswandel Anstoß, und Knox trat ihr mit einem Heere mutig entgegen, dem sie unterlag. Daraufhin entschloss sie sich 1568, zu ihrer Todfeindin Elisabeth nach England zu fliehen, welche sie nach zwanzigjähriger Haft als Verbrecherin hinrichten ließ.

Nach dem Tode Elisabeths wurden England und Schottland unter dem von den Schotten protestantisch erzogenen Sohne Maria Stuarts, Jakob I. (König 1603-1625), vereint. Die Calvinisten in Schottland erhofften sich nun eine ihren Anliegen entsprechende religiöse Wende, denn noch immer hatte der Katholizismus großen Einfluss. Der König entschied sich zwar gegen den Katholizismus, jedoch nicht für den Puritanismus/Calvinismus, sondern für die Anglikanische (englische) Kirche: Das Bischofsamt bilde die Voraussetzung des Königtums, so erklärte er.

Seine rücksichtslose Einführung der anglikanischen Gottesdienstform und Kirchenverfassung in diesem weitgehend puritanischen Land machte ihn jedoch dort zum erbittertsten Gegner. Deshalb sah er sich genötigt, zu den Waffen zu greifen, um eine Erhebung der Schotten niederzuwerfen. Jakob I. war aber, ebenso wie sein Sohn Karl I. (König 1625-1649), den Engländern von Anfang an verhasst. Deshalb bewilligte ihm das englische Parlament für eine derartige Auseinandersetzung keine Gelder, ja beschränkte seine Befugnisse so, dass ihm nur der Titel König blieb. Man schüttelte ihn nicht ganz ab, weil im katholischen Irland ein Aufstand ausgebrochen war, dem angeblich 100.000 Protestanten zum Opfer gefallen waren.

Auch gegen das englische Parlament und dessen Anhänger begann nun Karl I. den Krieg. Dies hatte zur Folge, dass Engländer und Schotten, die bisher schlechte

Freunde gewesen waren, sich gegen ihn vereinten. Sie glichen ihre religiösen Gegensätze aus, indem sie die Puritanische Kirche zur Staatskirche erhoben. 1644 erfochten sie den ersten Sieg über die königlichen Truppen. Eigentlich hatten sie schon die Schlacht verloren. Da entriss eine kühne Reiterschar unter ihrem Anführer Oliver Cromwell noch im letzten Augenblick Karl I. den bereits gewonnenen Sieg.

Die Erscheinung des Engländers Oliver Cromwell, einem feurigen Redner, war der damaligen Zeit noch so völlig ungewohnt. Sein Denken, Reden und Handeln war völlig alttestamentlich. Wie ein biblischer Prophet und israelitischer Heerführer wirkte er. Wie er selbst, so war auch seine Reiterschar. Sie bestand aus Männern von den Independenten (Unabhängigen), die sich im Lager an Psalmengesang und Predigten aufmunterten, ja deren Anführer und Offiziere selbst als Prediger auftraten. In der Schlacht waren sie wegen ihrer Begeisterung und ihrem Schwung nicht zu bremsen.- Cromwell organisierte das Staatsheer daraufhin nach dem Muster seiner Reiterschar und erfocht dadurch 1645 einen neuen glänzenden Sieg.

Die gegen die englischen Independenten (Unabhängigen, die eine staatliche Aufsicht über die Kirche ablehnten) misstrauisch gewordenen Schotten, die Karls I. Sohn als Karl II. auf den Thron bringen wollten, wurden von Cromwell besiegt.

Als Lord-Protector (Schutzherr) über England und Schottland regierte er fast unumschränkt wie ein König. Der Vorwurf, der ihm zu machen ist, ist der, dass er die alttestamentliche Geschichte unmittelbar als Vorbild seines eigenen Handelns ansah und religiöse und politische Einfälle wie z.B. die Enthauptung Karls I. (1649) zu leicht als göttliche Eingebungen ansah. - Der Vorteil seiner Herrschaft war die Duldung anderer Glaubensüberzeugungen. Das hatte jedoch zur Folge, dass überall neue Glaubensgemeinschaften aus dem Boden schossen und sich organisierten.

Als nach Cromwells Tod (1658) 1660 die schottischen Stuarts wieder auf den englischen Thron zurückkehrten, vermochte der Puritanismus/Calvinismus jedoch keine bleibende politische und kirchliche Ordnung zu schaffen. Deshalb gab Karl II. (König 1660-1685) der Anglikanischen Kirche, besonders dem Bischofsamt und dem Book of Common Prayer, die ehemalige Stellung zurück. Hatten unter Cromwell 3.205 anglikanische Pfarrer ihre Stellung verloren, so jetzt 1760 independente.

Diejenigen, die das Staatskirchentum nicht anerkannten, genossen zwar beschränkte Religionsfreiheit, waren aber von allen staatlichen Ämtern und von der Universitätsausbildung ausgeschlossen. Sie wurden also wieder kurz gehalten.

Diese erneute Gespaltenheit in der englischen Christenheit wurde, je länger, desto mehr, als Last empfunden. Viele der Gläubigen wanderten deshalb nach Nordamerika aus (Mayflower, 1620). Auch an neuen Aufständen und Bürgerkriegen fehlte es nicht. Zur Ruhe kam Großbritannien erst, als die Stuarts endgültig vertrieben und Wilhelm III. von Oranien (Holländer) König wurde (König 1689-1702). Er erließ sofort eine Duldungserklärung (Toleranzedikt), welche die religiösen Gruppen anerkannte, von der jedoch leider die Katholiken wieder ausgeschlossen blieben.

Italien und Spanien

In Italien war der Reformation durch die zerstreuten Gemeinden der Waldenser vorgearbeitet worden. Die Schriften Luthers fanden besonders in den höheren Ständen und unter den gebildeten Geistlichen Leser. Zuerst war die katholische Kirchenleitung bemüht, die gemäßigten Evangelischen durch Auszeichnungen an sich zu binden. Die Herzogin Renata von Ferrara, eine Tochter Ludwigs XII. von Frankreich, verstand es, ihren Hof zu einem Mittelpunkt des italienischen Protestantismus zu machen. Auch Calvin hatte sich vorübergehend dort aufgehalten.

Im Jahre 1542, als Papst Paul III. (1534-1549) durch den fanatischen Caraffa die Inquisition (Ketzerverfolgung) nach spanischem Muster in Italien hatte organisieren lassen, änderte sich jedoch die Lage. Renata von Ferrara wurde nun gezwungen, ihre Überzeugungen zu widerrufen. Paleario, Professor in Siena und später in Mailand, und andere wurden hingerichtet. Nach Genf flohen etwa 300 vornehme Familien und viele andere. Je mehr die Gegenreformation voranschritt, umso mehr verschwanden in Italien für den Protestantismus sämtliche Erfolgschancen.

Ähnlich verhielt es sich auch in Spanien. Selbst in der Umgebung Karls V. hielten sich Menschen auf, die der Reformation gegenüber nicht abgeneigt waren. Karl ließ aber die strengsten Maßnahmen durchführen, um die Einführung reformatorischer Bücher unmöglich zu machen. Auch kam es zu sensationellen Prozessen gegen bedeutende spanische Kirchenmänner. Trotzdem verbreiteten sich lateinische Schriften Luthers oder die in spanischer Übersetzung, und junge Spanier studierten in Wittenberg. In fast allen Teilen des Landes bildeten sich verborgene Gemeinden.

Als sich Karl 1556 von der Regierung zurückzog, ergriff sein Sohn Philipp II. (1527-1598, König seit 1556) die Zügel der Regierung mit festerem Willen und größerer Energie, als man ihm zugetraut hätte. Mit Hilfe seines Ministers, Kardinal Grauvela, gelang es ihm sogar, sich zum Mittelpunkt und Hauptvorkämpfer der Gegenreformation in ganz Europa zu machen. Alles Interesse an der Reformation, das durch den Verkehr mit Deutschland und den Niederlanden in Spanien verursacht wurde, wurde durch die Inquisition mit erbarmungsloser Strenge unterdrückt.

Es waren auch hier ebenso wie in Italien die vornehmen, ja höchsten Stände, unter welchen Luther Anhänger hatte. Am 21. Mai 1559 wurden in Valladolid vierzehn von diesen lebendig verbrannt, während sechzehn, die ihrem Glauben ab schworen, gnädiger weise nur erdrosselt (gehängt?) wurden. Am 8. Oktober 1559 fanden an mehreren Orten weitere Ketzerverbrennungen statt. Selbst der König und der ganze Hof nahmen an einer dieser teil. Der Großinquisitor (Ketzerichter) Fernando Valdes scheute sich nicht einmal, sogar den Leiter der spanischen Kirche, den Erzbischof Carranza von Toledo, der lutherischen Ketzerei zu verdächtigen, ihn vor ein Gericht zu zitieren und acht Jahre im Kerker schmachten zu lassen.

In verhältnismäßig kurzer Zeit war durch die Inquisition (Ketzerverfolgung) dem Protestantismus in Spanien der völlige Untergang bereitet. Noch 1632 erlitt der Holländer Joan Aventrot als Übersetzer des Heidelberger Katechismus in Toledo den Feuertod. Als „luteranos“, also Ketzer, galten nicht nur Spanier, sondern auch

sich dort aufhaltende Ausländer. Die Evangelischen gingen nach Genf, Deutschland und England. 1569 erschien in Basel eine spanische evangelische Bibelübersetzung.

Die Gegenreformation und der 30jährige Krieg

Die Gegenreformation

Das Konzil von Trient (1545-1563) als Antwort auf die Reformation

Noch war die Spaltung der Kirche nicht endgültig vollzogen. Wenn ein Fürst oder der Rat einer Stadt sich zur Reformation bekannten, trafen sie eine Entscheidung, die nur bis zu einem künftigen Konzil (Versammlung der Bischöfe) galt. Auch Luther hatte im Jahre 1520 schon „ein recht frei Concilium“ gefordert. Alt- und Neugläubige, Kaiser und Reichstände stimmten in dieser Forderung überein. Aber jeder stellte sich ein solches anders vor. Sollte es unter der Leitung des Papstes stattfinden, oder sollte eine allgemeine freie Versammlung ohne Vorsitz des Papstes und seiner Gesandten tagen? Sollte es auf dem Boden des Reiches oder in Italien stattfinden?

Lange zögerten die Päpste, diese schwierige Frage zu entscheiden. Erst Paul III. (1534-1549) griff sie energisch an. Aber als das Konzil endlich im Dezember 1545 eröffnet wurde, waren die deutschen lutherischen Reichsstände nicht erschienen. Für ihre Wünsche, so meinten sie, sei hier nichts mehr zu hoffen.

Die Katholische Kirche hatte also die Hoffnung nicht aufgegeben, die durch die Reformation verlorengegangenen Gebiete wieder zurückzugewinnen und die Glaubenseinheit wieder herzustellen. Sie hatte jedoch begriffen, dass dies nur möglich sein werde, wenn einige Missstände in ihren eigenen Reihen beseitigt würden. Mit großem Ernst ging sie nun daran, diese aufzuarbeiten, neue Kräfte für den Kampf gegen die Abtrünnigen zu entwickeln und eine Gegenbewegung ins Leben zu rufen. Der erste Schritt dazu sollte ein Konzil sein.

Von 1545 bis 1563 tagte dieses nun in Trient (Italien, südlich von Bozen). Fast 20 Jahre lang, mit größeren Unterbrechungen, berieten dort die Vertreter der katholischen Christenheit. Vor allem ging es um die Beseitigung der Missstände, die zur Kritik herausgefordert hatten. Kein Geistlicher durfte mehr ein Amt käuflich erwerben, der Ablasshandel wurde verboten und die Vorbildung und Beaufsichtigung der Geistlichen neu geregelt. Auch der Erziehung der Jugend und der Fürsorge für Bedürftige und Kranke schenkte man besondere Aufmerksamkeit.

In Glaubensfragen machte man jedoch keine Zugeständnisse. Klar und eindeutig legte man die katholischen Glaubenssätze (Dogmen) im „Trierer Glaubensbekenntnis“ (1564) und im „Römischen Katechismus“ (1566) fest. Auch die Lehre von der Rechtfertigung, von den Sakramenten und vom Fegefeuer formulierte man genau und stellte sie den evangelischen Auffassungen gegenüber. Für jede Abwei-

chung wurde mit dem Bannfluch gedroht. Die Inquisition (lateinisch: Untersuchung), ein Gericht zu Auffindung und Bestrafung der Ketzer, das schon von Papst Innozenz III. 1215 eingerichtet worden war, wurde von Papst Paul III. erneuert und verschärft.

Zum Aufgabenbereich der Inquisition gehörte auch, die Gläubigen vor der „Vergiftung“ durch die Forschungsergebnisse eines Kopernikus, Keplers und Galileis zu schützen. Alle drei behaupteten nämlich, dass sich die Erde um die Sonne drehe. Nach kirchlicher Auffassung widersprachen diese Erkenntnisse der Bibel und wurden daher der Ketzerei gleichgestellt. Eine strenge Zensur (Beurteilung) aller Bucherscheinungen und ein Verzeichnis verbotener Schriften (Index) wurden eingeführt.

Die Päpste selbst widmeten sich nun mit glühendem Eifer diesem Reformwerk, der fast vergessen ließ, was man ihren Vorgängern vorgeworfen hatte. Das Konzil hatte aber nicht nur neu die katholische Lehre festgelegt, es hatte auch das Ansehen und die Macht des Papsttums gestärkt. Außerdem hatte die Katholische Kirche in Rom wieder einen festen Mittelpunkt. Viele katholische Geistliche waren jedoch nicht bereit, ihr Leben entsprechend den neuen Vorschriften zu ändern.

Ignatius von Loyola und der Jesuitenorden

Im Jesuitenorden, der von Ignatius von Loyola begründet und 1540 vom Papst bestätigt wurde, fand die Katholische Kirche ihre wertvollste Stütze im Kampf gegen das protestantische Ketzertum. Die Ordenserzählungen führen seine Gründung und alle Einzelheiten seiner Verfassung auf direkte Offenbarungen Gottes an Ignatius in Manresa (1521/22) zurück. Die nach dem Zweiten Weltkriege vom Orden selbst veröffentlichten Dokumente aus der Frühzeit zeigen jedoch, dass seine Vorgeschichte nur bis 1534 zurückreicht.

Ignatius (1491/92-1556), ein Spanier, war zuerst Offizier im kaiserlichen Heer. Weil er schwer am Bein verwundet wurde, musste er lange auf dem Krankenbett liegen. In dieser Zeit las er viele fromme Bücher, die von den Taten christlicher Helden und Heiliger erzählten, Immer stärker konnte er sich nun für den katholischen Glauben begeistern. In ihm brannte die religiöse Leidenschaft, die in den Jahrhunderte dauernden Kämpfen seiner Heimat gegen die Moslems erwachsen war.

Er war nun überzeugt, dass ein Soldat im Dienste Gottes sich einen höheren Ruhm erwerbe als im Dienste des Kaisers. Ein scharfsinniger Verstand und eiserner Wille verbanden sich mit dem Glauben an Gott. Die Kirche hatte bei ihm allerhöchstes Ansehen und war ihm oberste Autorität. Er forderte Gehorsam gegen sie und ihre Oberen, missionarische Verbreitung des Glaubens und Abwehr aller Ketzerei.

Seinen religiösen Übungen hatten sich in Paris sechs Studenten eng angeschlossen. Sie begannen dann in Rom einen innerkirchlichen Dienst mit Predigen, kirchlichem Unterricht, Hören der Beichte und Sozialarbeit, der großes Aufsehen erregte. 1539 beschlossen sie die Gründung eines Ordens mit dem Namen Societas Jesu (Gesellschaft Jesu), der 1540 vom Papst anerkannt wurde. Dieser zog sich jedoch nicht in Klöster zurück, sondern war bemüht, unter das Volk zu gehen und in der öffentlichen Bildung zu arbeiten. Mit ihm wollte Ignatius einen staken Kampf forden ins Leben rufen, um besonders die Ketzerei aus der Welt zu schaffen.

Die alten Mönchsgelübde sollten auch für seinen Orden gelten, aber ein neues kam hinzu, nämlich dass die Brüder dem Papst gegenüber unbedingten Gehorsam schulden. Was dieser uns befiehlt, das befiehlt uns Gott, erklärte er. Ignatius richtete den Orden wie eine Armee ein, an deren Spitze der Ordensgeneral steht, dem alle zu gehorchen haben. Bei diesem totalen Gehorsam wird auf die eigenen Ideen und Erkenntnisse und auf das persönliche Gewissen keine Rücksicht genommen.

Der Gehorsam gilt angeblich nicht einem Menschen, sondern Christus bzw. Gott selbst. Er kennt keine moralische Einschränkung und sittliche Werte und gipfelt in der Behauptung, dass der Zweck, also die Absicht, das Ziel, die Mittel heilige. Damit wird vieles, was Anständige als Verbrechen bezeichnen, zum göttlichen Auftrag erklärt. Damit sind wir bei Mohammed in seiner Medina-Zeit!

Der unermüdliche Ignatius war bezüglich der Gegenreformation und der Ketzerbekämpfung sehr erfolgreich. Auf seine Anregung erfolgte 1542 die Gründung des Heiligen Offiziums (Ich weiß nicht, was damit gemeint ist.). 1552 folgte die Einrichtung des Collegium Germanicum, auf dem junge Deutsche besonders für den Priesterdienst in der Heimat geschult wurden. 1554 entwarf er sogar einen Generalplan zum Kampf gegen die Reformation in Deutschland. Seiner für diese Ideen begeisterten, mit tiefer „Religiosität“ erfüllten Kampftruppe gelang es oft, nicht nur ein weiteres Vordringen der Reformation zu verhindern, sondern auch verlorengegangene Gebiete für den Katholizismus zurückzuerobern.

Dieser Orden reformierte das gesamte Schulwesen. Er trat das Erbe des Humanismus an und führte dessen Lehrpläne ein. Das war die höchste damalige Bildung. Außerdem hatte es in den Arbeitsbereichen schon früh eine entscheidende Verschiebung gegeben. Die Sozialarbeit und der kirchliche Anfangsunterricht fielen fort, damit man seine Kraft ganz auf die höheren Bevölkerungsschichten konzentrierte.

Man arbeitete nun hauptsächlich unter den Gebildeten und Einflussreichen und beim Adel. Der Orden lieferte den Fürsten auch in der Form von Beichtvätern die gescheitesten und zielstrebigsten Berater. - Wieweit dieser Orden zur größten Handelsgesellschaft der Welt wurde, die ihre Kontore hatte, soweit die Erde entdeckt war, kann ich nicht beurteilen. - Der Anteil anderer Orden im Kampf gegen die Evangelischen darf freilich nicht unterschätzt werden. Die Kapuziner verbanden z.B. ihre religiöse Aufklärung der Ketzer mit der Androhung massiver Höllenstrafen.

Was versteht man unter Gegenreformation. Was spielte sich während der ab?

Als Gegenreformation werden alle Bestrebungen der Katholischen Kirche, besonders zwischen 1555 und 1648, bezeichnet, die die weitere Ausbreitung der Reformation verhindern sollten. Es ging aber auch darum, die Länder, die sich dieser angeschlossen hatten, wieder katholisch werden zu lassen, eventuell sogar mit politischen und militärischen Mitteln. Führend waren dabei die Jesuiten. Erfolgreich waren sie besonders bei den bayerischen Herzögen, die sie freilich mehr durch politische Vorteile als durch religiöses Überzeugen an die Katholische Kirche zu ketten verstanden. Überhaupt waren die Machtfragen viel zu entscheidend.

In Deutschland wurde die Gegenreformation durch die Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens von 1555 erleichtert. Der dort aufgestellte Grundsatz, dass die Landesfürsten über die Religion ihrer Gebiete zu bestimmen hätten, bot den katholischen Fürsten die Möglichkeit, die neue Lehre in ihren Gebieten zu unterdrücken. Albrecht V. von Bayern begann 1564 damit, und einzelne Fürst-Bischöfe folgten. Herzog Maximilian I. von Bayern (1573-1651, Herzog seit 1597) und Ferdinand II. (1578-1637, Kaiser seit 1619) waren Hauptführer der Gegenreformation.

In den österreichischen Erbländen fand die Gegenreformation sehr gewaltsam nach der Niederwerfung des böhmischen Aufstandes 1520 statt. Ebenso wurde Polen wieder zurückgewonnen. Auch im westlichen und südlichen Deutschland kam es zu einem Wiedererstarken des Katholizismus.

In der Zeit des Restitutionsediktes (1629, Rückgabe aller seit dem Passauer Vertrag von 1552 durch die Protestanten eingezogenen Kirchengüter) schien der Katholizismus sogar in Deutschland zu siegen. Diese Rückgabe wurde aber nur in den kaiserlichen Erbländen durchgeführt. Für das Reich verzichtete der Kaiser dann 1635 vorläufig, 1648 endgültig auf die Durchführung. Die Gegenreformation wurde schließlich durch den Westfälischen Frieden von 1648 im Wesentlichen beendet.

Der 30jährige Krieg und der Westfälische Friede

Bildung der Bündnisse „Union“ (evangelisch) und „Liga“ (katholisch)

Auf den Augsburger Religionsfrieden von 1555 folgten in Deutschland mehr als 50 Jahre der inneren Ruhe und des Friedens. Die Nachfolger Kaiser Karls V. sahen ein, dass sie doch nicht in der Lage waren, am Lauf der Dinge etwas zu ändern. Sie waren deshalb in versöhnlicher Weise bemüht, den kirchlichen Frieden zu erhalten. Ein wenig waren sie dem Protestantismus sogar zugetan. Dadurch wurde seine weitere Ausbreitung gefördert. Z.Zt. des Kaisers Maximilian II. (1564-1576) waren etwa neun Zehntel, also fast ganz Deutschland, evangelisch.

Während der Protestantismus sich weiter ausbreitete, wurde er jedoch durch innere Streitigkeiten in seiner Kraft gelähmt. Die erneuerte und erstarkte Katholische Kirche hatte es deshalb verhältnismäßig einfach, gegen ihn vorzugehen. Seit 1600 mehrten sich deshalb die Anzeichen eines bevorstehenden Religionskrieges.

Ein Vorspiel dazu bot sich 1607 in der überwiegend protestantischen Reichsstadt Donauwörth. Die Evangelischen hatten eine Prozession (feierlicher Umzug) der Katholiken gestört. Das kaiserliche Hofgericht sprach daraufhin die Acht (Ausschluss) über diese Stadt. Herzog Maximilian von Bayern nutzte diese Gelegenheit, sie seinem Lande einzuverleiben und katholisch werden zu lassen.

Jetzt erkannten die evangelischen Fürsten, dass eine allgemeine Gefährdung nicht mehr auszuschließen war, und vereinigten sich 1608 zur „Union“ (Bund). Haupt dieses Bundes war kein Lutheraner, sondern der calvinistische Kurfürst Friedrich V. (1596-1632, Kurfürst seit 1610) von der Pfalz (Teile vom heutigen Rheinland-Pfalz und vom bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz). Der evangelische Kur-

fürst von Sachsen beteiligte sich nicht. – Unter Bayerns Führung schlossen sich daraufhin katholische Fürsten zur „Liga“ (lat.-spanisch: Bund, Bündnis) zusammen.

Der Aufstand in Tschechien und die ersten Erfolge Tillys

Die meisten deutschen Gebiete waren in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts von Kriegen verschont geblieben. Allmählich verschärften sich jedoch die religiösen Zwistigkeiten und politischen Spannungen und führten schließlich zur furchtbarsten damaligen Auseinandersetzung, dem 30jährigen Krieg (1618-1648).

Dieser Krieg begann mit örtlichen Spannungen. Den Protestanten in Böhmen (Tschechien) hatte Kaiser Matthias (1557-1619, Kaiser seit 1612) nämlich die Bekenntnisfreiheit zugestanden. Auch durften sie auf den königlichen Gütern evangelische Kirchen errichten. An zwei Stellen jedoch, wo die Protestanten und die Katholiken sich stritten, ob sie zu den königlichen Gütern gehörten, ließ die katholische Geistlichkeit die evangelischen Kirchen einfach niederreißen.

Hinzu kam, dass der tschechische Adel die habsburgischen Kaiser Matthias (+1619) und Ferdinand II. (1578-1637, Kaiser seit 1619. Machte seit 1596 rücksichtslos die österreichischen Erblande wieder katholisch.) ablehnte. Deshalb kam es zu schweren Unruhen. Am 23. Mai 1618 drangen Aufständische in das Schloss der kaiserlichen Verwaltung in Prag ein und warfen drei verhasste Beamte aus dem Fenster (Fenstersturz zu Prag). Sie fielen zum Glück auf einen Misthaufen. Diese Unruhen breiteten sich schnell über ganz Böhmen aus und ergriffen auch Schlesien, die Lausitz (heute Teil Sachsens) und Mähren.

Nun starb gleich zu Beginn dieser Unruhen Kaiser Matthias. Sein Nachfolger in den habsburgischen Ländern und im Amte des Kaisers wurde sein Vetter Ferdinand II. von Steiermark, der in seinem Lande den Protestantismus eifrig unterdrückt hatte. Er galt bei seinen Gegnern als Sklave der Spanier und der Jesuiten und als Hauptfeind des evangelischen Glaubens. Die aufständischen Böhmen erkannten ihn nicht an und machten den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zu ihrem König. Da er die Union leitete und der Schwiegersohn des englischen Königs war, erhofften sie sich von ihm den Sieg über Habsburg.

Das Heer der Liga fiel nun unter dem bayrischen Feldherrn und Oberkommandierenden Tilly in Böhmen ein und schlug 1620 Friedrich, der nach England floh. Die Führer dieses Aufstandes wurden hingerichtet und die Geflohenen abwesend zum Tode verurteilt. Nun wurde der Katholizismus gnadenlos wiederhergestellt.

Von Böhmen aus zog Tilly dann in die Pfalz und schlug die „Union“, besonders weil die verschiedenen protestantischen Gruppen sich untereinander nicht einig waren. Als Belohnung für seine Waffenhilfe erhielt Maximilian von Bayern nun die Oberpfalz (Gebiet zwischen Regensburg und Bayreuth, bis dahin zur Kurpfalz gehörig) und die Kurwürde des Pfälzers. Sachsen bekam die Lausitz (vorher böhmisches Gebiet). Tilly war nun Herr Westdeutschlands. In Norddeutschland hatte Christian VI. von Dänemark das Sagen. Weil er dort einige Bistümer (bischöfliche Bezirke) besaß, fürchtete er, diese wieder zu verlieren, und griff deshalb in diesen Krieg ein, unterstützt, jedoch nur sehr unzureichend, von England und den Niederlanden.

Wallensteins erfolgreiches Vorgehen und seine Entlassung

Ein böhmischer Adliger namens Wallenstein, der protestantische Eltern hatte, aber zum katholischen Glauben übergetreten war, hatte sich großen Landbesitz und märchenhaften Reichtum erworben, als die böhmischen Güter „König“ Friedrichs von der Pfalz verschleudert wurden. Er bot dem Kaiser nun an, für diesen auf eigene Kosten ein Heer anzuwerben. Dessen Bezahlung und Unterhaltung wollte er aus den Ländern, durch die er marschierte, bestreiten. Daraufhin erhob dieser ihn zum Herzog von Friedland und erlaubte, dass dessen Soldaten plündern durften.

Wallenstein und Tilly besiegten nun in zwei Schlachten die Heere ihrer Gegner und eroberten das Festland von Dänemark. Im Frieden von Lübeck 1629 musste der König versprechen, sich nicht mehr in deutsche Angelegenheiten einzumischen.

Daraufhin eroberte Wallenstein auch Mecklenburg, das der Kaiser ihm als Lehen (zur Verwaltung) gab. Damit wurde Wallenstein Reichsfürst. Von hier aus versuchte er, die Ostseestadt Stralsund zu erobern, die zum Herzogtum Pommern gehörte. Ihre Bürger konnten sich jedoch über ihren Hafen mit Hilfe der Dänen und Schweden wehren. Nach empfindlichen Verlusten musste Wallenstein die Belagerung aufgeben. - Er hatte hier eigentlich eine kaiserliche Flotte aufbauen wollen, die damals für das gesamte Reich von Bedeutung gewesen wäre.

Wallensteins Absichten gingen aber noch weiter. Er wollte den Kaiser zum wirklichen Herrn über Deutschland machen, so wie es die Könige von Frankreich und Spanien in ihren Ländern auch waren. Außerdem sollte das Kaisertum erblich sein und die Fürsten nur Verwalter ihrer Gebiete. Der Kaiser aber lehnte diese kühnen Pläne seines Generals ab, da sich sonst alle Fürsten gegen ihn vereinigt hätten.

Die Fürsten erkannten schnell, welche Gefahr ihnen von einem übermächtigen Wallenstein drohen konnte und klagten ihn deshalb wegen der Grausamkeiten, Plünderungen und Brandstiftungen seines Heeres auf dem Reichstag zu Regensburg 1630 beim Kaiser an. Außerdem habe er aus ihren Ländern gewaltige Summen erpresst. Deshalb forderten sie seine Entlassung. Auch die Franzosen unterstützten dieses Vorgehen. Schweren Herzens fügte sich der Kaiser. Voller Groll zog sich Wallenstein nun auf seine Güter in Böhmen zurück.

Gustav Adolf rettet den Protestantismus

Das Schicksal der Evangelischen schien nun endgültig besiegelt zu sein. Da trat durch das Eintreffen König Gustav Adolfs von Schweden eine entscheidende Wende ein. Dieser sah nämlich durch die Pläne und das Vorgehen Wallensteins seine Beherrschung der Ostsee bedroht. Er gab aber vor, „seine unterdrückten Religionsverwandten aus den Klauen des Papstes befreien“ zu wollen.

Dabei wollte er in Wirklichkeit seine Ostseeherrschaft sichern und die deutsche Ostseeküste besetzen. Er hoffte, dass sich die protestantischen Fürsten unter seiner Schutzherrschaft zusammenschließen und mit ihm gemeinsam gegen den Kaiser vorgehen. Frankreich, das sich von der Umklammerung durch das übermächtige spanisch-österreichische Reich befreien wollte, unterstützte ihn dabei mit Geld.

Gustav Adolf landete 1630 an der pommerschen Ostseeküste, vertrieb die Truppen des Kaisers und schloss mit dem Herzogtum Pommern ein Bündnis. Die protestantischen Fürsten waren aber keineswegs über dessen Ankunft erfreut und zögerten, sich ihm anzuschließen. Sie fürchteten vielmehr, nun von den Schweden abhängig zu werden. Brandenburg war sehr misstrauisch, weil diese Pommern besetzt hatten, auf das es nach einem Erbvertrag von 1529 Anspruch hatte.

Gerade während dieser Zeit wehrte sich Magdeburg tapfer gegen die es belagernden Kaiserlichen, angespornt durch die Selbstverteidigung Stralsunds. Leider ging die Stadt in Flammen auf. Ihre Bevölkerung wurde weitgehend umgebracht.

Darauf zwang Gustav Adolf Brandenburg zu einem Bündnis. Auch Sachsen, von Tilly bedroht, trat auf seine Seite. Das kaiserliche Heer unterlag den Schweden 1631 bei Breitenfeld nördlich von Leipzig. Die Sachsen drangen nun in Böhmen ein.

Nun durchzog Gustav Adolf im Triumphzug Deutschland bis zum Main, besetzte die bischöflichen Fürstentümer und schlug sein Winterquartier in Mainz auf. Im nächsten Jahr gelang es ihm, auch Süddeutschland in seine Gewalt zu bringen. Er siegte über Tilly am Lech (fließt durch Augsburg), der an seiner Verwundung starb, und eroberte Bayern mit München. Der Weg nach Wien stand nun offen.

In dieser Not wandte sich der Kaiser erneut an Wallenstein. In kürzester Zeit hatte er ein Heer von 50.000 Mann aus dem Boden gestampft. Er befreite Böhmen von den Sachsen, zog dann Gustav Adolf entgegen und zwang ihn, auf seinen Zug nach Österreich zu verzichten. Sieben Wochen lang lagerten die beiden Heere nun vor Nürnberg. Als der Schwede schließlich den Angriff wagte, wurde er blutig zurückgeschlagen. Daraufhin zog Wallenstein nach Sachsen, um dieses Land für den Kaiser zurückzugewinnen. Gustav Adolf musste nachrücken. Bei Lützen (südlich von Leipzig) siegten 1632 zwar die Schweden, ihr König aber fiel. Damit hatte der deutsche Protestantismus seinen neuen Führer verloren.

Wallenstein wird wegen seiner Friedensbemühungen ermordet

Es fällt auf, dass Wallenstein die veränderte Lage nicht ausnutzte. Während nämlich die Schweden wieder in Süddeutschland standen, blieb er untätig in Böhmen. Er erkannte nämlich, dass alle Kriegsteilnehmer nur ihre eigenen selbstsüchtigen politischen Interessen im Auge hatten, zum Schaden des Reiches.

Außerdem war er zu der Einsicht gekommen, dass es verwerflich sei, wegen religiöser Streitereien einen Bruderkrieg zu führen. Wenn auch über seine Pläne und Absichten nicht völlige Klarheit besteht, so ist aber doch so viel sicher, dass er die Fortführung des Krieges für sinnlos hielt und ablehnte. Er bemühte sich vielmehr um einen Verständigungsfrieden. Dabei hoffte er, die unterschiedlichen Bekenntnisse miteinander versöhnen zu können.

Heimlich, auf eigene Faust, begann er deshalb, mit den evangelischen Fürsten, sogar mit den Schweden, zu verhandeln, um, notfalls gegen den Willen des Kaisers, dem Reich einen dauerhaften Frieden zu verschaffen. Mit vereinten Kräften sollte es allen deutschen Fürsten dann wohl gelingen, die ausländischen Heere zu ver-

treiben. Katholiken wie Protestanten sollten bei ihrem Besitz von 1618 bleiben. Er selbst wollte sich seine Stellung als Reichsfürst sichern.

Daraufhin arbeitete die katholische Seite gegen ihn und stellte ihn unter Acht (Ausschluss aus Reich). Als es dem Kaiser dann auch noch gelang, Wallensteins Generäle auf seine Seite zu ziehen, setzte er ihn wegen Hochverrats einfach ab. Dieser wollte nun mit dem kleinen Rest der ihm treuen Truppen zum Feinde übergehen, wurde jedoch von Offizieren aus seiner Umgebung 1634 in Eger ermordet.

Alle sehnen sich nach Frieden. Frankreich nutzt die Schwäche Deutschlands

Als nun die Kaiserlichen im selben Jahre unter Führung des Kaisersohns Ferdinand (III.) (1608-1657, seit 1634 Oberkommandierender des kaiserlichen Heeres, ab 1637 Kaiser) die Schweden bei Nördlingen (Bayern) entscheidend geschlagen hatten, schloss der Kaiser 1635 in Prag mit Sachsen Frieden.

Die meisten protestantischen Fürsten schlossen sich diesem an, denn alle sehnten sich nach Frieden. Der Krieg schien endlich beendet zu sein! Da wollte der französische Minister Richelieu die Ohnmacht Deutschlands ausnutzen, um Habsburg nun endlich doch niederzuringen, um die Grenze Frankreichs bis an den Rhein vorzuschieben und um den Zusammenhalt im Reich noch mehr zu lockern. Deshalb schloss der Kirchenfürst ein Kriegsbündnis mit den evangelischen Schweden, seinen Glaubensfeinden. Frankreichs militärische Macht wuchs nun von Jahr zu Jahr.

Dieser Krieg entwickelte sich nun zu grausamen Gewalttätigkeiten und zu einer planmäßigen Verheerung Deutschlands. Dörfer und Städte, überall wo die Soldaten einfielen, wurden schonungslos geplündert, sinnlos zerstört und niedergebrannt. Kein Bauer wagte sich mehr, seine Felder zu bestellen. Die Bewohner wurden gefoltert, um verborgen gehaltene Wertsachen herauszurücken. Sie verbargen und verschanzten sich im Walde und übten grausame Rache an ihren Peinigern.

Für 13 weitere Jahre wurde Deutschland also das Schlachtfeld Europas, und diese (1635-1648) waren wohl die furchtbarsten. Längst war jede Spur von Ordnung und Anstand nicht nur bei den Landsknechten, sondern auch bei der Bevölkerung geschwunden. Der Ruf: „Die Schweden kommen!!“ verbreitete Schrecken und Entsetzen. Dazu wüteten die Hungersnot und die Pest.

Mit dem Westfälischen Frieden endet der Krieg. Die Folgen für Deutschland

Nach langjährigen Verhandlungen und als alle Beteiligten bereits kriegsmüde waren, kam in Münster und Osnabrück endlich ein Friede zustande (1648). Als die stärkste Macht nahm Frankreich mit dem von ihm unterstützten Schweden die ausschlaggebende Stellung bei diesen Verhandlungen ein. Dieser Krieg, der wohl der furchtbarste auf deutschem Boden war, wurde mit der Friedensformel beendet: Cuius regio, eius religio, das heißt dem Sinne nach: Wem das Fürstentum gehört, also der Landesherr, entscheidet über die Bekenntniszugehörigkeit seiner Untertanen. Es durfte also nicht der einzelne über seinen Glauben selbst entscheiden.

Die Folge dieser politischen Entscheidung war freilich für viele Gläubige recht enttäuschend, denn sie durften, selbst im reformatorischen Lager, nicht entspre-

chend ihrer Überzeugung leben. Eine Möglichkeit hatte man den Gläubigen freilich gelassen, nämlich in ein Gebiet, das ihren religiösen Vorstellungen entsprach, auszuwandern. Besonders bekannt ist die Vertreibung der Salzburger, von denen im Jahre 1732 allein 14.000 nach Ostpreußen übersiedelten. Auch gingen viele nach Nordamerika, Das war sicherlich für die Betroffenen nicht sehr angenehm.

Dadurch, dass die einzelnen Länder nun ein einheitliches Bekenntnis hatten, kam man jedoch der Vorstellung, dass es nur eine Wahrheit und eine Kirche gäbe, ein wenig näher. Für die meisten Menschen in der damaligen Zeit war es nämlich fast unmöglich, sich vorzustellen, dass in einem Gebiet verschiedene Bekenntnisse nebeneinander herrschen, da „Gott“ doch eindeutige Richtlinien gegeben habe.

Insofern gab man sich jetzt mit der einheitlichen Lehrmeinung in den einzelnen Fürstentümern zufrieden, auch wenn es nun drei verschiedene nebeneinander gab, die katholische, die lutherische und die reformierte. In der Schweiz, entlang des Rheines und in den Niederlanden hatte sich weitgehend der Calvinismus durchgesetzt. Heidelberg z.B. wechselte fünfmal seinen religiösen Standpunkt.

Da die Grenzen der Fürstentümer nach dem 30jährigen Krieg aber etwa die gleichen geblieben waren wie vorher, hatte sich bekenntnismäßig in Deutschland kaum noch etwas geändert, außer dass den reformierten Gebieten nun endlich die Glaubensfreiheit zugesichert wurde. Die kirchlichen Güter, die vor 1624 eingezogen worden waren, durften jetzt im Besitz der Protestanten bleiben.

Im Reich erweiterten sich die Gebiete von Brandenburg, Sachsen und Bayern. Die Rheinpfalz, die ihre Kurwürde an Bayern hatte abtreten müssen, erhielt eine neue, die achte. Die Schweiz und die Niederlande wurden als selbständige Staaten anerkannt, und Schweden und Frankreich übernahmen einige deutsche Gebiete.

Durch diesen Frieden war die Einheitlichkeit Deutschlands aber endgültig zerstört. Die Hunderte von Staaten waren nun völlig selbständig. Ihre Sicherheit sollte von Frankreich geschützt werden, das als Unterzeichner des Westfälischen Friedens sich jederzeit in deutschen Angelegenheiten einmischen konnte. Es hatte, ebenso wie die übrigen ausländischen Reiche in Deutschland, jetzt im Reichstag Sitz und Stimme. Frankreich war auf dem Wege, die Vormacht Europas zu werden. Im Norden hatte sich diese Schweden gesichert. Deutschland war nun voll und ganz zur Ohnmacht verurteilt. Andere Nationen hatten die Führung in Europa übernommen.

Auch wirtschaftlich hatte Deutschland aufs schwerste gelitten. Manche Landstriche hatte es wohl fast kaum getroffen. Andere dagegen waren furchtbar verwüstet und nahezu verödet. Dort blieben Armut und Elend zurück. Allein die Schweden zerstörten nach einer Urkunde, die in Stockholm liegt, 1976 Schlösser, 1629 Städte, 18.310 Dörfer, dazu unzählige Klöster und Gehöfte. Bären, Wölfe und andere wilde Tiere hausten jetzt in den verwüsteten Gegenden.

Die Bevölkerung war stark geschrumpft. Manche schätzen, dass sich die Einwohnerzahl Deutschlands halbiert habe. Andere rechnen mit Verlusten bis zu zwei Dritteln. So hatte z.B. Württemberg statt 315.000 Einwohnern nur noch 65.000, Böhmen statt 3 Millionen nur noch 780.000, die Stadt Frankenthal in der Pfalz statt 18.000 noch lediglich 324. Thüringen und Franken erreichten den Zustand von

1618 erst wieder im 19. Jahrhundert. Viele Bauern sanken, besonders im Osten, zu Leibeigenen (fast Sklaven) herab. Die Kriegslasten und die Geldentwertung machten viele Handwerker brotlos. Sie konnten kaum Rohstoffe einkaufen.

Während Deutschland früher auch andere Länder mit den Erzeugnissen seines Handwerks versorgte, musste es jetzt das meiste, z.B. Stoffe, aus dem Auslande beziehen. Der Welthandel war in die Hände der Holländer, Engländer und Skandinavier übergegangen. Den Binnenhandel störten Räuberbanden. Noch lange machten ehemalige Soldaten und heimatlos Gewordene die Landstraßen unsicher.

Durch den langen Krieg waren die Menschen unbeschreiblich verroht. Jedes Gefühl für Bodenständigkeit und Heimat war geschwunden. Wer etwas auf sich hielt, wollte für einen Ausländer gehalten werden und richtete sich in Bildung, Verhalten und Mode vor allem an Frankreich. Auch ihrer Muttersprache schämten sich viele, und es galt für gebildet, sie mit möglichst vielen französischen, spanischen oder italienischen Wörtern zu „bereichern“. Noch 1500 schrieben die deutschen Fürsten deutsch nach Paris. Nach 1600 kommt das Französische als Diplomatensprache in ganz Europa in Gebrauch.

Die Bildung der deutschen evang.-luth. Freikirchen

Was versteht man unter Staatskirche, Landeskirche, Volkskirche, Freikirche

Um eine Staatskirche handelt es sich, wenn in einem Land nur eine einzige Kirche zugelassen ist bzw. eine Konfession bevorzugt wird und über das Parlament, ein Kirchenministerium und Staatsgesetze beeinflusst oder geleitet wird. Staatskirchen haben wir in Spanien, Griechenland, Großbritannien, Norwegen, Schweden, Dänemark und Island. In den arabischen Staaten gilt der Islam als Staatsreligion.

Eine Landeskirche ist heutzutage eine gebietsmäßig begrenzte Gliedkirche der „Evangelischen Kirche in Deutschland“ (EKD, EKID). Sie ist eine selbständige Körperschaft des öffentlichen Rechts. Eine Landeskirche ist meist an das lutherische bzw. reformierte Bekenntnis gebunden. Bei den unierten (vereinigten) gelten diese beiden nebeneinander. Die meisten Landeskirchen mit gleichem Bekenntnis bilden außerdem eigene kirchliche Verbände, z.B. die „Vereinigte Evangelisch-lutherische Kirche Deutschlands“ (VELKD). Die geistliche Leitung einer Landeskirche liegt beim Landesbischof, Kirchenpräsidenten oder Präses. Oberste Verwaltungsbehörde ist das Landeskirchenamt, oberste gesetzgebende Einrichtung die Landessynode.

Die Landeskirchen sind seit dem 16. Jahrhundert in den einzelnen Fürstentümern und selbständigen Städten entstanden. Heute decken sich die Grenzen der Bundesländer nur selten mit denen der Landeskirchen. Im Bereich von Niedersachsen gibt es z.B. die Hannoversche, die Braunschweigische und die Oldenburger Landeskirche. Auch existiert hier, besonders in Ostfriesland, die Altreformierte Kirche (Freikirche). Außerdem befinden sich in Niedersachsen verschiedene weitge-

hend katholische Gebiete. Deutschland, das gebietsmäßig sehr zerrissen war, hatte nie eine Staatskirche. Die Landeskirchen waren aber im Grunde nichts anderes als Staatskirchen. 1918 lösten sie sich weitgehend aus dieser Bindung an den Staat.

Die Staats- und Landeskirchen sind Volkskirchen, denn mehr oder weniger die gesamte Bevölkerung bzw. wenigstens die Mehrheit gehört ihnen an. Die „Gläubigen“ sind in sie hineingeboren und durch die Taufe Mitglied geworden. Die Volkskirche bietet eine großartige Möglichkeit missionarisch-diakonischer Betätigung.

Im Unterschied zu Staats- und Landeskirchen bestehen Freikirchen aus Christen, die sich freiwillig und aufgrund ausdrücklicher Willenserklärung zusammengeschlossen haben. Sie sind vom Staat unabhängig, und ihre Finanzierung erfolgt ausschließlich über freiwillige Mitgliedsbeiträge und Spenden. Die Ursprünge der Freikirchen liegen im Täuferum. Sie bestehen meist entweder aus Gemeinschaften, die im Landeskirchentum die Verletzung urchristlicher Grundsätze sehen, oder sie sind Zusammenschlüsse bekennnistreuer Gemeinden, die an den kirchlichen Vereinigen des 19. Jahrhunderts oder am Eindringen moderner Theologie in den Landeskirchen Anstoß genommen haben.

Heute finden sich Freikirchen besonders in Großbritannien und den USA. Zu den deutschen Freikirchen gehören die Altkatholische Kirche, der Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden (Baptisten), der Bund Freier evangelischer Gemeinden in Deutschland, die Evangelische Brüder-Unität in Deutschland, die Evangelisch-methodistische Kirche, die Vereinigung der Deutschen Mennonitengemeinden, aber auch die Neuapostolischen, die Zeugen Jehovas, die Quäker und die Heilsarmee.

Diese Freikirchen wollen sich eigentlich nicht wie die Landeskirchen aus dem Nachwuchs zusammensetzen, sondern aus persönlichen und überzeugten Bekennern. Da die Eltern ihre Kinder aber in ihrer Gesinnung erziehen, und die Kinder sich meistens weiterhin zu der Glaubensgemeinschaft ihrer Eltern halten, bestehen auch diese Freikirchen weitgehend aus in sie hineingeborenen und zur Oberflächlichkeit neigenden Mitgliedern. Es fehlen ihnen weithin die Glaubenstiefe, der Bekennermut und die Überzeugungskraft ihrer Glaubensväter und Gründer. Eine Reihe von Freikirchen hat auch die Möglichkeit wahrgenommen, ebenso wie die Landeskirchen Körperschaften des öffentlichen Rechts zu werden.

Die Landeskirchen stützen sich auf das Volkskirchentum

Nach Artikel 140 des Grundgesetzes gibt es in Deutschland keine Staatskirche mehr. Alle Kirchen seien Freikirchen geworden und werden dies mit der Zeit immer mehr. Keine Staatsregierung darf ihnen in ihre Angelegenheiten hineinreden. Sie sollen bei ihren Entscheidungen unabhängig sein. In der Praxis sieht das jedoch noch ganz anders aus, schon wegen der finanziellen Abhängigkeiten.

Wenn es auch keine eigentlichen Staatskirchen mehr gibt, so ist es doch beim Volkskirchentum geblieben. Die Landeskirchen wollen dieses bewusst aufrechterhalten, sie wollen eine Gemeinschaft bilden, die möglichst große Teile der Bevöl-

kerung umspannt, ohne Rücksicht darauf, ob sich ihre Mitglieder zum Christentum bekennen oder nicht. Sie sollen zu dieser Kirche gehören, selbst wenn sie den christlichen Glauben verachten oder sogar ausdrücklich verwerfen.

Eine Landeskirche will also nicht unbedingt eine Gemeinschaft des Glaubens sein. Sie hält es darum auch nicht für erforderlich, dass das Evangelium entsprechend den Bekenntnissen, zu denen ihre Mitarbeiter offiziell verpflichtet werden, vertreten wird. Sie suchen vielmehr nach immer neuen Aufgaben, die auch dem ungläubigen Teil ihrer Mitglieder und der Bevölkerung gefallen. In meiner Kirchengemeinde beginnt z.B. der Laternenumzug im Herbst mit einem Gottesdienst, und zum Abschluss wird vorgeführt, wie der Heilige Martin sein Gewand durchteilte und die Hälfte einem Bettler gab. Auch wird das in Schweden übliche Lucia-Lichtfest am 13. Dezember hier in der Kirche begangen. Ebenso fügt man sich der politischen Korrektheit, heißt begeistert die Moslems willkommen und unterstützt ihren Moscheenbau, obwohl der Islam für Christen und Kirchen der Untergang sein wird.

Auch bezüglich des 500jährigen Luther-Jubiläums wird dieser mit einer alten Eingangstür, an die man seine Beschwerden heften kann, und mit einem Luther-Schmaus im Grunde lächerlich gemacht. Aber vielleicht möchte man mit diesem Theater die Bevölkerung in die Kirche locken. - Erinnerung sei auch an den Volkstrauertag, wo der Bürgermeister meinem Vikariats(Ausbildung)-Vater immer die Ansprache überließ, weil es ihm selbst schwer fiel, Reden zu halten. - Wir sehen, wie die Kirche sich zu vielem bereiterklärt, das sie eigentlich gar nichts angeht.

Die Kirche kann in dieser Welt in verschiedener Gestalt existieren und ihr Werk tun, z.B. als Volks- oder Freikirche. Es ist für mich jedoch unerträglich, wenn sie einerseits ständig die verfälschten und unglaubwürdigen Bibeltexte als letzte Wahrheit verkündet und gleichzeitig Friede, Freude, Eierkuchen predigt und praktiziert.

So oberflächlich waren die ev.-luth. Kirchen in ihrer Jahrhunderte langen Entwicklung nicht immer. Luther hatte, wenn auch mit stärksten Bedenken, die schon vorher gewordene, längst bestehende Form der Volkskirche beibehalten und sie unter den gegebenen Verhältnissen nicht unbedingt als ein Hindernis für das Werk der Reformation betrachtet. Er konnte das, ohne damit das Wesen der Kirche und die Verkündigung des Evangeliums preiszugeben, denn das Volk wollte die Kirche, es lehnte diese wenigstens nicht ab. Auf dieser Grundlage konnte die bestehende Volkskirche weiterhin beibehalten werden. Es brauchte jedenfalls nicht befürchtet zu werden, dass die Evangeliumsverkündigung abgelehnt würde.

Im Laufe der Jahrhunderte ist das dann aber anders geworden. Es ist heute klar, dass die Massen, man kann sagen zum Glück, von der christlichen Botschaft nichts mehr hören und wissen wollen. Damit aber sind die Voraussetzungen für eine Volkskirche eigentlich entfallen. Diese kann deshalb nur mit einer gewissen inneren Unwahrhaftigkeit aufrechterhalten werden. Während sie sich z.Zt. der Reformation noch allgemeiner Anerkennung freute, macht sie sich heute mit ihrer Vorstellungswelt in ihren eigenen Reihen lächerlich. Wegen ihrer Anerkennung des gesellschaftlichen Gedankenguts und der weltlichen Ethik sollte die Kirche daher konsequenter sein und mit ihrer abergläubischen und z.T. unehrenhaften Vergangenheit brechen.

Man muss erkennen, dass wir uns seit den kirchlichen Verhältnisse in Deutschland z.Zt. der Reformation weiter entwickelt haben und zu neuen Ufern aufgebrochen sind. Diesen sollte sich die Kirche nicht nur halbherzig anschließen und gleichzeitig an ihren überholten Vorstellungen und ihrem vergangenen Sendungsbewusstsein festhält. Ihre Umwandlung in eine soziale Einrichtung oder ihre Auflösung erschienen mir unter diesen Umständen ehrlicher.

Wie es zur Bildung der evangelisch- lutherischen Freikirchen kam

Ihre enge Verbindung mit dem Staat machte die Kirchen der Reformation besonders anfällig, Sie mussten sich immer wieder auf diesen einstellen. Als z.B. der reformierte preußische König Friedrich Wilhelm III. seine lutherischen Länder östlich der Elbe mit seinen reformierten rheinischen Besitzungen in eine engere Verbindung zu bringen versuchte, zwang er den Kirchen 1817 im Jahre der 300jährigen Wiederkehr der Reformation die so genannte „Union“ auf, eine Verbindung, durch die aus zwei Kirchen eine und aus zwei Bekenntnissen eins gemacht werden sollte.

Hier und da haben Pfarrer mit ihren Gemeinden lieber Verfolgung und Kerker erduldet, als sich von ihrem Bekenntnis abbringen zu lassen. Viele sind ausgewandert. Andere haben sich mit ihrem Anspruch, die rechte Kirche zu sein, durchgesetzt und die erste lutherische Freikirche in Deutschland, die so genannte „Preußische-“ oder „Breslauer-Freikirche“, auch „Altlutheraner“ genannt, gebildet.

Wenig später hat sich ähnliches im Fürstentum Nassau (zwischen Siegen und Wiesbaden), das damals noch selbständig war, zugetragen. Als dort die „Union“ eingeführt wurde, wollte sich der Pfarrer Brunn den neuen „Glauben“ nicht aufzwingen lassen und trennte sich mit seiner Gemeinde von der Landeskirche. Steeden bei Limburg war die erste Gemeinde der späteren „Sächsischen Freikirche“.

Auch in dem 1866 preußisch gewordenen Kurhessen, in dem selbständig gebliebenen Hessen-Darmstadt und in Baden kam es gegenüber dem unierten Staatskirchentum zu freikirchlichen Bildungen. Es entstanden die „Renitente (widerspenstige) Kirche Ungeänderter Augsburgischer Konfession in Niederhessen“ (Kurahessen), die „Selbständige Lutherische Kirche in Hessen“ (Hessen-Darmstadt) und die „Ev.-Luth. Kirche in Baden“.

Bisher also hatten sich die lutherischen Freikirchen im Gegensatz zu den Unions-Kirchen gebildet. Es kam aber die Zeit, wo sich auch innerhalb der lutherisch gebliebenen Landeskirchen lutherische Freikirchen bildeten. Als in Sachsen im Jahre 1871 der Religionsseid bei der Verpflichtung der Geistlichen auf das Bekenntnis abgeschafft wurde und durch eine nach Belieben dehnbare Formel mit der bezeichnenden Wendung „nach bestem Wissen und Gewissen“ ersetzt wurde, meinten weite Kreise landeskirchlicher Pfarrer und Gemeinden, dass auch hier neue Glaubensvorstellungen gleichberechtigt in die Kirche eingeführt werden sollten.

Ein Schrei der Empörung ging damals durch das Sachsenland. Als es dann aber ernst wurde und um Amt und Stellung ging, traten nur die so genannten Lutheranervereine in Planitz (bei Zwickau), Dresden und Chemnitz aus der Landeskirche

aus. Sie beriefen den Pastor Ruhland aus einer der lutherischen Auswandererkirchen in Nordamerika, der Missourisynode, und gewannen darüber hinaus eine Reihe anderer Pastoren für ihre Sache. Unter Pastor Brunn schlossen sie sich später zur „Synode der Ev.-Luth. Freikirche in Sachsen und anderen Staaten“ zusammen. Diese Kirche hatte verständlicherweise enge Beziehungen zur Missourisynode.

Im Gebiet der hannoverschen luth. Landeskirche (preußische Provinz Hannover seit 1866, zuvor Königreich Hannover) hing die Entstehung der Freikirche mit der Einführung der Zivilehe in Preußen zusammen. Die freikirchliche Bewegung begann 1878 in Hermannsburg in der Lüneburger Heide, wo wenige Jahre vorher der Erwekungsprediger Ludwig Harms die Augen geschlossen hatte.

Sein Bruder und Nachfolger Theodor war nun ihr Führer. Aus dieser Bewegung sind hervorgegangen die „Hannoversche Ev.-Luth. Freikirche“ und die „Hermannsburg-Hamburger Ev.-Luth. Freikirche“. Auch bildete sich dort durch den Einfluss der US-amerikanischen „Wisconsin-Synode“ noch die „Evangelisch-Lutherische Bekenntniskirche“, die 1960 70 Gemeinden/Predigtorte mit zwölf Pastoren umfasste.

Die Entstehung der „Alt-lutherischen Kirche“ und die Schikanen gegen die, die bewusst lutherisch bleiben wollten

Über die Entstehung der „Alt-lutherischen Kirche“ habe ich bereits unter „Meine persönliche Beziehung zu Luther“ (Die Entstehung der „Alt-lutherischen Kirche“) berichtet. Ihre Gründung war für die Bekenner ein fürchterlicher Leidensweg. Es scheint mir deshalb angebracht, Einzelheiten der Verfolgung und persönliche Schicksale genauer darzustellen. Dadurch könnte deutlich werden, wieviel Sturheit und Opferbereitschaft auch im Luthertum vorhanden waren. Es darf aber auch nicht übersehen werden, zu was für staatlichen Gewaltanwendungen es gekommen ist.

Darüber berichtet ein Johannes Nagel, alt-lutherischer Pastor in Radevormwald, südöstlich von Wuppertal gelegen und damals zur preußischen Rheinprovinz gehörig. Geboren (1839) und groß geworden ist er in Hinterpommern. Dieses fiel bereits 1648 (30jähr. Krieg) an Brandenburg. Durch die mündliche Weitergabe und Aufzeichnungen ist er in der zweiten Generation über die „alt-lutherische“ Bewegung informiert und hat in zwei Büchlein die damaligen Kämpfe und Leiden festgehalten.

Er berichtet: Mit am heftigsten wurde die Verfolgung wohl in dem nicht weit von Breslau gelegenen Dorf Luzine durchgeführt. Gleich die erste Strafe, welche für abgehaltene Gottesdienste auferlegt wurde, betrug 68 Taler, und da diese durch Pfändung (Verkauf des Eigentums der Beteiligten) beschafft werden mussten, wurde es noch viel teurer. Mit größter Unnachgiebigkeit wurde den Gottesdiensten nachgespürt. Auf roheste Weise trieben die Gendarmen die Gemeindeglieder auseinander, und die Strafen stiegen bald so hoch, dass bei weniger Wohlhabenden an Bezahlung nicht zu denken war. Deshalb kamen diese ins Gefängnis. Nun aber wurden von ihnen noch die Sitzgebühren (im Gefängnis sitzen) verlangt.

Mit schonungsloser Härte wurde das Geld eingetrieben. Den Bauern wurde das Vieh im Stalle, das Getreide vom Boden und alle Geräte, die zum Betrieb der Landwirtschaft nötig waren, genommen. Die ärmeren Bauern mussten sogar ihre Hausgeräte, Betten, Kleider und Nahrungsmittel herausrücken. Beim Sammeln der Sachen wurden kein Winkel in der Stube, keine Kammer, kein Stall, auch kein Schweinstall, und kein Boden ausgelassen. Alles, was sie beim Suchen fanden, wurde weggenommen. Man bat zwar einige der Beamten um eine Quittung oder Aufzeichnung der gepfändeten Sachen, aber da war kein Entgegenkommen.

Diese „Auspfändung“ fing am 30. März an und dauerte bis 4. April. Danach wurden die Sachen mit Karren und Wagen in ein Wirtshaus gefahren. Dort wurden sie bis zum 16. April gelagert. Für diesen Tag, einem Sonntag, war eine weithin bekannt gegebene öffentliche Auktion angesetzt. Zum Teil wurden die Sachen sehr billig verkauft. Man hatte auch schon wieder vom 14. bis 16. Juli eine weitere Auspfändung wegen eines Gottesdienstes im Jahre zuvor über sich ergehen lassen müssen.

Als in Freystadt (Schlesien) 1835 die ersten Drohungen gegen die dortige lutherische Gemeinde ausgesprochen waren, schrieb diese an die Regierung: „Sollten wir darüber zur Strafe gezogen werden, so wollen wir lieber alles über uns ergehen lassen, wollen lieber arm oder gefangen sein, wollen lieber Mangel und Notdurft leiden, als das teuerste Kleinod unseres Glaubens und Glaubensbekenntnisses aufzugeben und als dadurch in das Gericht eines unbestechlichen Richters zu verfallen. Hab und Gut, Leib und Leben wollen wir lieber aufopfern, als unserem Himmelskönig Christo Jesu, der uns so teuer erkauft und erlöst hat, untreu zu werden durch Verlassen unserer Bekenntnisse, auf die wir ihm in der heiligen Taufe und bei unsrer Konfirmation unverbrüchliche Treue geschworen haben. Daher können und wollen wir weiter nichts tun in dieser Sache, als beten, beten für unsern allernächsten König und für unsere ganze Obrigkeit, und machen uns hierdurch verbindlich (verpflichten uns) und versprechen, uns in allen Stücken so zu betragen, wie es christlichen Staatsbürgern zukommt. Wir werden uns in alle und jede Gesetze fügen, soweit sie nicht gegen Gott, gegen Gottes Wort und gegen unser Gewissen laufen (verstoßen).“ - Die Antwort auf diesen Brief war, dass sämtliche Teilnehmer an den Gottesdiensten zu größeren und kleineren Geldstrafen verurteilt wurden.

Den meisten Gemeinden erging es in jenen Jahren wohl ähnlich. Wenn sich an einzelnen Orten die Verfolgung ganz oder fast ganz nur auf Drohungen beschränkte, wie dies z.B. in Berlin und Posen der Fall war, so war es doch an keinem Ort leicht, sich als Lutheraner zu bekennen. Besonders schlimm wurde es dann, wenn lutherische Pastoren heimlich Taufen durchführten. Nun wurden die Eltern gezwungen, anzugeben, wer die Taufe vollzogen habe. Wenn sie dann die Auskunft verweigerten, wurden sie oft lange im Gefängnis festgehalten, oder sie wurden, wie der Kaufmann Meisch im Magdeburg, mit einer ziemlichen Geldstrafe belegt, die von Woche zu Woche erhöht werden sollte, bis die gewünschte Auskunft gegeben würde. Gerichtlich war in solchem Fall freilich bereits die Strafflosigkeit ausgesprochen.

Um genaueste Kontrolle ausüben zu können, hatte sogar der Stadtrat in Bernstadt den Hebammen befohlen, wenn einem Lutheraner ein Kind geboren würde,

dieses sofort zu melden. Schwierig war es in dieser Zeit für die Lutheraner außerdem, zu heiraten, denn die von den Pastoren, die schnell wieder verschwanden, eingesegneten Ehen wurden nicht anerkannt. Für manche lutherischen Kinder war es auch äußerst schwer, manchmal sogar ganz unmöglich, Lehr- oder Dienstherren zu finden. Wenn die verfolgte Kirche sich endlich durch Schriften verteidigen wollte, wurden diese verboten und auf ihre Entdeckung eine hohe Belohnungen angesetzt.

Eine sehr üble Folge diesen Drucks war die immer mehr um sich greifende Auswanderungslust, die schon zur Zeit der Synode (Vollversammlung) von 1835 aufgenommen war. Die Synode (der „altlutherischen“ Kirche) von 1836 beschäftigte sich daher ernsthaft mit dieser Frage und untersuchte, welche Gründe gegen eine Auswanderung sprächen. 1836 nahm aber die Auswanderungsbereitschaft noch weiter zu und einen sehr bedenklichen Umfang an. Aus der Provinz Posen (heute Polen), aus dem Liegnitzer Regierungsbezirk (Schlesien), aus der Gegend von Frankfurt/Oder und aus Pommern gingen bei den Behörden sehr zahlreiche Gesuche ein, die Auswanderung nach Amerika bzw. Australien zu gestatten. Wundern kann man sich darüber nicht. Auch hatte sich die Not noch gesteigert, und eine Besserung war nicht zu erwarten. Viele sahen ihrem völligen Ruin entgegen. Jenseits des Ozeans war wenigstens völlige Kirchenfreiheit sicher. Da nun alle diese Auswanderungsanträge damit begründet wurden, dass die lutherische Kirche in Preußen unterdrückt würde, wurden sie alle dem Minister von Altenstein zur Entscheidung vorgelegt.

Er hielt es aber für angemessen, die Erlaubnis zum Auswandern zu verweigern, obwohl alle für solche Fälle vorgeschriebenen gesetzlichen Bestimmungen völlig erfüllt waren. Dem König berichtete er, dass diese ganze Auswanderungswelle von den Führern der „Separatisten“ (Spaltern) künstlich hervorgerufen sei. Nun wurde eine gerichtliche Untersuchung angeordnet, mit der man den Anstiftern auf die Spur kommen wollte. Aber diese Untersuchung ergab nichts und konnte auch nichts ergeben, weil grade die Leiter der lutherischen Kirche sehr ernstlich von der Auswanderung abrieten. Trotzdem wurde die Erlaubnis nicht erteilt. Vielmehr wurden die lutherischen Generalsuperintendenten (wohl der „altlutherischen“ Kirche) angewiesen, ihren Gemeinden mitzuteilen, dass der lutherischen Kirche nicht das mindeste Unrecht geschehen sei noch geschehe.

Die armen Auswanderer waren nun in der übelsten Lage. Die meisten hatten, da nach den bestehenden Gesetzen an der Erlaubnis, auszuwandern, nicht zu zweifeln war, ihr Hab und Gut verkauft, um die Überfahrt zu finanzieren. Sie mussten aber nun von dem Gelde leben, welches sie zur Überfahrt und zum ersten Anfang drüben gebrauchen wollten. Mit jedem Monat wurden ihre Kassen leerer. Viele gingen der gänzlichen Verarmung entgegen. Sie hatten ja nicht wissen können, dass für sie die Gesetze nicht gälten. Der Minister von Rochow wies Altenstein auf die bittere Not hin, welche aus dieser Verzögerung entstünde. Aber trotzdem, und obgleich er selbst anerkannte, dass gesetzlich gegen diese Auswanderung nichts einzuwenden sei, verweigerte er im Herbst 1836 die Erlaubnis wiederholt. Ob er möglicherweise die Hoffnung hegte, die Widerspenstigen dadurch doch noch für die Union zu gewinnen? Einige wanderten sogar ohne Erlaubnis aus.

Die Auswanderungswilligen blieben aber in ihrem Vorhaben so entschlossen, dass endlich im Frühjahr 1837 die Erlaubnis zur Auswanderung erteilt wurde. So zogen nun große Scharen mit bitteren Schmerzen aus der Heimat in die Fremde. Ihr geliebtes Vaterland mussten sie verlassen, um jenseits des Ozeans sich eine neue Heimat aufzubauen. Diese Auswanderungsbewegung hat seit 1837 der altlutherischen Kirche Jahr für Jahr viele Glieder entzogen.- Am Rande sei noch erwähnt: Der Begründer des Deutschtums in Australien ist Pfarrer Kawel, der sich ebenfalls der preußischen Union nicht anschließen wollte. Deshalb wanderte er 1838 mit 200 Mitgliedern seiner Gemeinde Klemzig aus Brandenburg aus und gründete bei Adelaide in Südaustralien ein neues Klemzig.

Die Spannungen innerhalb der Hannoverschen Lutherischen Freikirche

Wie ein Feuer hatte sich damals in der Lüneburger Heide unter Ludwig Harms die Glaubensfreudigkeit ausgebreitet. Auf einmal waren viele wieder davon überzeugt, dass sie einen Heiland haben, der sie liebt. Sie erkannten ihre „Sünde“ und erlebten die „Vergebung“. Es war aber nicht nur so, dass die Menschen nur bei Harms von der „Erweckung“ angesteckt wurden. Überall brach auf einmal ein Erwachen auf. Jeder nämlich, der zum „Glauben“ gekommen war, wurde ein Lichtträger und brachte in seine Gemeinde etwas von der Freude mit, die ihn überwältigt hatte. Durch sein Zeugnis und seine Liebe kamen auch andere zum „Glauben“.

Am 13. Februar 1878 vereinigten sich 270 Familienväter, die aus der Landeskirche ausgetreten waren, in Hermannsburg zur „Hermannsburger Kreuzgemeinde“, und am 30. April 1878 versammelten sich die Vertreter der freien lutherischen Gemeinden von Hermannsburg, Hannover, Scharnebeck, Nettelkamp und Wriedel in Hermannsburg und schlossen sich zur „Hannoverschen Lutherischen Freikirche“ zusammen. Für diese Gemeinden standen fünf Pastoren zur Verfügung, die von der Hannoverschen Landeskirche entlassen worden und denen zum Teil die Gemeindeglieder gefolgt waren. Die von Anfang an bestehende Altar(Sakramente)- und Kanzel(Predigt)gemeinschaft dieser Freikirche mit den freilutherischen Kirchen in beiden Hessen wurde am 7. Oktober 1879 von der Synode (Versammlung) anerkannt.

Theodor Harms, der Bruder und Nachfolger von Ludwig Harms, war am 16. Februar 1885 heimgegangen und hatte die kirchlichen Angelegenheiten weitgehend ungeordnet hinterlassen. Die Gemeinde in Hannover war inzwischen z.B. in drei Gruppen gespalten, von denen eine einen Pastoren der sächsischen Freikirche berufen hatte. Er war bereit, die Pfarrstelle zu übernehmen, beanspruchte auch einen Sitz in der Synode, wollte aber nicht der hannoverschen Freikirche beitreten.

Als am 2. Juni 1885 die nächste Synode (Versammlung) der Hannoverschen Lutherischen Freikirche in Hermannsburg stattfand, ging es sehr erregt zu. Zunächst handelte es sich darum, ob nach allem, was in der Petrigemeinde in Hannover vorgefallen war, dieser Pfarrer noch als Mitglied der Synode anerkannt werden könne. Diese Frage wurde mit allen Pastoren-Stimmen gegen die Stimmen der beiden

Hermannsburger Abgeordneten (auch Pastoren) verneint, woraufhin der hannoversche Pfarrer den Austritt seiner Gemeinde aus der gemeinsamen Kirche erklärte.

Bei der stürmischen Weise, wie nicht nur die Hermannsburger Pastoren-Abgeordneten, sondern auch die zahlreich erschienenen Hermannsburger Zuhörer für den hannoverschen Pastor Partei ergriffen, konnte man erwarten, dass sich auch die Gemeinde Hermannsburg von der Freikirche lossagen würde.

Es brodelte jetzt in der Hermannsburger und in anderen Gemeinden. Der Urtrieb des Menschen war wach geworden, der nach Freiheit. Man sagte sich: Jetzt haben wir die Landeskirche abgeschüttelt, und trotzdem haben wir schon wieder eine uns beherrschende Kirchenleitung (die Synode = Pfarrer). Das erhoffte Neue war nicht eingetreten. Es blieb offenbar alles im Wesentlichen wie früher.

Das muss viele enttäuscht und verbittert haben. Sie, die die Bevormundung durch die Kirche haben abschütteln wollen, spürten diese jetzt wahrscheinlich noch stärker. Deshalb wurden sie gegen die Kirchenleitung misstrauisch und erklärten: Diese will die Gemeinde tyrannisieren. Wenn die hannoversche Gemeinde einen bestimmten Pfarrer haben wolle, müsse man ihr diesen auch gestatten, denn die Gemeinde habe den Heiligen Geist, und auch eine Kirchenleitung dürfe sich nicht dem Heiligen Geist widersetzen. Das sah man als die reine lutherische Lehre an.

Deshalb folgte man auch: Abstand von den hessischen Freikirchen, deren leitender Gedanke war, dass die Pastoren als die Amtsträger die Pflicht hätten, für die Ordnung in der Kirche zu sorgen. Die Gemeindeglieder dürften sich deshalb nur zurückhaltend und in beschränkter Zahl an den Synoden beteiligen. Sie hoben das Pastorenamt angeblich hundertfach über die Gemeinde, lehrten die Unfehlbarkeit der Pastoren und himmelten die Kirchenordnung der katholischen Kirche an. Sie wurden als Verfälscher der göttlichen Wahrheit und als Irrlehrer angesehen.

Es wäre schön gewesen, wenn wenigstens unter den bekennnistreuen Lutheranern Einigkeit und Frieden geherrscht hätten. Leider war dies aber nicht so. Die Hermannsburger freilutherische Bewegung war voller Spannungen, und ein Streit löste den anderen ab. Dafür gab es verschiedene, nicht böse gemeinte Gründe.

Die Hauptfrage, um die es immer wieder ging, war die: Wer hat innerhalb der Gemeinde bzw. Kirche das Sagen, die Geistlichen oder die Gemeindeglieder. Dabei berief sich jeder auf das Neue Testament, obwohl man hier durchaus widersprüchliche Aussagen findet und dann, wenn man sich festlegen möchte, lieber vorsichtig sein sollte. Stattdessen beschimpfte man Andersdenkende als Papisten, verteufelte sie, schloss sie aus bzw. trennte sich von ihnen. Es war schlimm!

Was will man aber von einfachen Gemeindegliedern in dieser Problematik erwarten? Wie viel Einblick hatten sie in die Briefe der Apostel bzw. in theologische Auseinandersetzungen? Man muss wohl ehrlicherweise sagen: kaum einen. Sie haben das übernommen und verinnerlicht, was ihnen ihre Pastoren gepredigt hatten. Aber trotzdem taten sie so, als seien sie in eine himmlische Schule gegangen und hätten dort die „reine Lehre“ mit Löffeln zu sich genommen.

Zur Frage des Einflusses und der Macht innerhalb der Kirche kommen Angelegenheiten der Ordnung. Wenn ein Programmpunkt in der Einladung nicht erwähnt

wurde, hätte nach Meinung der Pastoren eine neue erfolgen müssen. Alles sollte ordnungsgemäß zugehen und keine Formfehler gemacht werden. Dagegen aber wehrten sich die Gemeindeglieder, die nicht ständig ihrer Arbeit fernbleiben konnten. Außerdem beriefen sich die Geistlichen häufig auf ihr Gewissen und verließen die Sitzungen, was den Gemeindegliedern merkwürdig vorkam.

Viele weitere verschiedene jedoch von außen kommende Auseinandersetzungen und Einflüsse brachten Unruhe in die noch ungefestigten Gemeinden. Man kann wohl annehmen, dass die einfachen, hauptsächlich bäuerlichen Gemeindeglieder gar nicht begreifen konnten, worum es eigentlich ging. Da kamen z.B. Meldungen von den preußischen „Altlutheranern“, wo eine Abspaltung stattgefunden und sich die „Immanuelsynode“ gebildet hatte. Diese lehnte ebenfalls die strenge Kirchenordnung, die sich die Altlutheraner gegeben hatten, ab und ging davon aus, dass alle Macht bei der Gemeinde läge. Meine Vorfahren mütterlicherseits gehörten zu der Gemeinde Jabel bei Wittstock/Dosse (zw. Berlin und Rostock), wo diese Streitereien besonders heftig durchgeführt wurden.

Ein Pastor dieser Synode fing sogar auf einmal an, die Verbalinspiration, also dass jedes Wort der Bibel von Gott eingehaucht worden sei, abzulehnen und gab ehrlich zu, dass sich in der Bibel Widersprüche befänden. Ein anderer konnte die lutherischen Landeskirchen in Sachsen und Hannover eher anerkennen als diejenigen, die dort ausgetreten waren. - Auch wollte ein Pastor, dass die freikirchliche Heiden-Mission der Missionsarbeit der Missourisynode (USA) unterstellt werde.

An dieser Stelle muss noch etwas zur Hermannsburger Heiden-Mission gesagt werden, die unter Ludwig Harms entstanden war und für die sich eine große Begeisterung entwickelt hatte. Als nun nach dessen Tod sein Bruder Theodor und die führenden Köpfe in Hermannsburg ihre eigene Kirche aufbauten, wurde die „Hermannsburger Mission“ zu einer freikirchlichen Mission. Die Hermannsburger Mission war aber bereits auch sehr stark landeskirchlich orientiert und wurde weitgehend von Mitgliedern der Landeskirche unterstützt und finanziell gefördert.

Deshalb bauten viele Anhänger der lutherischen Freikirche ihre eigene, die Bleckmarer Mission, auf, denn sie lehnten es ab, über die Mission mit der Landeskirche zusammen zu arbeiten. Dadurch kam es nun wieder zu einer Spaltung. Die meisten Hermannsburger hielten es mit ihrer Mission und wollten ihr treu bleiben, die anderen, die sich trennten, bildeten bald darauf die Kleine-Kreuzkirchen-Gemeinde, die mit der Bleckmarer Mission zusammenarbeitete.

21 Jahre hatte Ludwig Harms (1844-1865) die Freudenbotschaft verkündigt. Das war eine lange Zeit, in der sich auch Fronten bilden und in der es zu Erstarrungen kommen konnte. Auf der einen Seite standen nun die, die vom „Geist Gottes“ erfüllt waren, auf der anderen die, von denen diese meinten: Bei denen hat es doch keinen Zweck mehr, die hatten lange genug Zeit, sich zu „bekehren“. So kam es dazu, dass die Frommen sich von den Übrigen absonderten und dieses oft noch biblisch begründeten. Sie lebten in ihren freilutherischen Gemeinden ihr Eigenleben und wollten sich von den anderen nicht verwirren lassen. In ihrer Abkapselung bil-

dete sich eine üble Frömmigkeit heraus, eine Gesetzesfrömmigkeit. Leider muss man sagen, dass die Verkündigung von Ludwig Harms auch etwas dazu verführte.

Der Ton lag nun nicht mehr auf der Freude darüber, dass Gott uns die Schönheit dieser Welt geschenkt und uns zu seinen Kindern gemacht hat, sondern auf: Ein Christ darf nicht, ein Christ muss. So bildeten sich im Gegensatz zur ursprünglichen Freude starre christliche Lebensregeln, die in sich nicht schlecht waren, die aber bei Überbetonung die Lebendigkeit im Zusammenleben stören mussten. Nicht mehr war das Wort: „Dir sind deine Sünden vergeben“ entscheidend, sondern: Ein Christ muss die Kraft haben, das und das zu leisten. Und wehe dem, der es nicht schaffte. Der wurde von den Gläubigen verachtet. Was man selber tat, verlangte man auch vom anderen. Man hält seine Leistung empor, indem man sich an dem, der dies nicht tut, ergötzt, und man gibt sich mit sich selber zufrieden und bewundert sich.

Die „Selbständige Evangelisch-Lutherische Kirche“ (SELK) und ihre theologische Hochschule in Oberursel

Zur „Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche“ (SELK) haben sich 1972 die westdeutschen ev.-luth. Freikirchen zusammengeschlossen, die sich im 19. Jahrhundert gebildet hatten. 1991 schloss sich ihr die „Evangelisch-Lutherische (altluth.) Kirche“ vom Gebiet der ehemaligen DDR an. Zur SELK gehört, wer in einer ihrer Gemeinden getauft, in sie aufgenommen oder überwiesen ist.

Sie ist Körperschaft des öffentlichen Rechts und hat Verbindung zu verschiedenen bekennnisgebundenen lutherischen Kirchen in Europa und Übersee. Zur Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen (ACK) steht sie in Gastkontakt. Der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche in Deutschland (VELKD), der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), dem Lutherischen Weltbund (LWB) und dem Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRdK) gehört sie nicht an.

An ihrer Spitze steht ein Bischof. Sie gliedert sich in vier Sprengel (Gebiete), denen je ein Propst vorsteht, und in elf Kirchenbezirke, die jeweils durch einen Superintendenten geleitet werden. 148 im Amt befindliche Pfarrer betreuen in ca. 185 Gemeinden rund 41.500 Gläubige. Gemeinsam mit anderen lutherischen Freikirchen in Europa trägt sie die Bleckmarer Mission, die in Südafrika, in Zaire (Zentralafrika) und in Brasilien arbeitet. Rundfunkmission erfolgt über die „Lutherische Stunde“. Das Amt für Gemeindedienst fördert die volksmissionarische Tätigkeit.

Sie ist überzeugt: „Die SELK steht in der Einheit der heiligen, christlichen und apostolischen Kirche, die überall da ist, wo das Wort Gottes rein gepredigt wird und die Sakramente nach der Einsetzung Christi verwaltet werden. Sie ist gebunden an die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments als an das unfehlbare Wort Gottes, nach dem alle Lehren und Lehrer der Kirche beurteilt werden sollen. Sie bindet sich daher an die Bekenntnisschriften der ev.-luth. Kirche, weil in ihnen die schriftgemäße Lehre bezeugt ist“.

Ziele der SELK sind: 1.) die bekennnisgebundenen lutherischen Gemeinden am Leben zu erhalten. 2.) die Bindung an die Heilige Schrift als das unfehlbare Gotteswort und die Bindung an das lutherische Bekenntnis zu bewahren. 3.) die Taufe und das Heilige Abendmahl der Einsetzung Christi gemäß zu verwalten. 4.) das Glaubensgut der Reformation gegen die moderne Theologie, die entscheidende biblische Aussagen außer Kraft setze und bestreite, zu bewahren. 5.) der Gesamtheit der Menschen, die auf die Auferstehung der Toten und das Gericht Gottes zugehen, in der verwirrenden Meinungsvielfalt kirchlicher Stimmen eindeutig die zentrale Botschaft der Heiligen Schrift zu verkünden.

6.) den Gläubigen ihre Aufgaben am Nächsten vor Augen zu halten und wichtig zu machen. 7.) der Überfremdung des kirchlichen Auftrags durch politische und gesellschaftliche Meinungen zu wehren. 8.) die Freiheit der lutherischen Kirche gegen politischen Zwang und staatliche Eingriffe aufrechtzuerhalten. 9.) unabhängig von einem staatlichen Kirchensteuereinzug das gemeindliche und kirchliche Leben und die Missionsarbeit aus freiwilligen Gaben zu finanzieren.

Diese Kirche ist Trägerin der „Lutherische Theologische Hochschule“ in Oberursel (Taunus), wo ihre Pastoren, wenigsten in einem Teil ihres Studiums, ausgebildet werden. Diese trat nach dem Zweiten Weltkrieg an die Stelle der früher in Breslau (altlutherisch) und in Berlin-Zehlendorf (Sächsische Freikirche) getrennt bestehenden Ausbildungsstätten. Der Hessische Minister für Erziehung und Volksbildung hat sie als kirchliche Hochschule aufgrund der hessischen Verfassung anerkannt.

An ihr sei alle theologische Arbeit in fester Bindung an die Heilige Schrift und das lutherische Bekenntnis ausgerichtet. Diese Bindung sei aus der Erkenntnis der Wahrheit der Heiligen Schrift und des mit ihr übereinstimmenden Inhalts der lutherischen Bekenntnisschriften erwachsen. Von der Bibel und den Bekenntnisschriften her führen die Professoren ihre Studenten in die theologische Arbeit ein. Die Heilige Schrift werde im Geiste der Apostel ausgelegt, der in der Reformation Martin Luthers wieder erkannt wurde und in der rechten Unterscheidung von Gesetz und Evangelium seinen Ausdruck fand. Von hier aus werde zu geschichtlichen und theologischen Urteilen angeleitet. Die Hochschule wolle ihren Teil dazu beitragen, dass möglichst viele Studierende durch die Verwirrung der heutigen protestantischen Theologie hindurch finden und biblisch glauben und predigen können.

Das Luthertum weltweit

Das Luthertum in den USA

Die Anfänge des Luthertums in den USA

Außerhalb Europas hat sich verständlicherweise das Luthertum während der Reformationszeit nicht ausgebreitet. Da jedoch die „Neue Welt“, Amerika, nach ihrer Wiederentdeckung (1492) durch Christoph Kolumbus von europäischen Auswande-

ern besiedelt wurde, kamen auch Lutheraner dorthin, die ihren „Glauben“ mitbrachten. Die ersten evangelischen Siedler, die Pilgerväter (Pilgrim Fathers), waren englischen Ursprungs und landeten 1620 an der Küste des heutigen Massachusetts (Staat im Nord-Osten der USA).

Das Luthertum kam zuerst durch holländische Auswanderer nach Nordamerika, die 1624 auf der Manhattan-Insel (heute Teil von New York) siedelten, dann durch Schweden, die sich 1638 in Fort Christina (heute Wilmington, Delaware, an der Ostküste, südl. von New York/Philadelphia) niederließen. Es folgten deutsche Siedler, die in New York und Pennsylvania Ende des 17. Jahrhunderts sesshaft wurden.

Auch wanderten wegen ihres Glaubens verfolgte Salzburger 1734 nach Georgia (nördlich von Florida) aus. Seit etwa 1750 kamen deutsche Lutheraner nach Halifax, der Hauptstadt der ostkanadischen Provinz Neuschottland. In das 1683 neu gegründete Philadelphia (Pennsylvania) zogen dann im Oktober 1683 auch deutsche Familien, die sicherlich größtenteils lutherisch waren. In dieser Stadt gründete 1748 Pastor Heinrich Melchior Mühlberg (1711-1787), der „Vater des amerikanischen Luthertums“, die erste überseeische lutherische Kirche, das „Ministerium of Pennsylvania“ (minister = Diener = Pastor, ministerium = Kirche).

Heinrich Mühlberg stammte aus Einbeck bei Göttingen und hatte dort studiert. Von 1739 bis 1741 war er hier Pastor. Dann folgte er einem Ruf der lutherischen Gemeinden in Pennsylvania. Wegen der sich in den nordamerikanischen Kolonien ausbreitenden „schwärmerischen“ religiösen Vorstellungen glaubte er, die einzelnen deutschen lutherischen Gemeinden, die sich von New York bis Maryland gebildet hatten, irgendwie organisieren und zusammenfassen zu müssen. Unter seiner Leitung wuchsen sie zu einer kirchlichen Körperschaft zusammen.

Anlässlich einer Doppelfeier, der Einweihung der neuerbauten Michaeliskirche in Philadelphia und der Ordination des Predigers Kurtz, waren sechs Pastoren und vierundzwanzig Gemeindeglieder als Vertreter von zehn deutschen lutherischen Gemeinden der Umgebung zusammengekommen. Zwar fand an jenem 26. August 1748 keine offizielle Gründungsversammlung statt, doch spricht man seither von den „Vereinigten Predigern“ und von den „Vereinigten Gemeinden“.

1781 wird „Das Deutsche Ev.-Luth. Ministerium von Pennsylvania und angrenzenden Staaten“ als Kirche gegründet. Minister ist der englische Begriff für Pastor, Ministerium bedeutet so viel wie Kirche. Seit dieser Zeit hat es auch ständig eine Einrichtung, die „Allgemeine Deutsche Konferenz“, gegeben, die die deutschsprachigen lutherischen Gemeinden zusammenhielt und sie nach außen hin vertrat.

Ich selber habe insofern Beziehungen zu den US-amerikanischen lutherischen Kirchen, als ein Verwandter als Pastor dorthin auswanderte, von dessen fünf Söhnen drei wiederum Pastoren wurden. Außerdem besuchte ich die Missouri-Synode.

Der Zusammenschluss in der „Lutheran Church in America“ (LCA)

1962 entstand durch einen Zusammenschluss der „American Evangelical Lutheran Church“, der „Augustana (benannt nach dem Augsburger Bekenntnis) Evangelical Lutheran Church“, der „Finnish Evangelical Lutheran Church“ und der „Uni-

ted Lutheran Church in America“ die „Lutheran Church in America“ (LCA), zu der Gemeinden in den USA und in Kanada gehörten. Ihren Sitz hatte sie in New York. Dieser Zusammenschluss nahm 1963 seine Arbeit auf und war damals die größte lutherische Kirche Nordamerikas. Um 1970 hatte sie etwa 3.070.000 Mitglieder in nahezu 5.800 Gemeinden. - Zu ergänzen wäre, dass sich die „United Lutheran Church in America“ 1918 durch die Vereinigung von zwölf unabhängigen Kirchen gebildet hatte. Damals lehnte die Augustana-Kirche noch ein Zusammengehen ab.

Die LCA löste sich dann 1987 in Philadelphia wieder auf. Dafür hatte 1986 in Kanada ein Zusammenschluss von zwei lutherischen Kirchen stattgefunden, die die Ev.-Luth. Church in Canada (ELCIC) bildeten. Sie ist die größte lutherische Kirche Kanadas mit über 145.000 getauften Mitgliedern. Sie hat volle Gemeinschaft mit der „Anglikanischen (englischen) Kirche von Kanada“, mit der sie immer mehr zusammen arbeitet. Die Mehrheit der Lutheraner, die nicht der ELCIC angehören, sind Mitglieder der „Lutheran Church – Canada“ (LCC). Außerdem gibt es einige unabhängige lutherische Gemeinden. Im Gegensatz zur ELCIC ordiniert die LCC nicht Frauen zu Pastorinnen. Außerdem hat diese Kirche keine Kanzel- und Abendmahls-gemeinschaft mit anderen kanadischen lutherischen Kirchen und Gemeinden.

Die „Evangelical Lutheran Church in America“ (ELCA) und ihre Tätigkeiten

Auch in den USA schlossen sich drei lutherische Kirchen (Lutheran Church in America, American Lutheran Church, Association of Evangelical Lutheran Churches) am 1. Januar 1988 zur „Evangelical Lutheran Church in America“ (ELCA) zusammen. Diese Kirche behauptet von sich, von Gott herausgerufen und zum Heile der Welt gesendet zu sein. Ihre Mitglieder gehen davon aus, dass sie durch Christus befähigt seien, den Mitmenschen zu dienen und diese zu lieben. Sie erklären: Mit unseren Händen vollbringen wir Gottes Werk im Namen Jesu zur Erneuerung und Erlösung/Versöhnung der Gemeinschaften auf der ganzen Welt. Wir sehen unsere Aufgabenerfüllung nicht als unser Werk an, sondern die Heilung, Errettung und Erneuerung der Menschheit geschieht durch Christus. Gott ruft und stärkt uns für unseren Auftrag durch die Taufe. Als eine Gemeinschaft von Gläubigen sind wir gerechtfertigt durch die Gnade Gottes und durch unser Vertrauen zu Gott. Der ELCA sei anvertraut, jeden Tag die Ungerechtigkeiten in der Politik, in der Wirtschaft und im sozialen System anzuklagen und Konflikte und Gewalt überall auf der Welt zu beenden. So schaffe sie in der Welt mehr Gerechtigkeit und Frieden.

Das alles sind fromme Sprüche, die jede Glaubensgemeinschaft, besonders die christlichen, für sich beansprucht. Dabei wird gar nicht überprüft, wie sie zu derartigen Überzeugungen kommen. Sie sehen sich einfach als die am vollkommensten entwickelten Menschen an, da sie meinen, Gott besser verstanden zu haben und ihm näher zu sein als andere. Auf den Gedanken, dass das alles Phantasie, ja Spinnerei und in gewisser Weise sogar Größenwahn sein könnte, können sie gar nicht kommen, da sie sich mit derartigen Überlegungen selber in Frage stellen würden.

Es ist schade, dass sich solcher Unsinn, ja Wahn, auch im Luthertum, besonders wohl in den USA, breit gemacht hat. Wie wollen Christen sich für Gerechtigkeit und

Frieden in der Welt einsetzen, wenn sie nicht einmal merken, dass sie selbst die Menschenverachtung praktizieren, indem sie andere als Ungläubige ansehen.

Und sind es nicht gerade die USA, die im eigenen Lande und in der gesamten Welt für Ungerechtigkeiten sorgen und ein Volk nach dem anderen in hinterlistiger Weise überfallen. Über diese Menschheitsverbrechen dürften sich diese lutherischen Christen in den USA sogar noch freuen, weil sie meinen, dass den Menschen und Völkern damit etwas Gutes getan werde. Sie merken gar nicht, wie sehr sie auf die öffentliche Propaganda hereinfallen, weil sie nicht in der Lage sind, diese kritisch zu hinterfragen.

In der ELCA werden Männer und Frauen ordiniert. Der weibliche Anteil beträgt etwa 25 Prozent. In der Pastorenausbildung ist die Anzahl von Frauen und Männern gleich. Die Segnung gleichgeschlechtlicher Paare ist in der ELCA seit 2009 erlaubt. Auf der Vollversammlung im Jahre 2009 wurde das Pfarramt auch für Schwule und Lesbische geöffnet, die in einer öffentlich anerkannten, ordentlichen und „lebenslangen“ Partnerschaft leben. Diese Beschlüsse lösten aber in an herkömmlichen Werten orientierten Kreisen Proteste aus, und verschiedene Gemeinden verließen deshalb die ELCA. Abgeordnete aus 18 dieser Gemeinden gründeten daraufhin 2010 in Grove City (Ohio) die „North American Lutheran Church“ (NALC), zu der nach eigenen Angaben über 100.000 Gläubige in über 300 Gemeinden gehören.

Die ELCA hat volle Abendmahlsgemeinschaft mit den Mitgliedskirchen des Lutherischen Weltbundes. Außerdem hat sie seit 1997 Kirchengemeinschaft mit vielen nicht lutherisch ausgerichteten US-amerikanischen evangelischen Kirchen, z.B. den Reformierten und den Presbytern/Anglikanern (kommen aus England) und seit 2009 sogar mit den Methodisten. Sie ist mit der „Evangelischen Kirche in Deutschland“ (EKD) durch einen Vertrag als Partnerkirche verbunden. - Die ELCA ist Mitglied im Nationalen Kirchenrat der USA und im Ökumenischen Rat der Kirchen. Sie ist ein „Partner in Mission und Dialog(Gespräch)“ mit den „Churches Uniting (Kirchen vereint in) in Christ“, einem Zusammenschluss protestantischer Kirchen in den USA.

Aus der Vereinbarung, die von der ELCA am 24. September 2007 in Chicago (Illinois) geschlossen wurde, möchte ich nur den Artikel 7 über das Abendmahl herausgreifen: „Wir glauben, dass die Feier des Heiligen Abendmahles in unseren Gemeinden das von Jesus Christus eingesetzte Festmahl (feast of the new covenant) des Neuen Bundes ist, bei welchem Gottes Wort verkündigt wird und in welchem der auferstandene Jesus Christus unter den sichtbaren Zeichen von Brot und Wein selbst gegenwärtig ist. Auf diese Weise empfangen wir den Leib und das Blut Christi (under the visible signs of bread and wine. In this way we receive the body and blood of Christ), der uns dadurch Vergebung der Sünden gewährt und uns zu einem neuen Leben aus Glauben befreit. In der Feier des Heiligen Abendmahles erfahren wir, dass wir durch Gottes Gnade Glieder am Leibe Christi sind, und werden wieder neu zum Dienst an den Menschen gestärkt.“

Diese Vereinbarung stellt nach Meinung der EKD die Beziehung zwischen der ELCA und allen Gliedkirchen der EKD auf eine solide theologische Grundlage. Die Formulierungen sind jedoch sehr dehnbar, und es ist fraglich, in wieweit in ihnen

noch die eigentliche lutherische Abendmahlslehre vertreten wird. Sie sind meiner Meinung nach auch eine Anpassung an die Reformierten und an die, die mit dem Abendmahl nicht mehr viel anzufangen wissen.

Die ELCA hat ungefähr 3,7 Millionen getaufte Mitglieder in über 9.300 Gemeinden in allen 50 Bundesstaaten, in der Karibik (Bahamas, Bermuda, Puerto Rico) und auf den Amerikanischen Jungfernseln. Etwa 16.500 Pastoren betreuen die Gemeinden. Sie wird von einem hauptamtlichen Bischof (Presiding Bishop) geleitet, der von einer Gesamtsynode (Vollversammlung) für einen Zeitraum von sechs Jahren gewählt wird. Die Kirche besteht aus 64 Regionalsynoden oder Diözesen (Gebieten) in den USA und in der Karibik sowie einer gebietsunabhängigen Gruppe.

Sie ist die größte der lutherischen Kirchen in den USA. Nach der Katholischen Kirche, den Southern Baptists (Süd-Baptisten), den United Methodists (Vereinigte Methodisten) und den Mormonen ist sie eine der größten christlichen Kirchen in den USA. Viele ihrer Mitglieder haben deutsche Vorfahren. In einigen ihrer Gemeinden sollen bis heute regelmäßig deutschsprachige Gottesdienste gehalten werden.

Weniger stark als die ELCA sind die „Lutheran Church - Missouri Synod“ (ca. 2,4 Millionen Mitglieder) und die Evangelisch-Lutherische Wisconsin Synode (1970: über 383.000 Mitglieder in 990 Gemeinden). Synode heißt so viel wie Kirche. Daneben gibt es kleinere lutherische Kirchen deutschen, schwedischen, norwegischen, dänischen, finnischen und isländischen Ursprungs. Um 1970 gab es etwa 9.100.000 lutherische Gläubige in 18.500 Gemeinden in den USA und Kanada.

In Kanada hatten sich, wie bereits erwähnt, zwei Kirchen zur Evangelisch-Lutherischen Kirche in Kanada (ELCIC) zusammengeschlossen. Diese kanadische Kirche und die ELCA in den USA schlugen nun vor, dass sich die übernationale (USA und Kanada) „Deutsche Interessenkonferenz“ (Ist das die „Allgemeine Deutsche Konferenz“?) auflösen solle. Die Vollversammlung der Interessenkonferenz von 1989 entschied sich jedoch dagegen und gab sich nun den Namen „Deutsche Evangelisch-Lutherische Konferenz in Nordamerika“ (DELKINA). Diese lud dann für 2011 die 55 in ihr zusammengeschlossenen ursprünglichen Kirchen ein.

Dabei zeigte es sich, wie diese die Vielfalt der deutschsprachigen Lutheraner in Nordamerika widerspiegelt. Da gibt es die Einwanderungsgemeinden, z.B. Old (alt) Zion in Philadelphia (1742) und die Zionskirche in Baltimore (1755), aber auch junge Gemeinden mit einem guten Anteil an Geschäftsleuten und Urlaubern.

Die Missouri-Synode und die Wisconsin-Synode

Die Missouri-Synode bildete sich 1847 aus Deutschen aus den damaligen Königreichen Sachsen und Hannover, und aus Franken (wohl hauptsächlich aus Nordbayern). Diese waren in die Staaten Missouri, Indiana und Michigan eingewandert. Ihre stärkste Entwicklung und Ausbreitung hatte diese Kirche nach dem Ersten Weltkrieg, als sie sich besonders um die damaligen deutschen Einwanderer bemühte. Sie legt größten Wert auf ein rechtgläubiges Luthertum. Noch strenggläubiger ausgerichtet ist jedoch die Wisconsin-Synode, die sich 1850 bildete.

Diese beiden strenggläubigen Kirchen haben keine Kanzel(Predigt)- und Abendmahlsgemeinschaft mit anderen amerikanischen lutherischen Kirchen, ja, die Missourier sind den Wisconsinern noch zu freiheitlich und haben deshalb auch keine untereinander. Dagegen hat die deutsche lutherische Freikirche mit beiden Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft. Wer also zu dieser gehört, wird bei beiden zum Abendmahl zugelassen. Die strenge finnische Freikirche hat dagegen nur mit den Wisconsinern Gemeinschaft, weil ihr die Missourier nicht entschieden genug sind.

Es dürfte interessant sein, zu erfahren, was diese offiziell lehren. In diesen Lehrsätzen begegnen wir den Anschauungen Luthers. Dieser durfte sich also nicht weiter entwickeln! Alle, die das, was sie nicht mehr für richtig halten können, abschütteln, werden deshalb mehr oder weniger verteufelt.

Diese Lehrsätze gelten jedoch nicht nur in der Missouri- und Wisconsin-Synode, sondern ebenso in der lutherischen Freikirche in Deutschland und in den bekennnistreuen lutherischen Kirchen weltweit. Ich komme mir wie in einem Museum vor, in dem längst überholte Glaubenssätze eingefroren sind. Und diese Vorstellungswelt wird von Millionen von Menschen nicht nur einfach so hingenommen, sondern sie fühlen sich in die Hölle verdammt, wenn sie nicht diesen Unsinn glauben.

Dieser Aberglaube erfüllt jedoch nicht nur lutherische Christen. Ähnlicher Schwachsinn wird Millionen von Kindern in der Katholischen Kirche und in den vielen anderen christlichen Glaubensgemeinschaften wie den Anglikanern, Baptisten, Methodisten, Zeugen Jehovas, Neuapostolischen, Adventisten, Mormonen und Evangelischen Gemeinschaften eingepflegt. Weil kritisches Hinterfragen ein Misstrauen Gott gegenüber ist, wagt sich der Heranwachsende oftmals überhaupt nicht, über diese Lehrsätze nachzudenken, denn sofort muss er mit der Hölle bestraft werden. Auch mir erging es so. Luther war aber noch viel schlimmer dran. Während Kinder aus rechtgläubigen Kreisen „wissen“, dass Gott eigentlich gnädig ist, hatte Luther diesen und sogar Jesus ständig als den unerbittlichen Richter angesehen.

Ich bringe die auf Beschluss der „Evangelisch-Lutherischen Synode von Missouri, Ohio und andern Staaten“ von einem Komitee (Ausschuss) verfassten „Thesen zur kurzen Darlegung der Lehrstellung der Missourisynode“. In einer Erklärung vom 2. Dezember 1932 aus Chicago, Illinois (USA), heißt es: „Auf ihrer diesjährigen Versammlung hat die Synode (Vollversammlung) die Thesen (Lehrsätze) auf Grund der eingegangenen Eingaben gründlich prüfen lassen und sie daraufhin in der hier vorliegenden Form als Ausdruck ihrer Lehrstellung in den behandelten Punkten angenommen.“ Vor dieser Prüfung konnten sich die Mitglieder der Vollversammlung und wohl auch die Gemeinden mit entsprechenden Entwürfen auseinandersetzen. Es handelt sich um 48 Lehrsätze, von denen ich nur die meiner Meinung nach wichtigsten bringe. Auf die Hinweise auf die Bibelstellen habe ich verzichtet.

Diese Lehrsätze sind zwar schon vor fünfundsiebzig Jahren verfasst worden, aber bis heute dürfte sich an diesen Überzeugungen, auch bei der deutschen lutherischen Freikirche, kaum etwas geändert haben. Selbst wenn etwas umgearbeitet wurde, ist es doch interessant, wie noch in jüngster Vergangenheit im strenggläubi-

gen Luthertum gedacht wurde. Ich selbst bin in diesen Vorstellungen auch noch in den fünfziger und sechziger Jahren erzogen und unterrichtet worden.

Von der Heiligen Schrift: 1.) Wir lehren, dass die Heilige Schrift im Unterschiede von allen Büchern, die es sonst noch in der Welt gibt, Gottes Wort ist, weil die heiligen Menschen Gottes, die die Heilige Schrift geschrieben haben, nur das schrieben, was der Heilige Geist ihnen eingab. Wir lehren auch, dass die wörtliche Eingebung der Heiligen Schrift (Verbalinspiration) nicht eine so genannte „theologische Folgerung“ (spätere Behauptung) ist, sondern in den Worten der Schrift direkt ausgesprochen vorliegt (in ihr selbst steht es). Weil die Heilige Schrift Gottes Wort ist, so versteht es sich von selbst, dass sich in ihr keinerlei Irrtümer oder Widersprüche finden, dass sie vielmehr in allen ihren Teilen und Worten unverbrüchliche Wahrheit ist, auch in geschichtlichen, geographischen und andern natürlichen Dingen.

2.) Wir lehren ferner von der Heiligen Schrift, dass sie von Gott der christlichen Kirche zum Glaubensgrund gegeben ist. Die Heilige Schrift ist daher die einzige Quelle, aus der alle Lehre, die in der christlichen Kirche gelehrt wird, zu schöpfen ist, und daher auch die einzige Regel und Richtschnur, nach der alle Lehrer und Lehren zu beurteilen und zu richten sind. – Wir lehren auch mit dem Bekenntnis unserer Kirche, dass die „Glaubensregel“, nach der die Heilige Schrift zu verstehen ist, die klaren Stellen der Schrift selbst sind, die von den einzelnen Lehren handeln.

3.) Wir verwerfen die in der Kirche unserer Zeit – sogar unter dem Namen „Wissenschaft“ – weit verbreitete Lehre, dass die Heilige Schrift nicht in allen ihren Teilen Gottes Wort, sondern teils Gottes Wort, teils Menschenwort sei, daher auch Irrtümer enthalte, mindestens enthalten könne. Wir verwerfen diese Lehre als eine schreckliche und gotteslästerliche, weil sie Christo und seinen heiligen Aposteln ins Angesicht widerspricht, Menschen zu Richtern über Gottes Wort einsetzt und damit den Grund umstößt, an dem die christliche Kirche mit ihrem Glauben steht.

Von Gott: 4.) Auf Grund der Heiligen Schrift lehren wir den hohen Artikel von der heiligen Dreieinigkeit; das ist, wir lehren, dass der eine wahre Gott der Vater und der Sohn und Heilige Geist ist, drei unterschiedene Personen, aber ein und desselben göttlichen Wesens, gleich gewaltig, gleich ewig, gleicher Majestät, weil jede Person das eine göttliche Wesen ganz hat. Von allen Lehrern und Gemeinschaften, die den Artikel von der heiligen Dreieinigkeit leugnen, halten wir, dass sie außerhalb der christlichen Kirche stehen. Der dreieinige Gott ist der uns Menschen gnädige Gott. Es gibt für uns Menschen nach dem Sündenfall keinen Glauben an die „Vaterschaft“ Gottes ohne den Glauben an den ewigen Sohn Gottes, der Mensch geworden ist und uns Menschen durch seine stellvertretende Genugtuung (Hingabe) mit Gott versöhnt hat.

Von der Schöpfung der Welt: 5.) Wir lehren, dass Gott Himmel und Erde geschaffen hat, und zwar in der Weise und in der Zeit, die in der Schrift und sonderlich 1. Mose 1 und 2 berichtet ist, nämlich durch Gottes allmächtiges Schöpferwort und in sechs Tagen. Wir verwerfen jede Lehre, wodurch das in der Schrift berichtete göttliche Schöpfungswerk ganz gelehnet oder doch eingeschränkt wird.

Dies geschieht zu unserer Zeit von denen, die – angeblich der menschlichen Wissenschaft zuliebe – behaupten, dass die Welt auf dem Wege der Evolution (Entwicklung) entstanden sei, das ist, in mehr oder weniger ungeheuren Zeiträumen sich mehr oder weniger aus sich selber entwickelt habe. Weil kein Mensch zugegen war, als es Gott gefiel, die Welt zu schaffen, so sind wir Menschen hinsichtlich eines zuverlässigen Schöpfungsberichts auf Gottes eigenen Bericht angewiesen, den wir in Gottes eigenem Buch, der Bibel, haben.

Sündenfall und Erbsünde: 6.) Wir lehren, dass Gott die ersten Menschen weder tierartig noch auch bloß bildungsfähig, sondern nach seinem eigenen Bilde geschaffen hat, das ist, in wahrer Gotteserkenntnis und in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit, auch begabt mit wirklich wissenschaftlicher Naturerkenntnis.

7.) Wir lehren ferner, dass die Sünde durch den 1. Mose 3 berichteten Sündenfall der ersten Menschen in die Welt gekommen ist und dass sie durch diesen Sündenfall nicht nur die ersten Sünder waren, sondern auch alle ihre natürlichen Nachkommen die anerschaffene Weisheit, Gerechtigkeit und Heiligkeit verloren haben und nun in Sünden tot, zu allem Bösen geneigt und dem Zorne Gottes verfallen geboren werden. Wir lehren auch, dass die Menschen durch kein Tun ihrerseits, auch nicht durch Kultur und Wissenschaft, sich mit Gott versöhnen und so Tod und ewige Verdammnis überwinden können.

Von der Erlösung: 8.) Wir lehren, dass in der Fülle der Zeit („als die Zeit erfüllet war“, ihren Höhepunkt hatte) der ewige Sohn Gottes Mensch geworden ist, und zwar in der Weise, dass er aus Maria, der Jungfrau, durch Wirkung des Heiligen Geistes eine uns gleiche, doch sündlose, menschliche Natur in seine göttliche Person aufnahm. Jesus Christus ist daher „Wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren“, wahrer Gott und wahrer Mensch in einer ungetrennten und unzertrennlichen Person.

Dies Wunder der Menschwerdung des Sohnes Gottes ist aber geschehen, damit der Mensch gewordene Sohn Gottes der Mittler würde zwischen Gott und den Menschen, nämlich an Stelle der Menschen das göttliche Gesetz erfülle und an Stelle der Menschen leide und sterbe. Auf diese Weise hat Gott die ganze sündige Menschheit mit sich selbst versöhnt.

Glaube an Christum: 9.) Weil Gott die ganze Menschenwelt durch seines Sohnes stellvertretendes Leben und Leiden mit sich versöhnt hat und die durch Christum geschehene Versöhnung im Evangelium predigen lässt, damit sie von den Menschen geglaubt werde, so ist für alle Menschen der Glaube an Christum die einzige Art und Weise, wie sie ihrerseits der Versöhnung mit Gott, das ist, der Vergebung der Sünden, teilhaftig werden, wie die Schrift Alten und Neuen Testaments bezeugt.

Unter dem Glauben an Christum, durch den die Menschen der Vergebung der Sünden teilhaftig werden, verstehen wir nicht menschliche Versuche, Gottes Gesetz nach dem Vorbilde Christi zu halten (so wie Jesus), sondern den Glauben an das Evangelium, das ist, an die Vergebung der Sünden oder Rechtfertigung, die uns von Christo vollkommen erworben worden ist und im Evangelium dargeboten wird; und

dieser Glaube rechtfertigt, nicht insofern er ein menschliches Werk ist, sondern insofern er die dargebotene Gnade, das ist, die Vergebung der Sünden, ergreift.

Von der Bekehrung: 11.) Weil nach dem Sündenfall alle Menschen in Sünden tot und nur zum Bösen geneigt sind, und sonderlich (besonders) das Evangelium von dem für die Sünden der Welt gekreuzigten Christus für eine Torheit halten, so ist der Glaube an das Evangelium oder die Bekehrung zu Gott weder ganz noch zum geringsten Teil ein Werk des Menschen, sondern ein Werk der göttlichen Gnade und Allmacht allein. Die Schrift nennt daher den Glauben des Menschen oder seine Bekehrung auch eine Erweckung von den Toten, eine Geburt aus Gott, eine Neugeburt aus dem Evangelium, eine Wirkung Gottes wie die Erschaffung des Lichts bei der Erschaffung der Welt.

Von der Kirche: 24.) Wir glauben (an) eine heilige christliche Kirche auf Erden, deren Haupt Christus ist und die Christus (er) durch das Evangelium sammelt, erhält und regiert. – Die Glieder der christlichen Kirche sind die Christen, nämlich die Menschen, die an ihrer eigenen Gerechtigkeit vor Gott versagt haben und glauben, dass Gott ihnen um Christi willen die Sünde vergibt. Die christliche Kirche im eigentlichen Sinne besteht nur aus Gläubigen; das ist, (:) keinem Menschen, der durch Wirkung des Heiligen Geistes das Evangelium oder, was dasselbe ist, die christlichen Lehre von der Rechtfertigung glaubt, ist die Gliedschaft in der christlichen Kirche abzusprechen, und keinem Menschen, in dessen Herzen dieser Glaube nicht wohnt, ist die Gliedschaft in der christlichen Kirche zuzusprechen.

Alle Ungläubigen, auch wenn sie äußere Gemeinschaft mit der Kirche haben und sogar das Lehramt und andere Ämter in ihr bekleiden, sind nicht Glieder der Kirche, sondern Wohn- und Wirkungsstätten des Teufels. So lehrt auch unser lutherisches Bekenntnis: „Es ist gewiss, dass alle Gottlosen in der Gewalt des Teufels sind und Gliedmaßen seines Reiches, wie Paulus zu den Ephesern sagt, dass der Teufel kräftig regiere in den Kindern des Unglaubens“ usw.

Gedanken eines europäischen Bischofs über das US-amerikanische Christentum

In dem Gemeindeblatt der Deutschen Evangelischen Gemeinde in Rio de Janeiro (Brasilien) vom November 1953 spricht der norwegische lutherische Bischof Eivind Berggrav zwar nicht speziell über das Luthertum in den USA, seine Beurteilung des dortigen Christentums zeigt jedoch, wie vorsichtig man diesem gegenüber sein sollte. Dabei klammert er weitgehend deren Ansichten über die Bibel, über Gott und die kirchlichen Lehrsätze aus. Das tut er wahrscheinlich, weil er sich selbst als rechtgläubig ansieht und ihm der kritische Umgang mit diesen Themen fehlt.

a) Das amerikanische Christentum lebt und verbirgt sich in der Gemeinschaft, in der Masse. Es wird weniger von der Überzeugung des Einzelnen getragen. b) Es ist ziemlich stark von sich selbst überzeugt und selbstsicher, sodass man beinahe das Gefühl haben kann, Gott ist von den amerikanischen Christen ebenso abhängig wie sie selber von ihm. c) Es ist zu sehr eine Kirche mit zwei Altären, einen für den Dollar, einen anderen für Gott. d) Es scheint in einer theologischen Verwirrung zu stehen. Ihm fehlen nicht selten das klare Bekenntnis und ein deutliches Verständnis

von der Person und dem Werk Christi. e) Das dortige Christentum ist sehr zerspalten, besonders zwischen denen, die sich als Rechtgläubige vorkommen, und denen, die die Bibel etwas lockerer auslegen. Selbst in den einzelnen Konfessionsfamilien ist dies der Fall, z.B. innerhalb der Methodisten, der Baptisten und der Lutheraner. Es scheint im Ganzen eher von Gefühlen und Fanatismus bestimmt zu sein als von biblischen Erkenntnissen und der ernsthaften Suche nach der Wahrheit. Darum scheint es oft widersprüchlich und unvernünftig. f) Es ist mitunter zu sehr in seine (eigenen) Erwartungen eingebunden, indem es die Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden erwartet, besonders in den Vereinigten Staaten, und sich weniger für die Wiederkunft Christi interessiert. Es hat auch kein tieferes Bewusstsein davon, dass der natürliche Mensch unfähig ist, das Gute aus sich selbst zu schaffen.

Die bekennnistreuen lutherische Freikirchen weltweit

In Übersee war von vornherein klar, dass jede Kirche, weitgehend auch die Missionskirchen, aus einem freien Zusammenschluss der einzelnen Gläubigen besteht. Das hatte natürlich auch zur Folge, dass jede einzelne Gemeinde und Kirche zusehen musste, wie sie sich finanziell unterhält. Ihre Glieder sollten weitgehend etwa zehn Prozent ihres Einkommens zur Verfügung stellen, denn im alten Israel betrugen die Abgaben an den Tempel auch zehn Prozent. Die Missionskirchen wurden und werden freilich weitgehend von ihren Missionsgesellschaften unterstützt.

Der Kirchenbeitrag stieß bei den Einwanderern aus Europa natürlich nicht immer auf Gegenliebe, da die meisten von ihnen keine festen Abgaben gewohnt waren. Oftmals wurde deshalb durch die Gemeinde dabei etwas nachgeholfen. So ist mir aus den USA von einem lutherischen Bauern bekannt, dass ihn fast die gesamte Gemeinde besuchte, weil er sich drückte, genügend zu zahlen. Dieser bekam natürlich über diese unverhofften Gäste einen furchtbaren Schrecken. Diese aber beruhigten ihn und erklärten, sie würden sich schon selber versorgen. Nun holten sie sich aus seinen Vorratskammern, was sie benötigten, und schlachteten sein Vieh. Ein solcher Besuch kam aber nur ein einziges Mal vor, denn von nun an zahlte der Farmer brav die von ihm erwarteten zehn Prozent.

Nicht nur durch die Auswanderung haben sich in Übersee lutherische Kirchen gebildet, sondern auch durch die Missionsarbeit. Neben den Einwandererkirchen gibt es in Übersee inzwischen also auch viele, die aus Einheimischen bestehen. Ich möchte jedoch nicht alle lutherischen Kirchen weltweit aufzählen, sondern nur die angeblich „bekennnistreuen“. Von Freikirche hierbei zu reden ist eigentlich überflüssig, da es in Übersee keine Landeskirchen wie bei uns gibt.

Ein Anschriftenverzeichnis von 1992 nennt weltweit folgende bekennnistreuen ev.-luth. Kirchen: 1.) Selbständige Ev.-Luth. Kirche (SELK). Die Kirchenleitung sitzt in Hannover. 2.) Ev.-Luth. Kirche in Baden. Sitz der Kirchenleitung in Baden-Baden. 3.) ... 4.) Ev.-Luth. Kirche von England. Das Central Office ist in London. 5.) Lutherische Bekenntniskirche von Finnland. Die Kirchenleitung sitzt in Tampere. 6.) Ev.-Luth.

Kirche, Synode von Frankreich und Belgien. Die Zentrale ist in Mulhouse (Elsass). 7.) Portugiesische Ev.-Luth. Kirche. Die Verwaltung befindet sich in Lissabon.

8.) Lutherische Kirche im Südlichen Afrika (LCSA). Sitz in Capital Park, Transvaal. 9.) LCSA (s. 8). Botswana. 10.) Indermission. Südafrika. 11.) Freie Ev.-Luth. Synode in Südafrika. Kirchenleitung und Präses in Arcadia, Transvaal. 12.) Communauté Evangélique Luthérienne au Zaïre. Zaïre, Sitz in Kinshasa. 13.) Eglise Evangélique Luthérienne du Congo. Volksrepublik Kongo, Zentrale in Brazzaville.

14.) Lutheran Church – Missouri Synod. USA, das Internationale Zentrum befindet sich in St. Louis, Missouri. 15.) Wisconsin-Synode. 16.) Lutheran Church – Canada. Die Zentrale sitzt in Winnipeg. 17.) Lutheran Church of Australia. Die Zentrale befindet sich in North Adelaide. 18.) Igreja Evangélica Luterana Do Brasil (Evangelisch-Lutherische Kirche von Brasilien). Zentrale in Porto Alegre. 19.) Iglesia (Kirche) Evangélica Luterana Argentina. Zentrale in Buenos Aires.

Die Vereinigungsbemühungen der luth. Kirchen. Der Lutherische Weltbund

Die erste internationale lutherische Einigungsbemühung war die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Konferenz“, eine beratende Versammlung von 1868. Aus ihr bildete sich 1923 in Eisenach der recht lockere „Lutherische Weltkonvent“ (Versammlung). Es gab weder Mitgliedschaft noch Verfassung. Auch hatten die Teilnehmer keine Möglichkeit, ihre Kirchen zu irgendetwas zu verpflichten. Allen diesen Bemühungen war aber das Anliegen gemeinsam, dass die lutherischen Kirchen innerhalb der sich ausbreitenden weltweiten kirchlichen Zusammenarbeit nicht ihre bekenntnismäßige Eigenart verlieren sollten. Sie machten immerhin ein Drittel des Weltprotestantismus aus. Das Luthertum ist das am weitesten verbreitetste aller evangelischen Bekenntnisse und hatte um 1970 etwa 74.500.000 Mitglieder.

Eine neue Organisation mit wirklicher Handlungsvollmacht und angemessenen finanziellen Mitteln musste aber nun an die Stelle dieses schwachen Lutherischen Weltkonvents treten. Die erste vorbereitende Zusammenkunft fand schon 1945 nach dem Kriege ohne deutsche Beteiligung in Kopenhagen statt. Die Deutschen waren wegen des Nationalsozialismus ausgeschlossen worden. Dabei hatten sich wahrscheinlich kaum Christen in der ganzen Welt während dieser Zeit so für ihren Glauben eingesetzt und so viel Druck ausgehalten wie die Mitglieder der „Bekennenden Kirche“ in dem Lutherland Deutschland.

1946 berief der schwedische Erzbischof Erling Eidem daraufhin eine offizielle Tagung ein, die in Uppsala stattfand. Dort wurde eine Verfassung entworfen, die den Namen „Konvent“ in „Bund“ umänderte und die die Ziele der neuen Organisation festlegte. Die kirchlichen Abgeordneten nahmen diese dann am 4. Juli 1947 in überarbeiteter Form in Lund in Schweden auf der ersten Vollversammlung des „Lutherischen Weltbundes“ (LWB) an. Mit diesem Bund verwirklichten sie einen großen Traum, der seit Jahrzehnten die Herzen vieler Lutheraner bewegt hatte, denn die Einheit unter den Christen war auch für sie ein Gebot Gottes. Außerdem wurde durch diesen Bund ein Werkzeug für ein gemeinsames Handeln geschaffen.

Die Gründung des Lutherischen Weltbundes war gleichzeitig aber auch die Antwort auf die durch den Zweiten Weltkrieg entstandene Not. Die lutherischen Christen litten unter allen evangelischen am meisten an den Nachkriegsverhältnissen. Jeder vierte Lutheraner in der Welt war ein Vertriebener. Lund war eine Antwort auf die Enteignung von Millionen und ein Auftrag an die lutherischen Brüder, zu helfen.

Nach früheren erbitterten Lehrstreitigkeiten, nach Jahrzehnten, in denen man sich voneinander trennte, und nach zwei bitteren Weltkriegen fand sich die große Mehrheit der lutherischen Kirchen nun endlich in diesem Bund zusammen, der zu einer Plattform brüderlicher Gemeinschaft und theologischer Zusammenarbeit wurde und das Zusammenwachsen der einzelnen lutherischen Kirchen gefördert hat.

Der LWB mit seinem Sitz in Genf (Schweiz) hat nicht die Aufgabe, eine Art Kirchengemeinschaft zu sein. Viele ihrer bekennnistreuen Mitglieder sind aber überzeugt, dass er doch den Charakter einer Kirche aufweise, die versuche, die glaubensmäßigen Unterschiede zu anderen evangelischen Richtungen zu überwinden.

Der LWB verstand sich nämlich seit jeher auch als ein Schrittmacher der zwischenkirchlichen ökumenischen Beziehungen und als Förderer des Traumes der „einen weltweiten Kirche“. Es ist deshalb auch sein Ziel, die lutherische Beteiligung an zwischenkirchlichen Bewegungen zu fördern, den Gedankenaustausch in vielen Fragen, die alle Kirchen der Welt gemeinsam betreffen, auszubauen und die Zusammenarbeit zu stärken. Die „Kommission (Ausschuss) für Internationale Angelegenheiten“ ist z.B. ein Organ, das sowohl dem Weltkirchenrat wie auch dem Lutherischen Weltbund dient. Man muss jedoch zugleich beachten, dass durch vorschnelle Vereinigungen wie im vorvorigen Jahrhundert z.B. in Preußen die Spaltungen möglicherweise nur vertieft und vervielfältigt werden. Wenn man z.B. die reformierten Gemeinden, die im „Reformierten Weltbund“ und die lutherischen, die im „Lutherischen Weltbund“ organisiert sind, zur Deckung bringen will, kann dies auch heute noch zu Spannungen und Gefahren auf beiden Seiten führen.

Seine Aufgabe sieht der Lutherische Weltbund dagegen aber vielmehr darin, Wege zu finden und Mittel bereitzustellen, damit die lutherischen Kirchen in aller Welt einander näher kommen, gemeinsame Studienarbeit über theologische Fragen betreiben, in Notsituationen einander helfen und gemeinsam Aufgaben in Angriff nehmen, die eine Kirche alleine nicht ausführen kann. Er sei nur ein freies Bündnis von lutherischen Kirchen, die sich zusammengeschlossen haben, um gewisse Programme zu verwirklichen, ohne dadurch selbst eine Kirche sein zu wollen.

In den vergangenen Jahrhunderten wussten die Kirchen der einzelnen Länder nur wenig oder gar nichts voneinander. Die lutherischen Einwandererkirchen in den USA hatten zwar Verbindung zu ihren Mutterkirchen in Europa, aber sie hatten oft nicht einmal Kontakt untereinander. Genauso war es in Australien.

Auch lebten die oft sehr kleinen europäischen lutherischen Minderheitskirchen, die sich in einer überwiegend katholischen Umgebung befanden, oft in einer völligen Zurückgezogenheit und Abgeschlossenheit. Heute dagegen gibt es keine lutherische Gruppe, Kirche oder Mission irgendwo in der Welt, von der der LWB nichts wusste oder mit denen er nicht in Verbindung stünde. Umgekehrt gibt es aber auch

keine luthersche Kirche, die sich nicht mit einem Anliegen an den LWB wenden und so die gemeinsame Hilfe aller lutherischen Kirchen in Anspruch nehmen könnte.

Die eigentliche Zusammenarbeit mit den anderen Kirchen und dem Weltbund muss jedoch den einzelnen Kirchen überlassen bleiben. Aufgabe des Lutherischen Weltbundes ist es, gemeinsame Programme anzuregen und diese im Auftrage der betreffenden Kirchen auch manchmal auszuführen, aber sich dann sofort zurück-zuziehen, wenn diese selbst die Ausführung übernehmen können.

Der LWB will also keine eigenständige Kirche sein. Es bleibt jedoch das Problem bestehen, ob ein Kirchenbund mit einer gemeinsamen Lehrgrundlage für seine Gliedkirchen handeln kann, ohne selbst Kirchen-Charakter zu haben. Dieses Problem ist innerhalb des Weltbundes ungelöst. Darf er z.B. seine Gliedkirchen, die nicht in Kirchengemeinschaft miteinander stehen, auffordern, dafür Begründungen anzugeben. Auf jeden Fall darf der Bund den Mitgliedskirchen gegenüber keine Gesetze erlassen oder in deren Selbständigkeit eingreifen. Er darf aber handeln, wenn ihm von den Gliedkirchen Angelegenheiten und Aufgaben übertragen werden.

In allen lutherischen Kirchen der Welt herrscht im Hinblick auf das Bekenntnis angebliche weitgehende Übereinstimmung. Die Heilige Schrift gilt als oberste Richtschnur für die Lehre und das Leben der Gemeinden. Mit der weltweiten Christenheit bejaht man auch die altkirchlichen Bekenntnisse. Die Augsburger Konfession und Luthers Kleiner Katechismus gelten als die verpflichtende Lehrnorm. Wesentliche Unterschiede bestehen dagegen in der Bewertung der weiteren lutherischen Bekenntnisschriften. Entweder werden sie ganz übergangen oder obigen Grundbekenntnissen neben- oder auch untergeordnet.

Im Lutherischen Weltbund waren 1979 86 verschiedene lutherische Landes-, Staats- und Freikirchen aus fünf Kontinenten mit etwa 62 Millionen Mitgliedern zusammengeschlossen. Er ist der größte Zusammenschluss lutherischer Kirchen.

Luthers Bedeutung für heute

Die Weiterentwicklung der Theologie Luthers

Die ersten Generationen nach der Reformation haben in der Theologie Luthers die Stimme der biblischen Propheten und der Apostel gehört. Für sie waren Gottes Wort und die Lehre Luthers ein und dasselbe. Noch heute heißt es in streng lutherischen Kreisen: „Gottes Wort und Luthers Lehr - vergehen nun und nimmermehr“.

Diesen beiden wussten die Theologen sich verpflichtet. Sie sahen ihre Aufgabe nun hauptsächlich darin, die einzelnen spontanen, situationsbedingten und darum auch durchaus voneinander abweichenden Äußerungen Luthers zu einem zusammenhängenden und übersichtlichen Lehrgebäude zusammenzustellen, was Luther wegen seiner ständigen Auseinandersetzungen nicht geschafft hatte. Möglicher-

weise hätte dieser leidenschaftliche Mann es auch gar nicht gekonnt. Und es ist fraglich, ob dies überhaupt möglich ist.

Was sich hier die lutherischen Theologen vornahmen, beobachteten wir überall, wo große Geister aufgetreten sind. Entweder schafften es diese selbst noch, ihre Gedanken, Vorstellungen und Pläne zu ordnen und übersichtlich schriftlich festzulegen, oder andere bemühten sich, diese nebeneinander zu stellen bzw. in eine Ordnung hineinzuzwingen. In den Lutherischen Bekenntnisschriften war, besonders von Melanchthon, dazu ein Anfang gemacht. Diese Bekenntnisse sind jedoch nicht nur kurz gefasst, sondern enthielten auch nur einen Teil der damaligen Auseinandersetzungen und Ergebnisse. Die Anhänger Luthers bemühten sich deshalb nach seinem Tode, alle von ihm geäußerten biblischen Auslegungen und Vorstellungen in einen großen Zusammenhang zu stellen und ordentlich zu gliedern.

Aber indem die Theologen auf diese Weise die Ansichten Luthers sichern wollten, kam es zwangsläufig zu Umdeutungen, Änderungen und Abweichungen. Dieser spontane und impulsive Mensch, der nicht nur über einen Zeitraum von etwa 30 Jahren wirkte, sondern sich auch selbst in seinen Erkenntnissen weiterentwickelte, ließ sich nämlich nicht so einfach in eine Zwangsjacke pressen. Die, die die Lehre Luthers hüten und bewahren wollten, gestalteten diese also, ohne es eigentlich zu wollen, zu einem einheitlichen Lehrgebäude um. Dabei trat letztlich an die Stelle des auf Christus bezogenen lebendigen Glaubens ein neuer, nüchterner, trockener, objektiver. Die Ordnung, die sich eigentlich der Begeisterung und Leidenschaftlichkeit Luthers widersetzte, wurde jetzt zur Grundlage der lutherischen Theologie.

Viele waren mit dieser Einbindung Luthers in eine systematische Lehrordnung jedoch nicht einverstanden. Aber ihnen und vor allem späteren Epochen fiel es schwer, den eigentlichen Luther und seinen reformatorischen Ansatz wieder zu entdecken. Vorsichtig musste man sich an die Anfänge herantasten.

Der Pietismus, dem es mit seiner Bekehrungsfrömmigkeit um den Menschen und seine Seelenvorgänge ging, entdeckte den „jungen Luther“. Die Theologie der Aufklärung und zum Teil auch des Idealismus hat sich dann aus Luthers Erbe willkürlich das Brauchbare herausgesucht, um es ihrem Denken fruchtbar einzufügen. Beide haben aber auch gelegentlich das zur Reformationszeit Zentrale herausgefühlt und aufgegriffen. Aber erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts beginnt man wieder, auf das Ganze bzw. auf das Zentrum des Erbes Luthers zurückzugreifen.

Die führenden Gestalten eines mit der Erweckungsbewegung verbundenen Neuluthertums sind dabei unverkennbar um die Wiederherstellung der alten Glaubensgrundsätze bemüht. Man nähert sich bezeichnenderweise dem Erbe Luthers, indem man die Lutherischen Bekenntnisschriften wieder neu entdeckt. Mit deren Aufarbeitung beginnt die neue Lutherforschung auch, seine Schriften zu sammeln und sich in die damalige Zeit einzuarbeiten.

Luther im Kommunismus. Vom Fürstenknecht zum Genossen

Auch im Kommunismus hat mit der Reformation eine neue Epoche in der Geschichte der Menschheit begonnen. Engels, der Mitstreiter von Karl Marx, erklärt: „Es war die größte progressive (fortschrittliche) Umwälzung, die die Menschheit bis dahin erlebt hatte, eine Zeit, die Riesen brauchte und Riesen zeugte, Riesen an Denkkraft, Leidenschaft und Charakter, an Vielseitigkeit und Gelehrsamkeit. Die Männer, die die moderne Herrschaft der Bourgeoisie (wohlhabendes Bürgertum) begründeten, waren alles, nur nicht bürgerlich beschränkt. Im Gegenteil, der abenteuerliche Charakter der Zeit hat sie mehr oder weniger angehaucht.“

Einer dieser Riesen war nach Engels Luther. Fest in seiner Zeit verwurzelt, schuf er nach dessen Meinung eine Ideologie (Weltanschauung), die den Bedürfnissen der Gesellschaft entsprach, und setzte damit gewaltige Kräfte in Bewegung. Bürgerliche Reformbestrebungen und revolutionäres Aufbegehren entwickelten sich und kamen zur Wirkung. Es war eine gewaltige Aufgabe, die sich nach Engels Luther gestellt habe, ging es doch nicht nur um die Reformierung der Kirche, sondern in deren Folge auch um eine Neuordnung der Gesellschaft, z.B. der Schule.

Unermüdlich habe Luther daran gearbeitet. Er „fegte nicht nur den Augiasstall (völlig verdreckte Rinderställe) der Kirche, sondern auch den der deutschen Sprache (aus), schuf die moderne deutsche Prosa (Schriftstellerei) und dichtete Text und Melodie jenes siegesgewissen Chorals (Ein feste Burg), der die Marseillaise (französische Nationalhymne) des 16. Jahrhunderts wurde. ... Was ihnen (den Helden jener Zeit) aber besonders eigen (war), das ist, dass sie fast alle mitten in der Zeitbewegung, im praktischen Kampf leben und weben, Partei ergreifen und mitkämpfen, der (eine) mit Wort und Schrift (Luther), der (andere) mit dem Degen (Bauernkrieg), manche mit beidem (Münzer).“ Bis hier kann man Engels Recht geben.

Die Reformation, die zu einer europäischen Bewegung wurde, leitete aus kommunistischer Sicht angeblich überall den Kampf gegen den Großgrundbesitz, die Fürsten und die Kirche ein, z.B. in den Befreiungskriegen der Niederlande gegen Spanien und in den Erhebungen Englands gegen die Kirche. Diese Revolutionen gingen jedoch bald über die von Luther gesteckten Ziele hinaus, sodass er selbst vor dem, was sich ereignete, zurückgeschreckt sei.

Das wolle ihm der Kommunismus jedoch nicht unbedingt zum Vorwurf machen, denn Luther wäre ja auch in die Widersprüche seiner Zeit und „Klasse“ verwurzelt gewesen. Was also als Reformation der Kirche begonnen habe, wurde bald zur frühbürgerlichen Revolution. Mit dieser Meinung haben die Kommunisten gar nicht so Unrecht. Auf jeden Fall war den Reformatoren die Reformation aus den Händen geglitten und von politischen und geistigen Zeitströmungen weitergeführt worden.

Die Zeit vor der Reformation wird von den Kommunisten als eine Zeit angesehen und beschrieben, in der der Klassenkampf, der Kampf verschiedener Gruppen, vorbereitet wurde. Weil damals nämlich der Binnen- und Welthandel entstanden, wurde ein riesiges Vermögen in Umlauf gesetzt, das der damaligen Zeit geradezu als unermesslich erschien. Es weckte bald die Gier aller herrschen Klassen in Euro-

pa. Das Kapital erscheint hier zuerst als Kaufmanns-, also als Handelskapital.

Es übte sofort eine zersetzende Wirkung auf die feudale (herrschaftliche, adlige), nämlich die vorangegangene landwirtschaftliche Produktionsweise aus. Je mehr der Warenaustausch sich nämlich entwickelte, desto größere Macht gewann das Geld, für das jeder jedes kaufen konnte. Die Begrenztheit, die im Mittelalter üblich war, wurde durch Weltoffenheit abgelöst. Im Gegensatz zum Zunftbürger, also zum Handwerker, der sich in seiner Stadt zuhause wusste, drängte nun der Kaufmann in alle Welt hinaus. Auf der anderen Seite aber setzte der Kaufmann der Weltkirche auch nationales Denken entgegen, das im Mittelalter nur schwach entwickelt war. Auch begann die nationale Sprache die lateinische Universalsprache zu verdrängen.

Vorher beruhte die Macht auf dem Grundbesitz, jetzt auf dem Gelde, durch das die Bauern, die Handwerker, der Adel und die Kirche den Kaufleuten gegenüber benachteiligt wurden. Jede Gruppe/Klasse ist jetzt hinter dem Gelde her und versucht, möglichst viel für sich locker zu machen.

Die Fürsten forderten jetzt Gelder, um ihren Hof zu unterhalten und Kriege zu führen. Deshalb wurden die Abgaben erhöht. Auch legten sie verstärkt Wert darauf, sich die freien Städte innerhalb oder in der Nähe ihrer Gebiete einzuverleiben, weil dort die Handelsplätze lagen. Gleichzeitig verstärkt sich die Ausbeutung und Unterdrückung der Bevölkerung. Dieses und die Geldgier führen zu gewaltigen Spannungen innerhalb der Gesellschaft, die sich dann in der Reformation Luft machen.

Als größte Grundbesitzerin des Mittelalters unterlag die Kirche derselben Entwicklung wie die Großgrundbesitzer und die Fürsten. Um nun wenigstens die landwirtschaftliche Erzeugung als Gelquelle auszunutzen, riss die Kirche jetzt die Gemeindewälder und -wiesen an sich, verjagte die Bauern entweder von ihrem Landbesitz oder presste sie in unbarmherzigster Weise aus. Die erwachende Geldgier veranlasste die Kirche auch, ihre Armenpflege mehr und mehr einzuschränken.

Die überschüssigen pflanzlichen Erzeugnisse hatte sie früher gerne gespendet. Diese waren jetzt aber zur verkäuflichen Ware geworden. Auch waren die kirchlichen Dienststellen (Pfarrer, Bischöfe) jetzt zu Handelsartikeln geworden. Ungeheure Summen flossen dadurch jahraus, jahrein nach Rom und entgingen so den anderen großen Ausbeutern in Deutschland, den Adligen, den Fürsten und den Kaufleuten. Kein Wunder also, dass diese Gruppen der Kirche gegenüber heftig erbost waren.

Luther ahnte nicht, dass er mit seinen 95 Thesen das Pulverfass zum Explodieren brachte. Indem er nämlich an den Grundfesten der Papstkirche rüttelte, brachte er gleichzeitig das gesamte gesellschaftliche System in Bewegung. Dieses war nach kommunistischer Auffassung der Beginn der frühbürgerlichen Revolution, bei der Luther als Vertreter des bürgerlich-gemäßigten Lagers anzusehen ist.

Der bunte Wirrwarr der deutschen Interessenkämpfe vereinfachte sich nun, und die verschiedenen Klassen und Klassengruppen teilten sich in drei große Lager, das konservativ(am Alten festhaltend)-katholische, das bürgerlich-reformatorische und das plebejisch(ungebildet)-revolutionäre. Luthers mutiges Auftreten, besonders in Worms, unterstützte und förderte die Stimmung der Bauern, des Stadtbürgertums und des niederen Adels gegen die bestehenden kirchlichen und gesellschaftlichen

Verhältnisse und leitete damit die bürgerliche Revolution ein.

Dem bürgerlichen Reformator Luther trat der bäuerlich-plebejische (auf der Seite des einfachen Volkes stehende) Revolutionär Thomas Münzer (1490-1525) gegenüber. Die Zeitstimmung habe dieser mit scharfem Blick erkannt und mit unübertrefflicher Tatkraft zu erfassen verstanden. Es wird ihm unterstellt, dass er meinte, dass der Himmel nichts Jenseitiges, sondern in diesem Leben zu suchen sei, und die Aufgabe der Gläubigen sei es, diesen Himmel, das Reich Gottes, auf Erden herzustellen. Es gäbe weder einen Himmel noch eine Hölle. Jesus sei ein Mensch gewesen wie wir, kein Gott. Damit aber unterstellen die Kommunisten Münzer lediglich ihre eigenen Vorstellungen. Gleichzeitig wird er damit von dem gläubigen Luther noch mehr abgehoben und entfernt. Damit aber tut man beiden Unrecht.

Richtig ist, dass Münzer unter dem irdischen Reiche Gottes einen Gesellschaftszustand verstand, in dem es keine Klassenunterschiede, kein Privateigentum und keine den Gesellschaftsmitgliedern gegenüber eigenständige, fremde Staatsgewalt mehr gäbe. Alles, was man habe, sollte gemeinsamer Besitz sein, und alle Arbeiten sollten gemeinsam durchgeführt werden. Es solle vollständigste Gleichheit herrschen. Sämtliche bestehende Herrschaften, sofern sie sich nicht fügen und der Revolution anschließen wollten, sollten gestürzt werden.

Ein Bündnis solle eingerichtet werden, um dieses alles durchzusetzen, nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Christenzeit. Die Fürsten und Herren sollten sich diesem Bunde anschließen. Wenn sie das nicht täten, sollte er berechtigt sein, sie bei der ersten Gelegenheit mit den Waffen in der Hand zu stürzen und zu töten.

Diese Lehren trug Münzer in mitreißender Weise vor. Von allen Seiten sei ihm nun das Volk zugelaufen. Das Aufbegehren der Bauern gegen ihre Knechtschaft, der Aufruhr Sickingens und Huttens gegen die Fürsten und das kurzlebige Reich der Täufer in Münster förderte er damit. Bei ihm kommen dabei endzeitliche Einflüsse mit Anregungen aus der deutschen Mystik (Hingabe und Vereinigung mit Gott) zusammen. Auch öffnet er sich hussitischen (Hus, verbrannt 1415) und täuferischen (Münster) Gedanken. Luther wusste sich gegen diese revolutionäre Volksbegeisterung nicht anders zu wehren, als den sächsischen Fürsten um Hilfe zu bitten.

Es gehört zur Tragik der deutschen Geschichte, dass ein einheitliches Bild Münzers bis heute nicht möglich ist. Einerseits haben Luther und der deutsche Protestantismus Münzer als Schwärmer abgelehnt und seinen revolutionären Ansprüchen die Lehre von den Zwei Reichen entgegengesetzt. Andererseits sieht der Sozialismus Münzers Werk als die erste Volkserhebung in der deutschen Geschichte an, die durch Luthers obrigkeitliches Denken zum Scheitern verurteilt wurde. Die heutige Kirchengeschichtsforschung müsse sich daher um ein echtes Verständnis Münzers im Zusammenhang mit jener Bewegung bemühen, die neben der geordneten Reformation weithin wirksam war. Ebenso scheint mir wichtig, dass die Kirchenbegriffe Luthers und Münzers aufgearbeitet und miteinander verglichen werden.

Bis 1953 überwog die Ablehnung Luthers im deutschen Kommunismus, der als der „Totengräber der deutschen Freiheit“, als Fürstenknecht, ja als der Volksverderber schlechthin angesehen wurde, soweit man sich überhaupt mit ihm beschäf-

tigte. Dabei war sein Verhalten keine Taktik, um die Reformation, die inzwischen Sache der Fürsten geworden war, zu retten. Für sein religiöses Empfinden waren diese die von Gott eingesetzten Ordnungshüter. Die Bezeichnung Fürstenknecht trifft auf ihn deshalb nicht zu, und man tut ihm eigentlich sehr Unrecht, obwohl er es in gewisser Weise war. Ich bin etwas entsetzt, wie wenig Verständnis die DDR-Kommunisten für Luther und sein Verhalten aufbrachten. Hätte man sich nicht bemühen können, ihm gerecht zu werden, anstatt ihn einfach abzuschmettern.

Diese abwertende Beurteilung und Missachtung Luthers ließen sich die Sachsen und Thüringer, die stolz auf ihren Landsmann waren, obwohl sie ihn sicherlich kaum wirklich kannten, von Regierungsseite jedoch nicht gefallen. Sie waren nicht nur ihrem Luther treu geblieben, sondern wollten auch, dass er wieder zu Ehren kommt.

Deshalb forderten der Sozialhistoriker Jürgen Kuczynski und der Philosophie-Professor Kurt Hager Ende 1952 einen positiven Zugang zu Luther. Der eine, indem er ihn bei allen Einschränkungen im Ganzen doch zu den großen fortschrittlichen Gestalten gezählt wissen wollte, der andere, indem er auf Luthers Bedeutung für die Herausbildung des deutschen Nationalbewusstseins hinwies.

Die Weichen waren gestellt, es brauchte freilich noch Jahre, bis sich die ange-deutete Kursänderung in wissenschaftlichen Arbeiten niederschlug. Politische Ereignisse wie der 17. Juni 1953 und der Eintritt der beiden deutschen Staaten in NATO und Warschauer Pakt 1955 legen die Vermutung nahe, dass die SED-Partei der DDR-Geschichtswissenschaft eine stärkere nationale Ausrichtung verordnete.

Mit dem Rückgriff auf spezifisch deutsche Traditionen wollte man die aktuelle politische Schwäche als sowjetischer Satellitenstaat ausgleichen. In diesem Zusammenhang erklärt sich, warum die Reformation bis 1521 in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre als nationale antirömische Bewegung gewertet wurde.

Der Mauerbau am 10. August 1961 verstärkte diese Gesichtssicht, und viele der ehemaligen Vorwürfe gegen den Fürstenknecht wurden aufgehoben. Zumindest teilweise kam Luther wieder zu Ehren. Bedeutende Anregungen zu diesen nun verstärkt einsetzenden unterschiedlichen Beurteilungen gingen von einer Ende Januar 1960 in Wernigerode/Harz (DDR) abgehaltenen Tagung der Deutschen Historikergesellschaft aus, auf der der Leipziger Professor Max Steinmetz seine 34 Thesen zur von jetzt ab „Frühbürgerliche Revolution“ genannten Reformation vorlegte.

1965 schreibt er: „Martin Luthers Größe bestand darin, die Revolution eingeleitet und ihr zu machtvолlem Durchbruch verholfen zu haben. Der Mönch und Professor aus Wittenberg wurde von 1517 bis 1521 zum Helden der Nation. Auf der Wartburg entrückt, begann er seine sprachschöpferische Leistung, die für immer ein alle Deutschen einigendes Moment bleiben wird.“ Das Lutherbild der marxistischen Geschichtsauffassung gewann damit neue und klare Züge.

Vor dem Hintergrund früherer Luther-Beurteilung überrascht so viel wohlwollendes Verständnis. Aber Steinmetz und seine Mitarbeiter ließen es damit nicht bewenden. Sie verbesserten auch die bis dahin gängige Münzer-Luther-Beziehung. Aus dem Schatten der revolutionären Lichtgestalt Münzer tritt der Fürstenknecht jetzt heraus. Steinmetz erklärt: „Allen voran prägten zwei gewaltige Persönlichkeiten

das Antlitz der Hauptetappen der frühbürgerlichen Revolution: Luther und Münzer.“ Von nun an marschieren beide Seite an Seite durch die marxistische Reformationsgeschichtsschreibung. In dieser Einheit sah sie die internationale Tagung, die anlässlich der 450. Jahrfeier der Reformation 1967 in Wittenberg stattfand.

Das aber hatte einen tieferen Hintergrund. 1966 war von der DDR der Aufnahme-Antrag in die Vereinten Nationen gestellt worden. Dieser Eintritt in die Völkergemeinschaft verlangte stärkere internationale Bemühungen. Das Reformationsjubiläum bot dazu den geeigneten Anlass. Die der 450 Jahrfeier zu Ehren veranstaltete Tagung stand unter dem Thema: „Die welthistorische Wirkung der Reformation“.

Dass Luther nun in gewisser Weise gleichberechtigt neben Münzer stehen durfte, kann aber auch noch andere Gründe gehabt haben. Da die evangelischen Kirchen der DDR sich mit der kommunistischen Obrigkeit abgefunden und ihre Bindungen an die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) gelockert hatten, brauchte die SED ihren in den fünfziger Jahren geführten Kirchenkampf nicht länger fortzusetzen, auch nicht in der Form Münzer gegen Luther.

Von 1975-1990 hieß Mühlhausen in Thüringen „Thomas-Münzer-Stadt Mühlhausen“ (jetzt wieder Mühlhausen), wohl so genannt, weil Thomas Münzer dort als Pfarrer wirkte und in der Nähe am 27.5.1525 hingerichtet wurde. Er hatte in Mühlhausen eine radikaldemokratische Verfassung durchgesetzt und wurde dort, vor allem als Geistlicher, der Anführer eines Bauernheeres. Ich nehme deshalb an, dass auch im Jahre 1975 Wittenberg zu „Lutherstadt Wittenberg“ und Eisleben zu „Lutherstadt Eisleben“ umbenannt wurden. Diese Städte heißen heute noch offiziell so.

Die Beurteilung Luthers in der heutigen Katholischen Kirche und die Bedeutung des Papsttums für die Lutheraner

Die katholische Lutherbeurteilung bis zum Ersten Weltkrieg (1914-1918)

Die katholischen Veröffentlichungen lehnten bis vor etwa 100 Jahren nicht nur Luthers Werk, sondern auch seine Persönlichkeit ab. 400 Jahre hindurch war er für Katholiken ausschließlich der Ketzer, der durch seine Irrlehren Millionen Menschen in die Hölle getrieben habe, der Zerstörer der Einheit der Kirche, der Hetzer, der, beim Bauernkrieg angefangen, nur Elend und Not über Deutschland und die Christenheit gebracht habe. Für alles wurde er verantwortlich gemacht.

Seine Rechtfertigungslehre und sein Kampf gegen das Mönchswesen hätten in seiner persönlichen sittlichen Verkommenheit ihren Ursprung. Bei ihm sei nur Lüge, Fälschung und Verleumdung festzustellen. Ein anständiger Charakter sei ihm auf alle Fälle abzusprechen. Es darf sogar von Geisteskrankheit geredet werden.

Man möchte sich übergeben, wenn sich diese angeblich wissenschaftlich erarbeiteten Vorwürfe gegen einen solchen ehrbaren Kämpfer über Jahrhunderte immer wieder wiederholen. Man muss freilich bedenken, dass auch im 19. Jahrhundert noch die Päpste Gregor XVI. und Pius IX. die Religionsfreiheit scharf verurteilten. Erst das II. Vatikanische Konzil (1962-65) soll die Wende vom Recht auf Wahrheit

zum Recht der Person vollzogen haben. Seitdem sei in der Katholischen Kirche die Religions- und Gewissensfreiheit als Prinzip mehr oder weniger anerkannt.

Es ist zu verstehen, dass ein eingefleischter Katholik vor Wut überschäumt, wenn er daran denkt, dass um 700/800 die halbe christliche Welt vom Islam überannt wurde und etwa 800 Jahre später sich fast die Hälfte der Katholischen Kirche von Rom lossagt. Ist dieses Wüten aber das, was der Herr dieser Kirche von seinen Gläubigen erwartet! Sind es nicht diese Hassausbrüche, die noch nachträglich Luther und sein Verhalten rechtfertigen! - Ich weiß wohl, auch von streng lutherischer Seite wird der Papst noch immer als Antichrist angesehen und betitelt.

Ich dagegen habe mich als Kind immer wieder gefragt, worum Luther vom Papst noch nicht zum Heiligen erklärt wurde. Damit wäre man doch den Evangelischen entgegengekommen und hätte an einer Versöhnung und vielleicht sogar an einer Angleichung gearbeitet. Wenn ein Papst die Macht hatte, die Lutherschriften verbrennen zu lassen, dann hätte ein anderer doch wenigstens obige Unversöhnlichkeiten und Hetzereien innerhalb seiner Kirche unterbinden können.

Noch im Jahre 1904 erfolgte eine vernichtende Kritik Luthers und seines Werkes durch den Dominikanermönch Heinrich Denifle. In seinem Buch „Luther und das Luthertum“ versuchte er nachzuweisen, dass Luther im Innersten seiner Natur ein abartiger, der Triebhaftigkeit verhafteter Mensch gewesen sei. Er habe sein kirchliches Zerstörungswerk nur deshalb begonnen, weil er mit seinem Enthaltensamkeitsgelübde als Mönch nicht zurechtkam.

Von allen kirchlichen und moralischen Gesetzen habe er sich gelöst und seine sittliche Verdorbenheit zur Grundlage eines neuen Christentums gemacht. Die Heirat mit der entlaufenen Nonne Katharina von Bora krönte seinen Abfall von Glaube und Sitte und machte ihn zu einem „Auswurf (Toilette!) der Menschheit“. Denifles Buch stieß aber nicht nur bei den Protestanten auf heftigen Widerspruch, sondern wurde auch von vielen Katholiken als maßlos überzogen abgelehnt. Diese konnten sich einfach nicht vorstellen, dass die Reform der Kirche von einem derartigen verdorbenen Charakter gefordert worden sein konnte.

Haben denn diese katholischen Theologen kein Gespür dafür entwickeln können, dass die Kirche selber, auf jeden Fall z.Zt. Luthers, mitschuldig an der Angst vor der Verdammnis in die Hölle, am Bauernkrieg und an ihrem Auseinanderbrechen war! Wo bleibt da die Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, von der in christlichen Kreisen so viel die Rede ist! Bei allen Unzulänglichkeiten und Fehlern Luthers, die nicht bestritten werden sollen, hätte man doch die seelische Verzweiflung dieses Mannes, sein Turmerlebnis, seinen Kampf gegen den Ablass, die Bischöfe und die Kirche, und sein seelsorgerliches Verantwortungsbewusstsein verstehen können.

Haben denn diese angeblichen Gottesmänner kein Einfühlungsvermögen und kein wissenschaftliches Arbeiten gekannt! 400 Jahre lang war man also nicht zu sachlichen Auseinandersetzungen und zu einer Suche nach der möglichen Wahrheit in der Lage! Eine Schande! Es kann deshalb nicht bestritten werden, dass die Katholische Kirche nicht nur z.Zt. Luthers und der Reformation ein Sumpfloch war, sondern es mit ihrem Unverständnis und Hass gegen Luther und dem Protestan-

tismus noch Jahrhunderte lang blieb. Das ist leider die reine Wahrheit! Noch beim 400jährigen Reformationsfest 1917 gab es dort wenig Versöhnliches zu hören.

Eine Veränderung in der Lutherbeurteilung zeichnet sich ab

Da erschien 1911 eine neue umfangreiche Beschreibung des Lebens und Wirkens Luthers in drei Bänden mit über 2.000 Seiten von dem Jesuiten Hartmann Grisar, die er 1926 mit einem zweiten Lutherbuch ergänzte. Von den Verdächtigungen und Entwürdigungen Denifles ist bei ihm nichts zu finden. Er bemühte sich vor allem um eine theologische Auseinandersetzung. Außerdem würdigte er den genialen Sprachgestalter und Bibelübersetzer. Auch leugnete er nicht die offenkundigen Missstände in der damaligen Kirche, besonders den entarteten Ablasshandel.

Grisar hat teilweise Recht, wenn er darauf hinweist, dass die ungewöhnlich harte Erziehung im Elternhaus in Luther den Angstkomplex ausgelöst hat, von dem er zeitlebens nicht mehr ganz losgekommen ist. Aber auch bei ihm wird eine Verzeichnung und Verzerrung Luthers erkennbar.

Die entwürdigende Darstellung Denifles, die Luther als Verbrechernatur sieht, ist inzwischen in katholischen Kreisen weitgehend aufgegeben. Ehrlicher und freundlicher traute sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Joseph Lortz an Luther. Er erkennt eine erhebliche Mitschuld der Katholischen Kirche an der Reformation und an der ihr folgenden Kirchenspaltung.

Zu dieser gerechteren Beurteilung hat sich ausdrücklich der Präsident des Sekretariats zur Förderung der Einheit der Christen, Kardinal Jan Willebrands, bekannt. Als Vertreter des Papstes sagte er dazu in seiner Rede auf der 5. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes im Juli 1970 in Evian am Genfer See u.a. folgendes: „Im Laufe der Jahrhunderte wurde die Person Martin Luthers katholischerseits nicht immer richtig eingeschätzt und seine Theologie nicht immer richtig wiedergegeben. Das hat weder der Wahrheit noch der Liebe gedient und somit nicht der Einheit, die wir zwischen Ihnen und der Katholischen Kirche zu verwirklichen streben. Doch dürfen wir auf der anderen Seite mit Freuden feststellen, dass in den letzten Jahrzehnten bei katholischen Gelehrten ein wissenschaftlich genaueres Verständnis für die Reformation und damit auch für die Gestalt Martin Luthers und seiner Theologie gewachsen ist. ... Ja, hat nicht das II. Vatikanische Konzil (1962-65) selbst Forderungen eingelöst, die unter anderem von Martin Luther ausgesprochen worden sind und durch die nun manche Aspekte des christlichen Glaubens und Lebens besser zum Ausdruck kommen als vorher? Dies trotz aller Unterschiede (Gegensätze) auszusprechen, ist ein Grund großer Freude und Hoffnung.“

Als Antwort auf diese Rede und auf die Vergebungsbitte Papst Pauls VI. zu Beginn der 2. Sitzung des II. Vatikanischen Konzils beschloss die Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Evian am Genfer See an ihrem letzten Sitzungstag am 24. Juli 1970 eine Erklärung, in der es u.a. heißt: „...Mit besonderer Aufmerksamkeit haben wir seine (des Kardinals) Äußerungen zur Person und Theologie Martin Luthers gehört. Wir sind uns der Bedeutung dessen bewusst, dass ein so hoher Vertreter der Römisch-katholischen Kirche bei einer so denkwürdigen Gelegenheit

sich für eine gerechtere Beurteilung des Reformators und der Reformation einsetzte. Wir sind überzeugt, dass eine derartige kirchliche Aufnahme (Anerkennung) der Ergebnisse moderner katholischer Luther- und Reformationsforschung einen eminent (außerordentlich) wichtigen Schritt zu einer noch tieferen und weitreichenderen Verständigung zwischen unseren Kirchen darstellt. ... Mit Dankbarkeit erinnern wir uns der Erklärung Papst Pauls VI. zu Beginn der 2. Session (Sitzung) des II. Vatikanischen Konzils, in der er seine Bitte um Vergebung aussprach für alle Kränkungen, die durch die Römisch-katholische Kirche geschehen sind. ... “

Zum 500. Geburtstag Luthers 1983 veröffentlichte der katholische Theologieprofessor Dr. Alfred Läßle das reich bebilderte und um Verständnis bemühte Buch: „Martin Luther – Leben, Bilder, Dokumente“. Der Leser spürt, dass er dieses mit viel Liebe und Bewunderung geschrieben hat. Das Überraschende und für Protestanten Erfreuliche war ein vorangestelltes Geleitwort von Joseph Kardinal Ratzinger, dem späteren Papst Benedikt XVI.

2015 überraschte auch die Nachricht, dass in Rom ein Platz nach Martin Luther benannt wurde. - Im November desselben Jahres spendete Papst Franziskus, der ja aus dem Jesuitenorden kommt, der evangelischen Kirche in Rom bei einem Besuch einen Abendmahlskelch. Und während sich die Protestanten in aller Welt auf das bevorstehende Reformationsjubiläum 2017 vorbereiten, verlautet aus dem Vatikan, dass der Papst aus diesem Anlass nach Lund in Südschweden reisen will, um dort mit dem Lutherischen Weltbund den Auftakt zum Lutherjahr zu feiern. Allerdings, und das muss man auch sehen, hat Rom den Protestanten vor kurzem noch einmal im Namen ihres Geltungsanspruchs den Charakter der Kirchlichkeit abgesprochen.

2017 wollen die Kirchen in Deutschland zum ersten Mal seit 500 Jahren mit den Katholiken ein Gedenkjahr gemeinsam begehen. In den vergangenen Jahren sei zwischen den Kirchen viel Vertrauen gewachsen, behauptete der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) Heinrich Bedford-Strohm. Deshalb habe man alle zum Mitfeiern eingeladen. Und er betonte, dass es nicht nur darum gehe, die Freude über die Reformation zum Ausdruck zu bringen, sondern auch darum, Versagen und schuldhaftige Entwicklungen wahrzunehmen: „Wer sich auch mit den dunklen Seiten der Reformation beschäftigt, zeigt Stärke.“

Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, der Münchner Kardinal Reinhard Marx, erklärt: In Deutschland, dem Ursprungsland der Reformation, stünden die Kirchen in der besonderen Verantwortung, die Einheit im Glauben sichtbar werden zu lassen. - Am 11. März 2017 soll in Berlin ein Gottesdienst mit Vergebungsbitte und Versöhnungsgeste stattfinden. Darüber hinaus soll im Herbst 2017 eine Tagung von der EKD, dem Deutschen Evangelischen Kirchentag, der Bischofskonferenz und dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken über die Zukunft der Christen in einer zunehmend weltlicher werdenden Gesellschaft stattfinden.

Was die Darstellung Luthers und seiner Anliegen vor dem Hintergrund des 16. Jahrhunderts betrifft, gibt es heute kaum noch tiefgreifende Unterschiede zwischen der katholischen und der evangelischen Forschung, es sei denn, es handelt sich um strenggläubige Katholiken oder Lutheraner. Auch die katholische „Kirchen-Volks-

Bewegung“ „Wir sind Kirche“ schreibt in ihrem Dezemberbrief von 2016: Der „Wittenberger Appell“ von Ende Oktober 2016, „den ‚Wir sind Kirche‘ wesentlich mitgestaltet hat“, mahnt, „sich nicht mehr im Klein-Klein der Lehrstreitigkeiten zu verzeteln, sondern endlich die ‚Zeichen der Zeit‘ zu erkennen und gemeinsam die Fragen und Nöte anzugehen, die die Menschen heute berühren.“ Im nächsten Absatz heißt es dann: „Dort (Lund) hat Franziskus die Verdienste der Reformation gewürdigt. Gleichzeitig ist die Hoffnung auf ein gemeinsames Abendmahl gewachsen.“

Das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit aller evangelischen Christen und aller Christen überhaupt hat fraglos zugenommen und sich gefestigt. Innerprotestantische Unterschiede verlieren mehr und mehr an Bedeutung. Bei der „Evangelischen Kirche in Deutschland“ (EKD) ist die Zusammenarbeit und Gemeinschaft mit katholischen Christen und Gemeinden vielerorts längst vorhanden. Man erwartet nun, dass das Aufeinanderzugehen weiterhin gefördert und die gemeinsamen Gespräche mit mehr Offenheit geführt werden. Zur Erfüllung dieser Aufgaben werde die EKD aber nur dann wirklich imstande sein, wenn es gelänge, das Vertrauen und die tatkräftige Mitarbeit aller Gliedkirchen in dieser Beziehung zu gewinnen.

Es ist nur schade, dass dieses Aufeinanderzugehen und dieses Aufbringen von gegenseitigem Verständnis füreinander so spät kommen, und zwar erst zu einer Zeit, wo meiner Meinung nach beide kirchlichen Richtungen überholt sind und der Menschheit keine Hoffnung und Zukunft mehr bieten können. Auf dem Evangelischen Kirchentag in Dortmund 1961, an dem ich als 15/16jähriger teilnahm, hieß es dazu, dass hier zwei Altersheime miteinander Frieden schlossen.

Soll es zur Vorherrschaft des Papstes über die Lutheraner kommen?

Unter den Christen gibt es die verschiedensten Kirchenformen. Die „Schwärmer“ während der Reformationszeit gingen davon aus, dass nur in einer kleinen unabhängigen Ortsgemeinde wirklich christliches Leben möglich sei. Andere träumen davon, dass alle Christen zusammengehören und dass sie deshalb auch eine Einheit bilden und organisatorisch vereint sein müssten. Das war freilich nie der Fall.

Es gab vielmehr ständig furchtbare Spannungen und endlose Streitereien unter den Christen, besonders zwischen ihren Oberhäuptern. Es tut weh, sich mit diesen Feindseligkeiten zu beschäftigen! Die folgenreichsten Spaltungen waren das Morgenländische Schisma von 1054, bei dem sich die Kirchen des Ostens (Konstantinopel, Alexandria, Antiochia, Jerusalem) von Rom trennten, und das Abendländische (1378-1417), als zwei, zeitweise drei Päpste gleichzeitig Ansprüche auf die Kirchenleitung erhoben. Auch mit der Reformation kam es zu einer furchtbaren Spaltung.

Geht ein Gläubiger von dem Bilde des einen Hirten und der einen Herde oder der Vorstellung aus, dass die Kirche der Leib Christi sei, so ist es verständlich, dass ihn große Trauer und die Sehnsucht nach der Einheit der Christen überkommt. Mir selber war es ja jahrelang auch so ergangen. Man überlegt hin und her, was getan werden müsste, damit die Christen, besonders die katholischen und die evangelischen, wieder zusammenfänden. Bei diesem Wunsch nach Einheit rückt natürlich

das Papsttum, das eines der am heftigsten umstrittenen Probleme war und ist, besonders in den Blick, hauptsächlich wenn es um dessen Unfehlbarkeit geht.

Ein lutherisch-katholischer Ausschuss wurde nun in den USA gebildet, der die Möglichkeit und Wünschbarkeit (jedenfalls von lutherischer Seite) der päpstlichen Vorherrschaft überprüfen sollte. Diese Gruppe (Kommission) wurde vom „USA-Nationalkomitee“ des „Lutherischen Weltbundes“ und vom „Ausschuss für ökumenische und interreligiöse Angelegenheiten“ der katholischen Bischofskonferenz in den USA ernannt. Sie hatte bereits 1965 ihre Arbeit bezüglich anderer Probleme aufgenommen. Seit 1970 beschäftigte sie sich mit dem päpstlichen Primat (Vorherrschaft) und hatte besonders die Möglichkeit der Kircheneinigung im Blick.

Um die biblischen Grundlagen für eine päpstliche Oberaufsicht zu klären, setzte die Kommission 1971 eine besondere Arbeitsgruppe aus Neutestamentlern und weiteren Fachleuten ein. Diese hat in zweijähriger Arbeit auf der Grundlage der modernen kritischen Forschung die Rolle des Petrus im Neuen Testament, seine besondere Stellung unter den Jüngern und seine entscheidende Rolle in der Jerusalemer Urgemeinde betrachtet und neu zu erfassen versucht. Bedeutender waren jedoch die Bilder für Petrus (Fischer, Hirte, Felsen, z.B. Matth. 16,18). Wieweit gehen diese Worte und Bilder jedoch wirklich auf Jesus zurück? Möglicherweise führte auch seine Bedeutung in der Urgemeinde zu diesen Bildern. Es wird zwar von der Arbeitsgruppe zugegeben, dass sie nicht das spätere Papsttum begründen, doch könne man davon ausgehen, dass sie die Entwicklung dazu eingeleitet haben.

Es werden zwei parallel laufende Entwicklungslinien gesehen, die zu einer ständigen Vergrößerung der Bedeutung des Bischofs von Rom führten. Die eine war die Weiterbildung der verschiedenen auf Petrus bezogenen Bilder, die andere die Bedeutung Roms als eines politischen, kulturellen und religiösen Zentrums.

Das am Ende dieser Entwicklungen stehende Ansehen eines einzigen Amtsträgers und einer Ortsgemeinde dürfte als das Ergebnis eines langen Prozesses angesehen werden. Zum Papstamt dürfte es also, behauptet man, durch die Leitung des Heiligen Geistes gekommen sein. Gleichzeitig sei dieses Amt aber auch der menschlichen Schwäche und sogar dem Größenwahn ausgesetzt gewesen.

Die Mitglieder der Kommission sind nun der Auffassung, dass es möglich sein müsse, das Papsttum so zu gestalten, dass es den zukünftigen Anforderungen besser entspreche. Als Grundlage für eine Erneuerung sieht man eine kollegiale Einstellung und die Förderung der Selbstverwaltung untergeordneter Einrichtungen.

Die lutherischen Teilnehmer wiesen darauf hin, dass für ein Amt, das der Einheit der Kirche diene, die in der Geschichte bereits brauchbaren Erfahrungen und Einrichtung in Betracht gezogen werden sollten. Die Reformatoren hätten ja auch die Strukturen, die sich in der Kirche entwickelt hatten, weiterführen wollen, und hatten sich auch eine Reform des Papsttums erhofft. Lutheraner könnten durchaus eine wertvolle Rolle des Papsttums in bestimmten Abschnitten der Geschichte sehen, und sie werden nicht leugnen können, dass in der Zukunft das Papsttum eine gnädige Gabe Gottes an sein Volk sein könnte. Das würde freilich bedeuten, dass der Dienst des Papstes mehr seelsorgerlicher als rechtlicher Art wäre. Aus lutherischer

Perspektive ist allerdings unbedingt notwendig, dass die päpstliche Machtstellung eindeutig dem Dienst am Evangelium und der Einheit der Kirche dienen müsse und nicht die christliche Freiheit untergraben dürfe.

Die Katholische Kirche wird abschließend gefragt, ob sie wegen der Wichtigkeit der Versöhnung mit den lutherischen Kirchen nicht bereit sein sollte, Gespräche mit diesen einzuleiten, deren eigene Entwicklung anzuerkennen, deren religiöses Erbe zu achten, ihre Leistungen innerhalb der Kirchengeschichte zu würdigen und sie in der Erwartung einer möglichen Versöhnung anzuerkennen. Die amerikanische Kommission hat sich ihre Auseinandersetzungen dadurch erleichtert, dass sie die Unfehlbarkeitsfrage ausgeklammert und zum Thema weiterer Arbeit gemacht hat.

Die lutherischen Vertreter dieser Kommission wenden sich mit folgendem Text aus dem gemeinsamen Schriftstück „Das Amt und die universale Kirche“, das am 4. März 1974 der Öffentlichkeit übergeben wurde, auch an ihre Mitgliedskirchen: „Wir fragen daher die lutherischen Kirchen: Ob sie mit uns bestätigen können, dass die päpstliche Vorherrschaft, erneuert im Lichte des Evangeliums, kein Hindernis für die Versöhnung zu sein braucht. Ob sie nicht nur die Rechtmäßigkeit des päpstlichen Amtes im Dienste der römisch-katholischen Gemeinschaft (der Katholischen Kirche) anerkennen können, sondern sogar die Möglichkeit und die Wünschbarkeit sähen, dass das päpstliche Amt die lutherischen Kirchen in einer umfassenderen Gemeinschaft einschließt; wenn es unter dem Evangelium erneuert und christlicher Freiheit verpflichtet ist. Ob sie willens seien, Gespräche über die tatsächliche Einbeziehung (Einführung) eines solchen Primats (Vorherrschaft) zu führen.“

Es könnte etwas daraus werden, wenn beide Kirchen erkennen, dass sie dem Untergange geweiht sind. Ich glaube aber eher daran, dass sie sich in ihrer Sturheit auflösen werden, ehe sie wirklich zueinander finden. Der Vatikan bekräftigte wenige Tage nach dem Papsts Schreiben zur Aufwertung der lateinischen Messe (Gottesdienste in lateinischer Sprache) sogar noch seinen rechthaberischen Kurs und sprach allen Protestanten ab, Kirche zu sein. Da sie mit Mängeln behaftet seien, handle es sich bei ihnen lediglich um kirchliche Gemeinschaften. Dieses von Papst Benedikt XVI. (2005-2013) ausdrücklich gut geheißenes Dokument der „Glaubensvereinigung“ löste bei den Protestanten offene Empörung aus. Der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Bischof Wolfgang Huber, sprach von einer widersprüchlichen Haltung, die der Ökumene schade.

Die Reformation geht weiter. Ihre Folgen und Auswirkungen bis heute. Eine neue Aufbruchsstimmung tut not.

Luther habe den göttlichen Plan mit den Menschen neu entdeckt und ihnen die ursprüngliche und ewige Wahrheit wieder verkündigt, etwa so wie dies angeblich auch Mohammed tat. So jedenfalls glauben, lehren und bekennen die streng lutherischen Christen. Daran ist sicherlich richtig, dass Luther die sogenannte Gnade Gottes in einer Tiefe erlebt hatte wie kaum andere. Die in ihrer Überzeugung ent-

schiedenen unerbittlichen Lutheraner bleiben jedoch, wie wir bereits gesehen haben, in ihrem Denken und in ihrem Bekenntnis bei Luther stehen.

Das wäre in gewisser Weise in Ordnung, wenn es tatsächlich nur eine einzige ewig gültig Wahrheit für alle Menschen und alle Zeiten gäbe. Dieses ist jedoch, wie ich an vielen Beispielen versuchte deutlich zu machen, nicht der Fall. Alles ist im Fließen. Das wusste man schon bei den alten Griechen. Alles entwickelt sich weiter. Das erfahren wir besonders, wenn wir uns fragen, wie alles entstanden ist.

Das Erlebnis der Gnade Gottes bei Luther war nicht nur ein entscheidender Wendepunkt in der kirchlichen Entfaltung, sondern auch eine Weiterentwicklung. Man hatte erkannt, wie sich alles verfestigt hatte, und wollte zurück zu den Quellen. Damit löste man sich von den sich fehlentwickelten, erstarrten, unmenschlichen kirchlichen Gesetzen und Strukturen. Man schritt also mutig weiter und voran. In welcher Weise man nun voranging und wie sich alles weiter entwickelte, habe ich mit Herzbluten und manchmal sogar mit Tränen in den Augen beschrieben. Auch die Reformation selbst war weitgehend leider eine Katastrophe. Aber es hatte wenigstens eine Öffnung stattgefunden.

Luther hatte seinen Mitmenschen nicht nur die furchtbaren Ängste vor den ewigen Höllenqualen genommen, sondern ihnen auch die Bibel geschenkt. Damit hat er ihnen geholfen, sich diesen „Liebesbrief Gottes“ selbst zu erarbeiten. Ich möchte darauf hinweisen und betonen, dass man sich immer tiefer in diese biblischen Texte hineinarbeitete und dabei zu vielen äußerst interessanten neuen Erkenntnissen und Ergebnissen kam. Ich kann jetzt jedoch unmöglich die gesamte entsprechende theologische Entwicklung der sich an Luther anschließenden 500 Jahre entfalten.

Einige hatten, indem sie wie Luther die kirchliche Lehre kritisch betrachteten, den Mut, zu fragen, ob sich Jesus tatsächlich als der Sohn Gottes und damit als Gott selbst bzw. als Teil Gottes verstanden habe. Dabei entdeckten sie, dass in den Evangelien vieles „Gemeindebildung“ ist, also erst später von Jesu Anhängern diesem angedichtet wurde, ähnlich wie dies bei Mohammed der Fall war. – War Jesus aber ein ganz normaler Mensch, dann muss man die Berichte über ihn ganz anders deuten und verstehen, als dieses seit Jahrhunderten von der Kirche der Fall war.

Ebenso fragte man sich, ob der Gott, wie man ihn sich vorstellte, tatsächlich Abraham berufen und dessen Nachkommen, die Israeliten bzw. Juden, aus der Menschheit als sein Volk auserwählt habe. Dabei stellte man fest, dass viele andere Völker auch ähnliche Vorstellungen entwickelt hatten und in einem Auserwählungsbewusstsein lebten. Außerdem finden wir viele biblische Erzählungen und Lieder schon bei den Kulturen, aus denen die Juden hervorgegangen waren. Auch lässt sich beobachten, dass die jüdischen Priester geschichtliche und religiöse Texte aus ganz bestimmten Anliegen, z.B. um bei der Bevölkerung ihr Ansehen, ihre Macht und ihre Vorstellungswelt zu festigen, verfasst und diese immer wieder überarbeitet haben. Dabei scheuten sie sich auch nicht vor Verfälschungen und Lügen.

Im Protestantismus, in der Nachfolge Luthers, wagten also weite Kreise, das umfangreiche kirchliche Lehrgebäude und die gesamte christliche Vorstellungswelt, auch die Luthers, in Frage zu stellen und aus den Angeln zu heben. Trotzdem halten

viele Christen, besonders Neubekehrte, weitgehend stur an ihren „Erkenntnissen“ fest. Sie können sich nicht von den Ängsten vor der ewigen Verdammnis befreien.

Luther hatte Glück, dass er aus diesen furchtbaren Zwiespalt herausfand und sich nicht bis zu seinem Lebensende zermartern musste. Unterschwellig aber blieb diese Angst doch in ihm. Mir selbst erging es ja ähnlich wie ihm. Ich bin überzeugt, dass ich mich noch heute, fünfzig Jahre später, als Pastor mit meinen inneren Spannungen herumquälen müsste und Luthers Lehre nachplappern würde, wäre „Jesus“ mir nicht persönlich erschienen und begegnet. Ich habe deshalb auch volles Verständnis für alle die, die von ihren religiösen Vorstellungen und ihren Glaubensinhalten nicht los kommen, sondern stur und ängstlich daran festhalten.

Schlagworte, durch die ich hindurchgehen musste und die mir weitergeholfen haben, sind: Moderne Theologie, Historisch-kritische Forschung, Entmythologisierung (Deutung von Erzählungen). Mit letzterer hat sich besonders Rudolf Bultmann einen Namen gemacht, der deshalb auch von christlichen Kreisen verteufelt wurde.

Ich erinnere mich daran, dass ich in einem Seminar fragte, ob wir sagen müssen, dass Bultmann (gest. 1976) in die Hölle komme. Auch hatte ich mit einem sehr gläubigen Pfarrersehepaar viel Kontakt, deren Tochter einen wohl entfernten Verwandten von Bultmann geheiratet hat. Der Vater: „Wäre dieser ein direkter Bultmann-Verwandter gewesen, hätte unsere Tochter ihn nicht heiraten dürfen“.

Für mich selber spielten in meinem Theologiestudium und anschließend immer wieder folgende Fragen eine sehr große Rolle: „Was ist das eigentlich, Gott?“ und „Wie kam es überhaupt zu der jüdisch-christlich-muslimischen Gottesvorstellung?“

Das Ergebnis, zu dem ich kam, war: Den Gott dieser Religionen hat es nie gegeben. Allmählich entwickelte sich diese Vorstellung, und sie wurde immer weiter gegeben und weiter entfaltet. Zuerst sah man diese Gottheit jedoch als fürsorglichen und gütigen Vater an. Als dann aber zum Glauben an den Himmel noch der an den Teufel und die Hölle hinzukamen, wurde dieser Gott zum Tyrannen, der jeden, der sich ihm nicht fügen wollte, gnadenlos in das Reich der Finsternis verdamnte.

Ursprünglich war Gott wohl nichts anderes als die Schicksalsmacht, die „liebenvoll“ über einer Gemeinschaft schwebte. Man verehrte sie und legte ihr dabei nach und nach immer mehr menschliche Züge bei. Ich hoffe, dass ich noch dazu komme, die Frage, wie es zur Gottesvorstellung kam, gründlich und genügend aufzuarbeiten.

Ich bin seit meiner Kindheit gewohnt, zu beten. Auch heute tue ich dies noch, weil es mir gut tut, mein bescheidenes, persönliches Schicksal in größere Hände zu legen. Ich spreche dabei jedoch nicht zum Bibel-Gott, sondern zu unserer großen Mutter, der Erde, und zu den Kräften und Mächten, die uns im Dasein umgeben und tragen. Dabei glaube ich nicht, dass mir wegen des Betens von außen geholfen wird. Aber ich kann mir meinen Kummer von der Seele reden und stimme mich täglich auf einen verantwortungsvollen und friedlichen Weg neu ein. Ich weiß mich geborgen. Dabei ziehen auch alle meine Bekannten an mir vorüber, und ich darf spüren, was ich ihnen schuldig bin. Wenn ich sie der gütigen Schicksalsmacht anvertraue, übernehme ich dabei selber für sie eine Verantwortung und Verpflichtung.

Bei diesen in der lutherischen Tradition durchgeführten Aufarbeitungen müssen wir leider auf die Bibel als die Grundlage aller menschlichen und gesellschaftlichen Ordnungen, auf die Kirche als die Trägerin einer höheren Sittlichkeit, auf Jesus als denjenigen, der uns von allem Bösen befreit und ein herrliches Leben nach dem Tode schenkt, und auf Gott, der alles Dasein in seinen Händen hält, verzichten.

Die Gottesvorstellung ist sicherlich für manche eine große Hilfe. Auf keinen Fall sollte daher eine neue religiöse Ausrichtung hinter der Sicherheit und dem Glück, die diese Einbildung vermittelt, zurückstehen. Einfach dürfte diese Umstellung für die einzelnen Menschen und Gesellschaften jedoch nicht sein.

Beim Kommunismus und Nationalsozialismus, die auch eine religiöse Änderung und Neuerung beabsichtigten, sehen wir, wie leicht es wieder zu Gewaltanwendungen und einem Überzeugungszwang kommen kann, besonders wenn diese mit einem übertriebenen Sendungsbewusstsein verbunden sind. Diese äußerst schwierige Umwandlung sollte aber verständnisvoll und liebevoll durchgeführt werden. Weitgehend haben sich jedoch schon die Entkirchlichung und eine Neuorientierung durchgesetzt. Hier gilt es anzuknüpfen und weiter zu machen. Es wäre jedoch wünschenswert, dass von dieser Entwicklung nicht nur einzelne, sondern ganze Gesellschaften und Völker, ja die gesamte Menschheit ergriffen und begeistert werden.

Mit dieser neuen Religiosität ist es im Grunde jedoch nicht viel anders als mit der herkömmlichen Gottesbegeisterung. Auch da blieb man letztlich allein bzw. auf seine Mitmenschen angewiesen. Denn dieser Gott hat auch nie eingegriffen oder die Menschen gelenkt, sondern diese haben das gemacht, was sie für richtig hielten und wollten, sowohl in Jerusalem wie in Rom, Wittenberg und Mekka/Medina. Wir müssen also selbst eine Weltethik entfalten und praktizieren. Auch hat der überlieferte Gott weder die Menschen in „seinen“ Himmel aufgenommen noch in die Hölle einsperren lassen.

Wie es Luther und der Reformation damals gelang, fast halb Europa von der Blindgläubigkeit dem Papst gegenüber und von dessen Machtanspruch zu befreien, so müssen wir uns heute vom Selbstverständnis der christlichen Kirchen, vom Islam und abartigen politischen Ideologien lösen. Die Evangelischen befinden sich bereits weitgehend in diesem Auflösungsprozess. Der katholischen Kirche wird es über kurz oder lang nicht anders ergehen, denn sie wird immer unglaubwürdiger, selbst unter ihren eigenen Gläubigen, wenigstens in Europa. Und wir haben mitgemacht und erleben immer wieder, wie „alternativlose“ (keine andere Möglichkeit) politische Ideen platzen.

Eine neue religiöse Macht und Kraft taucht jetzt jedoch in Europa wieder auf, nämlich der Islam. Dieser hat, besonders durch die Besetzung durch christliche Völker (Kolonien) und die US-amerikanischen Überfälle, wieder an Sendungsbewusstsein und Schwung gewonnen. Seine vom Koran geforderte Bestimmung und Aufgabe, die Welt muslimisch zu machen, damit Allah von allen über die ganze Erde angebetet und geehrt wird, ist den Gläubigen wieder verstärkt bewusst geworden.

Wir erleben, mit welcher Begeisterung sich junge Moslems dieser Aufgabe unterziehen und dabei nicht den Einsatz ihres Lebens scheuen. Der Islamische Staat

(IS) ist doch nicht die Idee von Verrückten, sondern von Menschen, die ihre Religion und den Willen Allahs ernst nehmen. Was von ihnen gefordert wird, versuchen sie zu verwirklichen. Mir ist diese Mentalität durchaus bekannt und bewusst, und ich kann sie nachvollziehen, denn auch ich wollte einmal christlicher Missionar werden.

Diesem Sendungsbewusstsein und Missionseifer sind wir Europäer z.Zt. nicht gewachsen. Wir werden gnadenlos überrollt werden, ebenso wie wir auch einst viele Völker Europas, Afrikas, Asiens, Australiens und Amerikas vergewaltigt haben.

Die einzigen Möglichkeiten, die wir haben, diesem Untergang zu entgehen, sehe ich darin, dass wir selbstbewusst eine neue Religiosität und ein unerschrockenes Sendungsbewusstsein entwickeln, wie es Luther uns vorgemacht hat, und dass wir versuchen, den Moslems unter uns nahe zu bringen, ihrer Religion gegenüber auch ehrlich und wahrhaftig zu sein, wie es viele unter uns auch unserer Religion gegenüber waren und sind. Nur das könnte die Moslems duldsam und friedlich machen. Im Augenblick erleben wir ja noch, dass, ebenso wie in der Kirchengeschichte und selbst in der Reformationszeit, Andersdenkende von vielen Moslems einfach gnadenlos entsorgt werden. Wie mir bekannt ist, wird ein Ägypter, der sich bemüht, dem Islam gegenüber offen zu sein, hier bei uns auf Staatskosten von einer vierköpfigen Leibgarde geschützt, um nicht umgebracht zu werden.

Es reicht jedoch nicht, nur die Moslems unter uns ehrlich und kritisch zu stimmen. Wenn es unseren europäischen Moslems nicht gelingt, auf ihre Landsleute in Tunesien, Libyen, Ägypten, der Türkei usw. einen tiefgreifenden Einfluss auszuüben und diese zur Aufrichtigkeit gegenüber ihrer Religion zu bewegen, dann Gnade uns Gott! Wir wären verloren!

Aber wer will denn bei dem, was bei uns abläuft, an eine solche Umstimmung, Kehrtwende und Entwicklung in den muslimischen Ländern glauben. Viele Europäer selbst, und auch viel Kirchenvolks bemühen sich doch, den Moslems zu bescheitigen und einzureden, dass sie eine friedliche Religion hätten, die nur darauf bedacht sei, Verständigung, Frieden und Versöhnung unter den Menschen auf dieser Erde zu schaffen. Das manche eine solche Gesinnung haben, soll nicht bestritten werden. Aber das ist doch nicht der Islam, den Mohammed uns vorgelebt hat.

Aber der Islam ist nur eines unserer großen gegenwärtigen Probleme. Noch furchtbarer scheinen mir die Gier und die Rücksichtslosigkeit der Wirtschaft, die gnadenlose Ausbeutung und Zerstörung der Erde, das Auflösen der Völker und die Globalisierung, die Verlogenheit der Zeitungen, des Fernsehens, aller Medien und der Politiker, das Dummhalten der Bevölkerung, die Auflösung des Selbstbewusstseins und Stolzes auf die gesellschaftliche Vergangenheit, die Verachtung der eigenen Geschichte und der Hass auf sich selber, die Auflösung unserer gesellschaftlichen Ordnungen und die Beschränktheit, die Trägheit und der Stumpfsinn der Bevölkerung zu sein. Da stehen noch große Aufgaben vor uns, die es anzupacken gilt!

Am liebsten schriebe ich auf jedes Lutherdenkmal: „Luther, steig herab, sonst geht's mit uns bergab!“. Aber was könnte uns ein Luther von vor 1517 helfen? Gar nichts. Luther wurde ja erst dadurch zum religiösen, politischen und nationalen Helden, weil es im Volk gehrte, brodelte und kochte. Luther hatte sich mit seinen

sanften 95 Thesen zwar bemüht, Fragwürdiges und Missstände zur Sprache zu bringen, aber bis 1517 zeigte er noch keine besondere Größe. Bei seinem Thesenanschlag ahnte er jedoch noch nicht, dass er Feuer in ein Pulverfass werfen würde.

Der Funke, der das Volk zum Hochgehen brachte, muss aber von seinen 95 Thesen ausgegangen sein, nicht von der Leidenschaft, mit der er im Vergleich zu den Humanisten auftrat, was freilich immer wieder behauptet wird. Als Luther seine Thesen anschlug, war er nämlich noch völlig unbekannt. Was die Humanisten nicht schafften, auf einmal lief das Fass über.

Durch diese im Grunde bescheidene Tat kam nämlich ganz plötzlich der jahrelang aufgestaute Volkszorn zum Ausbruch. Erst als der Bevölkerung der Kragen platzte und es zur Revolution kam, entdeckte auch Luther die Missstände in Kirche und Gesellschaft. Zur Reformation kam es also nicht durch seine „Genialität“. Erst die berechtigte öffentliche Unzufriedenheit weckte in ihm seine schlummernden Anlagen, seine Unerschrockenheit, seine Tatkraft und seine Übermenschlichkeit.

Auch heute stehen viele Probleme im Raum, die auf eine Lösung warten. beginnen sollten wir mit einer geistigen Erneuerung in uns selber, ehe wir uns in die politischen und gesellschaftlichen Aufgaben stürzen. Seit etwa 50 Jahren bemühe ich mich um eine weltweite innere menschliche und äußere gesellschaftliche Erneuerung. Ich weiß, wie schwer das ist und habe auch Verständnis für die Ungeduldigen, die zur Gewalt greifen möchten oder sogar greifen. Auf diesem Wege dürften wir jedoch alles, wie wir es beim Bauernkrieg, beim 30jährigen Krieg, bei der Französischen und Russischen Revolution sehen, verschlimmern. Wir brauchten weltweit eine religiöse Erneuerung, die uns dann hilft, auch die politischen Probleme anzupacken. Aber wie soll man an deren Verwirklichung glauben!

Heute fehlt uns leider diese allgemeine und öffentliche Aufbruchsstimmung, die damals in der Reformationszeit vorhanden war. Deshalb kommen alle Vorkämpfer, Reformer und Rebellen kaum weiter. Erst wenn wie in der Reformationszeit diese Empörung, Umsturzmoralität und eine große Opferbereitschaft in der Bevölkerung vorhanden sind, kann es zu einer Bewegung ähnlich der der Reformation kommen. Dann wäre es aber gut, wenn einer da wäre, der den Tod nicht scheut und diese Unruhe und diesen Wirbel in die Hand nimmt und weise lenkt. In so einer Situation könnte man dann beten: „Luther, steig runter, sonst gehen wir unter!“, oder: „Luther, steig herab, wir enden sonst im Grab!“.